DEUTSCHE RUNDSCHAU

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutſche Rundſchau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXIII.

(October — November — December 1892.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernſt Gimpel. — **Amſterdam**, Seyffardt'ſche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Baſel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boſton**, Carl Schoenhof. — **Brüſſel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapeſt**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobſen & Co. — **Bukareſt**, Sotſchek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Chriſtiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univerſitäts-Buchhandlung. — **Kapſtadt**, A. Braun. — **Konſtantinopel**, Lorenz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoeſt & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleſchal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobſen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'ſche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Guſtav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Weſtermann & Co. — **Odeſſa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fiſchbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, C. Schaefer & Koradi. — **Piſa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Waſſermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loeſcher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samſon & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Auſtralien), F. Baſedow. — **Tiflis**, G. Baerenſtamm Wwe. — **Valparaiſo**, C. F. Niemeyer. — **Warſchau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Univerſitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'ſche k. k. Hofverlags- & Univerſitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Digitized by Google

-14838-

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

zum

Dreiundsiebzigsten Bande (October — December 1892).

		Seite
	An unsere Leser.	
I.	Das edle Blut. Eine Erzählung von **Ernst von Wildenbruch**	1
II.	Zur amerikanischen Jubelfeier. Von **Karl von den Steinen**	21
III.	Florenz und Dante. Von **Otto Hartwig.** I./II.	48
IV.	Der Montblanc. Von **Paul Güßfeldt.** I./IX.	73
V.	Die weinende Venus. Von **Anna Carlotta Leffler,** Duchessa di Cajanello	99
VI.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau	134
VII.	Politische Rundschau	144
VIII.	Leidensgeschichte eines Dramatikers. Von **Erich Schmidt**	150
IX.	Zur Geschichte des Eisenbahnwesens	154
X.	Literarische Notizen	156
XI.	Literarische Neuigkeiten	160
XII.	Ihren Königlichen Hoheiten, dem Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und der Frau Großherzogin Sophie, Königl. Prinzeß der Niederlande, zum 8. October 1892. Von **Julius Rodenberg**	161
XIII.	Eine Todtenwacht. Von **Marie von Ebner-Eschenbach**	163
XIV.	Leonore von Este. Von **Herman Grimm**	177
XV.	Der Montblanc. Von **Paul Güßfeldt.** X./XXII. (Schluß.)	206
XVI.	Arthur Chuquet. Ein Muster objectiver Geschichtschreibung. Von **Ludwig Bamberger**	240
XVII.	Florenz und Dante. Von **Otto Hartwig.** III. (Schluß.)	264
XVIII.	Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von **Marie von Bunsen.** I./III.	280
XIX.	Die Entstehung der Müllerlieder. Eine Erinnerung an Frau von Olfers. Von **Max Friedlaender**	301
XX.	Die großen Todten	308

(Fortsetzung umstehend.)

Digitized by Google

		Seite
XXI.	Politische Rundschau	310
XXII.	David Grieve. Von **Anton E. Schönbach**	316
XXIII.	„Badische Biographien“	317
XXIV.	Literarische Notizen	318
XXV.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVI.	In der Geisterstunde. Von **Paul Heyse**	321
XXVII.	Maupertuis. Von **E. du Bois-Reymond**	343
XXVIII.	Ueber Robert Schumann's Schriften. Von **Philipp Spitta**	382
XXIX.	Französische Colonialpolitik sonst und jetzt	393
XXX.	Philipp Melanchthon. Von **R. A. Lipsius**	414
XXXI.	Gegen den Strom. Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin. Von **Marie von Bunsen.** IV./VI.	428
XXXII.	Pierre Loti	452
XXXIII.	Politische Rundschau	458
XXXIV.	Deutsche Culturgeschichte. Von **Julius Lessing**	464
XXXV.	Jugendbriefe von Scheffel	466
XXXVI.	„Arthur Chuquet“. Von **L. Bamberger**	467
XXXVII.	Schreiben Ihrer Königl. Hoheit, der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königl. Prinzessin der Niederlande, an Seine Excellenz den Herrn Reichsgerichtspräsidenten a. D. von Simson, Präsidenten der Goethe-Gesellschaft	468
XXXVIII.	Weihnachtliche Rundschau	469
XXXIX.	Literarische Notizen	475
XL.	Literarische Neuigkeiten	478

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Octoberhefte haben wir den neunzehnten Jahrgang der „Deutschen Rundschau“ begonnen. Unverändert, wie bisher, bleiben die Grundsätze, nach denen diese Zeitschrift während so vieler Jahre geleitet worden ist, und unaufhörlich werden wir bestrebt sein, das Programm, welches für ihre Begründung maßgebend war, einer immer größeren Vollendung entgegenzuführen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Literatur und der Wissenschaften, unterstützt von deren vornehmsten Vertretern, unternimmt es diese Zeitschrift, das geistige Leben unserer Nation in seinem gesammten Umfang zum Ausdruck zu bringen. Sie vermeidet es, sich in den Streit der Parteien zu mischen; aber dennoch bilden die großen Fragen, von denen die Gegenwart bewegt wird, ihren eigentlichen Gegenstand, nur daß sie versucht, in ruhiger Erörterung den festen Punkt nachzuweisen und zu behaupten, der in politischer Hinsicht durch den Reichsgedanken, in ästhetischer durch die Ueberlieferungen unserer Classiker unverrückbar gegeben ist. Was dem Frieden der Völker dient und die Wohlfahrt aller Classen unseres Vaterlandes, die sittliche wie die materielle, zu fördern geeignet scheint, wird in diesen Blättern stets eine gute Statt finden; und eben so streng von ihnen ausgeschlossen sein, was den entstellenden Zug der Uebertreibung, der Gehässigkeit und Verfolgungssucht trägt. Die schöne Humanität und reiche Bildung unserer Nation ist ein Schatz, in dessen Besitz ihre edelsten Geister sich einig wissen; in Gemeinschaft mit diesen ihn wahren und mehren zu helfen, das ist jederzeit Aufgabe der „Deutschen Rundschau“ gewesen, und ist es heute mehr, als je.

Digitized by Google

Die nächsten Hefte bringen zwei Novellen:

Eine Todtenwacht und **Glaubenslos**, von Marie von Ebner-Eschenbach;

und den Novellen-Cyclus:

In der Geisterstunde. Von Paul Heyse.

Von den weiter vorliegenden Beiträgen zur wissenschaftlichen, Memoiren- und Reiseliteratur erwähnen wir:

Maupertuis. Von Prof. Dr. E. du Bois-Reymond.

Das Jahrhundert des Diego Velazquez. Von Prof. Dr. E. Hübner.

Friedrich Nietzsche's Weltanschauung und ihre Gefahren. Von Prof. Dr. Ludwig Stein.

Wer kauft Liebesgötter? Von Prof. Dr. Th. Birt.

Chicago. Von Prof. Dr. E. Reyer.

Botanische Streifzüge an der Riviera. Von Prof. Dr. Eduard Strasburger.

Französische Colonialpolitik sonst und jetzt. Von ***.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben: Am Hofe König Jerome's (1808—1813). Von Dr. W. Lang.

Arthur Chuquet. Ein Muster objectiver Geschichtschreibung. Von Dr. Ludwig Bamberger.

Lucrez. Von Prof. Dr. Ludwig Friedlaender.

Inschriften als Quellen für die griechische Geschichte. Von Prof. Dr. G. Busolt.

Neue Schiller-Briefe. Aus Ernst und Charlotte Schimmelmann's Briefwechsel mit Schiller und dessen Gattin. Mitgetheilt von Louis Bobé.

Robert Schumann's Schriften. Von Prof. Dr. Philipp Spitta.

Ferner erhält jedes Heft eine literarische Rundschau (mit Beiträgen von Prof. Dr. Herman Grimm, Prof. Dr. A. Hausrath, Prof. Dr. F. X. Kraus, Prof. Dr. Erich Schmidt, Prof. Dr. Ant. E. Schönbach u. A.), in welcher die wichtigeren Neuigkeiten der deutschen und ausländischen Literatur besprochen werden; und eine politische Rundschau, welche die gedrängte Chronik des Monats giebt. Eine Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau faßt die Bewegungen auf diesem Gebiet in vierteljährlichen Ueberblicken zusammen. Den Berliner Theatern endlich und der dramatischen Production im Allgemeinen widmet Karl Frenzel regelmäßige Berichte.

Möge dieser Jahrgang die Bande befestigen, welche zwischen unseren Lesern und der „Deutschen Rundschau" längst bestehen und ihr in den weiten Kreisen derer, die den gleichen Anschauungen huldigen, neue Freunde gewinnen.

Berlin, im September 1892.

Die Verlagsbuchhandlung: Gebrüder Paetel.

Der Herausgeber: Dr. Julius Rodenberg.

Digitized by Google

Das edle Blut.

Eine Erzählung
von
Ernst von Wildenbruch.

Ob es Menschen geben mag, so ganz von Neugier frei, daß, wenn sie hinter Jemandem vorbeigehen, der aufmerksam und angestrengt nach einem Gegenstande ausschaut, den sie selbst nicht wahrzunehmen vermögen, daß es sie dann auch nicht ein bischen prickelt, stehen zu bleiben, der Richtung seiner Augen zu folgen und zu erforschen, was Jener Geheimnißvolles sieht? —

Ich für meine Person, wenn ich gefragt würde, ob ich mich zu dieser starken Menschenart zähle, weiß nicht, ob ich ehrlicherweise mit Ja antworten könnte, und jedenfalls hat es einen Augenblick in meinem Leben gegeben, wo es mich nicht nur geprickelt hat, sondern wo ich sogar dem Prickeln nachgegeben und gethan habe, was jeder Neugierige thut.

Der Ort, wo das geschah, war eine Weinstube in der alten Stadt, in der ich als Referendar am Gericht arbeitete, die Zeit ein Sommernachmittag.

Die Weinstube, zu ebener Erde an dem großen Platze belegen, den man von ihren Fenstern aus nach allen Richtungen übersah, war um diese Stunde beinah leer. Für mich, der ich von jeher ein Freund der Einsamkeit gewesen bin, nur um so angenehmer.

Wir waren unserer drei: der dicke Küfer, der mir aus einer grau verstaubten Flasche einen goldgelben Muskateller in das Glas goß, dann ich selbst, der ich in einer Ecke des winkligen, gemüthlichen Raumes saß und den duftigen Wein in mich einschlürfte, und endlich noch ein Gast, der an einem der geöffneten Fenster Platz genommen hatte, einen Pokal mit Rothwein vor sich auf dem Fensterbrett, eine lange, braun angeräucherte Meerschaumspitze im Munde, aus der er Dampfwolken um sich verbreitete.

Dieser Mann, dem ein langer grauer Bart das röthliche, stellenweise ins Bläuliche spielende Gesicht umrahmte, war ein alter Oberst außer Diensten, den in der Stadt Jedermann kannte. Er gehörte zu der Colonie von Verabschiedeten, die sich in dem freundlichen Orte niedergelassen hatten und sich langsam dem Ende ihrer Tage entgegenlangweilten.

Digitized by Google

Gegen Mittag sah man sie in Gruppen zu Zweien oder Dreien bedächtig durch die Straßen wandern, um demnächst in der Weinstube zu verschwinden, wo sie sich zwischen Zwölf und Eins um den runden Tisch zum Raisonnir-Appell versammelten. Auf dem Tische standen Schoppen-Flaschen mit Mosel-Säuerling, über dem Tische schwebte eine Wolke von bläulichem Cigarrenqualm, und durch das Gewölk hindurch vernahm man die grämlichen, verrosteten Stimmen, die sich über die neuesten Ereignisse in der Rangliste unterhielten.

Der alte Oberst war auch Stammgast in der Weinstube, aber er kam nicht zur Stunde des allgemeinen Appells, sondern später, am Nachmittag.

Er war eine einsame Natur. Man sah ihn selten mit Anderen zusammengehen; seine Wohnung lag in der Vorstadt, jenseits des Stroms, und aus ihren Fenstern blickte man in das weite Wiesengelände hinaus, das der Fluß, wenn er im Frühling aus den Ufern trat, unter Wasser zu setzen pflegte. Manchmal, wenn ich dort an seiner Behausung vorüberging, hatte ich ihn am Fenster stehen sehen, die roth unterlaufenen, mit tiefen Säcken umränderten Augen nachdenklich hinausgerichtet in die graue Wasserwüste jenseits des Dammes.

Und nun saß er da an dem Fenster der Weinstube und blickte unverwandt auf den Platz hinaus, über dessen sandige Fläche der Wind, Staub aufwirbelnd, dahinstrich.

Was er nur sehen mochte?

Der dicke Küfer, der sich mit uns beiden schweigsamen Leuten langweilte, war schon vor mir auf das Gebahren des Obersten aufmerksam geworden; er stand, die Hände unter den Schößen seines Rocks auf dem Rücken zusammengelegt, mitten im Zimmer und blickte durch das andere Fenster auf den Platz hinaus.

Irgend etwas mußte da draußen doch also los sein.

Möglichst leise, um die Andacht der Beiden nicht zu stören, erhob ich mich von meinem Sitze. Es war aber eigentlich nichts zu sehen. Der Platz war menschenleer; nur in der Mitte, unter dem großen Laternencandelaber bemerkte ich zwei Schuljungen, die sich drohend gegenüberstanden.

War es das, was die Aufmerksamkeit des Alten so fesselte? —

Aber wie der Mensch nun ist — nachdem ich einmal angefangen hatte, konnte ich nicht wieder aufhören zuzusehen, bis ich festgestellt hatte, ob die drohende Prügelei wirklich zum Ausbruch kommen würde. Die Jungen waren eben aus dem Nachmittagsunterricht gekommen; sie trugen ihre Schulmappen noch unter dem Arme. Sie mochten im Alter gleich sein, aber der eine war einen Kopf größer als der andere. Dieser größere, ein lang aufgeschossener, magerer Bursche mit einem unangenehmen Ausdruck im sommersprossigen Gesicht, vertrat dem anderen, der klein und dick war und ein gutmüthiges Gesicht mit rothen Pausbacken hatte, den Weg. Dabei schien er ihn mit nörgelnden Worten zu reizen. Die Entfernung aber machte es unmöglich, zu verstehen, was er sagte. Nachdem dieses ein Weilchen gedauert hatte, ging die Sache los. Beide ließen die Mappen zu Boden fallen; der kleine Dicke senkte den Kopf, als wollte er dem Gegner den Bauch einstoßen und rannte auf ihn an.

Digitized by Google

„Da wird ihn der Große bald im Schwitzkasten haben," sagte jetzt der Oberst, der den Bewegungen der Kämpfer aufmerksam gefolgt war und das Manöver des kleinen Dicken zu mißbilligen schien.

An wen er diese Worte richtete, war schwer zu sagen, er sprach sie vor sich hin, ohne Einen von uns anzureden.

Seine Voraussage bestätigte sich alsbald.

Der Große war dem Anprall des Feindes ausgewichen; im nächsten Augenblicke hatte er seinen linken Arm um dessen Hals geschlungen, so daß der Kopf wie in einer Schlinge gefangen war; er hatte ihn, wie man zu sagen pflegte, „im Schwitzkasten". Die rechte Faust des Gegners, mit welcher ihn dieser im Rücken zu bearbeiten versuchte, ergriff er mit seiner rechten Hand, und nachdem er ihn so völlig gefangen und in seine Gewalt gebracht hatte, schleppte er ihn in höhnischem Triumphe einmal und noch einmal und ein drittes Mal rund um den Candelaber herum.

„Ist ein schlapper Bengel," sagte der alte Oberst, seinen Monolog fortsetzend; „jedesmal läßt er sich so kriegen." Er war offenbar mit dem kleinen Dicken unzufrieden und konnte den langen Mageren nicht leiden.

„Die prügeln sich nämlich alle Tage," fuhr er fort, indem er jetzt den Küfer ansah, dem er, so schien es, sein Interesse an der Sache erklären wollte.

Dann wandte er das Gesicht wieder nach außen.

„Bin neugierig, ob der Kleine kommen wird?"

Er hatte dies Letzte noch kaum zu Ende gebrummt, als aus den Gartenanlagen der Stadt, die dort an den Platz stießen, ein kleines, schlankes Bürschchen hervorgeschossen kam.

„Da ist er," sagte der alte Oberst. Er nahm einen Schluck Rothwein und strich sich den Bart.

Der kleine Kerl, dem man an der Aehnlichkeit sofort ansah, daß er der Bruder des Pausbäckigen sein mußte, der aber wie eine feinere und verbesserte Auflage des Anderen aussah, war herangekommen, mit beiden Händen hob er die Schulmappe empor und gab dem langen Mageren einen Schlag auf den Rücken, daß es bis zu uns herüberknallte.

„Bravo," sagte der alte Oberst.

Der lange Magere trat wie ein Pferd mit dem Fuße nach dem neuen Angreifer. Der Kleine wich aus, und im selben Augenblick hatte der lange Magere einen zweiten Schlag weg, diesmal auf den Kopf, daß ihm die Mütze vom Kopfe flog.

Trotzdem ließ er den Gefangenen nicht aus dem Schwitzkasten heraus, und auch seine rechte Hand hielt er noch immer fest.

Nun riß der Kleine mit wahrhaft wüthender Hast seine Mappe auf; aus der Mappe nahm er das Penal, aus dem Penale seinen Stahlfederhalter, und plötzlich fing er an, die Hand des langen Mageren, mit welchem dieser die Hand seines Bruders gefangen hielt, mit der Stahlfeder zu stechen.

„Verfluchter Bengel," sagte der Oberst vor sich hin, „famoser Bengel!" Seine rothen Augen blickten ganz entzückt.

Digitized by Google

Dem langen Mageren wurde jetzt die Geschichte zu arg; durch den Schmerz gereizt, ließ er den ersten Gegner fahren, um sich mit wüthenden Faustschlägen auf den Kleinen zu stürzen.

Dieser aber verwandelte sich vollständig in eine kleine Wildkatze. Die Mütze war ihm vom Kopfe geflogen; das gelockte Haar umklebte das todtblasse, feine Gesicht, aus dem die Augen hervorglühten; die Mappe mit allem Inhalt lag an der Erde, und über Mütze und Mappe hinweg ging er dem langen Mageren zu Leibe.

Er drängte sich an den Gegner, und mit den kleinen, krampfhaft geballten Fäusten arbeitete er ihm auf Magen und Leib, daß jener Schritt für Schritt zurückzuweichen begann.

Inzwischen war auch der Pausbäckige wieder zu sich gekommen, hatte seine Mappe aufgerafft, und mit Hieben auf Rücken und Flanke des Gegners griff er wieder in den Kampf ein.

Der große Magere schüttelte endlich den Kleinen von sich, trat zwei Schritte zurück und nahm seine Mütze von der Erde auf. Der Kampf neigte sich zum Ende.

Athemlos keuchend standen sich die Drei gegenüber. Der lange Magere zeigte ein häßliches Grinsen, hinter dem er die Scham über seine Niederlage zu verstecken suchte; der Kleine, die Fäuste immer noch geballt, verfolgte jede seiner Bewegungen mit lodernden Augen, jeden Augenblick bereit, sich von Neuem auf ihn zu stürzen, falls er noch einmal anfangen sollte.

Aber der lange Magere kam nicht wieder; er hatte genug. Höhnisch mit den Achseln zuckend, zog er sich immer weiter zurück, und als er eine gewisse Entfernung erreicht hatte, fing er an zu schimpfen.

Die beiden Brüder rafften die Geräthschaften des Kleinen, die rings zerstreut lagen, wieder zusammen, packten sie in die Mappe, nahmen dann ihre Mützen auf, klopften den Staub davon und wandten sich zum Nachhauseweg. Dieser führte sie an den Fenstern unserer Weinstube vorüber. Ich konnte mir den kleinen tapferen Kerl genauer ansehen; es war wirklich ein Rassegeschöpf. Der lange Magere kam wieder hinter ihnen her, laut über den Platz hinter ihnen drein schreiend; der Kleine zuckte mit unsäglicher Verachtung die Schultern. „So ein feiger langer Schlaks," sagte er, und plötzlich blieb er stehen, dem Feinde das Gesicht zeigend. Augenblicklich blieb auch der lange Magere stehen, und beide Brüder brachen in ein spöttisches Gelächter aus.

Sie standen jetzt gerade unter dem Fenster, an dem der alte Oberst saß. Dieser beugte sich hinaus.

„Bravo, mein Junge," sagte er, „Du bist ein schneidiger Kerl — da — trink' mal eins dafür." Er hatte den Pokal aufgenommen und hielt ihn zum Fenster hinaus, dem Kleinen hin. Der Knabe blickte überrascht auf, dann flüsterte er dem älteren Bruder etwas zu, gab ihm seine Mappe zu halten und nahm das große Glas in seine beiden kleinen Hände.

Nachdem er einen genügenden Schluck getrunken hatte, faßte er das Glas mit der einen Hand um den Stiel, nahm dem Bruder seine Mappe wieder ab, und ohne weiter um Erlaubniß zu fragen, reichte er auch ihm das Glas.

Der Pausbäckige that gleichfalls einen Zug.

Digitized by Google

„So ein Bengel," sagte der alte Oberst, vor sich hin schmunzelnd: „ich gebe ihm mein Glas, und ohne Weiteres läßt er seinen cher frère mit daraus trinken."

Dem Kleinen aber, der jetzt das Glas wieder zum Fenster hinaufreichte, sah man am Gesichte an, daß er nur etwas gethan hatte, was ihm ganz selbstverständlich erschien.

„Hat es geschmeckt?" fragte der alte Oberst.

„Ja, danke, sehr gut," sagte der Knabe, rückte grüßend seine Mütze und setzte mit dem Bruder seinen Weg fort.

Der Oberst sah ihnen nach, bis daß sie um die Straßenecke bogen und seinen Blicken entschwanden.

„Mit solchen Jungen," sagte er dann, indem er wieder zum Selbstgespräch zurückkehrte, „es ist manchmal 'ne sonderbare Sache, mit solchen Jungen."

„Daß sie sich so auf offener Straße prügeln," sagte mißbilligend der dicke Küfer, der noch auf seinem Platze stand; „man wundert sich, daß die Lehrer so etwas zulassen; es scheint doch, sie sind aus anständigen Familien."

„Das schadet gar nichts," grunzte der alte Oberst. „Jungens müssen ihre Freiheit haben, die Lehrer können ihnen nicht immerfort auf der Tasche sitzen; Jungens müssen sich prügeln."

Er erhob sich von seinem Sitze, so daß der Stuhl unter ihm krachte, strich den Cigarrenstummel aus seiner Spitze in den Aschbecher und ging steifbeinig zur Wand hinüber, wo sein Hut an einem Nagel hing. Dabei setzte er seine Gedanken fort.

„Aus solchen Jungen, da kommt die Natur heraus — Alles, wie's wirklich ist — nachher, wenn das älter wird, sieht sich das alles gleich — da kann man Studien machen — an solchen Jungen."

Der Küfer hatte ihm den Hut in die Hand gegeben; der Oberst nahm seinen Pokal noch einmal auf, in dem noch ein Rest Rothwein stand.

„Verfluchte Bengel," brummte er, „haben mir Alles ausgetrunken." Beinah wehmüthig blickte er auf die dürftige Neige, dann setzte er den Pokal nieder, ohne auszutrinken.

Der dicke Küfer wurde plötzlich lebendig.

„Trinken Herr Oberst vielleicht noch eins?"

Der Alte hatte, am Tisch stehend, die Weinkarte aufgeschlagen und brummte vor sich hin.

„Hm — eine andere Sorte vielleicht — kriegt man aber nicht in Gläsern — eine Flasche allein — etwas zu viel."

Sein Blick ging langsam zu mir herüber; ich las in seinen Augen die stumme Frage des Menschen an den Nebenmenschen, ob er ihm helfen will, eine Flasche Wein zu bewältigen.

„Wenn der Herr Oberst erlauben," sagte ich, „ich bin gern bereit, eine Flasche mitzutrinken."

Er erlaubte es und offenbar nicht ungern. Er schob dem Küfer die Weinkarte zu, unterstrich mit dem Zeigefinger eine Sorte und sagte im Befehlshabertone: „Davon eine Flasche."

Digitized by Google

„Das ist eine Marke, die ich kenne," wandte er sich zu mir, indem er den Hut auf den Stuhl warf und sich an den Tisch setzte, „ein edles Blut."

Ich hatte mich zu ihm an den Tisch gesetzt, so daß ich sein Gesicht von der Seite sah. Seine Augen waren den Fenstern zugekehrt, und indem er an mir vorbei in den Himmel hinausblickte, spiegelte sich das Roth des Sonnenuntergangs in seinen Augen.

Ich sah ihn zum ersten Male in solcher Nähe.

In seinen Augen war etwas Traumverlorenes, und indem seine Hand mechanisch durch den langen grauen Bart strich, sah es aus, als stiegen aus der Fluth der Jahre, die hinter ihm verrauscht waren, Gestalten vor ihm auf, die jung gewesen waren, als er jung war, und die nun waren — wer sagte mir, wo? Die Flasche, die uns der Küfer brachte und vor uns auf den Tisch stellte, enthielt einen köstlichen Trank. Ein alter Bordeaux, ganz braun und ganz ölig, floß in unsere Gläser. Ich nahm den Ausdruck auf, den der Alte vorhin gebraucht hatte:

„Das muß ich sagen, Herr Oberst, es ist wirklich ein edles Blut."

Seine rothen Augen kamen aus der Ferne zurück, rollten zu mir herüber und blieben auf mir haften, als wollte er sagen: „Was weißt Du? —"

Er that einen tiefen Schluck, trocknete sich die angefeuchteten Barthaare und sah über das Glas hin. „So sonderbar," sagte er, „wenn man alt wird — man denkt viel mehr an die frühesten Zeiten zurück, als an das, was später war."

Ich schwieg, ich hatte das Gefühl, daß ich nicht sprechen und fragen sollte. Wenn der Mensch sich erinnert, dichtet er, und dichtende Menschen muß man nicht befragen. Eine lange Pause trat ein.

„Was man so für Menschen kennen lernt," fuhr er fort. „Wenn man so denkt — Manche, die leben und leben — wäre manchmal viel besser, sie lebten nicht — und Andere — die haben fortgemußt — viel zu früh." Mit der flachen Hand strich er über die Tischplatte. „Da unten liegt Vieles."

Es sah aus, als bedeutete ihm die Tischplatte die Oberfläche der Erde, und als dächte er an die, welche unter der Erde liegen.

„Mußte vorhin so daran denken" — seine Stimme klang dumpf — „wie ich den Jungen sah. So ein Junge — da kommt die Natur 'raus, spritzt ordentlich 'raus — armsdick. Da sieht man ins Blut hinein. Ist aber schade — das edle Blut geht leicht verloren — leichter als das andere. — Habe einmal so einen Jungen gekannt."

Da war's.

Der Küfer hatte sich in die hintere Ecke der Stube gesetzt; ich verhielt mich lautlos; durch die Stille des Zimmers ging die schwere Stimme des alten Obersten, in Pausen, wie Windstöße, die einem Ungewitter oder einem schweren Ereigniß der Natur vorangehen.

Seine Augen rollten wieder über mich hin, als wollten sie mich daraufhin prüfen, ob ich zuhören könnte. Er fragte nicht, ich sagte nichts, aber ich sah ihn an, und mein Blick mochte ihm erwidern: „Erzähle."

Er fing aber noch nicht gleich an, sondern zog erst mit Bedachtsamkeit eine große Cigarrentasche von hartem braunem Leder aus der Brusttasche seines Rocks, nahm eine Cigarre heraus und zündete sie langsam an.

Digitized by Google

„Kennen ja wohl Berlin," sagte er, indem er das Streichholz ausblies und die erste Qualmwolke über den Tisch schickte, „sind auch wohl schon auf der Stadtbahn gefahren —."

„O ja, manchmal."

„Hm — na, wenn Sie vom Alexanderplatz nach der Jannowitzbrücke fahren, hinter der Neuen Friedrichstraße entlang, dann liegt da auf der rechten Seite in der Neuen Friedrichstraße ein großer alter Kasten, das ist das alte Cadettenhaus."

Ich nickte bestätigend.

„Das neue da draußen in Lichterfelde, das kenne ich nicht, aber das alte, das kenne ich — ja — hm — bin nämlich seiner Zeit auch Cadett gewesen — ja — das kenne ich."

Die Wiederholung seiner Worte gab mir das Gefühl, daß er nicht das Haus nur, sondern auch mancherlei kennen mochte, was sich in dem Hause begeben hatte.

„Wenn man vom Alexanderplatz kommt," fuhr er fort, „dann kommt zuerst ein Hof mit Bäumen. Jetzt wächst Gras in dem Hofe; zu meiner Zeit noch nicht, denn da wurde exerziert, und die Cadetten gingen drin spazieren, wenn Freistunde war. Dann kommt das große Hauptgebäude, das einen viereckigen Hof umschließt, der der „Carreehof" hieß, und da gingen die Cadetten auch spazieren. In den können Sie von draußen nicht hineinsehen, wenn Sie vorbeifahren."

Ich nickte wieder bestätigend.

„Und dann kommt noch ein dritter Hof; der ist kleiner, und an dem liegt ein Haus. Weiß nicht, wozu es jetzt gebraucht wird; damals war es das Lazareth. Da können Sie auch noch das Dach von der Turnhalle sehen, wenn Sie vorüberfahren, denn neben dem Lazareth war der Hauptturnplatz. Da war ein Sprunggraben und Klettergerüste und alles mögliche Andere — jetzt ist das alles fort. Aus dem Lazareth ging eine Thür auf den Turnplatz hinaus, die war aber immer verschlossen. Wenn man ins Lazareth hinein wollte, mußte man vorne hineingehen, über den Hof weg. Die Thür also, wie gesagt, war immer verschlossen: das heißt, sie wurde nur bei besonderen Gelegenheiten aufgemacht, und das war dann jedesmal eine sehr schlimme Gelegenheit. Hinter der Thür nämlich war die Todtenkammer, und wenn ein Cadett gestorben war, dann wurde er da hineingelegt, und die Thür blieb so lange offen, bis die anderen Cadetten an ihm vorbeigeführt worden waren, um ihn noch einmal zu sehen, und bis er hinausgetragen wurde — ja — hm." Eine lange Pause folgte.

„Von dem neuen Hause da draußen," fuhr der alte Oberst in etwas geringschätzigem Tone fort, „in Lichterfelde, wie gesagt, davon weiß ich nichts, habe aber gehört, daß das jetzt eine große Geschichte ist mit einer Masse Cadetten. Da in der Neuen Friedrichstraße waren nicht sehr viele, nur vier Compagnien, und die vertheilten sich auf zwei Klassen: Secundaner und Primaner, und dazu kamen dann noch die Selectaner, die nachher als Officiere in die Armee kamen und die man „die Bollen" nannte, weil sie die Aufsicht über die anderen führten und man sie darum nicht leiden konnte.

Digitized by Google

„Bei der Compagnie, bei der ich stand — es war nämlich die vierte — da waren nun zwei Brüder, mit denen ich auch in der Classe zusammensaß, in Secunda. Der Name thut nichts zur Sache — aber — na, sie hießen also v. L. Bei den Vorgesetzten hieß der ältere von den beiden L. I. und der kleinere, der eineinhalb Jahr jünger war als der andere, L. II; bei uns Cadetten aber hießen sie das große und das kleine L. Das kleine L. ja — hm —."

Er rückte auf seinem Stuhle, seine Augen blickten ins Weite. Es schien, daß er bei dem Gegenstande seiner Erinnerung angelangt war.

„So etwas Verschiedenes von Brüdern habe ich nu eigentlich nie wieder gesehen," fuhr er fort, indem er eine dicke Wolke aus seiner Meerschaumspitze blies. „Das große L. war ein vierschrötiger Bengel mit plumpen Gliedern und einem dicken Kopf, das kleine L. wie eine Weidengerte, so schlank und elastisch. Er hatte einen kleinen, schmalen Kopf und blondes welliges Haar, das sich von selbst lockte, und ein Näschen, wie ein kleiner Adler und überhaupt — es war ein Junge —."

Der alte Oberst that einen schnaufenden Athemzug. „Nun muß man nicht denken, daß so etwas unter den Cadetten gleichgültig war; sondern im Gegentheil. Kaum daß die Brüder aus der Voranstalt, ich glaube, sie kamen aus Wahlstatt, im Cadettenhaus in Berlin eingerückt waren, hatte es sich schon entschieden: das große L. wurde links liegen gelassen, und das kleine L. war der allgemeine Liebling.

„Unter solchen Jungens ist das nämlich eine komische Geschichte: die Großen und Starken, das sind die Könige, und wem sie ihre Gunst zuwenden, dem geht es gut. Das schafft ihm auch bei den anderen Respekt, und es getraut sich so leicht keiner an den heran. Solche Jungen — da kommt eben die Natur noch 'raus; das ist halb wie bei den Thieren, und vor dem größten und stärksten Thier kuschen sich die anderen."

Erneuete Stöße aus der Meerschaumspitze begleiteten diese Worte.

„Wenn die Cadetten in der Freistunde 'runter kamen, dann fanden sich immer die zusammen, die gut Freund mit einander waren, und die gingen dann Arm in Arm um den Carreehof spazieren und nach dem Hofe, wo die Bäume stehen, und so immerzu, bis daß zur Arbeitstunde getrommelt wurde.

„Das große L. — na — das schloß sich denn nun eben da an, wo es gerade Anschluß fand, und stakte mißmuthig vor sich hin — das kleine L. dagegen, kaum daß er auf den Hof 'runtergekommen war, wurde er schon von zwei oder drei anderen Großen unter den Arm genommen und mußte mit ihnen spazieren gehen. Und das waren sogar Primaner. Für gewöhnlich nämlich fiel es so einem Primaner gar nicht ein, mit einem „Schnappsack" aus Secunda zu gehen, die standen tief unter ihrer Würde; aber mit dem kleinen L. war das etwas Anderes, da wurde eine Ausnahme gemacht. Trotzdem war er bei den Secundanern nicht weniger beliebt, als bei den Primanern. Das konnte man in der Classe sehen, wo wir ja unter uns Secundanern waren. In der Classe saßen wir nach dem Alphabet, und also saßen die beiden L. so ziemlich in der Mitte, nebeneinander.

Digitized by Google

Sie kamen im Unterricht ziemlich egal fort. Das große L. hatte einen guten Kopf für Mathematik; in allem Uebrigen war nicht viel mit ihm los, aber in Mathematik, da war er, wie man zu sagen pflegte „ein Hecht," und das kleine L., das nicht gerade stark im Rechnen war, schrieb von dem Bruder ab. In allem Uebrigen war das kleine L. dem älteren Bruder über, und überhaupt einer der Besten in der Classe. Und da war nun ein Unterschied zwischen den Brüdern: Das große L. behielt seine Weisheit für sich und sagte nicht vor; das kleine L., das sagte vor — es brüllte förmlich — ja ja ja —."

Ein liebevolles Lächeln ging über das Gesicht des alten Mannes.

„Wenn auf der vordersten Bank Einer aufgerufen wurde und nicht Bescheid wußte — das kleine L. zischte über alle Bänke weg, was er zu sagen hatte; wenn auf der hintersten Bank Einer dran kam, sprach das kleine L. die Antwort halb laut vor sich hin.

„Da war ein alter Professor, bei dem wir Lateinisch hatten. Beinah in jeder Stunde einmal blieb er mitten in der Classe stehen. „L. II, sagte er, Sie sagen schon wieder vor! Und zwar in einer ganz unverschämten Weise! nehmen Sie sich in Acht, L. II, ich werde nächstens ein Exempel an Ihnen statuiren! Ich sage es Ihnen heute zum letztenmal!"

Der alte Oberst lachte in sich hinein: „ist aber jedesmal das vorletzte Mal geblieben, und das Exempel hat er nie statuirt. Denn obgleich das kleine L. kein Musterknabe war, sondern viel eher das Gegentheil, war er doch auch bei den Lehrern und Officieren beliebt — und das konnte auch gar nicht anders sein. Immer fidel war das, als wenn's jeden Tag was geschenkt gekriegt hätte, obgleich es gar nichts geschenkt kriegte — denn der Vater von den Beiden war ein ganz armer Major in irgend einem Infanterieregiment, und die beiden Jungens bekamen kaum einen Groschen Taschengeld. Und immer, wie aus dem Ei gepellt, so propper — von außen und innen — überhaupt. —"

Der Oberst machte eine Pause; es war, als suchte er einen Ausdruck, um seine ganze Liebe zu dem einstigen kleinen Cameraden zusammenzufassen.

„Wie wenn die Natur mal bei recht guter Laune gewesen wäre," sagte er dann, „und den Jungen auf die Füße gestellt hätte und gesagt hätte: „da habt Ihr ihn."

„Nun war das merkwürdig," fuhr er fort, „so verschieden die beiden Brüder waren, so hingen sie doch sehr aneinander.

„Dem großen L. merkte man das nicht so an; der war immer mürrisch und zeigte nichts; aber das kleine L. konnte nichts verstecken.

„Und weil das kleine L. sich dessen bewußt war, wie viel besser er von den übrigen Cadetten behandelt wurde, als sein Bruder, so that ihm das um seinen Bruder leid. Wenn sie auf dem Hofe spazieren gingen, dann konnte man sehen, wie er von Zeit zu Zeit nach dem Bruder ausschaute, ob er auch Jemanden hätte, mit dem er ging. Daß er in der Classe dem Bruder vorsagte und ihn von sich abschreiben ließ, wenn Extemporalien dictirt wurden, das versteht sich von selbst; aber er paßte auch auf, daß Niemand seinem Bruder was zu leide that, und wenn er ihn so manchmal von der Seite ansah, ohne daß der Große Acht darauf gab, dann wurde das Gesichtchen oft ganz merkwürdig ernst, beinah als ob er sich um den Bruder sorgte —."

Digitized by Google

Der Alte rauchte stärker.

„Das hab' ich mir nachher so zusammengefunden," sagte er, „als Alles gekommen war, was kommen sollte; er mochte besser Bescheid wissen, wie es mit dem großen L. stand, als wir damals, und was der Bruder für Eigenschaften hatte.

„Bei den Cadetten war das natürlich bekannt, und obschon es dem großen L. nichts weiter half, denn der blieb unbeliebt, nach wie vor, so machte es das kleine L. doch um so beliebter, und man nannte ihn allgemein „die brüderliche Liebe".

„Die Beiden wohnten auf einer Stube zusammen, und das kleine L., wie ich schon gesagt habe, war sehr propper, das große dagegen malpropper. Da machte sich nun das kleine L. geradezu zum Diener für seinen Bruder, und es kam vor, daß er ihm die Knöpfe am Uniformrock putzte, und bevor zum Appell angetreten wurde, stellte er sich noch einmal, mit der Kleiderbürste in der Hand, vor ihn und bürstete und schrubberte ihn förmlich — namentlich an den Tagen, wo der „böse Lieutenant" den Dienst hatte und den Appell abnahm.

„Zum Appell nämlich mußten die Cadetten des Morgens auf den Hof hinuntertreten, und dann ging der diensthabende Officier zwischen den Reihen entlang und untersuchte, ob ihre Kleidung in Ordnung war.

„Und wenn der „böse Lieutenant" das besorgte, dann herrschte jedesmal eine Hundeangst bei der ganzen Compagnie, denn der fand immer etwas. Er ging hinter die Cadetten und knipste mit den Fingern auf ihre Röcke, ob Staub herauskäme, und wenn da keiner kam, dann nahm er ihre Rocktaschen auf und klopfte darauf, und nu mochte man so einen Rock ausgeklopft haben, so sehr man wollte, etwas Staub blieb schließlich doch immer sitzen, und sobald der „böse Lieutenant" das sah, sagte er mit einer Stimme wie ein alter meckernder Ziegenbock: „Schreiben Sie den auf — zum Sonntag zum Rapport," und dann war der Sonntagsurlaub zum Teufel, und das war dann sehr traurig."

Der alte Oberst machte eine Pause, trank einen energischen Schluck und strich sich mit der flachen Hand den Bart von der Oberlippe in den Mund, um die Weinperlen, die an den Barthaaren glitzerten, abzusaugen; die Erinnerung an den „bösen Lieutenant" machte ihn offenbar fuchswild.

„Wenn man denkt," brummte er, „was dazu für eine Gemeinheit gehört so einem armen Jungen, der sich acht Tage lang darauf gefreut hat, Sonntags ausgehen zu dürfen, das zu nehmen, wegen einer Lumperei — na überhaupt — wenn ich gemerkt habe, daß Jemand die Leute chicanirte — das hat's bei meinem Regiment später nicht gegeben, das haben sie gewußt, daß ich da war und das nicht litt. — Mal grob werden, auch ganz gehörig unter Umständen, in Arrest schmeißen, das schadet nichts — aber chicaniren — dazu gehört ein gemeiner Kerl!"

„Sehr wahr," rief der Küfer aus dem Hintergrunde und bekundete dadurch, daß er der Erzählung des Obersten gefolgt war.

Der Alte beruhigte sich und fuhr in seinem Berichte fort.

„Das alles, das ging nun so ein Jahr, und dann kam die Zeit, wo die Examina gemacht wurden, und das war immer eine ganz besondere Zeit.

„Die Primaner machten das Fähnrichexamen und die Selectaner, die man auch, wie ich schon gesagt habe, „die Bollen" nannte, das Officiersexamen, und sobald sie das Examen hinter sich hatten, wurden sie nach Hause, aus dem Cadetten-

Digitized by Google

corps fortgeschickt, und so kam es, daß dann eine Zeit lang bloß noch die Secundaner da waren, die nun in der Zeit nach Prima versetzt wurden.

„Das dauerte dann, bis daß aus den Voranstalten die neuen Secundaner einrückten und bis die neu ernannten „Bollen" wiederkamen, und dann ging die Karre wieder den gewöhnlichen Gang. In der Zwischenzeit aber herrschte so eine Art von Unordnung, und namentlich, wenn die letzten Primaner abgingen — sie wurden nämlich abtheilungsweise examinirt und fortspedirt, dann ging Alles ziemlich drunter und drüber.

„Da war nun auf der Stube, wo die beiden Brüder wohnten, ein Primaner, wie man bei den Cadetten sagte, ein „patenter" Kerl. Und weil er sich vorgenommen hatte, sobald er das Examen hinter sich hätte und an die freie Luft käme, als seiner Mann aufzutreten, so hatte er sich statt des Säbelkoppels, das wir Cadetten von der Anstalt geliefert bekamen und trugen, ein eigenes Koppel von lackiertem Leder machen lassen, das schmaler war und feiner aussah als so ein ordinäres Commißkoppel. Er konnte sich nämlich so etwas leisten, denn er bekam von Hause Geld geschickt.

„Er hatte das Koppel überall herumgezeigt, denn er war schmählich stolz darauf, und die übrigen Cadetten hatten es bewundert.

„Wie nun der Tag kam, wo der Primaner seine sieben Sachen zusammenpackte, um nach Hause zu gehen, wollte er sein feines Koppel umschnallen — und mit einemmal war das Ding nicht mehr da.

„Es entstand ein großes Halloh; überall wurde gesucht; das Koppel war nicht aufzufinden. Der Primaner hatte es nicht in sein Spind geschlossen, sondern im Schlafzimmer, wo die Helme der Cadetten offen unter einem Vorhange standen, zu seinem Helm gelegt — und von da war es fort.

„Es war also gar nicht anders möglich — es mußte es Jemand genommen haben.

„Aber wer?" —

„Man dachte zuerst an den alten Aufwärter, der den Cadetten die Stiefel putzte und das Schlafzimmer in Ordnung brachte — aber das war ein alter ehemaliger Unterofficier, der sich sein langes Leben lang nie die geringste Unregelmäßigkeit hatte zu schulden kommen lassen. Einer von den Cadetten doch nicht etwa gar? Aber wer konnte so etwas überhaupt denken. Also blieb die Sache ein Geheimniß, und zwar ein faules. Der Primaner fluchte und schimpfte, weil er nun doch mit dem Commißkoppel abziehen mußte; die übrigen Cadetten auf der Stube waren ganz stumm und bedrückt; sie hatten gleich alle ihre Spinden aufgeschlossen und den Primaner aufgefordert, bei ihnen nachzusehen, aber der hatte bloß geantwortet, „ist ja Unsinn — wer denkt denn an so etwas?"

„Und nun geschah etwas Merkwürdiges, was noch mehr Aufsehen erregte, als alles Vorherige: mit einemmal hatte der Primaner sein Koppel wieder.

„Er war schon, mit dem Koffer in der Hand, aus der Stube gegangen, und wie er schon auf der Treppe war, wurde er plötzlich von hinten angerufen, und wie er sich umwandte, kam das kleine L. hinter ihm drein gelaufen und trug etwas in der Hand — und das war das Koppel des Primaners.

Digitized by Google

„Ein paar Andere waren zufällig vorübergegangen, und die erzählten nachher, daß das kleine L. leichenblaß gewesen war und daß ihm die Glieder am Leibe nur so geflogen waren. Er hatte dem Primaner etwas ins Ohr gesagt, und sie hatten Beide ganz leise ein paar Worte miteinander gewechselt, und dann hatte der Primaner ihm den Kopf gestreichelt, sein Commißkoppel abgebunden und das feine Koppel umgeschnallt und war gegangen; das Commißkoppel hatte er dem kleinen L. übergeben, um es zurückzutragen.

„Nun konnte die Geschichte natürlich nicht länger verborgen bleiben, und sie kam denn auch 'raus.

„Es war eine neue Belegung der Zimmer angeordnet worden; das große L. war verlegt worden; und gerade während sich das alles begab, hatte er seinen Umzug nach der neuen Stube vollzogen.

„Nachher fiel es den Cadetten ein, daß er sich dabei merkwürdig leise verhalten hatte — aber das kennt man ja; wenn's Gras gewachsen ist, dann hat's nachher Jeder wachsen hören. So viel aber war richtig: er hatte sich von Niemandem helfen lassen, und als das kleine L. mit Hand anlegte, war er gegen den kleinen Bruder ganz grob geworden. Das kleine L. aber, hülfsbereit wie er nu einmal war, hatte sich nicht abschrecken lassen, und wie er aus dem Spinde des Bruders die Drillich-Turnjacke herausnimmt, die ganz sorgfältig zusammengefaltet lag, fühlt er mit einemmal was Hartes drin — und das war das Koppel des Primaners.

„Was die Brüder miteinander in dem Augenblick gesprochen haben, ob sie überhaupt etwas gesprochen haben, das hat nie Jemand erfahren; denn das kleine L. hatte noch so viel Geistesgegenwart, daß es lautlos aus der Stube ging. Kaum aber aus der Thüre 'raus und auf dem Flur, schmiß es die Jacke auf den Boden, und ohne dran zu denken, was nun aus der Geschichte werden sollte, lief es mit dem Koppel hinter dem Primaner her.

„Nun aber war natürlich nicht mehr zu helfen; in fünf Minuten war die Geschichte in der Compagnie herum. Das große L. hatte sich vom Teufel reiten lassen und lange Finger gemacht.

„Eine halbe Stunde darauf wurde leise von Zimmer zu Zimmer gesagt: heut Abend, wenn die Lampen ausgelöscht sind, Alles zur Berathung auf den Compagniesaal!

„In jedem Compagnierevier war nämlich so ein größerer Raum, wo Censuren ausgegeben und sonstige Staatsactionen vorgenommen wurden, der hieß der Compagniesaal.

„Abends also, als die Lampen aus und Alles ganz dunkel war, kam es aus allen Stuben über den Flur; keine Thür durfte klappen, Alles ging in Strümpfen. denn der Hauptmann und die Officiere wußten noch von nichts und durften von der Zusammenkunft nichts wissen, weil wir sonst ein Donnerwetter über den Hals gekriegt hätten.

„Wie wir an die Thür vom Compagniesaal kamen, stand an der Wand neben der Thür Einer, weiß wie der Kalk an der Wand — das war das kleine L. Ein paar faßten ihn gleich an der Hand. „Das kleine L. kann mit rein," hieß es, „der kann nichts dafür." Nur Einer von Allen wollte sich widersetzen,

Digitized by Google

das war ein langer, großer Bengel — er hieß — Namen thun ja nichts zur Sache — na, also er hieß K. Aber er wurde gleich überstimmt, das kleine L. wurde mit hereingenommen, ein paar Talglichter wurden angezündet und auf den Tisch gestellt, und nun ging die Berathung los."

Das Glas des Obersten war leer geworden; ich schenkte ihm ein, und er that einen tiefen Zug.

„Ueber das Alles," fuhr er fort, „kann man jetzt lachen, wenn man will; aber so viel kann ich sagen, uns war gar nicht zum Lachen zu Muth, sondern ganz unheimlich. Ein Cadett, ein Spitzbube — das war uns etwas ganz Gräßliches. Alle Gesichter waren blaß, und es wurde nur halblaut gesprochen. Für gewöhnlich galt es als die scheußlichste Gemeinheit, wenn ein Cadett den anderen bei den Vorgesetzten anzeigte — aber wenn Einer so etwas that und stahl, dann war er für uns kein Cadett mehr, und darum sollte jetzt berathen werden, ob wir dem Hauptmann anzeigen sollten, was das große L. gethan hatte.

„Der lange K. nahm zuerst das Wort. Er erklärte, daß wir unbedingt zum Hauptmann gehen und ihm Alles sagen müßten, denn bei einer solchen Gemeinheit hörten alle Rücksichten auf. Der lange K. war jetzt der Größte und Stärkste von der Compagnie; seine Worte machten darum einen besonderen Eindruck, und im Grunde waren wir Anderen derselben Meinung.

„Niemand wußte darum etwas zu erwidern, und es trat ein allgemeines Stillschweigen ein. In dem Augenblicke aber öffnete sich die Reihe, die rund um den Tisch stand, und das kleine L., das sich bis dahin in die hinterste Ecke vom Saal gedrückt hatte, trat in den Kreis vor. Die Arme hingen ihm schlaff am Leibe, und das Gesicht hielt er zu Boden gesenkt; man sah, daß er was sagen wollte, aber nicht den Muth dazu fand.

„Der lange K. hatte wieder das große Maul. ‚L. II,' sagte er, ‚hat hier nicht mitzureden.'

„Aber diesmal hatte er kein Glück. Er war den Beiden schon immer aufsäßig gewesen, Niemand wußte recht warum, namentlich dem kleinen L. Er war auch gar nicht beliebt, denn wie solche Jungens nun einmal einen colossal feinen Instinct haben, mochten sie fühlen, daß in dem langen Lümmel eine ganz gemeine, feige, elende Seele fleckte. Er war so Einer von Denen, die sich nie an gleich Große wagen, sondern die Kleineren und Schwächeren mißhandeln.

„Darum brach jetzt ein Flüstern von allen Seiten aus.

„Das kleine L. soll wohl reden! Erst recht soll es reden!

„Als der Junge, der noch immer starr und steif dastand, hörte, wie seine Kameraden für ihn Partei nahmen, liefen ihm mit einem Mal die dicken Thränen über die Backen; er ballte beide Hände und drückte sie an die Augen und schluchzte so furchtbar, daß der ganze Körper von oben bis unten flog und er kein Wort 'rausbringen konnte.

„Einer trat an ihn heran und klopfte ihn auf den Rücken.

„‚Beruhige Dich doch,' sagte er, ‚was willst Du denn sagen?'

„Das kleine L. schluchzte immer noch fort.

„‚Wenn — er angezeigt wird' — brachte er dann in großen Absätzen heraus — ‚wird er aus dem Corps geschmissen — und was soll dann aus ihm werden?'

Digitized by Google

„Alles verstummte; wir wußten, daß der Junge ganz recht hatte, und daß das die Folge davon sein würde, wenn wir ihn anzeigten. Dabei wußten wir auch, daß sein Vater arm war, und unwillkürlich dachte ein Jeder, was sein Vater sagen würde, wenn er so etwas von seinem Sohne erführe.

„‚Aber das mußt Du doch selbst einsehen,' fuhr der Cadett zu dem kleinen L. fort, ‚daß Dein Bruder eine ganz gemeine Geschichte gemacht hat und Strafe dafür verdient.'

„Der kleine L. nickte stumm; seine Gesinnung stand ja ganz auf der Seite Derer, die seinen Bruder anklagten. Der Cadett überlegte einen Augenblick, dann wandte er sich an die Anderen:

„‚Ich mache einen Vorschlag,' sagte er, ‚wir wollen L. I, wenn's nicht sein muß, nicht fürs Leben unglücklich machen. Wir wollen probiren, ob er noch anständige Gesinnung im Leibe hat. L. I soll selber wählen, ob er will, daß wir ihn anzeigen, oder daß wir die Sache unter uns lassen, ihn gehörig durchprügeln, und daß dann die Geschichte begraben sein soll.'

„Das war ein famoser Ausweg. Alles stimmte eifrig bei.

„Der Cadett legte dem kleinen L. die Hand auf die Schulter. ‚Dann geh' also,' sagte er, ‚und ruf' Deinen Bruder her.'

„Das kleine L. trocknete sich die Thränen und nickte hastig mit dem Kopfe — dann war er zur Thür hinaus, und einen Augenblick darauf war er schon wieder mit dem Bruder zurück.

„Das große L. wagte Niemanden anzusehen; wie ein Ochse, den man vor den Kopf geschlagen hat, stand er vor seinen Kameraden. Der Kleine stand hinter ihm und verwandte kein Auge von dem Bruder.

„Der Cadett, der vorhin den Vorschlag gemacht hatte, begann das Verhör mit L. I.

„‚Ob er eingestände, daß er das Koppel genommen hätte?'

„Er gestand es ein.

„‚Ob er fühlte, daß er etwas gethan hätte, was ihn eigentlich unwürdig machte, noch länger Cadett zu sein?'

„Er fühlte es.

„‚Ob er wollte, daß wir ihn dem Hauptmann anzeigten, oder daß wir ihn gehörig durchprügelten, und daß dann die Geschichte begraben sein solle?'

„Es war ihm lieber, durchgeprügelt zu werden.

„Ein Seufzer der Erleichterung ging durch den ganzen Saal.

„Es wurde beschlossen, die Geschichte gleich jetzt an Ort und Stelle abzumachen.

„Einer wurde hinausgeschickt, um einen Rohrstock herbeizuholen, wie wir sie zum Ausklopfen unserer Kleider hatten.

„Während er hinaus war, versuchten wir, dem kleinen L. zuzureden, daß er den Saal verlassen sollte, um bei der Execution nicht zugegen zu sein.

„Er schüttelte aber schweigend den Kopf; er wollte dabei bleiben.

„Sobald der Rohrstock gekommen war, mußte das große L. sich mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch legen, zwei Cadetten faßten seine Hände und zogen ihn nach vorn, zwei Andere nahmen ihn an den Füßen, so daß der Körper ausgespannt wurde.

Digitized by Google

„Die Talglichter wurden vom Tische genommen und hoch gehoben, und die ganze Geschichte sah nun geradezu graulich aus.

„Der lange K., weil er der Stärkste war, sollte die Execution ausführen; er nahm den Rohrstock in die Hand, trat zur Seite und ließ den Stock mit allen Leibeskräften auf das große L. niedersausen, dessen Körper nur mit der Drillichjacke und Hose bekleidet war.

„Der Junge bäumte sich förmlich auf unter dem furchtbaren Hiebe und wollte schreien; in dem Augenblicke aber stürzte das kleine L. auf ihn zu, nahm seinen Kopf in beide Hände und drückte ihn an sich.

„‚Schrei' nicht,' flüsterte er ihm zu, ‚schrei' nicht, sonst kommt Alles 'raus!'

„Das große L. schluckte den Schrei hinunter und gurgelte und ächzte halblaut vor sich hin.

„Der lange K. hob wieder den Stock, und ein zweiter Hieb knallte durch den Saal.

„Der Körper des Geschlagenen wälzte sich förmlich auf dem Tische, so daß die Cadetten ihn kaum an den Händen und Füßen festzuhalten vermochten. Das kleine L. hatte beide Arme um den Kopf des Bruders geschlungen und drückte ihn mit krampfhafter Gewalt an sich. Seine Augen waren ganz weit aufgerissen, sein Gesicht wie der Kalk an der Wand, sein ganzer Körper zitterte.

„In dem ganzen Saale war eine Todtenstille, so daß man nur das Röcheln und Schnaufen des Gestraften hörte, das der kleine Bruder an seiner Brust erstickte; alle Augen hingen an dem Jungen; Alle hatten wir das Gefühl, daß wir das nicht mehr lange mit ansehen konnten.

„Als darum der dritte Hieb gefallen war und das Schauspiel von vorhin sich wiederholt hatte, entstand ein allgemeines aufgeregtes Flüstern, ‚jetzt ist's genug — nicht mehr schlagen!'

„Der lange K., der von der Anstrengung ganz roth geworden war, wollte noch zu einem vierten Schlage ausholen, aber mit einem Male warfen sich Drei, Viere zwischen ihn und das große L., rissen ihm den Rohrstock aus der Hand und stießen ihn zurück.

„Das große L. wurde losgelassen, richtete sich langsam auf und stand dann, ganz wie gebrochen, am Tische; das kleine L. stand neben ihm.

„Die Execution war zu Ende.

„Der Cadett von vorhin erhob noch einmal, aber immer nur halblaut, die Stimme:

„‚Jetzt ist die Sache aus und begraben,' sagte er; ‚ein Jeder gibt jetzt L. I die Hand, und ein Schuft, wer von der Sache noch ein Wort spricht!'

„Ein allgemeines ‚Ja, ja' zeigte, daß er ganz im Sinne der Anderen gesprochen hatte. Man trat hervor und reichte dem großen L. die Hand, dann aber, wie auf Commando, stürzte sich Alles auf das kleine L. Es entstand ein förmlicher Knäuel um den Jungen, denn Jeder und Jeder wollte ihm die Hand drücken und schütteln. Die Hintenstehenden streckten die Hände über die Vorderen weg, Einige kletterten sogar auf den Tisch, um an ihn heranzukommen, man streichelte ihm den Kopf, klopfte ihn auf die Schultern, den Rücken, und

Digitized by Google

dabei war ein allgemeines Geflüster: ‚Kleines L., Du famoser Kerl, Du famoses kleines L.‘“

Der alte Oberst hob das Glas an den Mund — es war, als hätte er Etwas hinunterzuschlucken gehabt. Als er wieder absetzte, schnaufte er aus tiefer Brust.

„Solche Jungens,“ sagte er, „die haben Instinct — Instinct und Gefühl.

„Die Lichter wurden ausgeputzt, Alles huschte über den Flur in die Stuben zurück; fünf Minuten später lag Alles in den Betten, und Alles war vorbei.

„Der Hauptmann und die übrigen Officiere hatten keinen Laut von der ganzen Geschichte gehört.

„Alles war vorbei“ — die Stimme des Erzählers wurde schwer; er hatte beide Hände in die Hosentaschen gesenkt und blickte durch den Qualm der dampfenden Cigarre vor sich hin.

„So dachten wir den Abend, als wir uns in die Betten legten. —

„Ob das kleine L. die Nacht geschlafen hat? Am anderen Tage, als wir in der Classe zusammenkamen, sah es nicht so aus.

„Früher war es gewesen, als wenn an der Stelle, wo der Junge saß, ein Kobold säße, und er hatte über die ganze Classe weg gekräht — jetzt war es, als wenn an der Stelle ein Loch war — ganz still und blaß saß er an seinem Platz.

„Wie wenn man einem Schmetterling den Staub von den Flügeln wischt — so war's mit dem Jungen — ich kann's nicht anders beschreiben.

„Nachmittags sah man ihn jetzt immer mit dem Bruder zusammengehen. Er mochte fühlen, daß das große L. jetzt erst recht keinen Anschluß bei den Anderen finden würde — darum leistete er ihm Gesellschaft. Und da gingen denn die Beiden, Arm in Arm, immer um den Carreehof herum und über den Hof mit den Bäumen, Einer wie der Andere den Kopf an der Erde, kaum daß man sah, daß sie je ein Wort sprachen.“

Wieder kam eine Pause in der Erzählung, wieder mußte ich das leer gewordene Glas des Obersten füllen, und dicker qualmte die Cigarre.

„Aber das Alles,“ fuhr er fort, „hätte sich im Laufe der Zeit vielleicht noch ausgewachsen und wieder gegeben — aber die Menschen!“

Er legte die geballte Faust auf den Tisch.

„Es gibt Menschen,“ sagte er grollend, „die sind wie das Giftkraut auf dem Felde, an dem sich die Thiere den Tod in den Leib fressen. An solchen Menschen vergiften sich die Uebrigen!

„Also, eines Tages hatten wir Physikstunde. Der Lehrer machte uns Experimente an der Elektrisirmaschine vor, und es sollte ein elektrischer Schlag durch die ganze Classe geleitet werden.

„Zu dem Ende mußte ein Jeder dem Nebenmanne die Hand geben, damit die Kette hergestellt würde.

„Wie nun das große L., das neben dem langen K. sitzt, dem die Hand hinhält, schneidet der Lümmel ein Gesicht, als sollte er eine Kröte anfassen und zieht die Hand zurück.

„Das große L. sank ganz lautlos in sich zusammen und saß da, wie mit Blut übergossen.

Digitized by Google

„In demselben Augenblicke aber ist das kleine L. von seinem Platze auf, um den Bruder herum, hat sich an dessen Stelle neben den langen K. gesetzt, dessen Hand gepackt und mit allen Leibeskräften auf die Bank aufgestoßen, daß der lange Schlaks laut aufschreit vor Schmerz.

„Dann greift er den Kleinen am Halse, und nun werden die Beiden anfangen, sich mitten in der Stunde regelrecht zu hauen.

„Der Lehrer, der noch immer an seiner Maschine gebastelt hatte, kam jetzt mit flatternden Rockschößen heran.

„‚Aber! Aber! Aber!‘“ rief er.

„Es war nämlich ein alter Mann, vor dem wir nicht gerade viel Respect hatten.

„Die Beiden hatten sich so ineinander verbissen, daß sie nicht losließen, obgleich der Lehrer gerade vor ihnen stand.

„‚Welche Ungehörigkeit!‘“ rief der Lehrer. „‚Welche Ungehörigkeit! Wollen Sie wohl gleich von einander ablassen!‘

„Der lange K. machte ein Gesicht, als wenn er losheulen wollte.

„‚L. II. hat angefangen,‘ sagte er, ‚obgleich ich ihm gar nichts gethan habe.‘

„Das kleine L. stand aufrecht auf seinem Platz — denn wir mußten immer aufstehen, wenn die Lehrer zu uns sprachen — an jeder Schläfe lief ihm ein dicker Schweißtropfen langsam herunter; er sagte kein Wort, er hatte die Zähne so aufeinander gebissen, daß man die Muskeln der Kinnbacken durch die schmalen Backen hindurch sehen konnte. Und als er hörte, was der lange K. sagte, ging ein Lächeln über sein Gesicht — ich habe so etwas nie gesehen.

„Der alte Lehrer erging sich noch eine ganze Weile in schön gesetzten Perioden über eine solche unerhörte Ungehörigkeit, sprach von dem Abgrunde innerer Rohheit, auf den ein solches Benehmen hindeutete — wir ließen ihn reden; unsere Gedanken waren bei dem kleinen L. und dem langen K.

„Und kaum, daß die Stunde zu Ende und der Lehrer zur Thür hinaus war, kam von hinten, über die ganze Classe weg, ein Buch durch die Luft geflogen, dem langen K. direct gegen den Schädel. Und als er sich wüthend nach dem Angreifer umwandte, kriegte er von der anderen Seite wieder ein Buch an den Kopf, und jetzt brach ein allgemeines Geheul aus: ‚Niederschlag! Niederschlag!‘ Die ganze Classe sprang auf, über Tische und Bänke ging es über den langen K. her, und da wurde dem langen Lümmel das Fell versohlt, daß es nur so rauchte.“

Der alte Oberst lächelte grimmig befriedigt vor sich hin und betrachtete seine Hand, die noch immer, zur Faust geballt, auf dem Tische lag.

„Ich habe mitgeholfen,“ sagte er, „aber tüchtig — ich kann's sagen.“

Es war, als wenn die Hand vergessen hätte, daß sie fünfzig Jahre älter geworden war; man sah ihr an, indem die Finger sich krampfhaft schlossen, daß sie im Geiste noch einmal auf dem langen K. herumtrommelte.

„Aber wie nun Menschen von der Art einmal sind,“ erzählte er weiter, „so war natürlich dieser lange K. eine rachsüchtige, nachtragende, heimtückische Canaille. Am liebsten wäre er zum Hauptmann gegangen und hätte ihm nachträglich Alles gepetzt — aber das wagte er nicht, vor uns; dazu war er zu feige.

Digitized by Google

„Aber daß er von der ganzen Classe Prügel bekommen hatte, und daß das kleine L. daran Schuld hatte, das vergaß er dem kleinen L. nicht.

„Eines Nachmittags also war wieder Freistunde, und die Cadetten gingen auf den Höfen spazieren; die beiden Brüder, wie immer, für sich; der lange K., Arm in Arm mit noch zwei Anderen untergefaßt.

„Um von dem Carreehof nach dem anderen Hofe, mit den Bäumen, zu kommen, mußte man durch das Portal hindurchgehen, das unter dem einen Flügel des Hauptgebäudes lag, und es war eine Vorschrift, daß die Cadetten nicht untergefaßt hindurchgehen durften, damit der Verkehr nicht gehemmt würde.

„An dem Nachmittag will es nun das Unglück, daß der lange K., indem er mit seinen beiden Genossen vom Carreehof zu dem anderen Hofe hinüber will, im Portal den beiden Brüdern begegnet, und daß die, in Gedanken versunken, vergessen hatten, einander loszulassen.

„Der lange K., obgleich ihn die Geschichte gar nichts anging, wie er das sieht, bleibt er stehen, reißt die Augen ganz weit auf und das Maul noch weiter und ruft die Beiden an: ‚Was soll das heißen,' sagte er, ‚daß Ihr hier untergefaßt geht? Wollt Ihr anständigen Menschen den Weg versperren, Ihr Diebsgelichter?'

Der Oberst unterbrach sich.

„Das sind nun fünfzig Jahre her," sagte er, „und darüber — aber ich erinnere mich, als wäre es gestern geschehen:

„Ich ging gerade mit zwei Anderen um den Carreehof — und plötzlich hörten wir von dem Portal her einen Schrei — ich kann's gar nicht beschreiben, wie das klang — wenn ein Tiger oder sonst ein wildes Thier aus dem Käfig ausbricht und sich auf einen Menschen stürzt, dann denk' ich, würde man so etwas zu hören bekommen.

„Es war so gräßlich, daß wir Drei die Arme sinken ließen und ganz versteinert dastanden. Und nicht bloß wir, sondern Alles, was auf dem Carreehof war, blieb stehen, und Alles wurde mit einem Male still. Und nun, Alles was zwei Beine zum Laufen hatte, im Carriere nach dem Portal hin, und aus dem anderen Hofe kamen sie auch schon an, daß es ganz schwarz um die Eingänge kribbelte und krabbelte. Ich natürlich mitten darunter — und was sah ich da —

„Das kleine L. war an dem langen K. hinaufgeklettert wie eine wilde Katze, nicht anders. Mit der linken Hand hatte er sich in dessen Kragen gehängt, so daß der lange Bengel halb erstickt war, und mit der rechten Faust ging das immer krach — krach — und krach — dem langen K. mitten ins Gesicht, wo's hintraf, daß dem K. das Blut wie ein Wasserfall aus der Nase lief.

„Jetzt kam der Officier, der den Dienst hatte, vom anderen Hofe und brach sich durch die Cadetten Bahn.

„‚L. II, wollen Sie gleich loslassen,' donnerte er — es war nämlich ein baumlanger Mann und hatte eine Stimme, die man von einem Ende des Cadettenhauses bis zum anderen hörte, und wir hatten höllischen Respect vor ihm.

Digitized by Google

„Aber das kleine L. hörte nicht und sah nicht, sondern arbeitete immer weiter dem langen K. ins Gesicht, und dabei kam immer wieder der fürchterliche, gellende Schrei, der uns Allen durch Mark und Bein ging.

„Wie der Officier das sah, griff er selber zu, packte den Jungen an beiden Schultern und riß ihn von dem langen K. mit Gewalt los.

„Sobald er aber auf den Füßen stand, verdrehte das kleine L. die Augen, fiel der Länge lang auf die Erde und wälzte sich in Zuckungen auf der Erde.

„Wir hatten so etwas noch nicht gesehen und staunten und sahen ganz entsetzt zu.

„Der Officier aber, der sich zu ihm niedergebeugt hatte, richtete sich auf: ‚Der Junge hat ja die furchtbarsten Krämpfe,‘ sagte er. ‚Vorwärts, Zwei an den Füßen anfassen,‘ er selbst hob ihn unter den Achseln auf, ‚rüber, ins Lazareth!‘

„Und so trugen sie das kleine L. hinüber ins Lazareth.

„Während sie ihn forttrugen, traten wir zu dem großen L. heran, um zu erfahren, was eigentlich geschehen war, und von dem großen L. und den Beiden, die mit dem langen K. gegangen waren, hörten wir nun die ganze Geschichte.

„Der lange K. stand da wie ein geprügelter Hund und wischte sich das Blut von der Nase, und wäre das nicht gewesen, so hätte ihm nichts geholfen, und er hätte noch einmal mörderliche Prügel gekriegt. Jetzt aber wandte sich Alles stumm von ihm ab, Niemand sprach mehr ein Wort mit ihm: er hatte sich ‚verschuftet‘.“

Die Tischplatte erdröhnte, weil der alte Oberst mit der Faust darauf geschlagen hatte.

„Wie lange ihn die Anderen im Banne gehalten haben,“ sagte er, „weiß ich nicht. Ich habe noch ein ganzes Jahr mit ihm in der Classe zusammengesessen und habe kein Wort mehr mit ihm gesprochen; wir sind zu gleicher Zeit als Fähnriche in die Armee gekommen; ich habe ihm die Hand nicht zum Abschied gereicht; ich weiß nicht, ob er Officier geworden ist; ich habe seinen Namen in der Rangliste niemals gesucht, weiß nicht, ob er in einem der Kriege gefallen ist, ob er noch lebt oder todt ist — für mich war er nicht mehr da, ist er nicht mehr da — das Einzige, was mir leid thut, ist, daß der Mensch einmal in meinem Leben dagewesen ist und ich die Erinnerung an ihn nicht ausreißen kann wie ein Unkraut, das man in den Ofen schmeißt!

„Am nächsten Morgen kamen böse Neuigkeiten aus dem Lazareth: das kleine L. lag besinnungslos im schweren Nervenfieber. Am Nachmittag wurde der ältere Bruder hinübergerufen, aber der Kleine hatte ihn nicht mehr erkannt.

„Und Abends, als wir im großen gemeinschaftlichen Speisesaal beim Abendbrot saßen, kam ein Gerücht — wie ein großer, schwarzer Vogel, mit unhörbarem Flügelschlag ging's durch den Saal — das kleine L. war gestorben.

„Als wir vom Speisesaal ins Compagnierevier zurückkamen, stand unser Hauptmann an der Thür des Compagniesaales; wir mußten hineintreten, und da verkündete uns der Hauptmann, daß unser kleiner Kamerad, L. II, heute Abend eingeschlafen war, um nicht mehr aufzuwachen.

Digitized by Google

„Der Hauptmann war ein sehr guter Mann — 1866 ist er als ein tapferer Held gefallen — er liebte seine Cadetten, und als er uns seine Mittheilung machte, mußte er sich die Thränen aus dem Bart wischen. Dann befahl er, daß wir Alle die Hände falteten; Einer mußte vortreten und laut vor Allen das Vaterunser sagen —"

Der Oberst neigte das Haupt:

„Damals zum ersten Male," sagte er, „habe ich gefühlt, wie schön eigentlich das Vaterunser ist.

„Und nun, am nächsten Nachmittag, ging die Thür auf, die vom Lazareth auf den Turnplatz führte, die böse, verhängnißvolle Thür.

„Wir mußten auf den Lazarethhof hinuntertreten, wir sollten unseren todten Kameraden noch einmal sehen.

„Die Schritte dröhnten und stampften, als wir hinübergeführt wurden; Keiner sprach ein Wort; man hörte nur ein schweres Athmen.

„Und da lag nun das kleine L., das arme kleine L.

„In seinem weißen Hemdchen lag es da, die Hände auf der Brust gefaltet, die blonden Löckchen um die Stirn geringelt, die weiß war wie Wachs; die Backen so eingefallen, daß das schöne kecke Näschen ganz weit hervorragte — und in dem Gesicht — der Ausdruck —"

Der alte Oberst schwieg, der Athem ging keuchend aus seiner Brust.

„Ich bin ein alter Mann geworden," fuhr er stockend fort — „ich habe Männer auf Schlachtfeldern liegen sehen — Menschen, denen Noth und Verzweiflung auf dem Gesicht geschrieben stand — solches Herzeleid, wie in dem Gesicht dieses Kindes, habe ich nie wieder gesehen — niemals — nie —"

Eine lautlose Stille herrschte in der Weinstube, in der wir saßen. Als der alte Oberst schwieg und nicht weiter sprach, stand der Küfer leise aus seiner Ecke auf und zündete die Gasflamme an, die über unseren Häuptern hing; es war ganz dunkel geworden.

Ich erhob noch einmal die Weinflasche, aber sie war beinah leer geworden — nur eine Thräne floß noch daraus hervor — ein letzter Tropfen von dem edlen Blut.

Digitized by Google

Zur amerikanischen Jubelfeier.

Von

Karl von den Steinen.

I.

In Calaveras County am Westabhang der californischen Sierra Nevada befindet sich ein viel besuchter Hain von Wellingtonien. In dem Stamm eines dieser himmelanstrebenden Giganten sehen wir noch heute die Spuren eines Feuers, das in jenen Tagen, als Columbus das Licht der Welt erblickte, schon längst erloschen gewesen sein muß. Ein anderer Baum, der im Jahre 1853 gefällt wurde, und auf dessen breitem Stumpf ein humoristischer Yankee hinreichend Platz fand, um seine Zeitung — „The Big Tree Bulletin" — zu drucken, hat lange stolz in die Lüfte geschaut, ehe Gutenberg's Kunst erblühte. Am Boden liegt der gewaltigste der Colosse von Mammothe Grove, der „Father of the Forest", einst dem St. Stefan in Wien an Höhe gleich, aber weit älter als er; er hatte am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Hälfte seiner Lebenszeit bereits überschritten — ja, als im Jahre 1008 der erste Europäer auf amerikanischem Boden geboren wurde, Snorre, Thorfinn's und Gudrid's Sohn und, wenn die inländische Genealogie wahr berichtet, Thorwaldsen's Ahnherr, da hatte Waldvaters Wipfel nach mäßiger Schätzung schon zwei vollbemessene Säcula hindurch in Sturm und Sonne gestanden. So weit Geschichte und Sage die Fahrten der Europäer nach Amerika zurückzuverlegen im Stande sind, so umfaßt dieser Zeitraum noch nicht einmal die Lebensdauer eines Individuums der Wellingtoniaart.

Die Mammuthbäume, einst weit verbreitet, von deren Verwandten gegen siebzig Arten aus der europäischen Miocänzeit bekannt sind, scheinen auch in Californien allmälig aussterben zu wollen, denn sie sind nur noch in acht Hainen erhalten und haben verhältnißmäßig spärlichen Nachwuchs. Wie aber könnte, wenn wir in die Vergangenheit zurückblicken, unser Vorstellungsvermögen die Jahrtausende auszudenken wagen, die das Leben nicht der Individuen, sondern der Art in ihrem californischen Asyl umfaßt haben muß? Dennoch, bevor es eine Riesenceder in Amerika gab, hatte der Mensch den Erdtheil, den wir die

Digitized by Google

neue Welt zu nennen belieben, schon bis zum fernsten Süden hinab durchwandert, und zwar der Mensch mit dem fertigen körperlichen und geistigen Typus, den wir heute antreffen.

Es war gerade in Calaveras County, wo das merkwürdigste Zeugniß für das Alter der amerikanischen Rasse gefunden worden ist. Goldgräber hatten durch abwechselnde Schichten von Lava und Kiesen einen 153 Fuß tiefen Schacht getrieben und waren in der vierten Kiesschicht bei 130 Fuß auf einen Schädel gestoßen, der mit eisenschichtiger Erde, mit Kohlenstückchen, Knochenfragmenten, Muschelplättchen, einer Landschnecke und Kalktuff verbacken war. Eine lange Reihe von Jahren mag dieser durch Gewässer angeschwemmte Schädel in Ruhe gelegen haben und mit den in seiner Nachbarschaft liegenden Dingen verkittet worden sein, als vulcanische Eruptionen ihn mit einer Lavaschicht von neun Fuß Mächtigkeit bedeckten; es folgten stille Zeitläufte des Erdenlebens, während deren sich eine fünfundzwanzig Fuß mächtige Schicht von Kiesen ansetzen konnte; wieder trat eine vulcanische Epoche ein und hinterließ eine fünfzehn Fuß dicke Lavalage; es wurde in einer Zeit der Ruhe eine Kiesschicht von fünf Fuß abgelagert, darüber wurden Lavaströme bis zu einer Mächtigkeit von dreißig Fuß ergossen, eine drei Fuß hohe Kiesbank wurde gebildet, und über alle dem sind noch glühende Massen von vierzig Fuß Mächtigkeit erstarrt, ehe, wer weiß nach wie vielen Jahren, die Goldgräber hier ihren Minenschacht anlegten.

Diese Reihenfolge der Epochen führt in eine so schwindelerregende Urzeit zurück, daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn der Bericht über den Calaveras-Schädel mit Hohn und Mißtrauen begrüßt wurde. Dennoch scheinen alle Angriffe die Echtheit des Fundes nicht entkräften zu können, und es fällt schwer in die Wagschale, daß ein so vorsichtig urtheilender Forscher wie Emil Schmidt sich nach sorgfältiger Prüfung der Umstände mit größter Entschiedenheit zu seinen Gunsten ausspricht. Er betont mit Recht die Thatsache, daß in goldführendem Kies untervulcanischer Schichten aus derselben Gegend eine große Anzahl urgeschichtlicher Funde, theilweise von Menschenknochen, so 180 Fuß unter der Oberfläche im Table Mountain das Fragment eines Schädeldaches, theilweise und zwar in Hülle und Fülle von menschlichen Artefacten gesammelt worden sind.

Die Frage ist von gewaltiger Tragweite. Denn wenn der Mensch in Californien wirklich in jenen Tagen am frühesten Beginn der Diluvialzeit gelebt hat, so muß man dem Amerikaner ein höheres Alter zuschreiben, als unsere ehrwürdigsten Höhlenbewohner in Europa vorläufig beanspruchen dürfen. In keinem Falle kommt ihm ein geringeres Alter zu. Auch in Nordamerika hat der Mensch das Mammuth mit Pfeil und Bogen verfolgt, auch dort ist er Zeuge des großartigen Phänomens der Eiszeit gewesen, bei dem die Kunde von unseren Vorfahren in Europa anhebt, und das auf dem transatlantischen Continent viel mächtiger ausgebildet war. Die Funde des Dr. Abbot in den Schottern des Delaware bei Trenton zeigen dieselbe Culturstufe wie bei den Höhlenbewohnern des Sommethales; eine Menge roh bearbeiteten Steingeräths von echt paläolithischem Charakter wurde nebst etlichen Skelettresten zwischen dem mit Gletscherschliffen bedeckten Geröll hervorgeholt. Nicht gering ist die Anzahl ähnlicher

Digitized by Google

Entdeckungen, die sich in den letzten Jahrzehnten angehäuft haben. Vor Allem ist der erstaunlichen Thatsache zu gedenken, daß der fossile Mensch von Ameghino auch in den Pampasthonen nachgewiesen ist: die alten Argentiner waren Zeitgenossen der in einen starren, Bauch und Rücken bedeckenden Panzer eingeschlossenen Glyptodonten und des längst ausgestorbenen Pferdes; sie saßen bei ihrem Lagerfeuer im Schutz des aufgerichteten Glyptodontenschildes; sie fertigten Pfeilspitzen und Dolche aus Knochen; sie bearbeiteten zu Werkzeugen Zähne von dem Riesenfaulthier und dem plumpen Pflanzenfresser Toxodon, dessen Stellung im Thierreich noch durchaus räthselhaft ist.

In allem Ernste und ohne Rücksicht auf das Darwin'sche Argument, daß unsere nächsten thierischen Verwandten sich in der alten Welt des holden Daseins und Wirkens freuen, ist die Frage aufgeworfen worden, ob der homo sapiens in Amerika entstanden sei. So könnte Columbus schließlich noch zu seinem Rechte kommen, der an der Mündung des Orinoco das Paradies gefunden zu haben glaubte und in diesem Sinne an die spanischen Majestäten berichtete. Daß sich ein solcher Gedanke, sei er besten Falles auch verfrüht, überhaupt vorwagen konnte, daß er in jüngerer Zeit Anhänger eher zu gewinnen als zu verlieren scheint, daß er aus der Art oder dem Werth der urgeschichtlichen Funde selbst vorläufig durchaus nicht zu widerlegen wäre: dies Alles ist immerhin im hohen Grade bemerkenswerth und beweist, wie das prähistorische Amerika mit seinem vollberechtigten Anspruch durchzudringen beginnt, daß es der „old country" jenseits des großen Wassers an ehrwürdigem Alter und an Bedeutung für den frühen Entwicklungsgang der Menschheit keineswegs nachsteht.

Und das ist ein Punkt, der in den festlichen Octobertagen vielleicht mehr Aufmerksamkeit verdient als der neu entbrennende Streit, ob Genua selbst, la superba, oder Savona, ein bescheidenes Nest des ehemaligen Freistaates, den Helden des Jubiläums hervorgebracht hat. Die Frage nach dem Ursprung der amerikanischen Menschheit und der amerikanischen Cultur führt uns in so unfaßbar weit entlegene Zeiten zurück, daß unsere Chronologie Unsinn, daß unser Anschluß an die historische Aera Ammenmärchen wird. Aber darum ist sie auch geeignet wie kaum ein anderes Beispiel, zu erweisen, wie falsche Begriffe wir in das Verständniß unseres Werdens hineintragen, wenn wir immer und immer wieder von der isolirten niedrigen Bergkuppe aus, die wir im Schweiße unseres Angesichts glücklich erklommen haben und die uns eine fesselnde Umschau gewährt über benachbarte Schluchten und Höhenzüge, das ganze Weltpanorama erklären wollen.

Entdecken! Nur geschichtliche Völker entdecken. Wer hätte je davon gehört, daß auch die das Mittelmeer umgebenden Gebiete, daß Südeuropa, Vorderasien, Vorderafrika entdeckt worden seien? Die Naturvölker „wandern", „tauchen auf", „erscheinen", „treten in das Licht der Geschichte", und wie die schönen Ausdrücke alle heißen; sie sind „prähistorisch", weil zur Geschichte nun einmal Lesen und Schreiben gehört und ihre Muse Griffel, Rolle und Scrinium beansprucht.

Die allerdings bequeme Unterscheidung in einen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Menschen, die an den Umstand anknüpft, daß jener so klug und freundlich war, die Geschehnisse der Nachwelt in Erz, Marmor, Pergament,

Digitized by Google

Papier — „ich gebe jede Wahl dir frei" — zu überliefern, sie ist ein wahres Unglück. Nothgedrungen verfälschen sich die Werthbegriffe, denn die schriftlich überlieferte Sage gilt allmälig nicht weniger als das schriftlich überlieferte Erlebniß, und die Sage eines Culturvolkes wird Wahrheit und Offenbarung gegenüber dem inhaltlich ganz ebenbürtigen „Märchen" eines culturarmen Stammes. Nothgedrungen bilden wir uns höchst willkürliche Begriffe von alt und jung: reichte die schriftliche Ueberlieferung ein paar Jahrtausende vor unsere Zeitrechnung zurück, so fühlen wir uns in dem Dunstkreis der Schöpfung, an dem Ursprung der Sprache und am Beginn der Menschwerdung. Da ist es denn eine böse Frage: in welchem Zustande waren die Botokuden etwa zu jener Zeit, als man am Nil die ersten Pyramiden baute? Ungern entschließt man sich, zu denken, daß sie ungefähr gerade so gewesen sein mögen wie heute, obgleich wir aus tausend Zeugnissen wissen, daß selbst die Ungebildeten unserer hoch civilisirten Rasse trotz Gutenberg und sämmtlicher Universitäten in ihrem Volksglauben noch heute genau dieselben Elemente besitzen wie irgend ein heidnisches Naturvolk; man stellt sich lieber vor, daß die wilden Indianer damals eine edlere Höhe einnahmen, noch keine barbarischen Stöpsel in den Lippen trugen und wohlbekleidet einhergingen.

Columbus hat die ersten dieser Irrthümer begangen, die für ihn noch natürlich und gegeben waren. Er hatte Indien und die Indios gesucht, und „las Indias" blieb in Spanien der Name Amerikas; er deutete die Bewohner von Caniba oder Canima als die Unterthanen des Großen Chan, und drollig genug ist es, daß „ima" im Karaibischen „groß" heißt.

Die folgenden Jahrhunderte, die über die wahren Umrisse der entdeckten Landmassen belehrt wurden, mußten in allen Erklärungsversuchen scheitern, da sie von der israelitischen Schöpfungslegende ausgingen. Ja, bis in die neuere Zeit hinein ist die Meinung, daß die Indianer von den Juden abstammen, namentlich daß sie die Nachkommen der einst verloren gegangenen Stämme Israels darstellen, mit vieler Gelehrsamkeit vertheidigt worden. Sie ist durch das „Book of Mormon" der Gemeinde am Salzsee zu geschichtlichem Einfluß gelangt. Denn in diesem wundervollen und herzerquickenden Text der heiligen Messingplatten wird berichtet, daß Lehi im ersten Jahre der Regierung des Königs Zedekiah Palästina verließ und nach langen Wanderungen und Fahrten endlich das gelobte Land Amerika erreichte, wobei ihm übrigens „der vom Herrn bereitete Compaß" („and it was of fine brass") wesentliche Dienste geleistet haben muß (Buch I, Nephi Cap. XVI, V. 10). Zuchtlose Nachkommen, die Lamaniten, wurden Bewohner der Wildniß. „Ein wildes, blutdürstiges Volk, voller Aberglauben und Unfläthigkeit, von Raubthieren lebend, in Zelten wohnend und in der Wildniß umherwandernd mit einem kurzen Fellgürtel um ihre Lenden und mit geschorenen Köpfen, und ihre Geschicklichkeit war in dem Bogen und in dem Schwert und der Axt. Und viele von ihnen aßen nur rohes Fleisch" (Buch Enos, Cap. I, V. 20). Die Lamaniten wurden verflucht, ihre weiße Hautfarbe zu verlieren, bis sie sich besserten; was auch vorkam: solch' ein guter Lamanite war der Prophet Samuel.

Digitized by Google

Die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts zerbrachen sich den Kopf darüber, ob die Indianer vor oder nach der Sintfluth in ihre Gebiete eingewandert seien. Vielleicht, meinte Marc Lescarbot, war Noah in den Terres Occidentales geboren und jedenfalls „il en avoit connoissance par renommée". Da er noch 350 Jahre nach der Sintfluth lebte, bemühte er sich, jene Länder zu bevölkern oder wieder zu bevölkern; „als großer Werkmeister und großer Pilot ist er wohl im Stande gewesen, seine Kinder dorthin zu führen, und es kann ihm nicht schwerer geworden sein, durch die Meerenge von Gibraltar nach Neu-Frankreich oder vom Grünen Vorgebirge nach Brasilien zu gehen, als es seinen Kindern geworden ist, sich in Japan anzusiedeln."

Pater Lafitau, der allerdings die Ansicht, daß Noah ein Amerikaner war, in seinem die neuere Ethnologie anbahnenden Werke „Mœurs des Sauvages Ameriquains comparées aux Mœurs des Premiers Temps" (1724) nicht ohne Geringschätzung citirt, spricht sich für die Möglichkeit aus, daß sich die Nachkommen des ersten Menschenpaares, die sich eines Lebens von mehreren Jahrhunderten erfreuten und die von Gott eine sehr große Fruchtbarkeit empfangen hatten, schon in den zweitausend Jahren zwischen der Erschaffung der Welt und der Sintfluth weithin über die Erde verbreitet hätten; er erblickt jedoch in den Fluthsagen der Völker nur die im Laufe der Zeiten veränderte Ausgabe des hebräischen oder, wie wir heute richtiger sagen dürfen, des älteren chaldäischen Sintfluthberichtes. Auch muß der große Theil der gebildeten Christenheit, der noch heute von einem allgemeinen Diluvium überzeugt ist und leider die „Fluthsagen" von Richard Andree noch nicht gelesen hat, logischer Weise immer zu ähnlichem Ergebniß gelangen, um so mehr, als das Büchlein des verdienstvollen Ethnologen lehrt, daß über die Hälfte der von ihm aufgezählten Fluthsagen der neuen Welt zukommt.

Aber der Spieß konnte auch umgekehrt werden, und Lescarbot's Noah, gebürtig aus Amerika, in modern wissenschaftlicher Incarnation eine Auferstehung erleben. Noah hat auf dem peruanischen Hochland am Titicacasee gewohnt. Wir verdanken ihm das berühmte, aus einem harten Trachytblock gehauene Felsenthor von Tiahuanaco, dessen Abguß im Lichthof des Berliner Museums für Völkerkunde steht. Eine zu diesen Folgerungen herausfordernde Hypothese hat Rudolf Falb in seinem Buch, „Das Land der Inca", an eine besondere Deutung der „weinenden Sonne" auf dem Tiahuanaco-Monument anknüpfend, mit den verwickeltsten Beweisen aus dem Garn der ältesten und neuesten Sprachen ausgesponnen. Die Diluvialperiode zwang die Höhlenbewohner, sich in die Höhen der tropischen Regionen nach Peru zu flüchten, und die Umgebung des Titicacasees wurde somit später wieder der Ausgangspunkt für die Wiederbevölkerung der ganzen Erde — ein geschichtliches Ereigniß, von dem die auswandernden Stämme ihren Kindern und Kindeskindern durch ein großartiges Denkmal Zeugniß geben wollten. Ueber Land wurden Mittelamerika und Mexiko, wurden China und Indien erreicht, auf dem Seewege scheint die Auswanderung nach Afrika vor sich gegangen zu sein, von wo aus Culturcentra in Aegypten, in Griechenland und in Babylon abgelagert wurden. In Babylon trafen die beiden Ausläufer der Völkerzüge aufeinander. Ueberall erfahren wir aus den Wurzel-

Digitized by Google

wörtern der Sprachen, aus den Namen der Berge, Flüsse und Seen, daß sie Hinweise auf die peruanische Vorzeit enthalten, eine Vorzeit, deren Schauplatz später irriger Weise bald auf dem Hochland von Armenien, bald auf dem Hochplateau von Pamir gesucht wurde, während diese und andere Punkte doch nur die Knoten waren, um die sich viel ältere Erinnerungen krystallisirten. Wer also, während freilich Falb sich um den Namen und die Person des Völkerurahns oder seiner Stammgenossen nicht kümmert, an Noah festhalten will, der muß ihn und seinen Kasten schon über den angeschwollenen und nicht mit Unrecht aufgeregten Titicacasee schwimmen lassen.

Wenn denn schon einmal Semiten in Amerika eingewandert sein sollten, war es gewiß verständiger, an Stelle der Hebräer die kühnsten Seefahrer des Alterthums, die in der That Madeira und die Kanarischen Inseln besucht und dort Purpurschnecken gesammelt haben, über den atlantischen Ocean zu senden. Selbstverständlich sind sie diesem Schicksal auch nicht entgangen. Mit Vorliebe hält man in Südamerika an der phönikischen Einwanderung fest; altvenezianische Perlen, die man in indianischen Gräbern fand, wurden den hochbegabten Künstlern von Sidon und Tyros zugeschrieben. In Brasilien war man in die phönikische Hypothese derart verliebt, daß der Director des Nationalmuseums in Rio einer boshaften Fälschung zum Opfer fallen und an die Echtheit einer Inschrift glauben konnte, in der sich Unterthanen des Königs Hiram bei einem Besuch der heutigen Provinz Parahyba verewigt hatten. Namentlich aus linguistischen — man möchte sagen — Scherzen hat ein Franzose, Onffroy de Thoron, die Anwesenheit der Phöniker in Haiti, Mexiko, Brasilien ꝛc. folgern wollen: „Les vaisseaux d'Hiram et de Salomon aux fleuves des Amazonas!“

Ist ein anderes seefahrendes Volk, das der Normannen, von Grönland her auch bis in die Gegend von Boston vorgedrungen, so heißt es doch mit der göttlichen Gabe der Phantasie ein wenig Mißbrauch treiben, wenn der Director des Museums in Para Barboza Rodriguez aus der ihm reichlich zur Verfügung stehenden Archäologie der Provinz den Beweis liefern will, daß die Normannen schon zu Karls des Großen Zeit auf dem Amazonenstrom zu Hause waren. Aber selbst hier ertönt noch kein Halt der immer neuen, seltsamen Tochter Jovis. Lange vor Beginn der christlichen Zeitrechnung, erfahren wir aus einer neueren Arbeit desselben Forschers, haben Nephritärte führende Asiaten den Stillen Ocean gekreuzt und sind von Californien über Mexiko und Centralamerika in das Becken des südamerikanischen Riesenstroms gewandert; „ihre Vermischung mit Eindringlingen anderer Herkunft oder weiterhin mit den Söhnen Odin's brachte das tapfere, ausgezeichnete und geachtete Volk hervor, das später das der Karaiben genannt wurde und seine Unabhängigkeit mehr oder minder bewahrte.“ Begrüßen wir also in dem Karaiben einen Mischling des Chinesen und Normannen! Gedenken wir auch, um keinen Erdtheil zu vergessen, des Beitrags von Quatrefages, der die australischen Papua in Californien landen, der die westafrikanischen Neger durch Meeresströmungen zu den Antillen verschlagen und dort schwarze Karaiben hervorbringen läßt! Wahrlich, man möchte zum Mormonenthum übertreten, nur um sich der schweren Sorgen in dem einfachen Trostgedanken entschlagen zu dürfen, daß die ganze indianische Bevölkerung zurückgeht auf „Vater

Digitized by Google

Lehi, der all sein Lebtag zu Jerusalem gewohnt hatte . . . „having dwelt at Jerusalem in all his days."

Dennoch ist es ungemein nützlich, gerade bei den wunderlich gearteten Hypothesen, die leider sehr ansehnlich zu vermehren wären, ein wenig zu verweilen, weil sie am besten den Grundfehler zeigen, der auch vielen ernsthafteren Meinungen anhaftet. Ganz abgesehen von den Sünden, die in anthropologischer, linguistischer und ethnographischer Hinsicht begangen werden, sehen wir dort allermeist die gewaltigste Naivität schon betreffs der Zeiträume, mit denen gerechnet oder richtiger nicht gerechnet wird. Es gibt unter den mitten in Südamerika sitzenden Karaiben Individuen, deren Physiognomie einen ausgesprochen jüdischen Typus zeigt, auch in ihrer Sprache, ihren Sagen, ihren Gebräuchen kann man mit Leichtigkeit zufällige Uebereinstimmungen auffinden, ja, es ist nicht einmal zu leugnen, daß ihre kreisrunden Fladen aus Mandiokamehl wie „Osterkuchen" aussehen und schmecken — allein, so hoch man das Alles anschlagen möge, so war es doch nur Waldvaters Großvater, der zur Zeit der assyrischen oder der babylonischen Gefangenschaft im Hain von Calaveras regierte. Und er blickte auf eine ungezählte Reihe von Vorfahren zurück, deren allererstem die Indianer schon gerade so erschienen sind wie uns. Die Phöniker sind im Vergleich zu der amerikanischen Urbevölkerung hochmoderne Menschen; wir dürfen sie ruhigen Gemüthes als Zeitgenossen betrachten und werden dabei nicht viel schlimmer fehlen, als wenn wir zwei in unser Auge fallende Sonnenstrahlen parallel setzen. Angenommen auch, es seien ein paar phönikische Schiffe an den Küsten Brasiliens gescheitert, und ihre Bemannung hätte sich hier an Land gerettet, so hieße es doch, wenn man aus diesem späten und spärlichen Zufluß den Strom der amerikanischen Menschheit herleiten wollte, etwa den Düsseldorfern zutrauen, daß sie die Quelle des Rheins westlich von Elberfeld in der Quelle des Düsselbachs suchten.

Hiermit richten sich denn auch von selbst viele andere Möglichkeiten — Möglichkeiten, die obendrein in dem Maße als die älteren Zustände auch primitiver, als die Fahrzeuge und die Ausrüstung mit Lebensmitteln elender waren, sehr rasch bedenklich zusammenschrumpfen. Doch es sei. Warum sollen Japaner nicht auch in alten Zeiten gelegentlich durch Sturm und Strömung an die nordamerikanische Küste geführt worden sein? Warum sollen die Malayen auf dem ungeheuren Gebiet des Stillen Oceans, in dem der geniale, den Columbus hoch überragende Magalhaens auf seiner mehr als dreimonatlichen Reise von der Meerenge bis zu den Ladronen keine einzige größere Insel erblickte, nur immer gerade zu den Eilanden gebracht worden sein, die sie heute besetzt halten? Gewiß, es wäre merkwürdig, wenn asiatische Mongolen nicht über See an den Nordcontinent und Malayo-Polynesier an den Südcontinent gelangt wären, und so mögen auch dann und wann von Afrika oder dem Mittelmeer herüber fremde Elemente den Weg an die Ostküste gefunden haben.

Nur von einer Minderheit solcher Fälle wird man annehmen dürfen, daß auch Frauen unter den Ankömmlingen waren. Wir wollen uns diesen günstigsten Fall vorstellen. Man baute Hütten, fischte, jagte, zeugte Kinder und Kindeskinder. Aber mag man auch sich der neuen Umgebung noch so sehr angepaßt, viel Neues gelernt und viel Altes vergessen haben, war man denn nun in körper-

Digitized by Google

licher und geistiger Hinsicht etwas Anderes als eine reine Colonie des altwestlichen Heimathvolkes? Und wo hätte man dergleichen in Amerika gefunden? Wäre die Abtrennung in geschichtlicher Zeit erfolgt, so müßte die Verwandtschaft mit dem Stammvolk klar erweislich sein, wie dies z. B. für die Maori auf Neuseeland in ihrem Verhältniß zu den Samoanern augenfällig zutrifft. Geschah die Abtrennung in einer Zeit, die selbst ein paar tausend Jahre weiter zurückliegt, so müßte der Nachweis der alten Gemeinschaft doch bis zu demselben Grade zu führen sein, wie er im Bereich der alten Welt für die von einem Grundstock abgezweigten Völker gelingt. Und auch davon ist nirgendwo in Amerika die Rede, im Gegentheil sind die zahllosen Versuche, solche Brücken zu schlagen, bisher noch ausnahmslos erfolglos gewesen. Es gibt in keinem Erdtheil ein Volk, mit dem nach Amerika hinüber eine körperliche, sprachliche oder ethnographische Verwandtschaft innerhalb derselben Grenzen darzuthun möglich wäre, die für die Classification nach solchen Gesichtspunkten innerhalb des anderen Erdtheils selbst maßgebend sein würde. Man mag soviele Rassen- oder Völkereinheiten in der alten Welt unterscheiden, wie man will, stets treten ihnen die Amerikaner als eine an Selbständigkeit gleichwerthige Gruppe gegenüber.

Neuerdings hat sich Hale der Mühe unterzogen und die malayo-polynesischen Sprachen mit einer großen Anzahl nord- und südamerikanischer Sprachen auf etwaige Uebereinstimmung in den Pronominalformen geprüft. Sein Gutachten lautet: „Soweit die gegenwärtige Kenntniß reicht, findet die Theorie, die den Ursprung der amerikanischen Bevölkerung oder eines Theils derselben auf die polynesische Rasse zurückführen möchte, in sprachlichen Zeugnissen keine Stütze; sie wird auch äußerst unwahrscheinlich bei der Thatsache, daß diese Rasse erst in sehr junger Zeit auf den östlichen Inseln erschienen ist."

Man übertrage das Spiel mit den Möglichkeiten doch auch in gleich ernsthafter, gleich gültiger Weise auf unsere heimischen Verhältnisse und leite die Urbevölkerung Europa's von Amerika her, etwa weil, dem römischen Schriftsteller Pomponius Mela zufolge, der Proconsul Metellus Celer von einem gallischen Könige mehrere Indianer zum Geschenk erhielt, die durch Stürme an die deutsche Küste verschlagen worden waren; oder weil, nach der Aussage des venezianischen Historikers Cardinal Bembo, ein französisches Schiff im Jahre 1508 unweit der englischen Küste ein Fahrzeug mit amerikanischen Eingeborenen antraf. Also, folgere man dann, sind auch früher Amerikaner nach Europa verschlagen worden, also ꝛc. ꝛc.

Schon längst hat der freundliche Leser eingewandt: „aber die Beringsstraße!" Sie ist allerdings nicht dazu angethan, die Völker zu trennen und hat gewiß seit geraumer Zeit dem Verkehr zwischen den beiden Continenten gedient. Lange schon sind Eskimo an der Ostspitze Sibiriens angesiedelt, und bereits sind ihre Tage gezählt, weil sie in den vordringenden Tschuktschen untergehen. Doch ist wenigstens diese Abtheilung der Hyperboräer von Amerika nach Asien eingewandert, nicht umgekehrt; schon sie haben dem uns beherrschenden Zug nach dem Westen gehorcht. Zu Gunsten verhältnißmäßig alter Beziehungen zwischen den arktischen Gebieten von Amerika und Asien lassen sich manche auffälligen Uebereinstimmungen

Digitized by Google

des Cultur- und des Sagenschatzes anführen, aber für den Beweis einer Verwandtschaft reichen sie durchaus nicht hin.

Sind wirklich asiatische Einwandrer über die Beringsstraße gekommen, so kann es sich doch nur um eine Vermischung mit den Indianern handeln, während das Problem der Urbevölkerung hier nicht um Haaresbreite zu fördern ist. Denn auch der Weg über die Beringsstraße ist modern, nicht so hochmodern wie die erste ägyptische Dynastie, aber darum doch modern. Die gewaltigen Gletschermassen, die während der Eiszeit mehr als die Hälfte von Nordamerika in einer Mächtigkeit von tausend Metern überlagerten, die Unzugänglichkeit Sibiriens während dieser langen Periode und die Thatsache, daß der Amerikaner damals bereits seinen eingeengten und abgeschlossenen Erdtheil jagend durchstreifte, während gleichzeitig in der alten Welt das uns bekannte Bild der Rassen und ihrer Wohnsitze noch gar nicht vorhanden war — diese allerdings beinahe unfaßbare Chronologie stempelt mit einem Schlage die sämmtlichen an die Geschichte und Tradition oder an die heutige Geographie anknüpfenden Hypothesen zu herzlich naiven Vorschlägen. Die Wahrheit ist, daß wir heute noch keine Ahnung von der Herkunft des amerikanischen Menschen haben, aber wenigstens verstehen, warum wir im Dunkel tappen müssen. Die Wahrheit ist, daß wir noch nicht einmal Nordamerika und Südamerika durch gesundere Hyhothesen über Verschiebung und Wanderung der Völker verbinden können, als Amerika und einen anderen Erdtheil; denn Florida und Venezuela stehen sich in diesem Sinn trotz der Inselguirlande der Antillen noch völlig unvermittelt gegenüber. Wohl ist es möglich, daß von den benachbarten Erdtheilen vereinzelte Nachschübe stattgefunden haben. Sie bleiben aber belanglos gegenüber dem uralten Stock der einheimischen Bevölkerung. Wahrscheinlich ist bereits dieser sehr verschiedenartigen Charakters gewesen, und wahrscheinlich ist das, was wir heute die amerikanische Rasse nennen, das Ergebniß einer während der Isolirung von vielen Jahrzehntausenden vollzogenen anthropologischen, linguistischen und ethnographischen Ausgleichung.

Die neueren Ergebnisse der Wissenschaft drängen alle zu Schlüssen gleicher Richtung. Wenden wir uns zunächst an die Anthropologie, die in Fragen der Verwandtschaft das erste Wort haben sollte und dennoch meist zuletzt gehört wird. Vielleicht ist etwas Suggestion seitens der Beringsstraße dabei im Spiel gewesen, daß man die Amerikaner durchaus als eine Rasse mongolischen Ursprungs ansehen wollte, und nicht eben überzeugend kann es wirken, wenn man sich, als die Bezeichnung „mongolisch" nicht mehr gut zu halten war, zu dem Ausdruck „mongoloid" flüchten mußte. Friedrich Müller darf den Ruhm beanspruchen, frühzeitig auf das Bedenkliche dieser von ausgezeichneten Reisenden und Autoren werth gehaltenen Theorie hingewiesen zu haben. „Die nördlichen Mongolen sind stets auf einer niedrigeren Culturstufe stehen geblieben als die südlichen. Wir kämen, wenn wir die Cultur der mittel- und südwestamerikanischen Völker aus den Zuständen ableiten wollten, welchen wir bei den nördlichen Stämmen begegnen, in endlose Widersprüche, aus denen uns nicht der glänzendste Scharfsinn herauszureißen vermöchte."

Doch bleiben wir bei den körperlichen Merkmalen. Auf dem Berliner Amerikanistencongreß faßte Altmeister Virchow seine Erfahrungen dahin zu-

Digitized by Google

sammen, daß sowohl die Schädel als die Physiognomien der Amerikaner eine so offenbare Verschiedenheit bekunden, daß man endgültig auf die Construction eines universellen und gemeinsamen Typus verzichten müsse. Er bestätigte die von Kollmann für Amerika wie für Europa verfochtene Ansicht, daß die heute vorhandene Verschiedenheit der Schädel bis in die grauesten Zeiten des Diluviums gleichwerthig zurückreicht. Nicht unwichtiger als der Schädel ist das Haar als Unterscheidungszeichen. Nun, auf demselben Congreß hat sich Fritsch das große Verdienst erworben, die stereotype Wendung „das Haar der amerikanischen Rasse ist lang, tiefschwarz, straff und grob", durch überzeugende Proben beseitigt zu haben. „Der Haarwuchs des Amerikaners entfernt sich fast in allen Punkten von demjenigen der Mongolen Ostasiens," nur die Jägervölker der Nordwestküste und isolirte Stämme von Südamerika erinnern an asiatische Proben. Am stärksten entfernt sich von der mongolischen Haarbildung der Typus der Culturvölker Central- und Südamerikas, während er mit dem polynesischen auffallende Aehnlichkeiten darbietet. Wir stehen hier also noch vor schweren und verwickelten Problemen, die aber deutlich auf einen Ursprung der Indianer aus verschiedenen Quellen hinweisen. Ich selbst habe bei den Karaibenstämmen Brasiliens welliges, ja lockiges braunschwarzes Haar angetroffen und bin lebhaft an das Haar erinnert worden, das ich bei den Polynesiern der Südseeinseln gesehen habe, und das jedenfalls kein blauschwarzes Roßhaar ist, wie das den Mongolen zugeschriebene. „Hat mongolische Einwanderung stattgefunden," erklärt Fritsch, „so erscheinen ihre Spuren nur als wechselnde Beimischung sporadisch unter wenig in der Cultur vorgeschrittenen Stämmen."

Die anthropologische Untersuchung stimmt mit den prähistorischen Funden folglich dahin überein, daß die Amerikaner, wenn spätere Mischungen auch stattgefunden haben mögen, als eine schon seit uralten Zeitläuften selbständige Gruppe der Menschheit zu gelten haben.

Die Sprachwissenschaft, die über das verhältnißmäßig zugänglichste Material verfügt, hat die Eigenart der amerikanischen Sprachen längst erkannt und ist im Stande, eine große Zahl von Sprachstämmen nachzuweisen, bei denen trotz einer gegenüber den anderen Idiomen der Erde charakteristischen Aehnlichkeit in dem Bau und der Form alle Gemeinschaft der Wortwurzeln ausgeschlossen werden kann. Ich habe soeben eine Untersuchung über die karaibischen Sprachen beendet und bin auch für diesen interessanten Typus echter Naturvölker zu dem bestimmten, durch sichere Lautgesetze gewährleisteten Ergebniß gelangt, daß die früheren Anschauungen über sprachliche Verwandtschaft der Karaiben mit anderen südamerikanischen Stammesgruppen zu verwerfen sind. Friedrich Müller besteht unter solchen Umständen auf dem Satz, daß der amerikanische Mensch, als er in seinen Erdtheil einwanderte, überhaupt noch keine Sprache besaß. „War aber jener vor-amerikanische Mensch ein sprachloses Wesen, so kann er ebensowenig irgend welche Culturanfänge gekannt haben, wie heutzutage manche in Gesellschaften lebende Affenarten. Von Waffen, Geschirren und anderen Geräthen kann natürlich bei ihm keine Rede gewesen sein, noch weniger von einer Todtenbestattung und Gottesverehrung, lauter Dinge, welche nicht nur eine aus sprechenden Individuen bestehende Gesellschaft, sondern bereits ein gewisses, an

Digitized by Google

eine entwickelte Sprache geknüpftes, abstractes Denken nothwendigerweise zur Voraussetzung haben." Der rothe Mensch muß also „jene Cultur, welche man bei der Entdeckung Amerikas bei ihm vorfand — da ein Einfluß von Seiten der Polarvölker undenkbar ist — selbständig erzeugt und entwickelt haben."

So betreten wir das Gebiet der Ethnologie, wo die Selbständigkeit der amerikanischen Leistungen immer noch auf starken Widerspruch stößt. Wir haben gesehen, daß Friedrich Müller auf Grund seiner linguistischen Beweise sogar weiter zurückgreift, als selbst die älteste Prähistorie Amerikas verlangt. Denn der Mensch, der uns in der frühen Diluvialzeit des nördlichen und südlichen Continents schon mit Aexten, Messern und Pfeilen aus Stein und Knochen entgegentritt, muß auch damals bereits im Besitz verhältnißmäßig hochentwickelter Sprachen gewesen sein; solche Kunstfertigkeit beruht auf der Sprache, weil allein durch Mittheilung die zahllosen kleinen Fortschritte von Generation zu Generation oder auch von Jahrtausend zu Jahrtausend möglich waren, die schließlich beispielsweise eine Steinaxt mit Holzgriff hervorgebracht haben. Doch brauchen wir uns mit diesen schwierigen Dingen hier gar nicht zu befassen, da der Uramerikaner, mit den Waffen und Geräthen des Jägerthums ausgestattet, über die Anfänge der Cultur verfügt.

Früher hielt man Völker für verwandt, die durch gleiche Erfindungen auffielen. Schlüsse derart, daß Chinesen und Deutsche aus einem gemeinsamen Stamme entsprossen sein müssen, weil sie beide das Schießpulver, den Buchdruck, das Porcellan besitzen, sind tausendfach gemacht worden. Nun sind zwar ernste Leute von solchen Uebertreibungen zurückgekommen, aber da es gewiß an und für sich näher liegt zu glauben, daß eine schwierigere Erfindung von Volk zu Volk ausgetauscht worden sei, ist man noch vielfach bestrebt, die unwahrscheinlichsten Verkehrswege lieber als die wiederholte Erfindung anzunehmen. Es gerathen eben nur zu leicht zwei Fundamentalwahrheiten in Collision, die eine des Geographen: jeder Mensch hat einen Nachbarn; die andere des Völkerpsychologen: was A denkt, kann — ja vielleicht muß — unter gleichen Umständen B auch denken. Beide Wahrheiten können mißbraucht werden, und Niemand vermag dem einzelnen, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Fall anzusehen, in welche Kategorie er gehört. Indessen darf es nach dem heutigen Stand des Wissens bereits als herzlich oberflächlich gelten, wenn man den „Völkergedanken" leugnet. Das ist in der Völkerpsychologie noch ganz der naive Standpunkt laienhafter Sprachforscher, die aus bloßen Wortähnlichkeiten zwar nicht mehr Blutsverwandtschaft, aber doch noch Sprachverwandtschaft ableiten wollen.

Es liegt nahe zu sagen, auch der gelegentlich an den Strand geworfene Fremdling, der seine Sprache auf die Bewohner nicht übertragen und auch die Vererbung körperlicher Merkmale nicht lange hinaus beeinflussen mag, ist doch völlig im Stande, hier ihm vertraute Culturerzeugnisse zu importiren; etwas in seiner Heimath regelrecht und allmälig Entwickeltes tritt dann am neuen Ort sprungweise und fertig in die Erscheinung und darf dem Forscher später als schätzbares Material dienen für die Ueberbrückung zweier entlegenen Culturgebiete.

Theoretisch ist dieser Hergang ungeheuer einfach, in praxi scheint er selten zu sein und ist sicherlich um so seltener, je weiter sich die beiden Culturgebiete

Digitized by Google

von einander entfernen, obgleich man zunächst erwartet, daß der bedeutend klügere Lehrer auch ein reicheres Wissen übermitteln könnte. Leider lehrt die Erfahrung, daß sich eine fremde Cultur noch schwerer erlernt als eine fremde Sprache. Der echte Sohn des Naturvolkes, der in einer Mission aufgezogen wird, und auch die Tochter wirft eines schönen Tages gar zu gern die lästigen Kleider ab und läuft in den Wald zurück. Der gebildete Weiße, den das Schicksal einer Indianergesellschaft einverleibt, vergißt ungefähr Alles, was er gewußt hat, und jedenfalls geht davon wenig auf seinen Sohn, nichts auf seinen Enkel über. Ich habe mir, als ich allein unter Indianern weilte, deren Cultur noch der Steinzeit angehörte, sehr ernsthaft die Frage vorgelegt, was ich denn wohl meinen Freunden zu bieten hätte, wenn ich lebenslänglich bei ihnen bliebe, und bin über dem Ergebniß dieser Ueberlegung einer sehr verzweifelten Stimmung verfallen. Denn, wohin ich blickte, war nicht ich der Dumme, und war *ich* nicht rein angewiesen auf die Geschicklichkeit der guten Leute? Wenn mein Messer unbrauchbar wurde, meine Munition zu Ende ging, meine schon fragwürdige Kleidung zerrissen und verfault war, saß ich dann nicht, in meiner Unfähigkeit, die Dinge aufs Neue herzustellen, einem unschuldigen Kinde gleich in dieser mir mit ihren zahlreichen Hülfsquellen unbekannten Natur? Was in aller Welt sollten diese Menschen von *mir* lernen!

Nein, der einzelne Fremde bringt keine ernsthaften Veränderungen hervor, und selbst in dem Verkehr mit einer Colonie von Ankömmlingen wird zunächst auf beiden Seiten die Neigung vorwalten, sich unzugänglich zu erhalten. Die Ansiedlungen der Normannen, deren Zusammenhang mit dem Mutterlande aufhörte, haben unter den Nordamerikanern vielleicht einige Ruinen, nicht aber eine höhere Culturstufe hinterlassen. Man möge die einzelnen Uebereinstimmungen, die Amerika mit anderen Erdtheilen zu verbinden scheinen, auf das gewissenhafteste prüfen, aber nur nicht etwa im Gegensatz zu elementaren Thatsachen die hölzernen Lippenpflöcke der Botokuden von afrikanischen Sklaven ableiten, da der amerikanische Zierrath schon in uralten Gräbern zu finden ist, auch nicht etwa die Tonsuren der „Coroados" auf die Tonsuren der Patres zurückführen, da sie schon von den ersten Besuchern angetroffen wurden: groß scheint in Amerika, vielleicht von dem hohen Norden abgesehen, wo jüngere Beziehungen walten, die Aussicht keineswegs zu sein, den Völkergedanken zu widerlegen. Das Eine steht sicherlich schon heute fest, daß nirgendwo die Uebertragung einer ganzen außeramerikanischen Cultur zu erkennen ist, nirgendwo der dauernde Wechselverkehr zwischen einer vorcolumbischen Colonie mit einem außeramerikanischen Mutterland, der uns auch die Einführung fremder Nutzgewächse und Hausthiere zeigen müßte. Und wenn nun die Pyramiden und Bilderzeichen Mexikos nicht mehr als ägyptisch gelten können, wofür man sie mit Leidenschaft ausgab, so wohnt in solchen Erweisen einer hohen, selbständigen Cultur doch eine gewaltige Beweiskraft zu Gunsten der Selbständigkeit auch der einfacheren Dinge.

In keinem Fall kann die anthropologische Selbständigkeit der amerikanischen Rasse oder Rassen auch in Zukunft durch den etwaigen Nachweis ethnologischen Austausches erschüttert werden. Denn diese Rasse ist schon älter als alle Cultur der Erde, die höher ist als die ihre. Es wird deshalb wohl auch ungewiß bleiben,

Digitized by Google

woher sie in den heute isolirten Welttheil gelangt ist, so lange wir in den benachbarten Continenten nicht Spuren des Menschen finden, die älter sind, als die in Amerika. Erwähnung verdient, daß Brinton sich für eine Einwanderung aus Westeuropa über eine Landbrücke ausspricht, die aus der Tertiärzeit herüber bis gegen das Ende der Eiszeit Europa und Nordamerika verbunden haben soll, indem die nördlichen Theile des Atlantischen Beckens 2000—3000 Fuß über das gegenwärtige Niveau erhoben waren. Selbstverständlich würde sich diese europäische Einwanderung nur auf die diluvialen Rassen beziehen und die bekannten geschichtlichen Verhältnisse nirgendwo berühren.

Daß die in der Gegenwart und nahen geologischen Vergangenheit gegebenen natürlichen Bedingungen im Verhältniß zu dem von der Menschheit bereits erreichten Culturzustand geeignet waren, die amerikanische Urbevölkerung wirklich zu isoliren, dafür dürfte wohl auch ein wenig beweisend sein, daß wir so lange haben warten müssen, bis der Anschluß erfolgte. Wie lange würde es gar erst gewährt haben, bis die Amerikaner uns entdeckt hätten! Doch beruht auch gerade darin, daß wir an einen Theil der Menschheit herangetreten sind, der eine Entwicklungsgeschichte von gleicher Dauer hinter sich hat wie wir, nicht zum Geringsten die Größe des Ereignisses, das wir jetzt feiern. Denn wie dies Ereigniß weltgeschichtliche Bedeutung haben wird für alle Zukunft, ist es nun auch weltgeschichtlichen Werthes für alle Vergangenheit.

II.

Erst vierhundert Jahre freilich sind seit der Entdeckung des Columbus, doch tausend Jahre seit der der Normannen verflossen, und fünfhundert Jahre nach Christus sollen die Chinesen in Fusang-Mexiko gewesen sein. Der Prioritätsstreit um die Entdeckung Amerikas hat eine ansehnliche Literatur, die sich noch immer vermehrt; namentlich wird bei den internationalen Amerikanistencongressen zu Gunsten der vergessenen und verschollenen Seehelden Klage geführt.

Der älteste Reisende und Berichterstatter chinesischen Ursprungs erweckt unsere Theilnahme schon seines Namens wegen: Hoei-schin, d. i. Allgemeines Mitleiden. Fusang, östlich von China gelegen 20000 Li östlich von Tahan, das nach einigen Kamtschatka, nach anderen Alaska ist, war ein Königthum von hoher Cultur. Fünf Bettelmönche sollen dort „die Religion Buddha's, seine heiligen Schriften und Abbildungen verbreitet haben; sie unterrichteten die Leute in den Normen des Mönchslebens und veränderten so die Sitten des Volks." Viele Einzelheiten werden berichtet, leider mehr, als vorläufig mit den bekannten oder erschließbaren Verhältnissen von Mexiko in Einklang zu bringen wären. Die Fusang-Pflanze, aus deren „Rinde" Linnen und geblümtes Zeug verfertigt wurde, könnte wegen dieser Verwendung zur Noth mit der Maguey, der Agave americana, identificirt werden, doch wird sehr bestimmt angegeben, daß sie rothe birnenförmige Früchte trüge, die sich das ganze Jahr hindurch hielten. Pferde, Ochsen und Hirsche sollen an Wagen gespannt worden sein; aus der Milch der Hirschkühe habe man Butter gemacht. Nun kann nicht gut Unzutreffenderes von amerikanischen Verhältnissen behauptet werden: die Mexikaner hatten weder Zug- noch Lastthiere, noch überhaupt Ochsen und Pferde, so daß nicht einmal die

Digitized by Google

Möglichkeit offen bleibt, daß die chinesischen Namen auf verwandte Thierarten übertragen worden seien. Gerade diese Angaben einfachster Natur wirken in dem Berichte so störend, weil es sich dabei nicht um erlaubte Ausschmückung, sondern, sofern ein amerikanisches Land in Frage kommt, nur um wahr oder nicht wahr handeln kann.

Allein aus dem Umstand, daß die Thätigkeit des „Allgemeinen Mitleidens" und seiner Genossen in Mexiko keine Spuren hinterlassen hat, auf die Unechtheit der chinesischen Ueberlieferung zu schließen, würde nicht berechtigt sein. Denn auch der Aufenthalt der Normannen in Amerika hat nicht, soviel wir sehen können, „die Sitten des Volks verändert"; erst durch das eifrige Studium der alten nordischen Literatur ist die skandinavische Anwartschaft auf den Entdeckerlorbeer erwiesen worden und zur Anerkennung gelangt. Die Norweger siedelten sich in Island an, entdeckten von hier aus Grönland, wo um 984 die erste Colonie begründet wurde, und 986 erblickte Bjarne Herjulfsön, durch heftigen Nordwind nach Süden getrieben, als erster Europäer das amerikanische Festland, ohne indessen anzulegen. Aber Leif Eriksön unternahm es im Jahre 1000, das von Bjarne gesehene Land zu suchen, und fand „Helluland", „Markland" und das „gute Vinland", in dem er bis zu der vorspringenden Küste des heutigen Massachusetts vordrang. „Die Entdeckung," sagt Rasmus B. Anderson nicht ohne Stolz, „hatte er keinem Zufall zu verdanken. Das Ziel und der Zweck seiner Reise standen ihm und seinen Landsleuten ebenso klar vor Augen, wie Columbus im Jahre 1492. Aber Leif setzte nicht Himmel und Erde in Bewegung, um über den Atlantischen Ocean zu gelangen; er kaufte einfach Bjarne's Schiff, heuerte fünfunddreißig Seeleute, die ebenso unerschrocken waren wie er selber, sagte seinem alten Vater Lebewohl und lichtete die Anker."

Wir Deutsche werden dieser Fahrt schon deshalb immer mit Wohlgefallen und stiller Rührung gedenken, weil es bekanntlich ein Landsmann war, Dietrich oder Tyrkir, der die Rebe des „guten Vinlands" aufgespürt hat. Ersehen wir doch auch aus dem von Scheffel'schem Humor verklärten Bericht, den Anderson mittheilt, daß unser Tyrkir, obzwar unansehnlich von Gestalt, ganz der rechte Mann war, den Weinstock zu entdecken. Der Brave wurde eines Abends vermißt, gesucht, gefunden und mit Jubel empfangen: „Aber Leif merkte bald, daß sein Pflegevater nicht ganz bei Verstand war." „Weshalb bist Du so lange fortgeblieben und hast Dich von Deinen Genossen getrennt, mein Pflegevater?" fragte Leif. Tyrkir hielt eine längere deutsche Rede, rollte mit den Augen und lachte vor sich hin; sie konnten nicht verstehen, was er sagte, als aber eine Weile vergangen war, fing er an isländisch zu reden und sagte: „Ich bin nicht so gar weit von hier gewesen, und doch kann ich Euch eine Neuigkeit mittheilen: ich habe Weinranken und Trauben gefunden." „Redest Du die Wahrheit, Pflegevater?" fragte Leif."

Auch die späteren Vinlandfahrten, unter denen die Thorfinn's das meiste Interesse verdient, führten nicht zu dauernder Besiedlung, obwohl sie mehrere Jahrhunderte lang fortgesetzt wurden; die letzte fand im Jahre 1347 statt. Das Haupthinderniß lag wohl in dem Widerstand der Eingeborenen, die von den Normannen nicht gerade mit zarter Hand angefaßt wurden und zwar Skrelinger,

Digitized by Google

Schwächlinge bei ihnen hießen, aber gewaltig an Zahl überlegen waren, auch in der Bewaffnung, da es noch keine Donnerbüchsen gab, nicht sonderlich nachstanden. Die Verheerungen des schwarzen Todes endlich in Norwegen und Island setzten aller Auswanderung ein Ziel. Gingen doch auch die grönländischen Colonien und Missionen allmälig zu Grunde, wurde doch die Vorstellung von den geographischen Verhältnissen so verschwommen, daß Grönland auf Karten des sechzehnten Jahrhunderts als nordeuropäische, mit Skandinavien verbundene Halbinsel erscheint.

Unklarer, obgleich hier und da anscheinend nicht unberechtigt, sind die Ansprüche der Iren, der Waliser, der Bretonen und der Basken, schon lange vor 1492 Streifzüge an die nordamerikanische Küste ausgeführt zu haben. Von den Basken, eifrigen Walfischfängern, die sich kühn auf die hohe See hinauswagten, nimmt Gaffarel, der freilich auch die Entdeckung nacheinander des amerikanischen Festlandes und des Caps der guten Hoffnung durch den Dieppер Kapitän Jean Cousin im Jahre 1488 ein wenig über die Maßen vertrauensvoll behandelt, als feststehend an, daß sie Neufundland gekannt und dort Stockfische gefangen haben. Er stützt sich auf die Tradition der Basken, die in Juan de Echalde ihren Columbus verehren, und auf eine venezianische Karte von 1436, die fern im westlichen Ocean, ungefähr Neufundland entsprechend, eine Insel mit dem anheimelnden Namen „Stocafixa" oder „Scorafixa" wieder gibt.

Es ist etwas Mißliches um alle diese Möglichkeiten, von denen man nicht sagen kann, daß sie ganz der Unterlage entbehren, aber doch auch nicht leugnen darf, daß sie, wie der historische Verlauf sich nun einmal gewendet hat, einen etwas gar zu akademischen Charakter annehmen. Man erwärmt sich um so schwerer für die oft aussichtslose Discussion, als die Geschichte der zweifelsohne praktisch wichtigeren That des Genuesen noch von Unklarheiten wimmelt. Oder doch zu wimmeln scheint. In Wahrheit ist das Gutachten einer ruhigen und unbefangenen Kritik über das Entdeckungswerk des Columbus und seine Person zu einer ziemlich bestimmten Form gelangt, an der kleine Verbesserungen angebracht werden mögen, aber wesentliche Aenderungen nicht gelingen werden, indeß — dies Gutachten ist kühler angehaucht, als einer jubelnden Feststimmung vielleicht behagen will.

Das Personificiren steckt uns mindestens seit der Diluvialzeit im Blute, und so lange ist es auch her, daß wir aufgebracht werden, wenn einer etwas von Zufall oder glücklicher Fügung murmelt, und so lange ist es her, daß wir uns um keinen Preis für ein großartiges, natürlich bedingtes Ereigniß, sondern nur für den Geist und die Thatkraft einer bestimmten Persönlichkeit begeistern wollen, die es schöpferisch hervorgebracht hat.

Columbus ist ein „geistiger Coloß", liest man in einem italienischen Aufruf. Liefe man nicht Gefahr, als ein Nörgler zu gelten, wenn man widersprechen wollte? Nun ist Columbus thatsächlich kein geistiger Coloß gewesen, aber wahr ist es, die Umwälzung, die er das Verdienst hatte, unwissentlich einzuleiten, ist „colossal" gewesen, und am Ende darf man wohl hoffen, ihm gerecht zu werden, wenn seines Namens statt mit überschwenglichen Lobeshymnen, auf die er keinen

Digitized by Google

Anspruch hat, mit den herzlichen Glückwünschen gedacht wird, die ihm vollauf gebühren.

„Was der Aera des Columbus," sagt der große Alexander in seiner classischen Sprache, „ihren eigenthümlichen Charakter gab: den eines ununterbrochenen und gelingenden Strebens nach Entdeckungen im Raume, nach erweiterter Erdkenntniß, wurde langsam und auf vielfachen Wegen vorbereitet. Es wurde es durch eine kleine Zahl kühner Männer, welche früher auftraten und gleichzeitig zu allgemeiner Freiheit des Selbstdenkens wie zum Erforschen einzelner Naturerscheinungen anregten; durch den Einfluß, welchen auf die tiefsten Quellen des geistigen Lebens ausübte die in Italien erneuerte Bekanntschaft mit den Werken der griechischen Literatur und die Erfindung einer Kunst, die dem Gedanken Flügel und lange Dauer verlieh; durch die erweiterte Kenntniß des östlichen Asiens, welche Mönchsgesandtschaften an die Mongolen-Fürsten und reisende Kaufleute unter die weltverkehrenden Nationen des südwestlichen Europas verbreiteten: unter solche, denen ein kürzerer Weg nach den Gewürzländern ein Gegenstand der eifrigsten Wünsche war. Zu den hier genannten Anregungsmitteln gesellten sich noch, was die Befriedigung jener Wünsche gegen das Ende des 15. Jahrhunderts am meisten erleichterte: die Fortschritte der Schiffahrtskunde, die allmälige Vervollkommnung der nautischen Instrumente, der magnetischen wie der astronomisch messenden, endlich die Anwendung gewisser Methoden zur Ortsbestimmung des Schiffes und der allgemeinere Gebrauch der Sonnen- und Mond-Ephemeriden des Regiomontanus."

Spanier und Portugiesen haben geerntet, was die Italiener gesäet und gehegt und gepflegt haben. Handel und Macht auf See hatte den Italienern gehört; sie gaben den andern Nationen die kühnen Flottenführer und die Lehrer der Kartenkunde; sie hatten zuerst ihre waarenbeladenen Galeeren den Weg über die hohe See nach Flandern und England laufen lassen, die Kanarischen Inseln, Madeira und die Azoren entdeckt; sie hatten die Magnetnadel mit der Windrose verbunden, so daß Kurs und Wind von den nun fest im Raume eingestellten Richtungslinien abzulesen war; jetzt erst waren planmäßige Reisen von Erdtheil zu Erdtheil möglich. Ein Italiener hat das Project wissenschaftlich ausgearbeitet und begründet, das der Genuese mit spanischen Schiffen ausführte. Weder ist die Entdeckung Amerikas eine isolirte Begebenheit gewesen noch Columbus ein unabhängiger Pfadfinder des Gedankens. Wir haben in Deutschland eine vorzügliche Literatur über diese Dinge; den Humboldt und Peschel ist in der Gegenwart Sophus Ruge gefolgt, der mit einem ausgezeichneten Werke, „Die Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" und neuerdings mit seinem „Christoph Columbus", dem vierten Band der „Führenden Geister", als sicherster Wegweiser in dem „Wirrsal der Meinungen über den Entdecker und seine Leistung" gelten darf.

Nach Ruge haben wir einen mythischen und einen geschichtlichen Columbus scharf zu unterscheiden. Leider gehört gar Manches, was wir auf der Schule gelernt, in der Zeitung gelesen und mit unserer ganzen Empfänglichkeit für historische Romane in uns aufgenommen haben, nicht dem geschichtlichen Columbus an. Schon von den frühesten Zeiten an haben sich Wahrheit und Dichtung seltsam gemischt: in der Seele des Admirals selbst hat nicht immer die Wahrheitsliebe den Sieg über Eitelkeit und Berechnung davongetragen; sein begeisterter

Digitized by Google

Verehrer, Las Casas, der Verfasser der „Historia general de las Indias“, wurde durch eine teleologische Weltanschauung beeinflußt, die in Columbus, übereinstimmend mit dessen eigener Ansicht, ein besonders auserlesenes Werkzeug Gottes erblickte und zuweilen glücklich war, den Beweis dafür in seltsamen, aber — nicht von dem Bischof — erfundenen Fügungen erbringen zu können, und schlimmer als das, schlimmer als die merkwürdig zahlreichen Schreibfehler in den überlieferten Berichten: es wimmelt von nicht zu rechtfertigenden Irrthümern und romantischen Ausschmückungen auch das wichtigste Quellenwerk, die „Historie del Signor D. Fernando Colombo“, „eine wahre Beschreibung des Lebens und der Thaten des Admirals Christoforo Colombo, seines Vaters, und der Entdeckung, die er in Westindien, genannt die Neue Welt, machte, neuerdings von Alfons von Ulloa aus dem Spanischen ins Italienische übersetzt, Venedig 1571.“ Die Irrthümer der Historien sind derart, daß sie vielleicht bei einem anderen, fernerstehenden Mitglied der Familie, aber nicht bei dem Sohn des Columbus möglich waren, und Alles spricht dafür, daß Ferdinand der Verfasser nicht war, obwohl sie „viele echte Stücke enthalten, die ohne Zweifel von Ferdinand's Hand herrühren und ihm von unverdächtigen Zeugen zugeschrieben werden. Sie erscheinen vielmehr als eine Tendenzschrift, die den in Spanien verblaßten Ruhm des Entdeckers in seinem Heimathlande wieder auffrischen, die ihn aus der Masse des gewerbtreibenden Volkes herausheben und überall unter ganz besonderen Ereignissen auftreten lassen sollte.“

Mythisch ist, daß Columbus einen uralten vornehmen Stammbaum besaß, mythisch, daß er in Pavia studirt hat, mythisch die Erzählung, daß er auf einer Fahrt nach Tunis in der Nähe von Sardinien das Schiffsvolk, das nach Marseille umkehren wollte, hintergangen habe, indem er die Rose über der Nadel im Compaß umdrehte, mythisch die Reise nach Island, an die nordische Historiker mit Vorliebe angeknüpft haben, um einen Zusammenhang zwischen seinem Plan und den Fahrten der Normannen herstellen zu können; mythisch die wunderbare Ankunft in Portugal, daß er sich aus einem erbitterten Seegefecht durch Schwimmen an das zwei Meilen entfernte Land gerettet habe, mythisch der Aufstand der Seeleute auf der ersten Reise; mythisch ist, um auch dieses schmerzlichen Umstandes nicht zu vergessen, die nichtsdestoweniger unsterbliche Anekdote von dem Ei, die sich ein halbes Jahrhundert früher mit Brunelleschi, dem Erbauer des Florentiner Doms, zugetragen hat, als der Meister zaghaften Seelen ad oculos demonstriren wollte, wie seine Kuppel fest und sicher stehen werde.

Der geschichtliche Columbus, der das Mittelmeer und auf Fahrten nach England und bis an die Guineaküste den Ocean kennen lernte, hat die Anregungen zu einem Unternehmen durch seinen Aufenthalt in dem von frischem Handelsgeist belebten Lissabon und durch seine Ehe mit der Tochter eines Lehnsherrn der Insel Porto Santo bei Madeira empfangen; er war ein nautisch nur mäßig ausgebildeter Mann und in allen Dingen vollständig von einigen scholastischen Autoritäten abhängig. Das wahre Verdienst des Gedankens gebührt dem Florentiner Arzt und Naturforscher Toscanelli, der im Jahre 1482 starb. Dieser hatte dem Könige von Portugal durch Brief und Kartenentwurf das Project, den westlichen Weg nach Indien zu suchen, ohne Erfolg empfohlen. Der Brief,

Digitized by Google

der an seinen Freund, den Beichtvater des Königs, gerichtet war und eine begeisterte Schilderung der Reichthümer des von Westen her zu erreichenden Ostens entwirft, ist erhalten; er besagt: „und von der Stadt Lissabon, gerade nach Westen, sind auf der Karte 26 Abschnitte, jeder 250 Millien breit (*das ist beinahe ein Drittel des Erdumfanges*) bis zu der ansehnlichen und großen Stadt Quinsay, die einen Umfang von 100 Millien oder 25 Leguas hat, und in der sich 10 Marmorbrücken finden." Durch den Verkehr mit den ersten italienischen Reisender war Toscanelli, soweit es damals möglich, auf das Genaueste über indische und chinesische Verhältnisse unterrichtet; Indien und China fielen unter denselben Begriff.

Von dem Plan des Florentiners muß Columbus in Lissabon gehört haben, denn er schrieb an den Gelehrten selbst und erhielt auf seine Bitte von ihm die bedeutsame Karte zugesandt. Das Original derselben ist verloren gegangen, allein der Nürnberger Erdapfel von *Behaim* aus dem Jahre 1492 enthält nach aller Wahrscheinlichkeit genau die Toscanelli'sche Darstellung und nimmt den Ocean auch nach deren Berechnung in einer Breite von 130 Längengraden an.

Wenn man eine Probe mit dem *Behaim*'schen Globus macht, sagt Ruge, so wird man „erstaunt sein, hier den Schiffskurs des Entdeckungsgeschwaders derart eintragen zu können, daß man danach die wichtigsten Ereignisse und Meinungen über die wirklichen Entdeckungen und das vermeintliche Ziel recht deutlich verfolgen kann, ja daß manche von Columbus in seinem Schiffstagebuche ausgesprochenen Vorstellungen über in der Nähe seines Kurses liegende Inseln oder über seine vermeintliche Entfernung von Ostasien erst durch Behaim's Karte verständlich werden. Wir sehen auch, daß er geradenwegs auf den am weitesten vorspringenden Theil Ostasiens lossteuert." Und Las Casas erklärte: „Ich bin der Ueberzeugung, daß des Columbus ganze Reise auf dieser Karte fußt."

Freilich wäre es dem Admiral niemals gelungen, seine Mannschaft auch nur bis an die Küste *des* „Indiens" zu bringen, das nach Toscanelli's Meinung 130 Längengrade von der iberischen Halbinsel entfernt war: denn, um 130 Längengrade zurückzulegen, hätte er bis über die Küste von Californien hinausfahren müssen! Nun aber beträgt gar die wirkliche Entfernung zwischen Spanien und Ostasien, wie wir jetzt wissen, nicht jene schon unerreichbaren 130, sondern 240 Längengrade.

Columbus hat sorgfältig alle Zeugnisse gesammelt, die das Vorhandensein des indischen Festlandes im Westen zu erweisen schienen, aber auch nur auf Indien hat er diese Zeugnisse gedeutet. Man muß sich, um seinen oder Toscanelli's Gedankengang recht genau zu verstehen, das ganze entdeckte Amerika von dem Globus überhaupt wegdenken. Nichts ist deshalb verkehrter, als von einer „Vorahnung" zu sprechen.

> Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
> Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
> Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
> Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluthen empor.

Wenn unser Schiller hier die amerikanische Küste ins Auge faßt, so verdanken wir das herrliche Distichon:

Digitized by Google

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß,

ebenso einem Irrthum, wie die neue Welt selbst.

Nicht durch Genialität war Columbus ausgezeichnet; sein zäher Glaube haftete an einem von Toscanelli scharfsinnig und bestimmt vorgezeichneten geschäftlichen Unternehmen, das fabelhafte Schätze versprach. Er sagt es selbst: „el oro es excelentisimo, del oro se hace tesoro“ [1]). Er war der Erste einer langen Reihe von Nachfahren, die bereitwillig wie er Leib und Leben für das goldene Glück aufs Spiel setzten; er war mit Fug und Recht der erste Amerikaner.

Während Columbus nur das südamerikanische Festland und dieses auch erst 1498 betrat, hatte sein Genueser Landsmann in englischen Diensten, Giovanni Cabotto oder John Cabot, von Bristol aus schon 1497 den Nordcontinent gefunden. Das von ihm zuerst erblickte Land scheint Labrador gewesen zu sein und eine zweite Reise ihn südlich bis zum Cap Hatteras geführt zu haben. Auch seine Unternehmungen galten dem Weg nach Indien; auch er ist in dem Wahn gestorben, es erreicht zu haben. Zu einer Zeit, als Columbus noch für die Verwirklichung seiner Pläne kämpfte, war es Cabot bereits gelungen, praktische Versuche ins Werk zu setzen. Denn am 25. Juli 1498 berichtete der spanische Gesandte Pedro de Ayala an den König Ferdinand: „Seit sieben Jahren haben die Bristoler jedes Jahr zwei, drei, vier Caravelen ausgeschickt, nach den Träumen dieses Genuesen die Insel Brasil und die sieben Städte zu suchen.“

Indien, das geographische, wurde von Vasco da Gama auf anderem Wege gefunden, aber alle Hoffnungen auf natürliche Reichthümer, die man in diesem Zauberwort zusammengefaßt hatte, gingen auch im Westen in Erfüllung. Der Anfang war bescheiden; „das Gold, das sie an den Nasenlöchern tragen, findet sich auch, aber ich lasse nicht danach suchen, um keine Zeit zu verlieren,“ hatte Columbus in Guanahani geschrieben. Dagegen meldete der glücklichere Cortes: „Alles, was Montezuma auf Erden gesehen oder aus der Tiefe des Meeres gezogen, wurde auf seinen Befehl in Gold, Silber, Edelsteinen und bunten Federn aufs Vollkommenste nachgebildet,“ und der Schatz des Inkalandes, den Pizarro zur Vertheilung brachte, wird auf mehr als 4½ Millionen Ducaten, etwa siebzig Millionen Mark nach unserem heutigen Geldwerth, berechnet; von dem Dach des Sonnentempels in Cuzco schleppten die Spanier siebenhundert Goldplatten an die Küste. Cellini konnte in keiner besseren Zeit geboren werden, und wenn der feinsinnige Künstler schon so flink zum Degen griff, so darf es uns nicht wundern, in den beutegierigen Abenteurern jener aufgeregten Tage einem waghalsigen, kraftvollen Geschlecht zu begegnen, das vor keinem Hinderniß der Natur oder der Ueberzahl zurückschreckte. Eins der glänzendsten Beispiele wird immer die That des Cortes bleiben, der die Flotte vor dem Aufbruch in die mexikanischen Berge vernichten ließ, und einen großartig einfachen Ausdruck hat dieser Wagemuth in dem Satz seines Gefährten und Chronisten Bernal Diaz gefunden, mit dem er die Angabe eines Historikers, die Fahrzeuge seien heimlich versenkt worden, be-

[1]) Spiel mit dem Reim oro, tesoro. Wörtlich: Nichts geht über das Gold, aus dem Gold werden Schätze.

Digitized by Google

richtigt: „Es ist weltkundig, daß Cortes die Schiffe mit Zustimmung der ganzen Mannschaft und vor Aller Augen auf den Strand laufen ließ, damit auch die Seeleute an unserem Feldzug theilnehmen könnten.“ Es war eine stolze, rastlose Zeit. Kein Blatt in der Geschichte dieser Jahre, das nicht, wenn auch in blutrother Schrift, von unerhörten Ruhmesthaten — man nenne sie Entdeckungen oder Eroberungen — meldet. Ein halbes Jahrhundert nach der Landung in Guanahani war das Bild des langgestreckten Doppelcontinents, von dem hohen Norden abgesehen, in den rohen Umrißlinien gewonnen: es erscheinen die Nordküste Südamerikas, Brasilien, der Golf von Darien, der Isthmus von Panama und Honduras; es folgen Yukatan, Florida, Mexiko, Peru, Paraguay, Californien, Canada, Chile, der La Plata, der St. Lorenz, der Mississippi, und 1541 wird die breite Aequatorialzone des Festlandes durchquert und der Amazonenstrom von der Einmündung des Rio Napo bis zu seinem Ende befahren. 1513 ergriff Balboa Besitz von der Südsee „jetzt und für alle Zeiten, so lange die Welt dauern wird, bis zu dem jüngsten Gericht aller sterblichen Geschlechter“; 1520 durchfuhr sie Magalhaens.

Es war auch eine große, edle Zeit, sieghaft in dem Kampf für die Befreiung des Gedankens, der Form, des Gewissens. Denn sie sah Copernicus, Raffael, Luther. Niemals ist das Alte jäher gestürzt worden und das neue Leben voller aus den Ruinen erblüht.

Dort, wo ein schmales Meer die Gestade von Spanien und Indien trennen sollte — „denn der Seeweg ist kürzer als der, den Ihr nach Guinea nehmt,“ hatte Toscanelli geschrieben — dort lag zwischen zwei Oceanen, die fast zwei Drittel der gesammten Meeresoberfläche einnehmen, der zweitgrößte Welttheil mit dem längsten Kettengebirge der Erde, mit ihren mächtigsten Stromsystemen, mit ihren größten Süßwasserseen, mit ihrer üppigsten Vegetation.

Es ist sehr merkwürdig, daß sich noch Niemand der dankbaren Aufgabe unterzogen hat, die Umgestaltung des Weltbildes monographisch zu behandeln, die sich während dieser vier Jahrhunderte und in Folge der Entdeckung Amerikas vollzogen hat. Heute ist selbstverständlich unsere alte Welt ohne die neue überhaupt nicht mehr zu denken, und zwar auch nicht ohne die neuen Gaben, die sie von drüben empfangen hat.

Allerdings ist die amerikanische Rasse, wenn wir von Hagenbeck und Buffalo Bill absehen wollen, unserem Erdtheil fern geblieben. Unsere Hausthiere sind nur durch den Truthahn und die türkische Ente vermehrt worden; nur unter sehr unangenehm veränderten Verhältnissen hat auch ein kleines peruanisches Hausthier, das Meerschweinchen, bei uns Aufnahme gefunden. Dagegen ist die Zahl der Nutzpflanzen nicht gering, die wir aus der neuen Welt erhalten haben, der Arzneigewächse und Zierpflanzen nicht zu vergessen. Schön ist es nicht gerade zu nennen, wenn wir eine Rasse zum Untergang verurtheilen, die uns nach vieltausendjähriger Vorarbeit den Mais, die Kartoffel und den Tabak geschenkt hat. Ernährt doch heute der Mais nächst dem Reis die größte Anzahl von Menschen. Von Wittmack ist den bekanntesten Nutzpflanzen aus Amerika auch noch die Gartenbohne angereiht worden. Während Saubohnen schon in Hissarlik, in den Pfahlbauten und in einem ägyptischen Sarkophag gefunden worden sind, war

Digitized by Google

die Gartenbohne in Europa vor der Entdeckung Amerikas unbekannt, in ihrer Heimath aber eine uralte Culturpflanze, wie die Untersuchung der Reiß-Stübel'schen Funde von Ancon für Peru und die der Hemmenway-Expedition für Arizona erwiesen haben.

Wer den 12. October mit einem Festessen rein amerikanischen Ursprungs begehen will, dem wäre der folgende Speisezettel vorzuschlagen, der kein vor 1492 in Europa bekanntes Gericht enthält und in diesem Sinne also nicht beanspruchen darf, „lukullisch" genannt zu werden:

Kartoffelsuppe.
Shadfisch mit Sauce von Cayennepfeffer.
Maisfritters; Tomaten mit Maisfüllung auf amerikanische Art.
Puter mit Kartoffelcroquettes und Ananascompot.
Tapiocagelee.
Haricots verts.
Chokoladencrême; Vanilleeis.
Gemischte Früchte: Cherimoya, Avogatobirne, Peanuts, Paranüsse ꝛc. Goyavapaste.
Paraguaythee. Tabak in beliebiger Gestalt[1]).

Sollten die etwas stark vorwiegenden Süßigkeiten Zahnschmerzen verursachen, so winkt in dem Cocain eine stilgerechte Linderung. Weniger pietätvolle Gemüther könnten die Speisenfolge unschwer reichhaltiger gestalten, wenn sie auch solche guten Dinge hinzufügen wollten, die nur amerikanische Varietäten auch bei uns einheimischer Thier- und Pflanzenarten darstellen. Vielleicht erscheint der in den Vereinigten Staaten hochgeschätzte und auch bei uns neuerdings eingeführte Shad, ein Verwandter des Maifisches, bereits als ein Zugeständniß, um die sonst gar zu vegetarianisch ausartende Speisekarte zu beleben. Jedenfalls ist der Tisch des nicht übertünchten Kanadiers mit „Hummer, Lachs und frischem Bärenschinken" schon sehr kosmopolitisch gewesen.

Weit gewaltigere Veränderungen haben sich naturgemäß in der Thier- und Pflanzenwelt Amerikas vollzogen. Denn mit dem Europäer ist seine ganze Culturfauna und -Flora eingewandert. Unsere Hausthiere haben sich bis zum Sperling hinunter überall eingebürgert, wo es das Klima gestattete — ja, der Indianer hat sich mit dem Pferde nicht minder vertraut gemacht als wir mit der Kartoffel, und man hat die Frage aufwerfen können, ob das verwilderte Pferd der Pampas nicht in gerader Linie von dem fossilen Pferde abstamme. Rinder, Schafe, Schweine spielen die größte Rolle im Wirthschaftsleben und Exporthandel. Die Vereinigten Staaten besitzen heute 54 Millionen Hornvieh, 52 Millionen Schweine, 45 Millionen Schafe und Ziegen, 18 Millionen Pferde, Maulthiere und Esel. Argentinien exportirt an Fleisch, gesalzenem und getrocknetem, 63, an Häuten 30, an Hörnern, Klauen, Knochen, Talg 21 Millionen Kilogramm. Der Hund ist im vorcolumbischen Amerika weit weniger verbreitet gewesen als heutzutage. Die Schingú-Indianer waren 1884 noch nicht mit ihm bekannt und erschraken nicht wenig vor unserem freilich auch wüthend bellenden Reisegenossen. Doch war bei den Culturvölkern von Mexiko, Yukatan und Peru

[1]) Es ist beachtenswerth, daß die unedelste Form des Tabaksgenusses, das Kauen, erst von dem civilisirten Europäer erfunden worden ist.

Digitized by Google

der Hund nicht nur während des Lebens der Gefährte des Menschen, sondern begleitete ihn auch in das Grab. Nehring hat unter den Hundemumien der Peruaner drei Rassen unterschieden, Schäferhund, Dachshund und Bulldogge.

Mit ungeheurer Geschwindigkeit haben sich fremde Culturpflanzen jedweder Herkunft nach der Entdeckung über Amerika verbreitet. Wie die Mandioka heute bis in die entlegensten Winkel Afrikas eingedrungen und in einem Grade zur Volksnahrung geworden ist, als wenn sie ewig dort gewesen wäre, so kann man sich beim Anblick der Kokospalmen auf den Antillen und entlang den Küsten der beiden Weltmeere kaum noch vorstellen, daß sie keine Charakterpflanze der neuen Welt sei. Nicht minder allgemein ist der Besitz der Banane geworden; man betrachtet sogar die Frage, ob sie in Amerika eingeführt sei, noch als offen. Der Jesuitenprovinzial von Peru, Acosta, schreibt am Ende des sechzehnten Jahrhunderts: „Es ist die Frucht, die man am meisten in Indien sieht, und die dort fast universell ist, obwohl man sagt, daß ihre Heimath in Aethiopien sei und sie von dort käme." Die ersten Entdecker erwähnen der Banane nicht, was sehr undankbar gewesen wäre, wenn sie sich an der köstlichen Frucht gelabt hätten. Sie ist nicht universell in Brasilien; denn die aus Stämmen verschiedenartigster Herkunft zusammengesetzten, ansässigen und Landbau treibenden Schingú-Indianer hatten sie nicht, und die Sprachvergleichung zeigt, daß die Wörter für Banane im Gegensatz zum Mais, zur Mandioka, zum Tabak und allen wichtigen Culturpflanzen theilweise neueren Ursprungs sind und sich überall ohne Rücksicht auf die Sprachgrenzen über die Stämme vertheilen. Herrlich sind die Orangen in der neuen Welt gediehen, vor Allem in Paraguay, wo die arme Bevölkerung in Zeiten der Noth fast ausschließlich von ihnen leben soll; unter den Obstarten der kälteren Zonen haben sich die Pfirsichbäume in den Vereinigten Staaten und in den La Plata-Ländern, die Apfelbäume namentlich in den Vereinigten Staaten zu der ertragreichsten Cultur entwickelt. Die europäische Rebe wurde von den Franciskanern mit großem Glück in Californien angesiedelt, und der Census von 1890 verzeichnet für diese Provinz 16½ Millionen Gallonen Wein und zwei Millionen Kisten Rosinen. Aber was will die Cultur dieser und ähnlicher Gewächse bedeuten, wenn wir der westindischen Zuckerrohrfelder, der brasilischen Kaffeeplantagen und des Weizen- und Haferbaues der Vereinigten Staaten gedenken?

Das Opfer der ungeheuren Umwälzung ist der alte Besitzer des Landes. Gewiß hat man die Anzahl der Ureinwohner bei der Ankunft der Weißen vielfach stark überschätzt, allein das Eine kann nicht geleugnet werden, daß ihre Zahl in steter Abnahme begriffen ist, und am meisten dort, wo die Cultur in höchster Blüthe steht. In den Vereinigten Staaten gab es 1890 nur noch 328 000 Indianer, das ist, wenn wir die 13 000 Eskimo von Alaska in den Kauf geben, nicht die Zahl der in New-York wohnenden Deutschen. Dagegen beläuft sich die Anzahl der Neger in den Vereinigten Staaten auf sieben Millionen; von der Gesammtzahl der Neger und Indianer kommt auf die letzteren 4,7 %, und jene vermehren, diese vermindern sich unablässig. In Brasilien werden geschätzt: Neger 18 %, Indianer 9 %, Mischlinge 37 %; in Mexiko: Neger und Mischlinge 43 %, Indianer 38 %; in Peru: Neger 2 %, Mestizen 22,4 %, Indianer 62 % der Gesammtbevölkerung.

Digitized by Google

Der Indianer hat keinen Grund, an dem 12. October Festtänze aufzuführen. Es läßt sich vielleicht noch darüber reden, daß den umherstreifenden Jägerstämmen der Vernichtungskrieg erklärt wurde; es läßt sich, wenn man den Anschauungen früherer Zeiten Rechnung trägt, Manches zu Gunsten der Sklaverei anführen; aber es wird ein unauslöschlicher Fleck auf dem Glanze des spanischen Namens bleiben, wie durch das vereinigte System roher soldatischer Gewalt, kaufmännischer Erpressung und hierarchischen Zwanges die Lebenskraft reichbegabter Völker zerstört wurde. Ackerbau und Viehzucht waren in Peru hoch entwickelt, auch in Mexiko wurde das Land umsichtig bebaut und der dürre Boden der Hochebene sorgfältig bewässert. Die mexikanischen Schmiede wußten Gold und Silber besser zu verarbeiten als die Spanier; sie schmückten die Göttermasken mit einem zierlichen Mosaik von Türkisen, Malachit und Muschelschalen; prächtige Goldidole verfertigte man in dem Chibchareich Columbiens; die peruanischen Künstler arbeiteten in Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei, sie legirten bereits hier und da mit Eisen, gossen und hämmerten die Metalle und verlötheten sie so geschickt, daß die Löthstellen nicht immer zu erkennen sind. Die Krieger des Inka besaßen stilvolle Bronceäxte. Nebenher bestand noch blühende Steinzeit; die mexikanischen Messer, Lanzen und Pfeilspitzen waren durch Druck losgesprengte Splitter des spröden schwarzen Obsidian, der den Schönen des Landes auch glänzende Spiegel lieferte. In der Kunstfertigkeit des Schleifens der Steine hatte man es weit gebracht und erzielte reizende Schmucksachen. Die Maya hatten hauptsächlich schneidende Werkzeuge aus Feuerstein und trieben ausgedehnten Handel mit bunten Steinperlen.

Während die Mexikaner gröbere Gewebe aus der Agavenfaser, feinere aus Baumwolle herstellten, sie kunstvoll färbten und stickten, auch die Federschmuckarbeiten der Naturvölker zu feinster Ausbildung vervollkommnet hatten, waren die Peruaner in der Textilindustrie noch weiter vorgeschritten; sie webten aus der zarten Vicunawolle wundervoll leichte Stoffe, die mit den interessantesten, besonders gern dem Thierreich entlehnten Ornamenten bedeckt waren, wirkten auch Gold- und Silberfäden zierlich hinein und hatten bereits die Gobelintechnik gefunden. Nicht minder ansprechend waren die Leistungen der mit der Töpferscheibe vertrauten Keramik; man stellte mehr oder minder geschickt in kleinen Gefäßen ganze Scenen dar und schwelgte in kühnen Motiven, die bei uns der originellste Dilettantismus nicht wagen würde. Staunende Bewunderung erfüllt uns vor den Werken der Architektur und Skulptur; die Burgen der Inka sind zerfallen, ihre Tempel zertrümmert, nur ihre gewaltigen Brücken dienen hier und dort noch dem Verkehr; öde liegen die Pyramiden Mexikos, auf deren Stufen einst die aus den fernsten Theilen des Reichs herbeigeeilten Pilgerscharen zu dem schmucküberladenen Steincoloß des Gottes hinaufstiegen. Als Zeugen schon einer alten, großen Vergangenheit fanden die Spanier tief im Urwald von Yukatan vergraben mächtige Ruinen; die Steinplatten sind bedeckt mit grotesken Götterfiguren, Hieroglyphen und Ornamenten, die als Erzeugnisse einer eisenlosen Technik kaum zu begreifen sind; riesige Steinbilder werden auf den Inseln der Seen von Nicaragua gefunden; zahllose Werke in allen diesen Ländern sind noch wenig untersucht und harren der Deutung durch den Forscher.

Digitized by Google

Das Material, das den Schlüssel zu den Geheimnissen der Götterlehre bieten könnte, ist heute leider gering. Von den zahlreichen Handschriften der Maya sind nur vier einer zelotischen Zerstörungswuth entgangen; die Bilderschrift hatte hier anscheinend die Anfänge einer phonetischen Schrift entwickelt; es ist nicht festgestellt worden, ob unter den spanischen Einwanderern oder unter den Maya die größere Anzahl von Analphabeten war. In Mexiko war der Cultur der Azteken die erfindungsreichere der Tolteken vorangegangen, und diese soll schon eine Bilderschrift besessen haben, die der Kaiser Itzcoatl zerstören ließ; spanische Bischöfe waren Barbaren gleicher Art und vernichteten ihrerseits die Literatur der Azteken. Doch erhielt sich noch einige Zeit die Kunst, durch farbenreiche Malerei auf Agavenpapier Mittheilungen geschichtlichen, genealogischen, religiösen, astrologischen, administrativen, gewerblichen Inhalts zu überliefern. Einen weniger aussichtsvollen Weg hatten die Peruaner mit ihren kunstreich verknoteten Schnüren eingeschlagen, mit denen wohl nur ziffermäßige und statistische Angaben übermittelt und aufbewahrt werden konnten. Aber wenn man auch keine „Schriftsteller" hatte, so verfaßte man doch Dramen, Spruchverse und Gedichte. Für die Zeitrechnung, die nicht wie die unsere von einem willkürlichen Datum ausging, bediente man sich in Mexiko und Yukatan eines sehr geschickten und findigen Systems; die Astrologie stand in hoher Blüthe und war innig verschwistert mit den religiösen Vorstellungen, die in der Symbolik von Sonne, Feuer, Regen, Wind und Erde wurzelten. Bei keiner Cultur der Erde ist in gleichem Grade ein organischer Zusammenhang erkennbar zwischen dem späteren Aufschwung und der alten, echten Steinzeit, sowohl in der Entwicklung der Technik aus rohen Anfängen als auch der Symbolik und des Cultus aus primitiven Vorstellungen und Gebräuchen. Nichts kann überzeugender darthun, daß diese Cultur auf ihrem eigensten amerikanischen Nährboden erwachsen und nicht von außen importirt ist.

Es ist wahr, in Mexiko beging man die schauervollsten Menschenopfer, die man den zahlreichen Göttern schuldig zu sein glaubte, aber vor den Azteken waren die Tolteken ohne diese Greuel ausgekommen; sie hätten sich auf mildere Weise beseitigen lassen. „Es ist eine niederschlagende Thatsache, der sich indes nicht aus dem Wege gehen läßt," sagt Bastian, „daß die Einführung des Christenthums in Mexiko ihrer Weltaufgabe, der Veredlung und Erhebung des Menschengeschlechts, in keiner Weise entsprochen hat, daß sie sogar im Gegentheil demoralisirend gewirkt und dazu beigetragen hat, den Zustand der dumpfen Apathie zu verlängern, in den wir die Indianer versunken sehen ..... Der Bischof Zumarragua erzählt, daß manchmal, wenn er die Indianer von der Süße des evangelischen Gesetzes habe kosten lassen wollen, ihm die Alten erwidert hätten: „Wie kam es denn doch, daß wir in jenen Zeiten, die Ihr schändliche und barbarische nennt, um soviel glücklicher und zahlreicher waren als jetzt, seitdem wir uns zur christlichen Religion bekennen?"

Habgierige Verwaltung, die sich nicht schnell genug bereichern konnte, hat der einheimischen Cultur den Todesstoß gegeben. Thatsächlich mußte der Welt durch eine päpstliche Bulle erklärt werden, daß die Indianer Menschen seien. Der Weise blieb aus besserem Stoff. „Solange sich noch ein Maulthiertreiber aus der Mancha im Lande befinde, habe er das Recht zu regieren," hieß es

Digitized by Google

in Neuspanien und auch wohl anderwärts. Dagegen gestalteten sich die Zustände günstiger, wo keine mineralischen Schätze vorhanden waren und es erst der Erziehung zu fleißiger landwirthschaftlicher Arbeit bedurfte, um aus der Beherrschung des Volkes Gewinn und Nutzen zu ziehen. Hier haben die Patres auf ihren Missionen große Erfolge erzielt. Man wirft ihnen vor, daß sie den Indianer ...tem Frohndienst zwangen. In dieser Hinsicht ist es den Unterthanen ...qualpa's und Montezuma's wohl schlechter ergangen; nur durch Arbeit, ...a lag der Schwerpunkt, war Ansässigkeit zu erlernen. Bedauerliche Uebertreibungen sind vorgekommen, aber der blühende Zustand, in dem sich die Colonien namentlich der Jesuiten befanden, trug das Gepräge zu sehr der Ordnung und glücklichen Entwicklung, als daß man das Recht hätte, von einem traurigen Sclavenloos der Gemeinden zu reden. Thatsache ist, daß die Plantagenbesitzer den Indianer nicht erzogen haben, und daß die Soldateska der Militärcolonien bei näherer Bekanntschaft noch weniger als civilisatorisches Element gelten kann; Thatsache ist, daß die Vertreibung der Jesuiten für die einheimische Bevölkerung der La Plata- und Amazonengebiete ein schwerer Schlag gewesen ist, von dem sie sich niemals erholt hat. Viele Dörfer sind vom Erdboden verschwunden; nur hier und da trifft der Reisende in einsamer Oede die Ruinen einer Capelle und der Missionsgebäude oder fährt an einer mitten in der Wildniß gelegenen Bananenpflanzung vorüber und erhält auf seine erstaunte Frage die stereotype Antwort: von Jesuiten. Wegen dieses jähen Verfalls das System zu verurtheilen, dem man nicht einmal zwei Jahrhunderte der Wirksamkeit vergönnt hat, heißt wenig gerecht sein; denn künstlich ist im Anfang jede Art der Bekehrung, weil die Heiden weniger nach dem Evangelium als nach ihrer ungebundenen Freiheit dürsten.

In dem Ackerbau beruht vor jeder anderen Entwicklung die Bedeutung der neuen Welt. Wunderbar hat hier das Schicksal gewaltet. Die Reichthümer des Cortes und Pizarro sind zu geringfügigem Werth hinabgesunken im Vergleich mit den Mineralschätzen, die der Europäer heute in dem amerikanischen Boden aufgeschlossen hat. Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber wird dort mehr gewonnen, als in der gesammten übrigen Welt; die Vereinigten Staaten erzeugen mehr Roheisen als Großbritannien; ansehnlich sind ihre Lagerstätten von Blei- und Zinkerzen, unermeßlich ihre Kohlenfelder; bedeutende Zinngruben besitzt Peru, seinen Salpeter Chile, seine Erdölquellen Pennsylvanien, seinen Kryolith Südgrönland. Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts lieferten die Minen von Potosi, Mexiko und Brasilien die Edelmetalle, und nun erst ergoß sich der Goldstrom von den californischen Feldern und eröffnete sich der Comstockgang der Sierra Nevada. Nicht dort hat sich in den vierhundert Jahren seit der Entdeckung der größte Reichthum entwickelt, wo der Romane alte Culturen vorfand, die unter einsichtiger Verwaltung hohen Aufschwung zu nehmen bereit gewesen wären, sondern in den ungeheuren Jagdgebieten, wo der Indianer höchstens die Kupferaxt zu hämmern wußte und vielleicht auch schon etwas Erdöl brannte, ist bei den Heimstätten der Germanen der reichere Segen und Wohlstand eingekehrt. Sind die Helden des Zeitalters der Entdeckungen bei der Auswahl des Landes unglücklich gewesen, oder haben den Germanen die Entdeckungszüge, die sie mittlerweile

Digitized by Google

unter zahllosen Opfern von Gut und Blut in die Regionen geistiger und politischer Freiheit unternahmen, die besseren Früchte eingetragen? Haben Unterschiede des Charakters und der Begabung der einwandernden Nationen, haben Unterschiede des Klimas den Ausschlag gegeben?

Wie dem auch sei, das heutige Gesammtbild der Culturzustände des Doppelcontinents schillert in einer Fülle von Contrasten, die kaum ihres Gleichen wiederfinden. Zwar ist in Afrika und Australien der Abstand zwischen englischen Colonisten und Zwergvölkern oder Papua vielleicht größer, als der zwischen dem weißen Bürger der Vereinigten Staaten und einem Botokuden, weil der rothe Mann sich höher über den schwarzen erheben darf, als selbst der am meisten von seinem Werth durchdrungene Yankee sich über den Engländer stellen wird. Aber in Afrika und Australien ist die Cultur der weißen Rasse wenigstens aus einem Guß und desselben Charakters, während dem fortgeschrittenen germanischen Amerika das spanische und portugiesische mit tausend Resten einer in Europa überwundenen Vergangenheit entgegentritt. Einen vortrefflichen Ausdruck hat Friedrich Kapp in seiner „Geschichte der Deutschen Einwanderung in Amerika", die in diesen Tagen gelesen werden sollte, für die Unterscheidung der Colonisatoren gefunden, indem er sagt: „In den für die Eroberung des neuen Welttheils geführten Kämpfen stellen die Romanen die Officiere ohne Heer, von den Germanen dagegen die Engländer ein Heer mit Officieren, die Deutschen endlich ein Heer ohne Officiere." Nun, die beiden letzten Kategorien lassen sich im Lauf der Geschichte glücklich vereinigen, aber die Officiere ohne Heer haben wenig Aussicht, ihre Siege auszunutzen.

Wäre es einem alten Conquistador, dessen Gebeine in einer der Kathedralen mit dem ewigen Jesuitenstil friedlich ausruhen, heute plötzlich vergönnt, in die freundliche Gewohnheit des Daseins zurückzukehren, er würde seinen Ohren nicht trauen wollen und sich bekreuzigen, wenn er den von Begeisterung für den Fortschritt der Estados Unidos überschäumenden Parlamentsreden der Deputados lauschte und kein Sterbenswörtchen mehr über die Allerhöchsten, Allerchristlichsten Majestäten von Spanien und den Inseln des Meeres verlauten hörte. Allein er würde im Regierungspalast, in der Kirche, in den Soldatenquartieren, in der Familie sich bald wieder gut zurechtfinden und, nachdem er einige neue Namen für alte Dinge gelernt, nachdem er begriffen hätte, daß nicht mehr in Madrid, sondern in Paris das Centrum der Welt liege, gar bald durch nichts mehr daran erinnert werden, daß er einige Jahrhunderte verschlafen habe.

In dem romanischen Amerika noch ein gut Stück Mittelalter, in dem germanischen vielleicht — die bescheidene Einschränkung wird sich Bruder Jonathan nur achselzuckend gefallen lassen — der Anbruch einer neuen Aera! Und ein um so schrofferer Gegensatz zu den noch erhaltenen Anfängen der Cultur! Hier ein dunkelgrüner, schwüler Fluß, von hohen Urwaldmassen begrenzt, und im gebrechlichen Rindenkanu ein paar nackte Indianer, mit rothem Fett überstrichen, um sich der Moskitos zu erwehren, den Bogen in der Hand, lautlos nach Fischen ausspähend für die unfern des Ufers in palmstrohgedeckter Hütte hausende Familiengemeinschaft — dort, in elektrischem Licht, ein Riesenhôtel, der Schnelldampfer mit etlichen hundert Passagieren an Bord über den Ocean rasend nach

Digitized by Google

der menschenwimmelnden Hafenstadt, die sich in stiller Morgenpracht jenseits der fackelschwingenden Freiheitsgöttin erhebt, mit der verwegenen Eisenbahnbrücke hoch in den Lüften, mit allen den ragenden Bauten der Presse, des Handels, des Verkehrs, der Wissenschaft, des Glaubens, der Barmherzigkeit und der Lebensversicherungen: sich erhebt auf der 22000 Acker großen Manhattan-Insel, die den Indianern im Jahre 1626 abgekauft wurde für sechzig holländische Gulden. Nicht ein Stamm, ein Volk, sondern eine Rasse ist dem Untergang geweiht; die Nigger-Songs werden lustig weiter erschallen und die großen schwarzen Füße den Takt dazu stampfen, wenn die letzte Rothhaut und die letzte Wellingtonie längst vermodert sind.

Aber die Zukunft wird Größeres schaffen als sie vernichtet. Schon hat die Vergangenheit unendlich mehr geboten als die kühnsten Träume des Columbus und seiner Genossen hätten hoffen dürfen; Niemand beklagt sich darüber, daß sie Indien nicht gefunden haben. Ein neues Geschlecht greift kraftvoll und mit jugendlichem Vertrauen in die Zügel der Weltgeschichte; verhaßt sind dem Amerikaner die ausgefahrenen Geleise, in denen der schwerfällige Wagen bisher durch Sturm und Wetter über der Könige Heeresstraßen dahingerollt ist — go ahead! ist die Losung. „Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Digitized by Google

Florenz und Dante.

Von

Otto Hartwig.

Man hat gesagt, den besten Commentar zur „Divina Commedia“ würde eine gute Geschichte von Florenz bilden. In der That bleiben zahllose Anspielungen, Bilder und Ideen des hehren Gedichtes Dem ganz unverständlich, welcher nicht eine gründliche Kenntniß der Zustände und Ereignisse hat, die sich in der Arnostadt im dreizehnten Jahrhundert abspielten. Und was noch mehr sagen will, die Grundstimmung des Gedichtes ist aus dem gesammten Lebensprocesse eines Mannes erwachsen, der wie kaum ein Anderer ein Kind seiner stürmischen Zeit und ein Sohn seiner vielgeliebten und hart gescholtenen Vaterstadt war. Insofern hat L. von Ranke ganz Recht, wenn er von einem „beschränkten Horizonte“ der göttlichen Comödie spricht.

Soll aber eine Geschichte von Florenz einen das Verständniß des ganz eigenartigen Gedichtes wirklich fördernden Commentar abgeben, dann müßte diese auf einer sehr breiten Grundlage angelegt sein. Sie dürfte sich nicht darauf beschränken, die schon unzählige Male berichteten Händel der politischen Parteien, die im dreizehnten Jahrhundert die Einwohnerschaft von Florenz spalteten, genau zu wiederholen, sondern müßte tiefer in die Natur der Gegensätze eindringen, die zur Zeit Dante's hier in blutigen Fehden um die Herrschaft rangen, und von deren innerstem Wesen die Namen und die äußere Geschichte dieser Parteiungen, die Namen der Ghibellinen und Welfen, der Schwarzen und Weißen u. s. w. uns keine lebendige Vorstellung geben können. Eine solche Geschichte müßte die gesammte Culturbewegung, die in der Arnostadt am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts zur herrschenden geworden war, in ihren allgemeinen Beziehungen zur mittelalterlichen Weltanschauung überhaupt und in ihren ganz besonderen zuerst hier hervorbrechenden neuen Bildungselementen zu einer zusammenfassenden Darstellung zu bringen suchen. Denn nur wenn ihr das, und das zum größten Theile allein mit Hülfe der göttlichen Comödie selbst, gelingen würde, könnte sie der individuell ausgestalteten großen Dichtung, in welcher neben local Beschränktem, die gesammte Bildung des Mittelalters und die ewigen, das mensch-

Digitized by Google

liche Denken und Empfinden zu allen Zeiten am tiefsten erregenden Fragen, wie nirgend anderswo, zu einem klaren und bestimmten poetischen Ausdruck gekommen sind, wirklich zu einer Erläuterung dienen, die uns modernen Menschen das Gedicht im Ganzen und in seinen Einzelheiten nahe brächte und uns in der Seele des Dichters deutlich lesen ließe.

Wenn nun diese Aufgabe, welche ihrem ganzen Umfange nach nur durch ein umfassendes Werk gelöst werden könnte, hier auf wenigen Blättern zu skizziren versucht wird, so habe ich wohl nicht nöthig, mich von vornherein dagegen zu verwahren, daß ich damit einen neuen Beitrag zur Erklärung der göttlichen Comödie geben wolle. Es könnte vielleicht sonst auch auf diesen das lustige Wort angewandt werden, das vielleicht gerade im Hinblick auf die überreiche Danteliteratur unseres Jahrhunderts sich Edgar Poë aufdrängte, das nämlich, daß die vielen Schriften, die über einen Gegenstand gedruckt würden, eins der ernstesten Hindernisse für den Fortschritt in der rechten Erkenntniß desselben bildeten. Von Studien hergekommen, die mit Dante und dessen Gedichten und Prosaschriften direkt gar nichts zu thun hatten, sondern mir nur ein möglichst deutliches Bild der Entwicklung einer der bedeutendsten, ja man darf wohl sagen, der bedeutendsten Geburtsstätte der modernen Menschheit geben sollten, trat mir, je näher ich der Zeit des größten mittelalterlichen Dichters kam, dessen Gestalt mit ihren strengen und verdüsterten Mienen immer gebietender in meinen Gesichtskreis. Ich mußte versuchen, an ihm und seinen Geschicken das Wesen und den Werth der Cultur seiner Zeit und seiner Vaterstadt zu messen, und umgekehrt den Grad der persönlichen Verschuldung an seinen so traurigen Lebensgeschicken durch die Betrachtung der geschichtlichen Bewegung, der er sich entgegen geworfen hat, festzustellen. Die Resultate dieser Erwägungen und Forschungen mögen hier in einigen ihrer wichtigsten Züge vorgelegt werden. Vielleicht daß sie doch das tragische Geschick des edlen Menschen und großen Dichters in seiner nothwendigen Bedingtheit klarer und darum auch theilweise wenigstens in milderer Beleuchtung hervortreten lassen und sein herrlichstes Werk, diesen Schwanengesang des Mittelalters und des Dichters selbst, uns historisch verständlicher machen und menschlich näher bringen.

I.

Dante Alighieri[1]) ist nach seinem eigenen Zeugniß geboren in Florenz, „der schönsten und berühmtesten Tochter Roms", und in ihr „bis zum Gipfel (colmo, der Mitte) seines Lebens auferzogen worden, bis es den Bürgern dieser Stadt gefiel, ihn aus deren holdem Schoße zu verstoßen". (1265—1302.) Als hätte dieses sein trauriges Lebensschicksal schon durch die Geschicke seiner Eltern präformirt werden sollen, waren diese als eine guelfische Familie seit dem Siege der Ghibellinen bei Montaperti (1260) aus der Stadt vertrieben gewesen. Ob ihnen oder nur seiner Mutter, wie das wohl häufig vorkam, die Rückkehr in die Heimath vor der Restauration der Herrschaft ihrer Partei (1267) gestattet worden

[1]) In den officiellen Listen des sogenannten Libro di Montaperti von 1260 wird dieser Name noch durchgehends Alagerius geschrieben.

Digitized by Google

ist, wissen w Der Name seiner Mutter ist uns nicht bekannt. Sie starb noch ju ihr Gatte, wie es scheint ein unbedeutender Mensch, der sich zum zwe cale verheirathete und noch einen anderen Sohn hatte, folgte ihr wohl ige Jahre später nach. Ob die Familie dem Adel angehört hat, oder nur g ürgerlich war, ist nicht mit absoluter Sicherheit zu bestimmen. Sie gehörte auf keinen Fall zu einem der hervorragenden Geschlechter, war aber sicher in guten Verhältnissen[1]). Das Stammhaus lag in dem ersten Mauerringe, der fast ausschließlich von den ältesten Familien bewohnt war. Einer der Vorfahren des Dichters hatte von König Conrad III. während dessen Kreuzzuge (1147) den Ritterschlag empfangen. Ueber den ersten Unterricht Dante's ist uns nichts bekannt. Daß der gelehrteste Florentiner seiner Zeit und vielbeschäftigte Leiter der Politik seiner Vaterstadt, Brunetto Latini, dem heranwachsenden Jüngling keinen Schulunterricht gegeben hat, sondern nur im weiteren Sinne sein Lehrer und Meister genannt werden darf, wird jetzt wohl von allen Seiten zugegeben. Fast ebenso unzweifelhaft scheint es zu sein, daß der Dichter die Hochschule von Bologna und Padua, von Paris ganz zu schweigen, erst nach seiner Verbannung aus Florenz besucht hat. Daß ihm Bologna schon vorher bekannt war, wie aus einer neuerdings aufgefundenen Notiz hervorzugehen scheint, beweist nichts für sein Studium in dieser Stadt.

Nachdem der in jeder Beziehung hochbegabte junge Mann die Elemente der Wissenschaften und schönen Künste in der Weise seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, hat er sich wohl als Autodidakt weiter ausgebildet und hierbei eben Anregung und Beihülfe von Brunetto Latini empfangen. Das einzig Sichere jedoch, was wir hierüber wissen, ist das, was er uns im „Convivio"[2]) selbst in Betreff seines Studiums der Schriften des Boethius und des Cicero und seines etwa zweieinhalbjährigen Besuches der Schulen der Religiosen und der Disputationen der „filosofanti" erzählt hat. So eifrig hat er damals über den Büchern gesessen, daß er sich dadurch eine schwere Augenkrankheit zuzog, die jedoch durch längeres Verweilen im Dunkeln und durch Abwaschungen mit kühlem und reinem Wasser gehoben wurde[3]). Daß sich seine Grundanschauungen über die wichtigsten Fragen der Zeit, wie die, über das Verhältniß des römischen Kaiserthums deutscher Nation in Italien im Gegensatze zu denen seines durch und durch guelfisch gesinnten maestro Brunetto Latini entwickelt haben, beweist allein schon seine geistige Selbständigkeit. Die gewaltige, unerschütterliche Festigkeit im Handeln, welche ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verlassen hat und die Quelle alle seiner Leiden, aber auch seiner höchsten Triumphe geworden ist, sie entsprang seiner

[1]) Die Familie besaß ein Landhaus und ein Grundstück auf einem der Hügel unter Fiesole. Auch der Dichter war nicht unbemittelt. Denn als Mitglied des Rathes der Hundert hatte er über 100 Lire Staatssteuern 1296 zu zahlen. In den Jahren 1297—1300 scheint er viel Geld verbraucht zu haben. Denn er contrahirte mit seinem Bruder Francesco, und theilweise wieder bei diesem, eine Schuldenlast von 37000 Lire nach heutigem Geldwerthe. Die hierauf bezüglichen Actenstücke, sowie die über seine politische Thätigkeit in Florenz sind jetzt in dem zehnten Report der nordamerikanischen Dante-Gesellschaft (1891) von S. 32 an zusammengestellt.

[2]) Convivio II, 13.

[3]) Convivio III, 9.

Digitized by Google

innersten Natur und dem, was er in Florenz während einer der politisch, social und künstlerisch aufgeregtesten und schöpferisch bewegtesten Epochen, welche je ein Gemeinwesen durchlebt hat, sich selbst angeeignet und als sein persönlichstes Eigenthum erworben hat. Florenz war damals eine hohe Schule für das Leben.

Die italienische Nation ist die jüngste Tochter der romanischen Völkerfamilie. Nationalgefühl und Literatur in der Volkssprache haben sich bei ihr später entwickelt als anderswo. Die Schatten des römischen Alterthums wirkten hier anfänglich eher hinhaltend als fördernd auf die Entwicklung. Die lateinische Sprache behauptete hier ihr altes Recht länger und zäher. Wurden doch die officiellen Protokolle der florentinischen Rathsversammlungen bis zur Zeit Savonarola's in ihr abgefaßt. Und das römische Kaiserthum deutscher Nation, das, nach den Vorstellungen der Zeit, von Rom nach Byzanz verpflanzt, dann auf die fränkische und deutsche Nation übertragen worden war, verhinderte in Concurrenz mit dem Papstthum die Bildung eines nationalen Staatswesens, wie es sich in Frankreich und Spanien durchsetzte. Seine Niederwerfung war die Voraussetzung der Bildung einer Nation. Diese gelang aber nur nach ihrer negativen Seite hin. Das zunächst aus den classischen Reminiscenzen sich entwickelnde italienische Nationalgefühl, welches durch die Ausbeutung, die Italien von den wegen ihrer geringerern Bildung und Gesittung noch dazu verachteten nordischen Gewalthabern zu erleiden hatte, fortwährend aufgestachelt wurde und an der römischen Curie einen mächtigen und klugen Führer fand, konnte es nur zur Abwerfung des kaiserlichen Joches, nicht zur Ausbildung eines großen politischen Gemeinwesens bringen. Die einzelnen Städte, die sich frei gemacht hatten, waren nicht gewillt, die Curie als ihren weltlichen Herrn anzuerkennen, geschweige denn sich einander unterzuordnen. Die Communen besaßen nicht die Fähigkeit, sich zu Staaten zu entwickeln, sondern blieben im Stadtbegriff stecken, wie das Alterthum. Und innerhalb der einzelnen Städte lagen zwei ganz heterogene Elemente mit einander im Kampfe, der nach germanischen Anschauungen und Institutionen lebende Adel und die durch Handel und Gewerbe sich zu Reichthum und Macht emporarbeitende Bürgerschaft, die Trägerin der antifeudalen, nationalen, modernen Tendenzen. Die einander widerstrebenden Richtungen kamen aber, so verbreitet sie auch überall im Italien des 12. und 13. Jahrhunderts sind, nie zu einer ganz reinen folgerechten Ausbildung, so daß sie sich überall mit den weltbekannten Parteinamen Guelfen und Ghibellinen gedeckt hätten. Denn in gar manchen Städten ist die ghibellinische Partei die Volkspartei, und die guelfische die des Adels. Die großen durchgehenden Gegensätze wurden vielfach durch locale gekreuzt. Stand eine Stadt traditionell auf Seiten des Kaisers, so war ihre Nachbarin, die mit ihr aus irgend einem Grunde rivalisirte, sicher auf Seiten der Curie. Jedoch nicht so, daß nun alle Bürger dieser Richtung gehuldigt hätten. Der Haß gegen die inneren Feinde war vielfach lebhafter als gegen die äußeren Rivalen. So standen nur zu oft an sich feindliche Parteien verschiedener Communen gelegentlich einander bei, während umgekehrt dieselbe Faction der einen Stadt wieder ihre Parteigenossin in der anderen bekämpfte, wenn diese in ihrer Heimath die herrschende, und man gegen jene feindlich gesinnt war. So haben die in Genua herrschenden Ghibellinen das Meiste zu der tiefen Demüthigung des ghibellinisch

Digitized by Google

gesinnten Pisa's am Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts beigetragen, und die Guelfen Tusciens haben, Hülfe gegen König Manfred suchend, Boten nach Deutschland geschickt. Des buntesten und nur zu häufig blutigsten Durcheinander war kein Ende. Nur Eine Stadt hat sich von ihrem Eintritt in die Geschichte bis zum Untergange ihres individuellen Lebens Jahrhunderte hindurch und trotz harter Kämpfe in der einmal eingeschlagenen Richtung behauptet und rastlos bis zum Ende fortbewegt: Florenz. Auf dieser Stetigkeit ihrer Entwicklung durch all die Krisen hindurch, welche das in ihr ganz besonders kräftig pulsirende Leben hervortreiben mußte, beruht die unermeßliche Einwirkung, welche diese Stadt auf die Entstehung und Bildung der italienischen Nationalität und Cultur und damit auf die gesammte moderne Welt ausgeübt hat. Könnte im Hinblick auf sie das alte Philosophenwort, daß der Streit die Mutter der Dinge sei, erfunden scheinen, so ist es doch nur die sich im Laufe der Dinge zwar modificirende, aber doch immer wieder aus ihm auftauchende consequent festgehaltene Lösung des Streites, die hier so Großes hervorgebracht hat.

Die Geburt Dante's (1265) fällt in eine Zeit, in der diese Lösung vorübergehend gefährdet schien. Die Mächte des Mittelalters, die mit der staufischen Partei verwachsene Adelspartei der Ghibellinen, hatten vorübergehend seit 1260, nach der blutigen Niederlage der Florentiner bei Montaperti, die Oberhand gewonnen. Mit dem Tode Kaiser Friedrich's II. (1250) und dem Niedergang der Reichsgewalt in Deutschland war aber der Kampf doch schon entschieden. Die persönlich uns so sympathischen Sprossen des staufischen Hauses kämpften in Italien für eine verlorene Sache, wie ein Menschenalter später der tapfere Luxemburger Heinrich VII.

Und nun gar in Florenz! Hier hatte bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein der Adel der Stadt die Herrschaft in der Hand gehabt. Er entzweite sich aus persönlichen Gründen (1215). Die beiden verfeindeten Parteien schlossen sich nun an die großen, die Welt spaltenden Gegensätze des Imperiums und der Curie an. Die von den Zeitgenossen so oft verwünschten Namen Ghibellinen und Guelfen nahmen von hier aus ihren Zug durch Italien, durch die Welt. Die stärkere Adelspartei lehnte sich an das Imperium an, die schwächere an die Kirche. Was hier in Florenz jedoch den Ausschlag gab, war die Parteinahme der nicht adeligen Bürgerschaft, des Popolo, für die Guelfen. In Zünften bereits im zwölften Jahrhundert organisirt, hatte sie sich, da sie allein im Besitze des mobilen Capitals war, schon früh einen Einfluß auf die finanzielle Seite der Stadtverwaltung geschaffen. Aber sie war weit entfernt zu dominiren. Erst der Tod des Kaisers Friedrich II. schaffte ihr für immer den Einfluß auf die Herrschaft in der Stadt. Neben der fortbestehenden Stadtgemeinde, zu der Adel und Bürgerschaft gehörten und an deren Spitze der von auswärts berufene Podestà stand, constituirte sich die Volksgemeinde mit dem Volkscapitano, gleichfalls von auswärts berufen, als ihrem Haupte. Es waren die Classen der Gesellschaft, deren Angehörige Studien getrieben hatten, die Rechtsgelehrten und Aerzte, und die irgend ein bürgerliches Metier treibende Stadtbevölkerung, welche bis dahin in den Kriegen der Heimath mit den Nachbarstädten das Fußvolk gestellt hatte, die sich in diesem Popolo zu einer Einheit zusammenfaßte. Jede dieser beiden

Digitized by Google

großen, keineswegs politisch ganz auseinanderfallenden Ge[illegible]aften, hatte zwei Rathscollegien, ein kleineres und ein großes. Jede [illegible]aßen wichtige Angelegenheit — und was war dieser über ihre [illegible]bhängigkeit und ihre Groschen eifersüchtigst wachenden Bürgerschaft nicht wichtig? — mußte diese Rathsversammlungen passiren und von ihnen angenommen werden, ehe sie zur Ausführung kam. Aber die Initiative ging jetzt von dem Volke, namentlich in allen finanziellen Fragen, aus. Und nicht lange dauerte es, so war auch die Executive, wenn wir so sagen dürfen, in den Händen des Bürgerstandes. Unter ihr befanden sich Männer, die durch Studien und Reisen sich große Kenntnisse und Erfahrung in allen öffentlichen Angelegenheiten erworben hatten, neben tüchtigen Geschäftsleuten, die der rasch wachsende Wohlstand der Stadt aus Geldwechslern zu reichen Bankiers, aus Handwerkern zu Fabrikanten, aus Krämern zu Großhändlern gemacht hatte. Fanden sich unter ihnen gar manche Emporkömmlinge, die ihre niedere Herkunft antrieb, sich in Verbindung mit den adligen Familien zu setzen und eitele Ehren zu suchen, so daß sich jetzt der Stand des Adels in die Classe der sogenannten Granden, Adlige und Geldaristokraten, umsetzte, so gab es doch auch noch eine tüchtige selbstbewußte Bürgerschaft, welche ihrem Heimwesen in Krieg und Frieden eifrig und tapfer diente. Brachte sie doch vorzugsweise die hohen directen und indirecten Steuern auf, durch welche die Ausgaben des Staates, namentlich die für die größtentheils schon außeritalienischen Söldner, gedeckt wurden. Dafür verlangte sie aber natürlich auch Rechte. Doch das nicht sowohl für die einzelnen Individuen, als für die Corporationen, Zünfte, in die sich die Bürgerschaft gliederte. Bewunderungswürdig ist das Bestreben dieser Bürger, Recht und Billigkeit zwischen den widerstrebenden Interessen der Zünfte und der Zunftgenossen zu wahren. Trat die Gefahr ein, daß sich die reichen Zunftmitglieder zusammenthaten und Ringe bildeten, dann schritt das Volk gegen deren Präpotenz ein, und wenn eine Zunft gegen eine neue Entdeckung, z. B. die Faßdauben zu biegen, sich gewaltsam abwehrend verhielt, fand der Fortschritt an ihm seinen Helfer. Um die sich stets steigernden Anforderungen an die Steuerkraft des Volkes zu mäßigen, eine wirksame Controle über die Ausgaben einzuführen und den Uebergriffen und Gewaltthätigkeiten der Granden zu steuern, wurde 1282 auf friedlichem Wege die Einführung einer aus den Zünften hervorgehenden Behörde, das Collegium der Prioren, durchgesetzt. Dieser Rathskörper der Prioren, zu dem ein jedes Stadtsechstel (Sesto) ein Mitglied stellte, mit einem Bannerherrn an seiner Spitze, wurde auf zwei Monate gewählt, so daß die Signoria — denn Signoren wurden bald die Prioren genannt — jährlich sechsmal wechselte. Um allen Beeinflussungen bei der Wahl dieser Stadtherren entgegenzuwirken, wurde der specielle Wahlmodus, nach dem die künftige Signoria gewählt werden sollte, erst am 14. des betreffenden Monats festgestellt, und schon am 15. danach gewählt. Diese Behörde, welche keineswegs die beiden höchsten Beamten der Commune, den Podestà und Volkshauptmann, beseitigten, hatte alle die den Rathscollegien zur Beschlußfassung vorzulegenden Gegenstände vorzuberathen und über ihre geschäftliche Behandlung zu beschließen. Da die souveräne Bürgerschaft das Größte und Kleinste, Beschlüsse über Krieg und Frieden, über die Stadtverfassung und die

Digitized by Google

Civil- und Communalgesetzgebung, über die Anstellung der höchsten und niedrigsten Beamten, die Steuerumlagen und die unbedeutendsten Ausgaben sich reservirte, war der directe Einfluß der nur auf kurze Zeit gewählten und mehrere Jahre nicht wieder wählbaren Signoren kein sehr großer. Um so bedeutender aber doch der indirecte, da von der Signoria die Vorlagen an die Rathsversammlungen, die vom Podestà und dem Capitano oder den Beamten geleitet waren, ausgingen, und diese Consiglien, wenn sie sich nicht einigen konnten, und wichtige rasch zu entscheidende oder vertraulich zu behandelnde Fragen auf dem Spiel standen, die Entscheidung über diese den Prioren und den von ihnen zu erwählenden Vertrauensmännern überließen. Da die Rathsversammlungen schon wegen der vielen Reisen, welche die Handelsherren zu machen hatten, schlecht besucht zu werden begannen, und immer noch zu viel Geld ausgegeben zu werden schien, fand die steuerzahlende Bürgerschaft ihre Interessen noch immer nicht genügend gewahrt, und man beschloß 1289 eine vorberathende Finanzcommission von hundert Mitgliedern des Bürgerstandes den übrigen Räthen in sofern überzuordnen, als ohne die Zustimmung dieses Rathes kein wichtigerer Antrag, der sich auf Geldangelegenheiten bezog, an die anderen Räthe gebracht werden könnte. Dieser „Rath der Hundert", der von den Prioren aus den Bürgern, welche mehr als hundert Lire Steuern zahlten, auf sechs Monate gewählt wurde, gewann natürlich rasch einen großen Einfluß auf die ganze Staatsleitung. Und das motivirte man, wie ich glaube zum ersten Male im Mittelalter, mit dem der antiken und modernen, nicht aber dem der mittelalterlichen Staatsauffassung entsprechenden Satze: es erscheine billig, daß die, welche wohlhabend, die Lasten der Ausgaben zu tragen hätten, zunächst auch die Zweckmäßigkeit derselben genau prüften. Damit verließ man vollständig das mittelalterliche Princip der Stände und machte die politischen Rechte der Einzelnen von der Antheilnahme derselben an den Geldleistungen zum Nutzen des Staates gesetzlich abhängig. Allein die Zustände innerhalb der Commune waren factisch noch sehr weit entfernt davon, diesem neuen Staatsrecht zu entsprechen. Die Standesunterschiede waren noch sehr lebendig, der Adel im Felde und in den Staatsgeschäften noch unentbehrlich. Aber untereinander, selbst nachdem die alten großen ghibellinischen Familien die Stadt längst hatten verlassen müssen, immer von Neuem entzweit und zu blutigen Gewaltthaten gegen den vordrängenden Bürgerstand aufgelegt, reizten die Junker diesen zu strengeren Maßregeln gegen die Unruhestifter und Friedensbrecher. Die Erbitterung des Volkes gegen sie war so groß und so einmüthig, daß man die Angehörigen der Adelsfamilien und alle Magnaten 1293 durch die sogenannten „Ordnungen der Gerechtigkeit" von der Theilnahme an den Staatsgeschäften ausschloß, selbst wenn sie sich in eine Zunftrolle hatten eintragen lassen. Denn Niemand durfte Prior werden, der nicht das Metier seiner Zunft wirklich trieb, oder der Ritter war. Harte Strafbestimmungen wurden gegen die erlassen, welche einen Bürger thätlich beleidigten oder gar tödteten. Bei Strafe mußte jede Gewaltthat, die ein Magnat an einem Popolano begangen hatte, angezeigt werden und der Zeugenbeweis gegen den angeblichen Frevler wurde sehr erleichtert. Mit Einem Worte: diese Ordnungen enthielten die Handhabe zu einer vollständigen Unterwerfung und Knebelung des Adels durch die Bürgerschaft.

Digitized by Google

Es ist ein Beweis für die unwiderstehliche Kraft des Bürgerstandes und der moralischen und politischen Zerrüttung der Partei der Magnaten, daß diese die Einführung der „Ordnungen der Gerechtigkeit", um die sich ein zur Volkspartei übergetretener Altadliger, Giano della Bella, die größten Verdienste erwarb, zunächst ohne Widerstand über sich ergehen ließen. Aber bald rafften sich doch die Geschädigten zur Gegenwehr auf. Durch eine jeder Aristokratie zu allen Zeiten gefährliche Verbindung mit den radikalen Volkselementen gelang es, Giano della Bella aus der Stadt zu treiben und einige allzu harte Bestimmungen seiner Ordinamenta zu ändern. Sie ganz wieder aufzuheben, war und blieb unmöglich. Jeder Versuch hierzu scheiterte an der Haltung der Bürgerschaft. Mit Nichten wurden aber durch die neuen Ordnungen die Unruhen und Gewaltthaten in der Stadt beseitigt. Der Klassenkampf tobte nach wie vor in ihr. Er nahm nur andere Formen an. Mitglieder des ältesten guelfischen Adels der Stadt wurden zu Führern revolutionärer Parteiungen, zu Verräthern an der Heimath. Es brachen Zeiten herein über die Stadt, mit denen zu vergleichen, die vor dem Untergange der Republik in Rom herrschten. Wir sind es nicht zuerst, die den Führer des florentinischen Adels, Corso Donati, mit Catilina vergleichen. Ein zeitgenössischer Chronist, freilich ein politischer Gegner, schildert ihn, jedoch nur nach den Thaten seines öffentlichen und privaten Lebens, als einen Ritter nach dem Vorbilde des römischen Catilina, nur noch vaterlandsfeindlicher[1]) als dieser war er; vornehm von Geschlecht, ein schöner Mann und gefälliger Redner, von guten Manieren und scharfsinnig, aber von einem Sinne, der nur auf Böses gerichtet war. Ein solcher Mann, der seine Schwester vom Altar wegriß, als sie den Nonnenschleier nehmen wollte, und sie einem Parteigenossen in die Arme legte, ein Gatte, der seine Frau umgebracht zu haben in Verdacht stand, der das Geld nahm, wo er es fand, und dann an seine Genossen mit freigebiger Hand austheilte, wußte einen zahlreichen Anhang, namentlich unter dem heruntergekommenen Adel sich zu sichern, und das niedere Volk schrie ihm nach, wenn der eitle Junker mit stolzem Blick und gespreizten Beinen auf schönem Rosse durch die engen Gassen von Florenz sprengte: „Der Baron, der Baron!" War auch diese Stadt jemals gefährdet, wie so viele von den italienischen Comunen, die Beute eines Tyrannen zu werden, so war sie es damals von Corso Donati. Aber die Fundamente der bürgerlichen Freiheit waren hier schon so tief und fest gelegt, daß sie nicht einmal ein solcher Mann auch nur vorübergehend ganz beseitigen konnte. Im Jahre 1308 ist er dann auch von den Söldnern der Signoria ehrlos erschlagen worden. Unheil genug hat er jedoch vorher über seine Heimath gebracht. Aber das Schlimmste wäre ihm nicht gelungen, wenn er nicht am Papst Bonifacius VIII. einen ihm nur zu ähnlichen Schutzherrn und Helfershelfer gefunden hätte. Elende Händel und Eifersüchteleien, die nach der Sitte des Adels der Zeit bei jeder Gelegenheit in wilde Raufereien und Blutthaten ausarteten, hatten zu Florenz in dem Sesto von Porta San Piero, „dem Quartier des Scandals", die beiden mächtigsten einander benachbarten Magnatenfamilien ent-

[1]) Das ist bei Dino Compagni die Bedeutung crudele. Nach Villani nannte man in Florenz das Geschlecht der Donati „Malefami".

Digitized by Google

zweit. Beide waren die Repräsentanten zweier Entwicklungsphasen der Comune. Hier saßen die nicht allzu begüterten Donati in altererbten Burgsitzen. Neben ihnen, in noch größeren und weitläufigen festungsähnlichen Gebäuden, welche bis 1280 dem mächtigen Grafengeschlecht der Guidi gehört hatten, hausten die Cerchi, eine der reichsten Bankierfamilien der damaligen Welt. Sie waren aus der Grafschaft in die Stadt gezogen und hier schnell in die Höhe gekommen. Ihr Haupt war in dieser Zeit ein zwar persönlich tapferer Mann, Vieri de' Cerchi, sonst aber mit allen Untugenden der Emporkömmlinge reichlich ausgestattet. Protzenhaft und geizig pochte er auf seinen Geldsack und den Einfluß, den er durch ihn übte. Ohne politisches Verständniß und ein schlechter Redner, bot er dem höhnisch auf ihn herabblickenden Corso Donati nur zu viele Angriffspunkte. Dieser nannte ihn den „Esel des Stadtviertels". So wenig auch der Bankier sich hierüber aufregen mochte, die Söhne und Neffen und Geschlechtsgenossen des Beschimpften waren um so geneigter, sich mit den Donati, den gewaltthätigen Pazzi und Anderen, die Waffen in der Hand, zu messen. Die Stadt spaltete sich immer mehr in zwei feindliche Heerlager, die jeden Tag auf einander loszuschlagen drohten. Die Signoria war diesen Factionen der Magnaten gegenüber doch fast machtlos und getraute sich nicht, um nicht vielleicht größeres Unheil herbeizuführen, mit Gewalt gegen sie einzuschreiten. Die Bürgerschaft stand mit der Signoria auf der Seite der Cerchi, den weniger gewaltthätigen und volksfreundlicheren. Auch was von Ghibellinen noch in der Stadt war hielt sich zu ihnen.

Trotzdem daß die Stadt so gespalten war, traute sie sich zu, eine noch zerrissenere zu befrieden. Das benachbarte Pistoja, jetzt ein Landstädtchen im Vergleich mit Florenz, war früher schon aus Eifersucht gegen die Rivalin fast immer ghibellinisch gewesen. Erst seit 1267, wo ein Podestà aus der hier überaus mächtigen Familie der Cancellieri die Stadt an den durchziehenden Carl von Anjou übergeben, hatte sie sich auf die guelfische Seite geneigt. Der Friede war aber dadurch nicht in die Stadt gekommen. Die schlimmsten Gewaltthätigkeiten, ruchlose Blutthaten wurden um so leidenschaftlicher begangen, da sich die herrschende Familie gespalten hatte, und nun die Blutrache ein Opfer nach dem anderen verschlang. Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, es hätte hier den Parteiungen der Schwarzen und Weißen, in die sich allmälig gegen den Ausgang des Jahrhunderts die ganze Stadt spaltete, keine andere Bedeutung zu Grunde gelegen, als diese Familienzwistigkeiten. Die großen Gegensätze der Zeit loderten auch hier in Flammen auf. Die am Ruder befindliche Partei der Weißen, die Partei des Volks, fürchtete, sich nicht behaupten zu können und bot dem in Florenz jetzt herrschenden Bürgerregimente am 1. Mai 1296 die Schutzherrschaft (balia) über die Stadt an mit dem Rechte, ihr Statuten und Ordnungen zu verleihen und fünf Jahre hindurch die Podestaden und Volkshauptleute zu senden. Es war weit gekommen in dieser Commune, wenn sie sich so an eine andere auslieferte. Die Signoria von Florenz ging natürlich auf diese Anerbietungen, durch die sich ihr Machtgebiet so beträchtlich erweiterte, gern ein und nahm die Regierungsgewalt von Pistoja sofort in Besitz. Sowie sie zu Hause sich über den Parteien zu behaupten suchte, wollte sie in Pistoja den Frieden dadurch herstellen, daß sie die Führer der Parteien gleichmäßig ins Exil sendete. Diese

Digitized by Google

wendeten sich nun nach Florenz, um dort alle Hebel für die Rückkehr in die Heimath in Bewegung zu setzen. Das Naturnothwendige trat sofort ein. Die hier schon bestehenden Parteien wurden durch den Eifer der Verbannten in neue Bewegung gebracht, jede von ihnen begriff, daß, wer in Pistoja herrsche, auch in Florenz Meister bleiben werde. So übertrugen sich die dort geschichtlichen Parteinamen der Schwarzen und Weißen auf die Factionen der Arnostadt. Aeußere Machterweiterung hatte man angestrebt, wachsende Zerrissenheit im Inneren war das Ergebniß. Denn die Gewaltthaten häuften sich jetzt immer mehr; man rief die Gerichte nicht mehr an, um ihnen zu steuern, sondern nur um den Haß und die Leidenschaften noch zu steigern.

Diese Zustände erschienen Bonifacius VIII. günstig, um auf eine Lieblingsidee des Papstthums zurückzugreifen. Hatte doch schon vor einem Jahrhundert Innocenz III., nach dem Tode Kaiser Heinrich's VI., den Plan verfolgt, sich Tusciens zu bemächtigen und dem Patrimonium Petri zuzufügen. Jetzt, wo wie damals, kein anerkannter König in Deutschland schaltete, und das Ansehen des Reiches in Italien kaum noch zu Gelderpressungen ausreichte, griff Bonifacius VIII. auf diese Idee zurück. Hatte er Florenz vermocht, sich seinem Willen zu unterwerfen, dann hätte ihm der Rest keine Schwierigkeiten gemacht. Es kam also darauf vor Allem an, hier festen Boden zu gewinnen.

Zunächst, so scheint es wenigstens, versuchte er es mit der herrschenden Partei. Vieri de' Cerchi wurde nach Rom beschieden. Große Anerbietungen wurden dem Geldfürsten gemacht, wenn er sich mit Corso Donati aussöhne. Doch der sonst so vorsichtige Mann, bei dem große Geldinteressen auf dem Spiele standen, lehnte ab. Er lebe mit Niemandem im Kriege, soll er geantwortet haben. Hätte er in der That diesen Bescheid ertheilt, so wäre er sehr thöricht gewesen und hätte der Wahrheit wenig entsprochen. Da uns die Pläne des Papstes auf Tuscien jetzt urkundlich bekannt sind, hatte der Bankier wohl schon damals mehr von ihnen erfahren, als ihm selbst lieb sein mochte, und glaubte sich deshalb den Einmischungsversuchen des Papstes so bestimmt, als es später auch seine Partei versuchte, widersetzen zu müssen. Dafür gewann der Papst um so rascher andere Florentiner für sich und seine dunklen Pläne. Doch die Signoria wurde im Frühjahr 1300 gewarnt, und der Podestà belegte drei Verräther mit schweren Strafen. Das verletzte den stolzen und rachsüchtigen Papst aufs Aeußerste, und er beschloß nun direct in die Geschicke der Stadt einzugreifen.

Im Juni 1300 erschien vor der Curie, als Friedensvermittler entsendet, ein päpstlicher Diplomat in Florenz, der hier das Terrain schon von früheren Missionen her genau kannte. Es war der Cardinal Matteo von Acquasparta. Schon wiederholt hatte im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts die römische Kirche versucht, durch ähnliche Mediationen eine Art Herrschaft in der Comune auszuüben und den Frieden in ihr herzustellen. Aber ebenso oft war es ihr mißlungen, selbst wenn die Florentiner sich einen solchen Friedensstifter erbeten hatten, und dieser ein unparteiischer, tüchtiger Mann war. Die Legaten hinterließen in der Regel die Stadt unruhiger und zerrissener, als sie vor ihrer Ankunft gewesen war, und noch dazu mit ihrem Fluche belastet. Deshalb nahm auch jetzt die Signoria den Antrag dieses Legaten nicht sehr wohlwollend entgegen,

Digitized by Google

ihm die Befugnisse (balía) zu ertheilen, den Frieden zwischen den hadernden Magnaten einerseits und den Magnaten und dem Volke andererseits mit den Machtmitteln der Comune nach seinem Ermessen herzustellen. Ganz abweisen konnte man ihn nicht. Dazu fühlte sich die herrschende Partei nicht stark genug. Es wäre auch ein zu arger Verstoß gegen alte Traditionen der florentinischen Politik gewesen. Aber so unschädlich als möglich mußte doch die offenbar böswillige Einmischung gemacht werden. Man gestand dem päpstlichen Legaten nur eine beschränkte „balía“ zu und gestattete ihm allein für den Fall, daß es doch zu keiner endgültigen Versöhnung komme, Verträge zwischen den Parteien auf drei Jahre abzuschließen. Zu der Signoria, welche vom 15. Juni bis 15. August hierin dem Legaten entgegentreten mußte, gehörte, um dieses gleich hier einzufügen, Dante. Er mußte dem Legaten mit seinen Genossen sofort dann weiter in einem principiell wichtigen Punkte die Mitwirkung versagen. Die Partei des Corso Donati, durch die jetzt der Papst seine Absichten auf Florenz erreichen wollte, hatte es auf den Sturz der herrschenden Bürgerpartei abgesehen, um ihr Endziel, den Umsturz der „Ordnungen der Gerechtigkeit“, zu erreichen. Das war nur möglich, wenn man die Wahl der Signoria besser in die Hand bekam oder doch mehr vom Zufall abhängig machte, als es bei dem im Einzelnen nicht festgestellten Wahlmodus bisher der Fall gewesen war. Der päpstliche Legat trug daher kein Bedenken, die Wahl der Signoria auf eine ganz demokratische Basis zu stellen. Aus der Zahl der Wahlberechtigten sollte durch das Loos nach den Sesti der Stadt die Signoria gewählt werden. Nur auf diese Weise, hoffte man, könne es der Zufall mit sich bringen, eine Signoria der Schwarzen aus den Wahlurnen hervorgehen zu sehen. Das aber wollte die Bürgerpartei, der sich Alles, was in Florenz von patriotischen und denkenden Köpfen vorhanden war, angeschlossen hatte, verhindern und schlug es dem Friedensstifter ab. Entrüstet verließ der Prälat die Stadt, über die er das Interdict verhängte.

Das steigerte die Unruhe in der Stadt. Bei jeder Gelegenheit stießen die verfeindeten Parteien des Adels auf einander, und es floß Blut in den Straßen. Nicht genug mit den Gewaltthaten, versuchten die Wuthentbrannten einander zu vergiften. Kaum hielt die Signoria ihr Ansehen aufrecht. Doch fanden ihre Feinde es unmöglich, sie mit eigener Macht ganz zu beseitigen. Corso Donati berief deshalb eine Versammlung seiner Anhänger in die Kirche von Santa Trinità, und man beschloß den Papst aufzufordern, einen neuen sogenannten Vermittelungsversuch, und zwar durch einen französischen Prinzen, zu unternehmen. Dieses ging doch der Signoria über das Maß des Erträglichen hinaus. Corso Donati mit seinen nächsten Anhängern wurde aus der Stadt gewiesen, Andere zu hohen Geldbußen verurtheilt. Schwach und ungeschickt, wie die Signoria war, verbannte sie aber auch eine Anzahl von Führern der Weißen aus der Stadt. Man wollte offenbar den ergrimmten Papst nicht noch mehr dadurch reizen, daß man seine Anhänger allein mit Strafen belegte. Um die Thorheit auf die Spitze zu treiben, verwies man die Schwarzen nach dem Süden, die Weißen nach dem Norden von Tuscien. Corso Donati zog nun an den päpstlichen Hof, von dem aus sich das Gewitter über die unglückliche Stadt immer dunkeler zusammenzog. Der Papst erinnerte sich, daß einer seiner Vorgänger einen französischen Prinzen herbeigerufen habe,

Digitized by Google

um den tödtlichen Streich gegen den staufischen Herrscher für die Kirche zu führen. Und hatte nicht der König Philipp der Schöne auch einen Bruder Karl, wie vor einem Menschenalter der heilige Ludwig? Er lud also den Prinzen Karl von Valois ein, mit einem guten Heerhaufen nach Italien zu kommen, als sein Stellvertreter die Feinde der Kirche in Oberitalien und Tuscien niederzuwerfen und sich die Krone von Sicilien zu holen. Um die Geldmittel des französischen Clerus flüssig zu machen, wurde die Kreuzzugsfahne entrollt. Dem abentheuernden Sinne des französischen Raufbolds kam eine solche Aufforderung sehr gelegen, und sein Bruder ließ ihn gern fahren. Im Nachsommer 1301 durchzog der Kämpe des Papstes Oberitalien und Tuscien und traf im September zu Anagni ein, wo der Papst in seiner Geburtsstadt am liebsten seinen Hof hielt. Er mußte sich mit seinem Lehnsherrn verabreden, gegen wen die gesegneten Waffen zuerst zu richten seien. Dieser dachte zunächst an Tuscien, das heißt Florenz. Hier floß, wie er sich selbst ausdrückte, der Goldstrom am reichlichsten. Der stolze Franzose wäre am liebsten gleich nach Sicilien und Byzanz aufgebrochen, um sich die Krone der Courtenays, denen seine Frau entsprossen war, auf das Haupt zu setzen. Das war aber nicht nach dem Sinne seines Vetters von Neapel, der auch nach Anagni gekommen war. Darum dirigirte ihn der Papst nach dem Norden zurück. Im October machte er in Begleitung eines der ruchlosesten Söhne von Florenz, des Musciatto de' Franzesi — desselben, der zwei Jahre darauf Nogaret nach Anagni führte, um Bonifacius VIII. dort zu würgen — in der Nähe der Stadt Halt.

Die Signoria befand sich in der größten Verlegenheit. Die Stadt war wie sie guelfisch gesinnt und der Kirche ergeben. Aber der Herr der Kirche war jetzt der Freund ihrer grimmigsten Feinde. Was blieb da übrig, als mit dem Abgesandten des Papstes doch zu verhandeln und ihn sich geneigt zu machen? Eine Abordnung der Stadt empfing Karl mit freundlichen Worten und versicherte sie, daß er nur gekommen sei, um den Frieden in ihr wieder herzustellen. Darauf hielt er, am 1. November 1301 festlich empfangen, seinen Einzug in die Stadt. Seine Leute trugen keine Waffen, setzten sich aber auf dem linken Arnoufer in den Palästen der Frescobaldi und Mozzi, den Feinden der Weißen, fest. Nachdem sich Karl, von Musciatto de' Franzesi unterwiesen, ein wenig über die Lage der Dinge orientirt hatte, stellte er an die Signoria die Forderung, ihm die Machtbefugniß (balia) zur Wiederherstellung des Friedens in der Stadt zu ertheilen. Das geschah auch durch Beschluß einer in der Kirche von Santa Maria Novella gefaßten Parlamentsversammlung. Karl wurde zum Schutzherrn der Stadt proclamirt, worauf er bei seinem königlichen Blute beschwor, die Stadt friedlich und gesetzlich zu regieren.

Schon die Uebertragung dieser balia auf den Valois und dessen Eidschwur gaben das Signal zu einer allgemeinen Waffenerhebung in der Stadt. Die Ritter und Anhänger des Franzosen begannen damit, die betrogene Gegenpartei folgte nach. Um die machtlos gewordene Signoria bekümmerte sich so gut wie Niemand mehr. Und das Maß des Unheils voll zu machen, drang Corso Donati gewaltsam in die Stadt, öffnete die Gefängnisse, und Gesindel aller Art stürzte sich nun über die führerlosen Bürger. Fünf Tage lang wüthete die losgelassene Meute von Räubern und Mordbrennern in Florenz, acht Tage in der Grafschaft, ohne daß der päpstliche

Digitized by Google

Friedensstifter einen Versuch gemacht hätte, dem Einhalt zu thun. Nachdem so die Gegner vernichtet oder eingeschüchtert waren, wurde eine neue Signoria aus der Partei der Schwarzen gewählt, und einer der ruchlosesten Freunde der Schwarzen zum Podestà der Stadt berufen. Es war Cante de Gabrielli von Agobbio, schon einmal Podestà von Florenz. Doch ganz so rasch kam auch er nicht zum Ziel. Wenn auch die Kaufläden und Boutiquen in den Erdgeschossen der festungsartigen Häuser ausgeplündert, viele Menschen erschlagen oder vertrieben wurden, die Paläste selbst, in denen die Familien der Weißen sich verschanzt hielten, waren doch nur zum kleinen Theile in die Hände der Sieger gefallen. Gar manchen Parteigänger der Schwarzen mochte auch wohl Angesichts der rauchenden Trümmer der Stadt und immer neuer Geldforderungen des Franzosen patriotisches Schamgefühl überkommen. War das Treiben Karl's doch selbst dem Papst zu arg geworden, so daß er den Cardinal Matteo d'Acquasparta von Neuem dorthin sendete, um Frieden zu stiften. Einige große Familien hatten sich schon versöhnt, als er kam, bei anderen hatte sein Zureden Erfolg. Offenbar neigte sich das Uebergewicht in der Bürgerschaft wieder nach der Seite der Weißen. Aber der Friede war gerade darum ferner als je in ihr. Die extreme Partei unter den Schwarzen fand bei ihm ihre Rechnung nicht. Zufälligkeiten kamen dazu. Der Tod des stolzen, dem Vater gleichgearteten Sohnes Simone, der in einem von ihm heraufbeschworenen Handel mit Angehörigen der Cerchi tödlich verwundet worden war, entflammte den Ingrimm Corso Donati's gegen seine Nachbarn aufs Neue. Der Cardinal verzweifelte an dem Gelingen seines Friedenswerkes und verließ die Stadt wieder, sie von Neuem mit dem Fluche belegend. Sie auch an irdischem Gute zu schädigen, war die Sorge des Franzosen. Hatte doch Bonifacius VIII. seinen Schützling, der nach Rom gekommen war, um seine Pläne auf Sicilien und den Orient zu besprechen und Geldmittel dazu flüssig zu machen, mit der Bemerkung zurückgeschickt, er habe ihn ja an die Goldquelle gesetzt. Sie wurde jetzt gründlich angezapft. Unter dem Vorwande, verschiedene Häupter der Weißen hätten mit einem französischen Baron eine Verschwörung gegen das Leben des Friedensstifters angezettelt, ließ Karl diese vor sich laden, verhaften und verurtheilen. Gar Manchem von ihnen gelang es zu entkommen. Ein paar Monate darauf konnte Karl den Beamten der Stadt über eine Summe von 24000 Goldgulden quittiren, die den Opfern dieser Heimtücke abgepreßt worden waren. Am 5. April zog Karl mit seinem Raube aus der Stadt und „hinterließ Toscana, wohin er als Friedensstifter gekommen war, im Kriege und zog gegen Sicilien, um es zu bekriegen, und verließ es nach schimpflichem Frieden“[1]).

Mit seiner Abreise wurde es in der verwüsteten Stadt nicht besser. Warum sollten die siegreichen Barone, Corso Donati, Rosso della Tosa, und wie die Häupter der Schwarzen alle heißen mögen, nicht noch gründlicher mit ihren Feinden aufräumen und sich ihrer Habe bemächtigen? Es wurde jetzt ein System in diese Gewaltthaten gebracht und die Form eines rechtlichen Verfahrens nicht verschmäht. Vom Januar bis October 1302 sind uns gegen sechshundert Verdicte der zuständigen Richter gegen die unterlegene Partei erhalten. Auf

[1]) Giovanni Villani.

Digitized by Google

beliebige Zeugenaussagen hin wurden die ehrenhaftesten Männer gemeiner Verbrechen für überwiesen erklärt und um Ehre, Leben und Habe gebracht.

Unter diesen befand sich auch Dante. Mit drei andren sonst unbekannten Genossen, wurde er durch einen Spruch des Podestà schon am 27. Januar 1302 auf das „öffentliche Gerücht" hin, gemeinschädliche Betrügereien, Unterschleife und Erpressungen verübt zu haben, angeklagt und, da er nicht auf die Vorladung erschien, in eine Buße von fünftausend Florentiner Kleingulden verurtheilt. Am 10. März wurde diese Verurtheilung von Neuem bestätigt, auf vierzehn Andere mit ausgedehnt und die Strafe dahin verschärft, daß, wenn einer von ihnen in die Hände der Justiz fallen sollte, er „verbrannt werde, so daß er sterbe."

Es bedarf keines Wortes, um Dante gegen die Anschuldigung der betrügerischen Schädigung der Staatsinteressen zu vertheidigen. Kommen doch die wahren Gründe der Verurtheilung in einem Passus des weitläufigen Urtheils zum Vorschein. Da heißt es, die Bestraften hätten ihre Betrügereien zu Ungunsten des Papstes, des Prinzen Karl, des Friedens in der Stadt Florenz und der Partei der Schwarzen in Pistoja verübt. Es ist ganz richtig, daß sich Dante, der übrigens so weit unsere beglaubigten Nachrichten über ihn reichen, keineswegs im politischen Leben seiner Zeit eine so hervorragende Rolle gespielt, als seine späteren Biographen ihm angedichtet haben, der namentlich nicht an einer Gesandtschaft der Comune an den Papst zur Zeit der Krisis in Florenz betheiligt war[1]), durch seine Abstimmungen in den Rathsversammlungen als einen entschiedenen Gegner der Einmischung der Curie in die inneren Angelegenheiten seiner Vaterstadt erwiesen hat. Lebhaft und stolz, wie er war, hat er sicher den Zorn seiner Gegner durch Wort und That auf sich geladen, und es ist begreiflich, daß die Römlinge ihn ganz besonders haßten. Nach dem Fragmente eines Briefes, der uns nicht mehr in originaler Fassung vorliegt, sondern nur durch einen älteren Dantebiographen erhalten ist, hat der Dichter selbst die Ursache seiner Verbannung in Vorkommnissen aus der Zeit seines Priorats gesehen.

II.

Die gewaltige Bewegung, welche in der Jugend und dem ersten Mannesalter Dante's seine Heimathstadt ergriff und zu vernichten drohte, muß auch bei der detaillirtesten Darlegung ihrer Verfassungszustände und der exactesten Darstellung ihrer äußeren und innern Politik etwas Unerklärliches und Räthselhaftes behalten, wenn man sie nicht als das Product einer mächtigen socialen und nationalen Neubildung zu begreifen versteht. Denn nur das Zusammenwirken socialer und nationaler Kräfte, die hier bald mit einander, bald gegen einander ihr

[1]) Die Gesandtschaftsreise Dante's nach Rom ruht auf dem Zeugnisse der Chronik Dino Compagni's, die überarbeitet ist und gerade in Betreff dieser Gesandtschaft mancherlei nachweisbar Falsches berichtet. In der neuesten Ausgabe des Dino Compagni hat Herr J. del Lungo stillschweigend Einzelnes im Texte richtig gestellt. Dino Compagni läßt Dante auch erst im April 1302 verurtheilen. — Das Document, nach dem die Signoria, an der Dante Antheil hatte (Mitte Juni bis Mitte August 1300), den Spruch des Podestà gegen die drei Verräther, welche zu zweitausend Pfund Kleingulden Geldbuße oder Abschneiden der Zunge verurtheilt wurden, als rechtsgültig erklärte, findet sich im Bulletino della Società Dantesca I. No. 4 vom December 1890.

Digitized by Google

wunderbares Spiel treiben, und mit einer kaum je dagewesenen Energie auf die Herausbildung neuer politischer Formationen hindrängten, kann das Chaos erklären, in dem die Stadt unterzugehen schien, aus dem sie aber nur neu gekräftigt wieder auftauchte. Es sind nicht nur Verschiebungen politischer und socialer Machtverhältnisse in einem schon national bestimmten Staatswesen, welche diese wilden Kämpfe in Florenz hervorrufen. Es arbeitete sich vielmehr gleichzeitig mit ihnen und durch sie eine neue nationale Bildung in Sprache, Kunst und Wissenschaft herauf, von der die gesammte Menschheit die reichsten Früchte ernten sollte. Nur die Basis derselben bleibt doch die sociale Umgestaltung im Leben der Bürgerschaft von Florenz. Es ist auch eine „Vita nuova", die wir erstehen sehen.

Fast zwei Jahrhunderte waren bis zur Vertreibung Dante's aus seiner Vaterstadt vergangen, seitdem diese nach dem Tode der Großgräfin Mathilde (1115) ein eigenes Leben zu führen begonnen hatte. Anderthalb Jahrhunderte fast hatte die Einwirkung der deutschen Reichsgewalt auf die emporblühende und sich um ihren alten römischen Mauerkern ausdehnende Stadt, wenn auch nicht gleichmäßig, so doch immerhin nachhaltig, angedauert. Dann waren die Reichsrechte zu einem Handelsartikel zwischen Comune und Reich geworden. Daß die Stadt ohne große Beschwerde die hierzu nöthigen Geldsummen aufbringen konnte, war schon die Folge ihrer inneren Umgestaltung. Auch hier war einst der langobardische Adel der einzige mit politischer Macht ausgestattete Theil der Stadtbevölkerung gewesen. Um nur einigermaßen geordnete Zustände in der nächsten Umgebung der Stadt, in der Grafschaft, herzustellen, war er gezwungen worden, seine Burgen zu verlassen und wenigstens einen Theil des Jahres in der Stadt Wohnung zu nehmen. In festen, von hohen Thürmen beschützten Häusern wohnte er nach Geschlechtern zusammen, die ihre eigenen Ordnungen hatten. Er lieferte allein der Stadt ihre höchsten Aemter, ihre Consuln. Der Kampf um die Macht spaltete den Adel, Blutthaten, die nach den Geboten germanischer Blutrache von Geschlecht zu Geschlecht geführt werden mußten, entzweiten ihn für immer. In diese Spaltungen drang eine neue Macht ein, welche ihn zersetzte.

Es war eine Folge der Kreuzzüge und des durch sie belebten Handels nach dem Oriente, daß die italienischen Seestädte zu reichen Handelsemporien wurden. Das wirkte auf die in ihrer Nähe liegenden Landstädte zurück. War in ihnen gar manche Kunstfertigkeit aus der römisch-byzantinischen Zeit in Uebung geblieben, so nahmen diese jetzt einen neuen Aufschwung. Pisa, die mächtige und reiche Seestadt an der Mündung des Arno, welche sich mit den Ungläubigen im ganzen Mittelmeere herumschlug und reiche Schätze ihnen abjagte, wurde für die Florentiner der Hafenplatz, an dem sie ihre Erzeugnisse umsetzten und die Rohproducte einkauften. Mit der steigenden Macht Pisa's hob sich die Gewerbethätigkeit in Florenz, dessen Einwohner sich durch Geschicklichkeit, Rührigkeit und Betriebsamkeit auszeichneten. Die Tuchwaaren, die sie aus dem Norden einführten und durch selbst erfundene Farbstoffe und Appreturen verbesserten oder selbst ganz herstellten, ihre kunstreichen Seidenwebereien, ihre Brocat- und Sammtwaaren wurden bald ein gesuchter Handelsartikel. Florenz war schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Begriffe, eine Fabrikstadt zu werden. Noch lebten die Bürger einfach und bescheiden in altväterlicher Strenge, nur auf Hebung und

Digitized by Google

Förderung ihres Wohlstandes aufs Aeußerste bedacht. „Wer Nichts besitzt," heißt es in der ältesten Florentiner Novellensammlung, „gilt hier für ein Thier. Der wird für den Würdigsten erachtet, der am meisten besitzt, da es einem jeden Menschen wohl ansteht, nicht nur das zu erhalten, was er hat, sondern es auch zu mehren, soweit er kann." Getrennt von der See und durch Berge eingeschlossen, deren Uebergänge leicht zu sperren waren, durften diese Handwerker und Fabrikanten neben ihren Webstühlen und ihren Tuchrahmen die Führung der Waffen nicht vernachlässigen. Sie mußten die Straßen gegen die benachbarten Communen und den wegelagernden Landadel frei halten und die Pisaner zwingen, ihnen keine unerschwinglichen Zölle aufzulegen. Dabei stand ihnen der Adel der Stadt hülfreich zur Seite. Lebte dieser doch gar bald nur noch von dem Kriegshandwerk; die Naturalabgaben seiner Hörigen in der Grafschaft brachten ihm nicht so viel ein, als die Gewerbetreibenden, die sich aus den Landbewohnern rasch vermehrten, in baarem Gelde verdienten. Der Miethzins von den Kaufleuten, die ihm die Boutiquen und Gewölbe der Erdgeschosse seiner Paläste im Innern der Stadt zu Niederlagen und Kaufläden abpachteten, reichte bei Weitem zur Bestreitung der Ausgaben nicht hin und wurde gar häufig zur Kette, an der sich der Miether zum Besitzer aufschwang. Und das um so häufiger, als Florenz seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nicht nur zu einer der größten Fabrikstädte der Zeit, sondern zu einem der ersten, wenn nicht dem ersten Geldplatze der Welt heranwuchs. Fabrikanten können das Capital nicht entbehren. Rasch mehren sich überall bei glücklichen Geschäften die Bankiers. Finden wir auch schon um diese Zeit Florentiner Geldmänner ihr Vermögen in Grundbesitz anlegen, wo er nur zu haben war, so wurde doch der größte Theil von ihm in Geldgeschäften nutzbar verwendet. Die Florentiner bemächtigten sich immer mehr der reichen Verdienst abwerfenden Finanzgeschäfte der Curie. Ihre stets geldbedürftigen Freunde, die Anjous von Neapel, wurden ihnen zinspflichtig, die Könige von Frankreich und England mußten ihnen Zölle u. s. w. in Versatz geben, um Geld von ihnen vorgestreckt zu erhalten. Das kirchliche Zinsverbot wußte man überall gar schlau zu umgehen oder kümmerte sich nicht um es. Die Familien der großen Kaufleute theilten ihren Gewinn nicht sofort untereinander, sondern behielten ihn ungetheilt, wie der Adel seinen Grundbesitz. Die einzelnen Zweige derselben bezogen aus ihm bestimmte Summen zur Bestreitung des Haushaltes, zu der mäßigen Ausstattung der Töchter und anderen Ausgaben. Kleinere Kaufleute schossen ihre Ersparnisse in die großen Bankhäuser ein, die zu großen Gesellschaften, Compagnien, wurden, deren Capital auf eine Höhe stieg, daß sie sich, wenn man die Verschiedenheit des Geldwerthes von damals und heute bedenkt, mit den ersten Geldinstituten unserer Tage messen können. In allen Handelsplätzen des Mittelmeeres, ja schon tief nach Asien und Afrika hinein, traf man die Handelsleute von Florenz. An wichtigen Punkten errichteten sie Comptoire und Filialgeschäfte, die in ununterbrochenem, vielfach geregeltem Verkehre mit der Heimath standen. Da die Florentiner seit 1252 einen Goldgulden auszuprägen begonnen hatten, über dessen Vollwerthigkeit sorgsam gewacht wurde, war ihr Münzsystem fast zu einem internationalen geworden. Aber nicht nur Geldgeschäfte machten die Auswärtigen mit ihrer Heimath. Alles, was ihnen

Digitized by Google

in fremden Ländern auffiel — und was beachtete der aufgeweckte Florentiner nicht? — sendeten sie nach der geliebten Heimath: seltene Blumen und Ziergewächse, selbst Leoparden und Löwen, die man in dem Stadtzwinger sorgsam unterhielt [1]). Eine Fülle neuer Nachrichten über die Weltereignisse strömte durch die Agenten der Compagnien in dem Mittelpunkt der Geschäfte zusammen, und wenn die Kaufleute selbst zurückkamen, brachten sie eine Menge neuer Anschauungen und Aufschlüsse über die fernen Länder und Sitten der Menschen mit. Als odysseusartig schildern die Zeitgenossen den Charakter der Florentiner. In einem Festzuge zu Ehren des großen Jubiläums im Jahre 1300 führten sie dem Papst in Rom die verschiedenen Nationen der Erde vor. „Ihr seid das fünfte Element der Welt," soll damals Bonifaz VIII. ihnen gesagt haben.

Diese Kaufherren, Fabrikanten, Bankiers, Advocaten, Handwerker waren, wie es sich für eine mittelalterliche Stadt von selbst versteht, und wir schon sahen, in Zünfte eingetheilt, von denen eine jede ihren Vorstand (Consul), ihre eigenen beschworenen Statuten und ihre Gerichtsbarkeit hatte. Man zählte einundzwanzig dieser Zünfte (artes) in der Stadt. Sie waren einander nicht gleichwerthig. Nach der Bedeutung, die sie für das politische und sociale Leben der Stadt hatten zerfielen sie in die oberen und unteren Zünfte. Zu jenen hatten anfänglich nur sieben gehört; in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wußten sich aber auch die fünf folgenden einen höheren Rang allmälig und friedlich zu erstreiten. An der Spitze der Zünfte stand die der Richter und Notare. Es war eine Ehrenstellung, die man den Graduirten der Hochschulen und den kaiserlich bestätigten Notaren anwies. Viel stärker ins Gewicht fiel die Zunft der Calimala, d. h. die der Händler und Appreteure der fremdländischen Tuche, die aristokratischste der Zünfte, die der Wollenzeugweber, der Seidenfabrikanten und der Wechsler, denen der Kern der Bürgerschaft und der größte Theil ihrer Einwohner mittelbar oder unmittelbar angehörte. Die Zunft der Wollweber, welche zum Bau des Doms von Florenz das Meiste beigesteuert hat, beschäftigte i. J. 1338 an 30 000 Menschen in der Stadt und setzte 1 200 000 Goldgulden um. Für den Anfang des Jahrhunderts wird man wohl die Hälfte dieser Zahlen annehmen dürfen. Stellte doch die Stadt Florenz damals an 30 000 Bewaffnete ins Feld und die Grafschaft gegen 70 000 [2]). Ein berechtigter Stolz erfüllte alle Florentiner, wenn sie ihrer Vaterstadt gedachten, der Tochter Roms, wie sie sie mit Selbstgefühl nannten. Die Stadt war freilich noch sehr winklig gebaut, ihre Straßen eng und ungepflastert. Nur einzelne Plätze waren schon mit Backsteinen belegt. Natürlich war der älteste Theil der Stadt, dessen Mittelpunkt der Altmarkt bildete, der am engsten zusammengebaute. Aber die alte römische Stadtmauer verschwand jetzt ganz, selbst der zweite Mauerring fiel, und schon 1284 begann man die dritte Mauerflucht zu ziehen, innerhalb deren die Stadt bis auf unsere Tage Raum gefunden hat. Die gesteigerte Fabrikthätigkeit machte bald die Anlage von Abzugscanälen nöthig, der sich mehrende Verkehr die Erweiterung

[1]) Ueber die Pflege und die Kosten, die diese Bestien verursachten, ist man durch die erhaltenen Rathsbeschlüsse vielfach besser unterrichtet als über die wichtigsten politischen Vorgänge!

[2]) Zum Waffendienste waren Alle vom fünfzehnten bis siebzigsten Jahre verpflichtet.

Digitized by Google

und den Neubau von Brücken über den Arno. Die Mauern längs des rechten Flußufers legte man nieder und eröffnete die Straße längs des Flusses vom Ponte vecchio an abwärts. Auch wurden neue Plätze in ihr geschaffen, die alten vergrößert. Ihren höchsten Ruhm setzte aber die Bürgerschaft in den Bau von mächtigen Kirchen zu Ehren Gottes und seiner Heiligen. In unserer Periode begann man fast gleichzeitig den Dom (1294), die Kirchen Santa Croce (1294), Santa Maria Novella und Santo Spirito[1]). Die Consiglien wurden nicht müde, selbst in Zeiten großer Geldnoth, doch immer neue Summen hierfür flüssig zu machen. Zu Ehren der Comune selbst steigen die Mauern des Palazzo del Podestà (Bargello) und der Signoria (1298) empor. Auch die Privathäuser wurden jetzt, namentlich in den neuen Stadtquartieren, prächtiger gebaut. Man gestattete sich den Luxus, in Verbindung mit ihnen Ziergärten voll seltener fremder Pflanzen, von Orangen- oder Citronenbäumen anzulegen. Bekannt ist die lustige, echt florentinische Geschichte, die Sacchetti erzählt, wie mehrere gute Freunde die Mauer eines solchen Gartens durchbrechen, einen Esel durch die Oeffnung hineintreiben und die Mauer wieder schließen; wie der Besitzer über die Erscheinung des Langohres zuerst ganz consternirt und über seine Verwüstungen empört ist, die Anstifter durch schlaue Fragstellung entdeckt und sie zum Ersatz verschiedene Diners bezahlen läßt. Derartige nicht immer feine Streiche berichten die Novellenerzähler zu Dutzenden. Denn in ganz Italien waren die Florentiner als Witzbolde, Spaßmacher, Lügner und geriebene Burschen verschrieen. Es waren fleißige, thätige Menschen, die, welt- und geschäftskundig, sich nicht leicht imponiren ließen, zu Spöttereien und lustigen Reden geneigt, aber bei aller Gewinnsucht doch gewillt waren, nach sauren Wochen frohe Feste zu feiern. Berühmt waren die Maifeste von Florenz, zu denen von nah und fern das fahrende Volk, aber auch zahlreiche Gäste herbeiströmten. Die jungen wohlhabenden Leute veranstalteten festliche Umzüge; auf großen, reich ausgeschmückten Bühnen wurden allerlei Schauspiele aufgeführt. Im Jahre 1283 feierten die Rossi und ihre Nachbarn, im Ganzen mehr als tausend Personen, im Oltrarno ein Fest mit Umzügen, Tänzen, Schmausereien und Vergnüglichkeiten aller Art, das fast durch zwei Monate fortgesetzt wurde. Die Theilnehmer an diesem Corte waren in weiße Gewänder gekleidet. An ihrer Spitze stand ein Festordner, den man den Signor dell' Amore nannte. Das Hauptfest wurde zu Ehren des Schutzpatrons der Stadt, des S. Giovanni, begangen[2]). Zu diesem schmückte sich die ganze Stadt. Die Häuser und Straßen wurden gefegt, Teppiche und kostbare Stoffe über die Balcone und zu den Fenstern hinausgehängt, die Kirche und Altäre des Heiligen mit unzähligen Wachskerzen erhellt. Die jungen Frauen und Mädchen zogen singend und Reigen tanzend durch die Straßen. Um auch die Betrübten und Unglücklichen zu erfreuen, wurde dem Schutzpatron eine Anzahl Gefangener dargebracht und dann in seiner Kirche von der Strafe freigesprochen. Und in dieser Festfreude ließ man sich nicht durch die blutigsten

[1]) Vom 6. Juni 1299 bis zum 10. August werden 1200 Lire für S. Maria Novella, ebenso viel für Santa Croce und 600 Lire für S. Spirito verwilligt.

[2]) G. Villani VII, 89.

Digitized by Google

Gewaltthaten stören, welche die Stadt noch so eben mit Entsetzen erfüllt hatten. Waren sie vorüber, so schüttelten diese starknervigen Menschen die grausigen Erinnerungen, wie nach einem Erdbeben, von sich ab und fingen von Neuem an, zu arbeiten und sich zu vergnügen. Und als hätten sie noch nicht des Schauerlichen genug in Wirklichkeit gesehen, zauberten sie sich noch die Hölle vor. Nachdem man das Jahr 1303 über sich hatte ergehen lassen, stellten die Bewohner der Vorstadt von S. Frediano im Mai 1304 im Arno auf Schiffen und den auf diesen aufgestellten Gerüsten die Stockwerke der Hölle dar, in der die Verdammten im Feuer gebraten wurden und laut aufschrieen. Das noch nie gesehene Schauspiel lockte so viele Bürger auf die hölzerne Brücke alla Carraja, daß diese die Last nicht tragen konnte und zusammenbrach und eine Menge umkamen. So floß hier Scherz, Spiel (giuoco del bene) und Wirklichkeit in einander, bemerkt G. Villani zu seinem Berichte über dieses sonderbare Maifest.

Denn sonderbar darf man doch diese pantomimische Aufführung nennen. Die Florentiner glaubten an die Höllenqualen als gute Söhne der Kirche. Und nun trieben sie doch auch mit diesen ernsten Dingen ein Possenspiel. So muß man wenigstens nach den Worten G. Villani's annehmen. Oder war die Frömmigkeit und Fröhlichkeit der Florentiner überhaupt eine nur äußerliche, das sittliche Leben im Allgemeinen nicht tief beeinflussende? Es läßt sich hierfür mancherlei sagen. Gewiß, jeder gute Florentiner Bürger hatte Respect vor der Kirche. Das gehörte zu seinem politischen Credo. Alle Beamten mußten die Treue gegen die römische Kirche und ihre Institutionen beschwören. Man haßte die ketzerischen Secten, die Patarener u. s. w. schon deshalb, weil sie von einem Podestà Kaiser Friedrich's einmal unterstützt worden und damit in den Geruch ghibellinischer Gesinnung gekommen waren. Einzelne vornehme Ghibellinenführer, wie Farinata degli Uberti, hatte ihr lebenslanger Kampf gegen die Curie auch in Zweifel an die Dogmen der Kirche gestürzt. Ihnen folgten die Massen des Volkes damals nicht, und die wirksamsten Bekämpfer aller Sectirerei, die Bettelorden, fanden in Florenz früh Aufnahme und Unterstützung. Dafür ging von dem Dominicanerkloster Santa Maria Novella auch die erfolgreichste Bekämpfung des Ghibellinismus aus. Hielt ein Orden etwa sein Provincialconcil in Florenz ab, so unterstützte die Comune eine solche Zusammenkunft mit Geld, wie man heute etwa eine Naturforscherversammlung ehrt. Aber auch wahrhaft fromme und humane Anstalten und Gebräuche, die heute noch fortleben, stammen aus dieser Zeit des großartigen weltlichen Aufschwunges der Stadt. Gewiß traten auch hier gar Viele, von den Sünden ihrer jungen Jahre geängstigt, in die Klöster und beschlossen ihr Leben mit harten Bußübungen. Aber von einer allgemeinen Erschütterung und schwärmerischen Belebung des religiösen Lebens, wie sie in der Romagna und Oberitalien das Jahr des s. g. Hallelujah (1233) mit sich gebracht hatte, und die sich hier auch noch später öfters wiederholte, erfahren wir für Florenz nichts. Spöttereien über angebliche Wunder und verfängliche Fragen wurden schon öffentlich gehört. Hier machte das Diesseits seine Rechte zu lebhaft geltend. Die Leitung der Staatsgeschäfte legte man in die Hände von Männern, die man als durchaus weltlich gesinnt in jeder Beziehung kannte. Der Curie und der Ortsgeistlichkeit gegenüber hielt die Comune

Digitized by Google

an ihren Rechten aufs Bestimmteste fest. Der Bischof mußte von den Kirchengütern Abgaben an die Comune zahlen, wie jeder weltliche Grundbesitzer, den Uebergriffen der geistlichen Gerichtsbarkeit in das bürgerliche Recht suchte man auf alle Weise entgegenzuwirken, die Geistlichen selbst innerhalb ihrer Sphäre festzuhalten und sie wegen Ausschreitungen und Verbrechen vor den weltlichen Richter zu stellen. Damit kam man in der Regel zwar nicht durch. Aber es waren nicht religiöse Motive, welche dann die Rathsversammlungen zum Nachgeben zwangen, sondern die Furcht vor der Schädigung der großen materiellen Interessen, welche die Handelsherren mit jedem Bannstrahle bedrohte. Doch ist die Stadt im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts von Päpsten und deren Legaten reichlichst mit den härtesten kirchlichen Censuren belegt worden. Schließlich kaufte man sich von ihnen los, und der Florentiner Witz, der die Scheinheiligkeit, Wundersucht und die Ueppigkeit des Lebens so vieler Pfaffen für ewige Zeiten lächerlich gemacht hat, verschont auch die Nachfolger Christi nicht mit böser Nachrede über ihre Gourmandise und Schlemmerei. Und wenn sich einer von diesen beikommen ließ, den Interessen der Stadt nahezutreten, dann stellten sich die Florentiner nicht selten päpstlicher gesinnt, als der Papst selbst und beschuldigten ihn des Ghibellinismus. Sie waren Leute voll kecken Selbstbewußtseins und unvergleichlich elastischen Wesens. Im vollen Vertrauen auf ihre Gewandtheit und ihren Besitz glaubten sie aller Welt etwas bieten zu können. Stets zu Neuerungen geneigt, hatten sie in ihrem politischen Leben alle Fehler von Emporkömmlingen. Die Masse des Volkes war wankelmüthig und undankbar gegen ihre Wohlthäter. Rasche Uebergänge von einer Partei zur andern waren an der Tagesordnung, und bei Vielen trat gar bald an die Stelle einfacher Bürgersitte Großmannssucht und eitler Stolz. Das bewirkte denn auch eine Verschiebung innerhalb der Stände.

Noch unvergleichlich lebhafter als in unseren Tagen war das Selbstbewußtsein, mit dem im Mittelalter der Adel auf die Bürger und Bauern herabsah. Von der Brutalität, mit der sich die herrschende Classe jeder nur einigermaßen gerechten Vertheilung von Pflichten und Rechten widersetzte, erzählen die Chronisten furchtbare Beispiele. Und doch war schon im Italien des zwölften Jahrhunderts, nach der Beobachtung Otto's von Freisingen, eine Ausgleichung der Stände eingetreten, von der man damals in andern Ländern noch nichts wußte. Nichtsdestoweniger dauerte noch das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch der blutige Kampf zwischen dem Adel und der Bürgerschaft in der Comune fort.

So war es auch, wie wir sahen, in Florenz. Die in dem Bürgerthum aufstrebende italienische Nationalität führte einen leidenschaftlichen Kampf gegen den von den germanischen Institutionen getragenen Feudalismus. In diesem Kampfe war es eine wichtige Etappe, daß die Stadt die Leibeigenschaft im Jahre 1289 aufhob und den Grund und Boden mobil machte. Aber dieser leidenschaftliche Kampf der Stände schloß es doch keineswegs aus, daß beinahe diese dem Adel sich näherten und Sitten und Gewohnheiten von ihm annahmen. Gar Manches trug dazu bei, die Standesunterschiede auszugleichen und aus dem alten Geschlechtsadel einen neuen Adelsstand zu schaffen. Als 1260 die guelfische Partei aus der Stadt verjagt war, hatte die Noth gar

Digitized by Google

manchen Mann alten Adels getrieben, sich gleich seinen bürgerlichen Leidensgefährten durch Geschäfte seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mochten auch Einzelne, wie ausdrücklich bezeugt wird, das als eine Degradation empfinden, so setzten doch Manche, in die Heimath zurückgekehrt, diese Geschäfte fort, während reich gewordene Bürger sich an den Adel herandrängten, Reiterdienste im Felde übernahmen und es sich zur Ehre anrechneten, eine junge adlige Dame zur Gattin zu gewinnen. Umgekehrt nehmen arme Adlige wohl auch reiche Bürgerstöchter zu Frauen. Diese zu Stande gekommenen Ehen waren in der Regel keine glücklichen, wie denn die Ehen in Florenz im Allgemeinen nicht gerade mustergültig gewesen zu sein scheinen. Die Novellenerzähler lassen kaum einen Zweifel hierüber, Bestimmungen der Statuten bestätigen das, und die allgemeinen socialen Zustände machen es nur zu begreiflich.

Die Geschäfte brachten es mit sich, daß ein großer Theil der jungen Leute von Florenz und zahlreiche verheirathete Männer sich einen großen Theil des Jahres, ja wohl Jahre lang, auf Reisen in der Welt herumtrieben. Das beförderte die guten Sitten derselben nicht. Gewandt wie sie waren und mit guten Mitteln versehen, fanden sie Gnade selbst in den Augen vornehmer Damen. Kamen sie nun nach Hause, so setzten sie gar leicht ihr dissolutes Leben fort. Zahlreich waren daher die Bastarde in Florenz, die in der Familie mit erzogen und in den Testamenten von ihren Vätern fast wie eheliche Kinder bedacht wurden, wenn es nicht gar gelungen war, sie von dem Papste legitimiren zu lassen. Und nicht besser als die Männer waren die Frauen. Schon ein zeitgenössischer Novellist ist aber so gerecht, zu bekennen, daß die Frauen mehr durch die Fehler der Männer als durch ihre eigenen verdürben. Den Männern galt im Allgemeinen „das zweit vornehmste Geschöpf (animale) unter den Sterblichen" nicht allzuviel. Eine gute und eine schlechte Frau bedürfen des Stockes, lautete ein Sprüchwort; und der Ruhm einer guten Hausfrau hatte immer etwas von dem Beigeschmack des Linkischen und Plumpen an sich. Die Vorschriften, die Francesco de Barberino den Frauen und Töchtern der besseren Stände ertheilt, laufen auf „eine strenge und pedantische Zucht" hinaus, die jedoch auch der Heuchelei und Verstellung nicht entbehren konnte. Die Männer sahen es vielfach als das Beste an, wenn ihre Frauen in Gesellschaft schwiegen und sich zurückgezogen hielten.

Das war aber gar nicht nach dem Geschmacke vieler vornehmeren Florentinerinnen. Sie wollten sich putzen, prächtig kleiden, ja suchten vielfach die Aufmerksamkeit der Männer durch wenig decente Trachten auf sich zu ziehen. Luxusgesetze und Strafbestimmungen fruchteten nichts gegen den Aufwand, der mit Kronen und Ketten von Perlen, Gold und Edelsteinen, echten und unechten, getrieben wurde. Eine Dame, der der Beichtvater wegen ihrer langen Schleppe ins Gewissen geredet hatte, ist ganz ungehalten darüber, daß er ihr gerade das Liebste rauben möchte. Die Schlimmsten hierin waren die adligen Damen, die reiche Emporkömmlinge selten heirathen müssen. Sie konnten sich ihre Mesalliance nicht vergeben und verachteten ihre Gatten, die nichts verstünden als Wolle zu sortiren und sich mit den Spinnerinnen über die Zahl der Gebinde zu zanken. Die eheliche Treue dieser war den bedenklichsten Versuchungen ausgesetzt.

Digitized by Google

Glücklicher Weise gab es auch noch gute Frauen, wenn es gleich bedenklich klingt, daß man von einer vornehmen Dame in Florenz es besonders zu rühmen nöthig fand, daß sie in dem Spiegel kein geschminktes Antlitz besehe. Das Ideal einer italienischen Frau läßt Boccaccio deren Gatte entwerfen, als sich in Paris mehrere Handelsherren über ihre in der Heimath zurückgebliebenen Frauen nicht gerade sehr zuversichtlich in Betreff ihres Strohwittwerthums unterhielten: Sie sei jung und schön und von guter Gestalt, rühmt ihr Gatte, in allen weiblichen Handarbeiten, in Seide u. dgl. wohl erfahren; an einer herrschaftlichen Tafel wisse sie besser zu serviren als der gewandteste Knappe; in allen Dingen sei sie wohl erzogen, umsichtig und verständig; sie sitze gut zu Pferde und verstehe den Falken elegant zu halten, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen wie ein Kaufmann[1]). Diese Schilderung einer vornehmen Kaufmannsfrau stammt aus einer etwas jüngeren Zeit als der, von welcher wir hier reden. Doch sind die Züge dieses Bildes nicht neu.

So beschaffen war das Geschlecht, unter dem Dante aufwuchs. Habsüchtig, selbstbewußt, geschickt, klug und fleißig ging es mit Nichten in Sinnentaumel und nichtigem Treiben unter. Solche wahnwitzigen Verschwender und Schlemmer wie jene zwölf jungen Sienesen, die in zehn Monaten in Gemeinschaft 216 000 Gulden verpraßten, gab es in Florenz nicht. Auf Höheres und Edleres war der Sinn dieses Volkes gerichtet, feiner die Bedürfnisse, die es empfand, reicher seine Mittel, diese zu befriedigen. Hart waren die Gegensätze, die sich hier an einander rieben. Sie lockten aber nicht nur Funken hervor, um verzehrende Feuersbrände auflodern zu lassen, sondern entzündeten reine Flammen, die weithin ihren hellen Schein und ihre Leben erzeugende Wärme ausstrahlten. Die kräftige, gesunde Sinnlichkeit dieses Volkes, die nicht stecken blieb in den Banden der Materie, sondern über diese hinaus ihren Blick richtete auf das Wesen und nach dem Ziele aller Dinge, schuf hier eine Kunst, eine Poesie, welche neue Ideale für das Reich alles Schönen in das menschliche Herz legte. Das älteste, ausführlichere uns erhaltene Sprachdenkmal in italienischer Sprache ist ein florentinisches Kaufmannsbuch aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Ein Jahrhundert später läßt ein Florentiner das Werk seines Lebens in jener „Santa orazione“ um die höchste Seligkeit ausklingen, in einen Hymnus, der bis heute an Schmelz und Wohllaut der Sprache, an Erhabenheit und Reinheit der Empfindung nie wieder übertroffen worden ist! So wenig es auch in dem Sinne Dante's gesagt sein mag, und wie erzürnt er sich über eine solche Blasphemie auch ausgesprochen haben würde, faßt man die Summe der Einwirkungen zusammen, welche die Arnostadt von dieser Zeit an auf die moderne Welt in allen Fragen des ästhetischen Empfindens und des Nachdenkens über staatliches Leben und den Ablauf menschlicher Geschicke ausgeübt hat, so wird man doch auch auf sie das Wort anwenden dürfen:

Du hast geadelt menschliche Natur[2]).

---

[1]) Boccaccio, Decamerone II, 9. Die Erzählung wird einem Genuesen in den Mund gelegt. Sie gilt aber sicher auch für Florenz.

[2]) Tu se' colei che l'umana natura nobilitasti. Paradiso 33, 4.

Digitized by Google

Wer vor den höchsten Hervorbringungen der Florentiner Kunst gestanden hat, dem kann dieser Eindruck nicht fern geblieben sein. Und zu diesem Resultate, das Florenz mit seinem Dasein erkauft hat, wurden in der Zeit, von der wir hier reden, die Grundlagen gelegt. Die Empfänglichkeit des Volkes für Werke der Kunst ging parallel mit der schaffenden Thätigkeit der Künstler. G. Vasari erzählt, daß, als 1267 Karl von Anjou in Florenz gewesen sei, habe es einen Theil des Festprogrammes der Stadt gebildet, den König in das Atelier Cimabue's in seinem Garten vor Porta San Pietro zu führen, um ihm dort das dem Publicum noch nicht zugängliche Bild der Madonna zu zeigen. Das Volk sei freudig bewegt mitgegangen, und seitdem habe man diese Stadtgegend Borgo Allegri genannt. Und wie rasch folgte auf den Begründer der modernen Malerei, den einer Adelsfamilie entsprossenen Cimabue, jener Bauernsohn aus der Campagna von Florenz, Giotto, der seinen und seiner Vaterstadt Ruhm durch ganz Italien trug! Hatte Pisa die ersten Meister der Sculptur zu seinen Bürgern gezählt, so hat Florenz die Führung auf dem Gebiete der Malerei vom Erblühen bis zum Erlöschen seines selbständigen Lebens übernommen, um dann auch in der Plastik das Höchste zu erreichen.

Nicht anders in der Poesie. Die Anfänge der italienischen Dichtkunst, abhängig von den provençalischen Mustern, hatten in Bologna eine tiefgehende Umbildung durch Guido Guinicelli erfahren. Wie Florenz manchen Anstoß zu seiner politischen Entwicklung von der großen Universitätsstadt erfahren hat, um sie dann rasch zu überflügeln, so war auch der dolce stil nuovo von dort über den Apennin nach der Arnostadt verpflanzt worden. Er hat hier aber erst seinen rechten Boden gefunden und Blüthen getrieben, die seine Anfänge fast ganz vergessen ließen. An die Stelle phrasenhaften Liebesgetändels stellten sich die jungen Dichter höhere, ernstere Ziele. War die hergebrachte Form des Liebesliedes noch nicht abzustreifen, so wurde der Gegenstand der Liebessehnsucht ein anderer, höherer. Die Herrin (Madonna), die man jetzt besang, war die Tugend, der Edelmuth, der Inbegriff aller Vollkommenheit, und die Liebe (Amore), die man der Herrin entgegenbrachte, das reine Verlangen und Streben nach diesem Ideal. Ausgehend von sinnlichen Empfindungen, wurden diese bald zu Bildern für das Höchste, denen der edle Mensch nur nachstreben mag, in einer Poesie verwendet, welche uns wegen ihrer Verbindung mit uns fremden und abstract erscheinenden scholastischen Formeln zuweilen recht unverständlich und unnatürlich erscheinen muß. Aber neuer Ideengehalt wurde ihr damit zugeführt und eine Gewandtheit in der Technik poetischer Formen geschaffen, welche allein den Ansprüchen der höchsten Kunst genügen kann. Die Töne echter Liebe wurden durch diesen „neuen feinen Stil" keineswegs erstickt, aber sie klingen in Sehnsucht nach dem Unendlichen und Ewigen aus, zu dessen geistigem Erfassen die theologische Mystik und philosophische Speculation der Zeit soeben die ungeheuersten Anstrengungen gemacht hatte. Ein Jüngling, aus vornehmer florentiner Familie, in den Waffen wohl geübt und kein müßiger Zuschauer der Parteikämpfe seiner Zeit, Guido Cavalcanti, war es, der die philosophische Lyrik nach Florenz verpflanzte und sie hier sogar populär

Digitized by Google

machte. Denn wenn auch gerade nicht die mit allem Raffinement künstlicher Technik ausgestatteten Sonette von den „Eseltreibern" werden gesungen worden sein, so kannte seine Gedichte doch das Volk und verehrte den Dichter, dem der böse Dämon der Stadt, Corso Donati, nach dem Leben getrachtet haben soll. Er, „das andere Auge von Florenz," der intime Freund Dante's, war ein wirklicher Dichter, während dessen angeblicher Lehrer, Brunetto Latini, sich in seinen allegorischen und lehrhaften Versificationen, doch immer nur als den Mann von umfassendem Wissen, als den vielleicht größten Encyklopädisten seiner Zeit ausweist. Wie dieser gelehrte Staatsmann der Muse der Poesie huldigte, ohne von ihr begeistert zu sein, so entzog sich auch der juristische Freund Dante's, der zum Florentiner gewordene Cino da Pistoja, nicht der modischen Dichtkunst seiner Tage. Wie tief diese damals alle strebenden Geister erfaßt hatte, beweisen die beiden Männer, deren wirkliche Verdienste auf ganz anderen Gebieten lagen, die aber doch nicht meinten, ohne poetische Werke in italienischer Sprache sich und ihren Zeitgenossen genug gethan zu haben. Und nicht anders jener Seidenweber und Prior Dino Compagni, ein Mann, der vor Allem verdienstlich in die Geschicke seiner Vaterstadt eingegriffen und uns, außer einem größeren philosophisch didaktischen Gedichte, eine memoirenartige Darstellung der Geschicke seiner Vaterstadt hinterlassen hat, von der nur zu bedauern ist, daß wir sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt besitzen. Denn auch die Muse der Geschichtskunst feierte jetzt in Florenz ihren Einzug, um Werke zu schaffen, welche die neidischen Localpatrioten anderer Orte zur Behauptung verleiteten, daß der Ruhm ihrer Heimath viel größer geworden sein würde, wenn sie solche Historiker gefunden hätte wie Florenz. War hier schon im Anfang des 13. Jahrhunderts der Versuch gemacht worden, in einer Erzählung der Stadtgeschichte die Form der Chroniken zu verlassen und nach dem Muster der Alten die Motivirung der Ereignisse in Reden der handelnden Personen darzulegen, so erweiterte sich jetzt, der Bedeutung der Stadt und ihrem Ortsverkehr entsprechend, die zeitgenössische Localgeschichte mit ihren sorgfältigen statistischen Mittheilungen und politischen Reflexionen zu einer Darstellung der Vorgänge auf der ganzen bekannten Erde. Denn wenn auch Giovanni Villani den Plan zu seiner Cronica erst im Jahre 1300 faßte, so bewegte sich doch die ihr zu Grunde liegende, allerdings viel knapper gehaltene Erzählung schon in derselben Richtung und war in italienischer Sprache abgefaßt.

Es ist keine Frage, der großartige Aufschwung, den der materielle Wohlstand der Stadt namentlich seit der Mitte des Jahrhunderts genommen hatte, und der eine Umgestaltung der politischen Ideen und dann der Staatseinrichtung in ebenso rascher Folge hervorrief, hatte neben so mancher dunkeln Seite, die ihm anhaftete, doch dem gesammten geistigen Leben der Florentiner einen Impuls gegeben, daß es die höchsten Hervorbringungen der Kunst, die reifsten Früchte wissenschaftlichen Denkens aus sich hervortrieb. Diese Stadt hätte wohl im Hinblick hierauf von sich rühmen können:

Da ich zum Göttlichen vom Menschlichen,
Zum Ew'gen von der Zeit gekommen war.

Digitized by Google

Daß der Dichter, der dieſes von ſeiner Perſon ſagen durfte[1]), in ſchärfſtem Gegenſatze zu einer derartigen Umdeutung in der Antitheſe glaubte fortfahren zu müſſen:

Und von Florenz zu dem gerechten Volk,

daß er ſich ſelbſt, wo ſich nur eine Gelegenheit bot, und ſei das nur in der Ueberſchrift eines Briefes, einen „Florentiner von Geburt, aber nicht von Sitten“ nennen zu ſollen meinte, das bildete das Verhängniß ſeines Lebens.

(Schluß des Artikels im nächſten Hefte.)

---

[1]) Io, che al divino dall' umano
All' eterno dal tempo era venuto,
E di Fiorenza in popol giusto e sano. Paradiso XXXI. 37 f.

Digitized by Google

Der Montblanc.

Von

Paul Güßfeldt.

I.

Unter dem Titel „Winterreise im Hochgebirge" hat die „Deutsche Rundschau" im October und November 1891 eine Arbeit gebracht, für welche das Material im Januar desselben Jahres von mir gesammelt worden war. Die Reise hatte sich in dem Montblanc-Massiv und den benachbarten Graischen Alpen abgespielt; auch das Fundament ihrer Beschreibung war an Ort und Stelle in dem Tagebuch niedergelegt worden; diese selbst aber entstand erst in der Stille des heimathlichen Arbeitszimmers, das sich vor der Phantasie des Reisenden in das fernliegende Gebirgsland wandelte.

Es folgten während des Juli 1891 neue Reiseeindrücke, anderer — wenn auch vergleichbarer — Art, von schneebelasteten norwegischen Fjelds und ihren see-umflossenen Abstürzen; und als ich am 2. September wiederum da stand, wo ich am 14. Januar gestanden hatte, da lag eine Pendelbewegung hinter mir, welche von dem Gipfel der Grandes Jorasses nach dem Nordcap geführt hatte, von dort zurück. Es waren genau dreiunddreißig Wochen darüber verflossen, und auf dem Wege wurden alle Breitegrade von 46—71 durchschnitten. Welch' reicher Wechsel, und noch gesteigert durch die Mannigfaltigkeit der Beförderung! Denn zu den Fahrten mit Dampfbooten und Eisenbahnen gesellten sich Ritte zu Pferde und Maulthier, Fahrten im Carriol, im Boote und sogar im Schlitten; aber am inhaltreichsten blieben die Fußwanderungen.

Kein Reisender wird je eine Beschreibung veröffentlicht haben, an der er nicht etwas ändern möchte, wenn er das Manuscript aus der Hand gegeben hat und nun den Boden seiner Thaten wieder betritt. In diese Lage versetzte ich mich, weil ich der Lockung nicht widerstehen konnte, im Spätsommer dieselben Berge wieder zu ersteigen, welche ich im härtesten Winter erstiegen hatte. Auf Schritt und Tritt wollte ich die Wahrnehmungen vergleichen, die durch eine verhältnißmäßig kurze Zeit von einander getrennt waren, und in den Strahlen einer heißen Sonne auf jenen Gipfeln ausruhen, träumen und genießen, wo einst Schneegestöber und die Stürme einer wolkenlosen Januarnacht mich bedroht und geschädigt hatten.

Digitized by Google

Diesem Wunsch ward eine Erfüllung zu Theil, welche alle Erwartungen übertraf! So gnädig lächelte die Natur meinen Expeditionen auf die Joraſſes und den Grand Paradis, mit ſo gütiger Hand theilte ſie ihre großen Gaben aus, als wollte ſie lohnen für auferlegte Prüfungen und Ungemach. Zu der unmittelbaren Freude an den empfangenen Eindrücken geſellte ſich der Genuß, welchen das Niederſchreiben von Beobachtungen im Augenblick ihrer Entſtehung bietet.

Es wurde dadurch die Möglichkeit geſchaffen, zwei Beobachtungsreihen, an denſelben Orten zu verſchiedenen Jahreszeiten genommen, mit einander zu vergleichen und durch einander zu controliren. Das galt namentlich für die Temperatur- und die Höhenmeſſungen; die erſteren mußten Abweichungen ergeben — entſprechend dem Gegenſatz von Winter und Sommer —, die letzteren Uebereinſtimmung. In der That lieferten die Höhenberechnungen für dieſelben Punkte einen wohlthuenden Einklang in dem Reſultat.

Auf Grund der neuen Reiſe ſollte nun ein „Schlußwort zu der Winterreiſe“ geliefert werden. Indeſſen unterblieb die Veröffentlichung, und die Vorarbeiten dazu wurden der Ausgangspunkt für eine ganz neue Arbeit, welche hier vorliegt. Sie wurde während meines zweiten Abſtieges vom Montblanc, im September 1891, in der Begeiſterung geplant und unter Zweifeln an ihrer Berechtigung begonnen.

Die Frage, ob das alte Thema des Hochgebirges, ſelbſt in dem Gewande des Montblanc, noch einmal in einem ſelbſtändigen Aufſatze behandelt werden dürfte, drängte ſich auf, weil das Intereſſe des Leſers daran ein minder perſönliches und darum minder lebhaftes iſt, als das des Autors. Für den letzteren, der das Hochgebirge in den ewig wechſelnden Geſtalten ſeiner Berge ſieht, hat dieſes die Reize ewiger Jugend; vorübergehend geſättigt, wird er ſtets von Neuem angezogen; die ſeeliſche Erregtheit, in welche er — beſonders während einer ſchwierigen, lang andauernden, an Eindrücken reichen Expedition — geräth, läßt in ihm eine Fülle von Gedanken und Empfindungen aufſpringen; es durchdringt ihn ein Gefühl des Glückes, das er gern auf alle ſympathiſchen Seelen übertragen möchte. Aber wenn dieſem ſchönen Rauſch die Ernüchterung gefolgt, das Gletſchergefilde mit dem Schreibtiſch vertauſcht iſt, ſo ſieht es im Kopfe und in dem Herzen des Schwärmers anfänglich wüſt und leer aus; doch nicht ganz ſo leer, wie er wähnt. Und ſobald er ſich darüber klar geworden iſt, daß er dem Leſer etwas bieten kann, was dieſem entweder durch Inhalt oder durch die Art der Darſtellung neu iſt, daß er Vorſtellungen und Empfindungen zu erregen vermag, ohne ſeine eigenen aufzudrängen, ſo glaubt er auch wieder an die Theilnahme des Leſers. Es verlaſſen den Autor die Zweifel, und er tritt an ſein Thema heran, wie an eine ſchwere Laſt, die er doch hofft, heben zu können.

II.

Meine Darſtellung des Montblanc gründet ſich vornehmlich, wenn auch nicht ausſchließlich, auf die verſchiedenen, von mir ausgeführten Beſteigungen des Berges und auf ſolche Wanderungen, welche ſeine Phyſiognomie kennen lehrten. Die letztere iſt ſtarkem Wechſel unterworfen, je nach der Lage des Standpunktes. Bei dieſem kommt in erſter Linie die Himmelsrichtung in Betracht, deren jede ein anderes

Digitized by Google

Stück des Rundbaues enthüllt, dann der Höhenunterschied gegen den Gipfel, und endlich der Abstand von ihm. Im streng geometrischen Sinne entspricht jedem Standpunkte ein anderes perspectivisches Bild; aber sie fließen gruppenweise zusammen und geben das, was man als physiognomisches Bild bezeichnet.

Das Wort „Montblanc-Besteigung", so präcise es klingt, bezeichnet etwas sehr Unbestimmtes; denn so lange man nicht weiß, auf welchem Wege der Gipfel erreicht wurde, welche Witterung während und vor der Besteigung herrschte, wie die Expedition zusammengesetzt und ausgerüstet war, welchen Werth die Theilnehmer, in moralischer und technischer Beziehung, als Hochgebirgswanderer besaßen, ob Schnee, Firn, Eis die gute Spur voraufgegangener Expeditionen bewahrt hatten, und wie die Schneebrücken der großen Firnzerreißungen beschaffen waren: so lange kann man sich kein genügend klares Bild von einer Montblanc-Besteigung machen.

Das hat nun nicht verhindert, daß sich Durchschnittsvorstellungen bildeten, welche jedoch im Laufe der Jahre einen starken Wechsel erfuhren und aus einem Extrem in das andere umschlugen. Die ursprünglich heilige Scheu wandelte sich in eine Art überhebender Geringschätzung; aus dem einst märchenhaften Beginnen mit all' seinem Beiwerk von vernichtenden Lawinen, kaum überwindbaren Firnhängen, gigantischen Messerschneiden aus Eis, von verrätherischen Schneebrücken über unergründlich tiefen Schründen wurde schließlich ein Unternehmen, mit dem man sich leichthin abfinden zu können glaubte. Unter einem solchen falschen Urtheil mußte dann auch die Vorstellung von der Pracht und Erhabenheit des Berges leiden.

Allmälig haben sich die Ansichten geläutert, Dank einer Anzahl von Männern, denen ihre reichen Erfahrungen, ihre Technik und ihre Zähigkeit zum Rüstzeug dienten für eine gerechte Würdigung alles Gesehenen und Erlebten.

Die Berichte aus der ersten Periode der Montblanc-Besteigungen fallen in eine Zeit, wo die Natur des Hochgebirges noch nicht erkannt war, wo jede Schwierigkeit vor ein unberechenbares Ereigniß stellte, wo die Technik des Kletterns, des Stufenschlagens in Eis, des energischen Einstoßens der Absätze oder Fußspitzen in Hänge von hartem Schnee noch nicht existirte. Man sah die Abgründe, aber nicht die sichere Verbindung mit der Tiefe; man glaubte in einer Welt zu sein, wo andere Gesetze walten, und fand sich in Wirklichkeit noch immer auf der Erdoberfläche. Diese Welt projicirte sich vor hundert Jahren auf der Netzhaut der Montblanc-Besteiger nicht anders als heutzutage; aber das Bild wurde anders gedeutet, weil der Seelenzustand ein anderer war; und dieser gibt uns das Maß der Dinge. Es fehlte die Routine, diese seelenlose Göttin der Mittelmäßigkeit, mit deren Hülfe der mindere Mann dem besseren zuweilen überlegen wird.

Das Streben nach Wahrheit hat auch auf dem zerrissenen Relief des Hochgebirges den Sieg davongetragen, und daran haben alle denkenden Alpinisten mitgewirkt — in hervorragendem Maße Engländer. Sie haben zwar nicht überall, jedoch gerade in dem Theile des Alpengebietes, welches die höchsten Gruppen enthält, Bahn gebrochen, und, unter Mitwirkung von Führern, mit Ruhe und Verständniß abgewogen, was der Mensch dem Hochgebirge gegen-

Digitized by Google

über vermag. Die tiefere Bedeutung des Alpinismus für die Erkenntniß aller an das Hochgebirge geknüpften Erscheinungen beruht darauf, daß man einen Gegner am besten kennen lernt, wenn man mit ihm kämpft.

Es bleibt das unvergängliche Verdienst des Genfers Saussure, die erste Ersteigung des Montblanc veranlaßt zu haben, und zwar — wohl gemerkt — zu einer Zeit, wo noch alle schneegekrönten Alpenhäupter jungfräulich dalagen. Von früher Jugend bis zum reiferen Mannesalter war dieser hochherzige Gelehrte von dem Wunsche erfüllt, den höchsten Berg des eigentlichen Europa zu ersteigen. Mehrere Versuche schlugen ihm fehl, und nun setzte er einen Preis aus für Diejenigen, welchen die Unternehmung gelingen würde. Daß dies nur von Chamonix, bezüglich von St. Gervais aus, möglich wäre, galt für ausgemacht. Die Nordseite allein des Montblanc kam in Betracht, und Saussure's Aufforderung richtete sich vornehmlich an die Männer Chamonix's, welche ihn bei seinen eigenen Versuchen begleitet hatten.

Saussure's Preis wurde durch eine staunenswerthe That im Jahre 1786 von dem, noch nicht vierundzwanzigjährigen Jacques Balmat, einem Chamoniarden, errungen; und im folgenden Jahre nahm Saussure selbst, auf der Kuppe des Montblanc, die unsichtbare Siegespalme auf, mit welcher die waltende Gerechtigkeit sein Streben weihte. Dadurch lenkte er die Augen des gebildeten Europa auf den geheimnißvollen Berg, von dem er in seinen Schriften mit sicherer Hand den Schleier zog, und durfte späteren Forschungsreisenden als ein Vorbild gelten; denn er setzte das Leben ein, um der Wissenschaft Dienste zu leisten, und verlegte den Schauplatz seiner Thätigkeit aus dem Laboratorium in die große Natur.

Daher spielt der Montblanc eine Rolle in der Geschichte der Naturforschung sowohl wie in der des Alpinismus; Dank einem Saussure, aber auch Dank einem Jacques Balmat. Die That des letzteren zeigt, daß alle Theorie grau ist, und daß dem Muthigen die Welt gehört; denn wenn heute Jemand unter denselben Bedingungen thun würde, was Balmat vor mehr als hundert Jahren vollbrachte, so würde man in allen alpinen Journalen Zeter und Mordio rufen, und unter den besten, lebenden Führern würde sich kaum Einer zu der Wiederholung bereit finden.

Dieser Punkt erscheint mir so interessant und lehrreich, daß ich ihn näher erörtern möchte.

Unsere Beurtheilung von irgend welchem Alpenunternehmen gründet sich gegenwärtig auf der Erkenntniß, daß es im Hochgebirge für den Wanderer zwei Klassen von Gefahren gibt, die man als relative und absolute zu unterscheiden pflegt. Die relativen Gefahren können durch die persönlichen Eigenschaften des Bedrohten gebannt werden, durch Geschicklichkeit, Vorsicht, Ausdauer, Abhärtung, Ortssinn und Willenskraft; die absoluten Gefahren können zwar unter Umständen auf Grund von Gebirgskenntniß vermieden werden, wenn sie aber wirklich entfesselt sind, so treffen sie den Menschen ohne alles Ansehen seiner Eigenschaften. Dazu gehören Lawinen, Steinschläge, Schneerutsche, welche in Bergschründe führen, das Brechen von Schneebrücken, anhaltender Nebel, anhaltender Sturm, anhaltende Kälte.

Digitized by Google

In den Anfängen des Alpinismus unterschätzte man die absoluten Gefahren, weil man sie nicht zur Genüge kannte; überschätzte dagegen die relativen Gefahren, weil man die Bergkunst noch nicht beherrschte. So kam es, daß Balmat den ersteren trotzte und den anderen aus dem Wege ging. Er hat den Montblanc erobert im eigentlichen Sinne des Wortes, und Niemand darf Anspruch darauf erheben, diesen Ruhm mit ihm zu theilen. Das eben ist das Merkwürdige an seiner That, daß er sie allein vollbrachte und unter Bedingungen, die mit Bewunderung für so viel Energie, Duldungsfähigkeit, Scharfblick und Muth erfüllen müssen. Und wiederum merkwürdig ist es, daß der Weg, den er endlich fand und der Jahrzehnte lang als der einzig mögliche galt, der sogenannte ancien passage, heute verfehmt ist, und daß ein anderer Weg: der über die Bosses du Dromadaire, welcher heute der meist betretene ist, denselben Balmat wegen seiner Schwierigkeiten zurückschreckte. Die Rivalität der Führer spielte auch schon damals eine Rolle. Denn Balmat traf, nachdem er bereits zwei Tage in den oberen Firngebieten gewandert war, drei Leute aus Chamonix, welche sich den Montblanc-Preis Sauſſure's verdienen wollten, und schloß sich ihnen an, gegen deren Willen. So kamen sie gemeinsam zu dem Fuß des Schneegrates der Bosses. Hier versuchte Balmat aufzusteigen, während die Uebrigen den Heimweg antraten.

Er blieb allein inmitten der Schrecken des Gebirges!

Als er bis zu der Höhe von ca. 4550 m aufgestiegen war, zwangen ihn die Schärfe und Steilheit des Grates, auch wohl der furchtbare Eindruck, den die Abgründe der Tiefe in dem Einsamen hervorbrachten, zur Umkehr. Trotzdem nicht entmuthigt, spähte er ungesäumt nach einem neuen Wege aus. Mit größter Vorsicht gewann er zunächst wieder den Fuß der Bosses, wo die gleichnamigen Felsen liegen, stieg dann 500 m hinab zu dem Grand Plateau, durchquerte den Boden des Firnthals und erkletterte, trotz vorangegangener, mehrtägiger Mühsal, den von zerrissenen Eismassen bedrohten Firnhang, welcher den Bosses gegenüberliegt. So gelangte er auf den Kammgrat und an den Fuß der Kuppe des Montblanc.

Damit war das Problem, der Sache nach, vollständig gelöst. Es fehlte nur noch der Punkt auf dem I: das Aufsteigen über das Schneegefilde, welches von dem Gipfel gekrönt wird. Nun aber setzte die Dunkelheit ein, gleichzeitig schlechtes Wetter; sie trieben Balmat zurück; er gelangte bis zu dem Rande des großen Bergschrundes, wo er unter schweren Leiden die Nacht vom 1. zum 2. Juli 1786 in mehr als 4000 m Höhe verbringen mußte.

Wie er bis dahin glücklich den Lawinen und der größeren Gefahr einstürzender Schneebrücken entgangen war, so entging er jetzt der Gefahr des Erfrierens, indem er gegen den Schlaf ankämpfte. Was es heißt, in solchen Hochgebirgswildnissen allein zu sein, das kann ich beurtheilen, weil ich es auch war, und in noch höheren Regionen.

Am folgenden Tage stieg Balmat nach Chamonix ab, das Geheimniß seiner Entdeckung bewahrend. Daß ihm Niemand glauben würde, wußte er; mit den Führern, die ihn so lieblos behandelt hatten, wollte er nicht gemeinsame Sache machen, und so vertraute er sich dem Dr. Paccard, einem Landsmann an, welcher

Digitized by Google

Arzt der Benedictiner-Abtei von Chamonix war; er erbot sich, diesen auf den Montblanc-Gipfel zu führen, unter der Bedingung, daß jeder andere Theilnehmer ausgeschlossen bliebe. Und so geschah es. Am 8. August betrat zuerst Balmat den Gipfel und geleitete dann den von Erschöpfung überwältigten Dr. Paccard, welcher bei der Trümmer-Insel der Petits Mulets zurückgeblieben war, eben dorthin. Der Vorgang wurde Abends 6½ Uhr, am 8. August 1786, von Chamonix aus mit Fernrohren beobachtet.

Balmat's Eindringen in die unverschlossenen Regionen der Alpenwelt erinnert an das Vorgehen der sogenannten „mineros" in den hohen Andes. Diese Minensucher wagen sich auch oft allein dorthin, wo sie Schätze zu finden hoffen, und wo vor ihnen noch kein anderer Mensch war. Zuweilen verschwinden sie so spurlos, wie Balmat hätte verschwinden können, wenn die Schneebrücke eines Bergschrundes sich unter ihm aufgethan hätte. Noch heute sehe ich im Geiste das Skelett eines Minero vor meinen Augen, das in dem unbewohnbaren Zugangsthal zu dem Aconcagua-Massiv unbeerdigt daliegt. Auch Balmat hatte ja einen Schatz auf dem Montblanc-Gipfel zu heben, nämlich den Preis, welchen Saussure für das Erreichen ausgesetzt hatte. Doch hieße es sein Andenken verunglimpfen, wenn man etwas Anderes als die Kühnheit der That zum Hauptmotiv seiner Handlung machte. Später wurde er ein wirklicher Minero; denn in dem Gebiete des Montblanc war der Glaube an verborgene Schätze ebenso vorhanden, wie in dem Gebiete des Aconcagua; wahrscheinlich aus demselben Grunde. Denn beide Berge beherrschen alles übrige Gebirge; man legte ihnen die Eigenschaften der Könige bei und spürte ihren Schatzkammern nach.

Balmat war ein phantastischer Mensch. Der Führerberuf mit seinen Pflichten gegen die Reisenden, und deren oft thörichtes Benehmen, scheint ihm wenig Freude bereitet zu haben. Wer nicht Herr sein kann und nicht Diener sein will, der ist immer nur auf sich allein angewiesen; er ist, was ich eine „Mineronatur" nennen möchte, sucht nach Schätzen und geht dabei zu Grunde. Dies wurde auch Balmat's Schicksal, als er zweiundsiebzig Jahre alt geworden war. Er war allein von Chamonix ausgezogen, um im oberen Sixtthal nach einer Goldmine zu suchen; er kletterte in eine Schlucht und stürzte dabei. Ein Jäger aus Valorsine, welcher ihn an die Stelle geführt hatte, war Zeuge. Der Gemeindevorsteher von Sixt, als er die erste Meldung erhielt, schloß dem Jäger den Mund durch Drohungen, weil er fürchtete, daß die Nachricht andere Goldsucher, zum Schaden seiner Commune, anlocken könnte. Deshalb blieb sein Tod neunzehn Jahre lang ein Geheimniß. Als es bekannt gegeben wurde, suchte man nach seinen Gebeinen; doch gefunden hat man sie nie.

So endete Jacques Balmat, dem zu seinen Lebzeiten von dem König von Sardinien der Ehrentitel „Balmat du Montblanc" verliehen worden war.

III.

Die im Voranstehenden verwertheten historischen Daten sind dem Buche entnommen: Le Mont-Blanc par Charles Durier, Paris, 1877. Mit Recht ist dieses Buch von der französischen Akademie preisgekrönt und der Verfasser von dem englischen Alpenclub zum Ehrenmitglied ernannt worden. Die letztere Anerkennung

Digitized by Google

mag deshalb erwähnt werden, weil sie von einem strengen Forum ausgeht, dessen Mitglieder sich ihre Kenntnisse über die Montblanc-Gruppe an Ort und Stelle geholt haben. Meine eigenen Beobachtungen würden es mir gestatten, eine Schilderung des Montblanc zu entwerfen und die wichtigsten Wege zum Gipfel zu charakterisiren; indessen hat mich das nicht verhindert, auch aus Büchern einige Daten zu sammeln, welche der zu entwerfenden Skizze wichtige Züge hinzufügen.

Der Montblanc ist ein zu häufig erstiegener Berg, als daß man mit einer einfachen Schilderung seiner Ersteigung heute noch vor irgend einen Leserkreis treten dürfte. Früher war das anders, und ich selbst kann die Wandlungen verfolgen, welche sich seit meinem ersten Aufenthalte in Chamonix, im September 1859, vollzogen haben. Damals kam nur dieser Ort als Ausgangspunkt einer Besteigung in Betracht, und man schien geflissentlich zu vergessen, daß der Berg *mehrere* Seiten besitze; vielmehr verlieh man ihm die Einseitigkeit des Schattens. Instinctiv entwickelte sich in den liebenswürdigen Bewohnern Chamonix's das Streben, den Montblanc wie einen Apisstier von den Fremden verehren zu lassen, während er für sie selbst die Rolle der melkenden Kuh spielte. Deshalb wurde der Reisende, welcher glücklich vom Gipfel heimgekehrt war, durch Böllerschüsse, Beglückwünschungen und andächtiges Betrachten geehrt. Jeder Chamoniarde weiß die Worte: „Ah! Monsieur a fait le Montblanc“ mit einem Tone der Bewunderung zu sagen, wie ihn höchstens ein Mitglied des Théâtre français nachahmen kann. Nun haben sich die Dinge geändert; aber die Bewohner des Thales können es noch immer nicht verschmerzen, daß der Weg zum Montblanc-Gipfel nicht länger ihr ausschließliches Privileg ist, und wer heute, aus Italien kommend, mit fremden Führern von dem Gipfel nach Chamonix niedersteigt, der wird zwar höflich, aber kühl in dem schönen Alpendorf aufgenommen werden.

Ein Abstieg vom Matterhorn nach Breil in Italien, vom Col du Lion nach Zermatt, vom Montblanc nach Courmayeur, von der Jungfrau nach Grindelwald, von dem Monte Scersen nach Pontresina — gleich günstige Witterungsverhältnisse vorausgesetzt — ist ein schwierigeres Unterfangen als ein Abstieg vom Montblanc nach Chamonix. Und jeder vielgereiste Alpinist könnte diesen Beispielen aus seiner Erfahrung neue hinzufügen. Wer nach langer Expedition wieder glücklich in einem der genannten Orte eintrifft, der wird wohl meist herzlich begrüßt werden, aber ein mise en scène der Bewunderung bleibt ihm erspart, und es ist leicht einzusehen, daß das Verhalten der Hôtelleute und Dorfbewohner durch das Verhalten der Reisenden bestimmt wird. Beim Montblanc liegt die Sache so, daß kein anderer hoher Berg der Alpenwelt unter seinen Besteigern einen gleich großen Procentsatz von Dilettanten — im ungünstigen Sinne des Wortes — aufzuweisen hat. Diesen Leuten waren Vergleiche mit Expeditionen auf andere Berge verschlossen; sie waren naturgemäß impressionirt durch Ermüdung, durch die Blendung des Schnees, durch Einblicke in die Schründe und durch die Steilheit der Hänge, im Besonderen während des Abstieges. Die Bewunderung, welche ihrer in der Thalsohle harrte, erschien ihnen daher gar nicht so unnatürlich, während in anderen Gegenden der Alpen der Bewunderte Heuchelei witterte und sich zornig abwandte.

Digitized by Google

Sehr hübsch sagt Durier: „Die Führer von Chamonix sind voller Complimente gegen den Reisenden. Seine Besteigung war stets ein Modell in ihrer Art. Hat er sich nur einigermaßen passabel benommen, so heißt es: Nie ist man schneller gegangen, mein Herr, Sie sind ein echter Bergsteiger, vous avez de vraies jambes de montagnard! Hat er sich höchst mittelmäßig benommen, so heißt es: Sie haben Proben einer Kraft gegeben, die man selten findet bei einem Stadtbewohner und bei einem Manne Ihres Alters. Ist er bemitleidenswerth schlecht marschirt, so heißt es: Die Hauptsache ist, triumphirt zu haben, und noch dazu unter den denkbar schlechtesten Verhältnissen!"

IV.

In der „Winterreise" habe ich bereits von der Montblanc-Gruppe gesprochen und sie mit wenigen Strichen zu skizziren versucht; sie ist durch bestimmte Thalläufe und Alpenpässe in so natürlicher Weise von den umliegenden Gebirgen abgetrennt, daß über ihre Umgrenzung kein Zweifel sein kann. Man könnte die Gestalt dieses Gebirgsmassivs herleiten aus der Gestalt eines Grabhügels oder eines Daches mit zwei lang- und zwei kurzerstreckten Seitenflächen; der First des Daches dehnt sich von Südost nach Nordwest, und die vier Dachrinnen werden von den Thälern gebildet, welche das Massiv entwässern. Die eine Langseite wird entwässert von dem Thal der Arve, die andere von dem Val Véni und den beiden Ferretthälern; die eine Kurzseite von dem Val Montjoie und von einem Ursprungsthal der Isère, die andere von kleinen Nebenflüssen der Rhone. Begreiflicherweise besitzen die Entwässerungsthäler nicht den geradlinigen Verlauf der Dachrinnen, auch nicht deren gleichmäßigen Fall; eine jede der vier Dachrinnen kann mehrfach nach oben zu geknickt sein; die Stelle des Knicks wird dann zu einem Joch, von welchem das Wasser in entgegengesetzten Richtungen abfließt, also zu dem Ursprung zweier Thäler. So bildet der Col de Balme den Ursprung für das Arvethal einerseit, das Trientthal andererseit; der Col du Bonhomme spielt die analoge Rolle für das Val Montjoie und das Isère-Quellthal; der Col de la Seigne für letzteres und das Val Véni; der Col Ferret für die beiden Ferretthäler.

Zu der schematischen Auffassung des Montblanc-Massivs als eines langerstreckten Daches und einfassender Dachrinnen steht nun die Natur selbst in einem höchst erfreulichen Gegensatze. Aus der Dachrinne werden herrliche Thäler mit gewundenen rauschenden Flußläufen, aus den Dachflächen wird eine erhabene Gebirgswelt, deren Vielgestaltigkeit durch ihre Schönheit einheitlich wirkt. Je länger man daselbst wandert, um so mehr erkennt man, daß die Montblanc-Gruppe in der Vollendung Alles darbietet, was wir im Hochgebirge suchen. Die Abstürze des Montblanc nach dem Val Véni, die weiten Schneegefilde auf der Seite von Chamonix, die großen, sanft auslaufenden Eisströme der Mer de Glace und des Gletschers von Argentière, die zerklüfteten Massen des Brenva-Gletschers, die Felsnadeln der Charmoz und der Dru, die Dent du Géant, die Aiguille Verte und die Jorasses sind nur Einzelheiten, welche die Erinnerung aus einem Schatz von Schätzen beliebig herausgreift; und was die Kuppe des Montblanc selbst betrifft, so muß man sie aus der Ferne, vom Grand Paradis

Digitized by Google

oder von den Zermatter Bergen aus betrachtet haben, um zu erkennen, wie mächtig sie selbst und ihr Unterbau ist.

Noch heute entsinne ich mich des Eindruckes, welchen der Montblanc am 15. September 1886 auf mich machte. Wir hatten bei Sonnenaufgang den Gipfel des Castor (4230 m, zwischen Monte Rosa und Matterhorn) erreicht. Es war ein sehr kalter, völlig klarer Herbstmorgen. Der Montblanc lag in westsüdwestlicher Richtung vor uns. Halb links über ihm, noch ziemlich hoch, stand der untergehende Vollmond, der uns den Nachtmarsch von Italien her verklärt hatte, und langsam vollzog sich in der Morgendämmerung der Wechsel von der silbernen Beleuchtung des Mondes, mit ihren schwarzen Schatten und harten Schattengrenzen, zu der lebensvollen, farbenreichen Lichtfülle des Tagesgestirns. Seine Strahlen warfen einen Schleier von Rosa und Gold auf die Ostflanke des Montblanc, während die übrigen Berge noch das monotone Grau bewahrten. Siebzig Kilometer trennten uns von dem höchsten Alpengipfel, aber trotz dieser Entfernung und trotz der Nähe der Zermatter Riesen, wie Weißhorn, Dentblanche und Matterhorn, wirkte der Berg durch seine Masse und die Alles beherrschende Höhe seines Gipfels.

Wenn man in der absoluten Stille dieses Morgens, aus diesem Niveau von 4200 m, ruhig verweilend, lange den Montblanc anstarrte, wie er dalag, überwacht vom Monde, geliebkost von der Sonne, das hohe Nachbargebirge weithin überragend, schön in origineller Gestalt, groß in den Maßen, so verstand man den Berg erst völlig und durfte ihn einen König nennen, weil er einzig in seiner Art und größer als die anderen ist.

Aber mit der bloßen Bewunderung ist's nicht gethan. Es handelt sich auch darum, die Tektonik dieser hehren Schöpfung nach ihren Hauptlinien zu schildern. Schildern heißt: Vorstellungen in dem Leser wachrufen, welche dieser schon besitzt, und sie zu neuen Combinationen zusammenfügen. Deshalb gleicht jede Schilderung dem Aufbau eines Hauses, für welches der Leser das Material liefert. Die Hülfsmittel des Geographen und Reisenden sind das Wort, das Diagramm, die Karte, das perspectivische Bild, das Modell. Er ist aber nur bei Vorlesungen in der Lage, sich ihrer vollzählig zu bedienen. Anders bei Publicationen, wo ihm zuweilen nichts als das Wort zur Verfügung steht. Der Autor geräth dann in eine Art von Gewissensbedrängniß: sein Streben soll stets auf Wahrheit und Klarheit gerichtet sein, gleichzeitig aber soll er nie langweilig werden. Wäre nur die letztere Klippe zu vermeiden, so hätte man leichtes Spiel durch einfaches Annehmen des berühmten Princips: tout genre est permis hors l'ennuyeux; aber dieses Princip, so hoch es unter bestimmten Einschränkungen gehalten werden muß, wird unmoralisch, wenn es mit der Wahrheit in Widerspruch tritt.

Auch ich wäre für meine Aufgabe lediglich auf das Wort angewiesen worden, wenn nicht das Entgegenkommen der Verlagshandlung die Veröffentlichung des beigelegten Diagramms ermöglicht hätte. Dasselbe gibt in der Horizontalprojection die gegenseitige Lage fast aller Punkte, welche in dem Aufsatz genannt werden, ihre Meereshöhe und ihre Namen. Je zwei Punkte, zwischen denen in Wirklichkeit ein Wall oder ein Grat verläuft, wurden in der Zeichnung durch gerade Linien verbunden. Dieselben gruppiren sich nun in natürlicher Weise und um-

Digitized by Google

schließen eine Anzahl von Gebietstheilen, welche nur in der Richtung abwärts, gegen den Rand des Bildes, sich öffnen. Das sind die von Gebirgswällen eingefaßten Mulden, welche in ihren oberen Stufen meist mit Firn, in den unteren mit Eisströmen erfüllt sind.

Der Maßstab des Bildes ist 125000, d. h. es ist in der Weise entstanden zu denken, daß von allen bezeichneten Punkten des Gebirges Lothe auf dieselbe Horizontalebene gefällt wurden. Die Fußpunkte aller Lothe bilden die Horizontalprojection, und durch Verkleinerung ihrer gegenseitigen Entfernungen auf den 125000ten Theil erhält man das Diagramm. Der Horizontalabstand zweier Punkte, z. B. des Montblanc-Gipfels und der Grandes Jorasses, ist also die kürzeste Entfernung ihrer Lothe; ihr Verticalabstand dagegen ist der Unterschied zwischen den Längen eben dieser Lothe. Jedem derselben kommt eine bestimmte Länge zu; sie hängt ab von der Höhe des Berges und von der Lage der Horizontalebene. Als letztere wählen wir die Tangentenebene eines idealen Meeres, welches sich mit dem Niveau der wirklich vorhandenen Meere zu der Fläche eines Rotations-Ellipsoides ergänzt. Man erhält nun den Horizontalabstand zweier Punkte aus dem Diagramm durch Anlegen eines Maßstabes an dieselben, Ablesen ihrer Entfernung und Multiplication der letzteren mit 125000; den Verticalunterschied durch die Subtraction der beiden vermerkten Höhenzahlen. Zieht man von dem niedrigeren Punkte A eine horizontale Linie gegen das Loth des höheren Punktes B, so erhält man einen dritten Punkt C; ABC bestimmen ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Katheten AC und BC die Horizontal- und Verticaldistanz darstellen. Da diese Werthe durch das Diagramm geliefert werden, so läßt sich auch der wirkliche Abstand der beiden Landschaftspunkte, die Hypotenuse des Dreiecks, berechnen, desgleichen ihr Winkel mit der Horizontalen, d. h. die Neigung der Verbindungslinie.

Durch diese Bemerkungen ist die Leistungsfähigkeit des Diagramms genau bestimmt. Dasselbe ist der folgenden topographischen Beschreibung des Montblanc zu Grunde gelegt. Hoffentlich erweist sie sich als nützlich; denn nichts hat dem Autor so viel Kopfzerbrechen verursacht wie dieser Abschnitt.

Schon der Anfang gab Anlaß zu Bedenken. Wenn man etwas beschreiben will, so muß man doch wissen Was? Aber was ist der Montblanc, was ist überhaupt ein Berg? Wo fängt er an, beziehungsweise wo hört er auf? Ja, wenn alle Berge Kegel wären, die einer Ebene aufsitzen, dann ließen sich geometrische Grenzlinien ziehen. Aber wie die Natur nun ist, mit ihrem Horror vor Geometrie, der nur gelegentlich in den Krystallgebilden unterdrückt ward, da sieht die Sache ziemlich hoffnungslos aus, und unser Streben nach klaren Begriffen wird zur Grübelei.

Der Begriff eines Berggipfels verlangt, daß das Terrain von ihm aus nach allen Richtungen abfällt. Aber das genügt nicht: der Gipfel muß auch eine beträchtliche Meereshöhe, das Nachbarterrain eine beträchtliche Masse besitzen; hierfür die quantitativen Grenzen anzugeben, ist unmöglich. Wir sind dabei lediglich auf unsere Empfindung angewiesen. Ferner: das Terrain um den Gipfel setzt sich nach unten fort, einer faltenreichen Mantelfläche vergleichbar; sie gliedert sich in Mulden und in Grate. Die fallende Kammlinie der letzteren kann sich aber

Digitized by Google

Digitized by Google

wiederum in einem Joch aufbäumen und zu einem neuen Gipfel aufsteigen. Ist dieser hinreichend mächtig, so wird das Joch zu einem natürlichen Grenzpunkt. Aber wer entscheidet über das Zulängliche der Mächtigkeit? Und was wird aus der Mulde, welche zu Füßen des betrachteten Grates liegt? Ein Stück derselben müßte der Mantelfläche des ersten Berges, ein anderes Stück der des zweiten Berges zugetheilt werden. Wie unnatürlich erscheint das!

Man wird schließlich dazu geführt, die topographische Beschreibung eines einzelnen Berges ganz aufzugeben und den Inbegriff der Grate zu betrachten, welche ihren Ursprung in einem culminirenden Punkt des Massivs nehmen. Für unsere Betrachtung ist dies der Montblanc-Gipfel. Es bilden dann alle Gipfel, welche aus den Graten aufragen, eine natürliche Gruppe, und es macht geringe Schwierigkeit, für letztere eine Begrenzung anzugeben. Denn jeder Grat findet ein natürliches Ende, indem er entweder gegen eine Thalsohle ausläuft oder gegen ein tiefliegendes Joch, auf dessen anderer Seite eine neue Gebirgskette beginnt. Es ist weniger noch die tiefe Lage des Joches, als die Eingeschnittenheit und Erstreckung der beiderseitig abgesenkten Thäler, was dem Auge die natürliche Grenze verräth.

V.

In diesem Sinne ist der Begriff Montblanc hier gefaßt und soll seine Topographie mit Hülfe des Diagramms erklärt werden. Wohl zu unterscheiden davon ist der Begriff Montblanc-Gruppe; was darunter verstanden werden muß, wurde bereits erklärt.

Ein Vergleich mag die Bildung richtiger Vorstellungen erleichtern. Man denke sich einen Pferdehuf, etwa zu einem Aschbecher verarbeitet, also versehen mit einem muldenförmigen Innenraum. Wir können dann eine vordere und hintere Seite, eine rechte und eine linke unterscheiden. Den Innenraum denken wir uns nach hinten geöffnet, seinen Boden nach dieser Richtung hin abfallend, die Wandungen und die Mittellinie durch gratförmige Bildungen modellirt. Aus gewissen Stellen der Außenwand, also der eigentlichen Hufffläche, lassen wir Felsmassen austreten, welche dieselbe Rolle spielen, wie die äußeren Strebepfeiler um den Chor und die Langseiten einer gothischen Kirche. Dem oberen Rande des Hufes lassen wir Erhebungen aufsitzen, so daß derselbe der Kammlinie eines Gebirges ähnlich wird. Werfen wir nun über das Ganze ein feines Tuch, welches sich an die starren Formen der bedeckten Masse lose anschmiegt, so erhalten wir ein Bild von der Mantelfläche des Montblanc. Das wirkliche Relief wird etwas anders aussehen, weil der Montblanc-Huf nicht so regelmäßig gebildet ist, wie der Pferdehuf. Vielmehr ist er in der Nähe des Bugs zusammengedrückt und übermäßig stark gekrümmt, an den Enden viel zu breit; und so werthvoll der Vergleich für die Beschreibung ist, so werthlos würde ein Pferd mit vier Montblanc-Hufen sein; es würde stärker hinken, als der schlechteste Vergleich.

Den Huf denken wir uns so gestaltet, daß sein Bug nach Süden gerichtet ist, daß also die Innenmulde sich nach Norden öffnet. Alsdann ist die rechte Seite nach Westen, die linke nach Osten orientirt. Nun nehme der Leser das

Digitized by Google

Diagramm zur Hand, damit die Ordnung unter den vielen, folgenden Namen aufrecht erhalten bleibe.

Auf dem Bug des oberen Hufrandes — er ist in dem Diagramm durch eine punktirte Linie ausgezeichnet — liegt der 4810 m hohe Montblanc-Gipfel, der Culminationspunkt eines großen, einheitlich mit Schnee bedeckten Hügels. In runden Zahlen ist seine nördliche Breite 45° 50′, seine Länge 6° 52′ Ost von Greenwich. Sein Parallelkreis geht also westlich mitten durch Frankreich, östlich durch die unteren Enden des Lago maggiore und des Comer Sees; sein Meridian schneidet nordwärts den oberen Theil des Genfer-See und die inneren Becken von Hardanger- und Sognefjord in Norwegen.

Folgt man nun, von dem Gipfel aus, der rechten Seite des Hufrandes, so durchmißt man eine Linie, der die folgenden Punkte als Erhebungen aufgesetzt sind: die Bosses du Dromadaire, d. h. die Dromedarhöcker, der Dôme du Goûter und die Aiguille du Goûter. Von hier fällt der Grat steil gegen die Vereinigung der Arve (Chamonixthal) und des Bon Nant (Val Montjoie). Für die linke Seite ergeben sich folgende Punkte: dem Gipfel zunächst der Mont Maudit, dann Montblanc de Tacul, die Aiguilles du Midi, du Plan, de la Blaitière, des Charmoz. Von hier fällt der Grat in das Arvethal.

Es handelt sich weiter um die Contreforts der Außenwandung, und endlich um die Modellirung der Innenmulde.

Das Haupt-Contrefort — zugleich das großartigste der Alpen — tritt aus dem Gipfel selbst aus, zunächst einen scharfen, wenig geneigten Grat bildend. An seinem Endpunkt erhebt sich der sogenannte zweite Gipfel unseres Berges, der Montblanc de Courmayeur, 4756 m hoch, also nur 54 m unter der Culmination gelegen. Von hier schießt das Gebirge strahlenförmig in die Tiefe; der rechte Strahl ist der Mont Brouillard, bei einer Länge von wenig mehr als 5000 Metern eine Verticalzone von 2700 m Mächtigkeit durchschneidend; der linke Strahl ist das Contrefort de Péteret, für welches ähnliche Maße gelten, das aber durch die Zerrissenheit seines Kammgrates noch wilder und pittoresker erscheint als der Mont Brouillard.

Das nächstgelegene Contrefort der rechten Außenwand tritt bei den Schnee-Mamelons der Bosses du Dromadaire aus und wird genannt: les Rochers du Montblanc; diese Felsen spielen eine Rolle bei einer meiner Montblanc-Besteigungen. Der Dôme du Goûter, welcher durch ein hochgelegenes, sanftes Joch mit den Bosses verbunden ist, entsendet statt eines kurz verlaufenden, von dem nahen Thalboden gestützten Strebepfeilers eine Gebirgskette. Sie theilt sich mehrfach. Ihren Hauptkamm, welcher am Col de la Seigne endet, nenne ich die Miagekette, weil beide Hänge, die savoischen und piemontesischen, Gletschern dieses Namens Entstehung geben, welche von dem Col de Miage beherrscht werden. Am Col de la Seigne entspringt das Val Vény, die Basis der oben genannten Contreforts von Brouillard und Péteret. Das Diagramm zeigt den Verlauf sowohl der Hauptkette wie ihrer Verzweigungen an der Aiguille de Bionnassay und an der Aiguille du Glacier.

Was die linke Seite des Montblanc-Hufes betrifft, so senden zwar alle genannten und auf dem Diagramm verzeichneten Punkte kurze Grate nach außen

Digitized by Google

zur Tiefe, aber keiner kann sich mit den bereits erwähnten messen. Dagegen tritt aus dem Mont Maudit die mauerartige Kette aus, welche den Montblanc mit den nordöstlich gelegenen Alpen verbindet. Die erste Erhebung derselben ist die Tour Ronde. Das Diagramm lehrt, daß sowohl der Col du Géant wie die Dent du Géant und die Jorasses dieser Kette angehören, und daß dieselbe an der Aiguille de Triolet eine mächtige, mehrfach gegliederte Seitenkette entsendet. Letztere liegt der einen Wandung des Montblanc-Hufes gegenüber; dazwischen dehnt sich das große Firnthal des Géant.

Die innere Mulde ist gleichfalls stark modellirt. Ihren oberen Theil kann man als ein Ganzes auffassen, obwohl auch er nach der Längsrichtung in zwei Theile zerfällt. Aber unterhalb der Verbindungslinie von Aiguille du Goûter und Aiguille du Midi wird aus der inneren Mulde ein centrales Gebiet ausgeschnitten, weil von jedem der genannten Gipfel ein Bergrücken zu ihr am Boden niedergeht.

Die anliegenden Seitentheile bewirken, daß der Huf nach hinten zu sehr breit wird, und enthalten Gletscher von bescheidenen Dimensionen. Dagegen wird das Centralgebiet und die ganze Oberstufe der Mulde von großen Firnmassen und Gletschern eingenommen. Ihr Anblick fesselt den Besucher Chamonix's, der den Montblanc, etwa von Plan Praz, betrachtet. Die beiden, aus der Mulde steil abfließenden Gletscher sind der Glacier des Bossons und der Glacier de Taconnay; ihre oberen Firngebiete liegen nebeneinander, nur getrennt durch den Felsgrat der Grands Mulets.

Was nun die Firn- und Gletschergebiete der Außenwandung des Hufes betrifft, so wird von ihnen gelegentlich der Besteigungen Näheres ausgesagt werden. Sie sind selbstverständlich eingebettet zwischen den beschriebenen Contreforts, beziehungsweise Verbindungsketten. Die steilsten befinden sich am Bug, zwischen dem Mont du Brouillard und dem Péteretgrat. Ein zwischen ihnen aufspringender, gabelförmiger Grat ermöglicht die Existenz des Glacier du Brouillard und des Glacier de Fresnay; beide haben einen außergewöhnlich steilen Fall und werden von dem Montblanc de Courmayeur beherrscht. Diese Eisströme werden seitlich von anderen Buggletschern eingefaßt: von dem Glacier de la Brenva auf der linken Bugseite, und von einem System dreier zusammengehöriger Gletscher auf der rechten, d. h. der Dômeseite. Sie heißen in der Richtung von vorn nach hinten gezählt: Glacier du Montblanc, Glacier du Dôme und oberer italienischer Miagegletscher; zu dem Halbkreis ihrer Umfassungsmauer gehört die erwähnte Verbindungskette zwischen dem Dôme und dem Col de la Seigne: die Miagekette.

Sämmtliche Gletscher des Buges enden an dem unteren Rande des Hufes; er wird gebildet von dem großen Miageglетscher und von einem Stück des Val Vény, in welchem die Dora baltea entspringt.

Die Gletscher der eigentlichen Seitenwandungen, im Gegensatz zum Bug sind sehr ungleich entwickelt: verhältnißmäßig wenig auf der rechten Seite, in welche der französische Miage- und Bionnassaygletscher gebettet sind; dagegen überraschend großartig auf der linken Seite. Diese ist, vom Mont Maudit bis zur Aiguille du Midi, bedeckt mit enorm mächtigen Firnmassen. Sie vereinigen sich

Digitized by Google

mit denen der gegenüberliegenden Ketten in dem großen herrlichen Eisstrom, welcher als Glacier du Géant und Mer de la Glace bekannt ist.

Weiter soll die Angabe topographischen Details nicht getrieben werden und der Rest der Erzählung überlassen bleiben. Da Bädeker's „Schweiz" sich wohl in den Händen der meisten Leser befindet, so sei auf die beiden Karten vom Montblanc (1 : 250 000 und 1 : 150 000) hingewiesen, welche dem Buche beigegeben sind. Zu empfehlen ist ferner die Karte des Montblanc-Massiv von Mieulet (Paris 1865) in 1 : 40 000. Auch das Durier'sche Buch Le Mont-Blanc enthält eine Karte in 1 : 80 000. Der italienische Generalstab und das Ministère de l'Intérieur de France haben Blätter in 1 : 100 000 herausgegeben, in denen die Resultate der neueren Vermessungen verwerthet sind.

VI.

Man hat den Montblanc-Gipfel auf sehr verschiedenen Wegen erreicht, die sich indessen am Fuße seines culminirenden Schneedomes, der sogenannten Kalotte, gruppenweise vereinigen, so daß zuletzt nur drei Wege übrig bleiben. Sie gehen aus von den Bosses du Dromadaire, von dem Col de la Brenva (zwischen Mont Maudit und Gipfel) und vom Montblanc de Courmayeur.

Indessen ist es natürlicher, eine andere Gruppirung vorzunehmen und darauf zu begründen, ob der Weg durch die große Innenmulde des Hufes geführt hat oder über die Außenwandung. Man kann also von Innen- und Außenwegen sprechen, muß dann aber hinzusetzen, daß beide Gruppen für längere oder kürzere Zeit auf der Gratlinie des oberen Hufrandes verlaufen. Es gibt sogar einen Weg — den vom Pavillon Bellevue über die Aiguille und den Dôme du Goûter —, welcher ausschließlich der Randlinie folgt.

Im Uebrigen kann man sagen, daß die von Chamonix ausgehenden Besteigungen den Innenwegen, die von Courmayeur den Außenwegen folgen. Für letztere sind die aufgezählten Buggletscher (Brenva, Fresnay, Brouillard, Montblanc, Dôme, Oberer Miage) maßgebend; für erstere die Innen-Gletscher von Bossons und Taconnay. Wege beider Gruppen vereinigen sich unterhalb des Gipfels in gewissen Punkten des Gratrandes: im Col de la Brenva, bei den Bosses, bei dem Dôme du Goûter. Der Brouillardweg steht einzig da; er hat mit keinem anderen ein Stück gemein. Schließlich darf noch eines Weges gedacht werden, der einen Zwittercharakter hat; er führt aus dem Gebiete des Géantfirn über die Außenwand zu einer verfallenen Hütte des oberen Hufrandes, zwischen der Aiguille du Midi und dem Mont Maudit und wird hier zu einem Innenwege.

Aus einer Liste, welche ich angefertigt habe, ergeben sich achtzehn verschiedene Wege für die Erreichung des Montblanc. Da nun Aufstieg und Abstieg verschieden gewählt werden können, so lassen sich 324 verschiedene Expeditionen combiniren. Allerdings würden sich diese paarweise so gruppiren, daß der Weg derselbe, die Richtung des Marsches eine entgegengesetzte wäre; das aber bedingt häufig die größten Unterschiede.

Das Leben eines Menschen würde also kaum hinreichen, um alle Combinationen zu erschöpfen! Wer möchte und könnte sechsunddreißig Jahre hinter

Digitized by Google

einander jährlich neun Expeditionen auf den Montblanc unternehmen?! Es ist auch nicht nöthig, alle zu kennen und zu schildern. Um über ihre wesentlichen Bestandtheile und die Art ihrer Verknüpfung ins Klare zu kommen, genügen wenige Expeditionen, aus verschiedenen Richtungen unternommen.

Es handelt sich bei allen Besteigungen um stets wiederkehrende Elemente, die in verschiedener Folge miteinander wechseln. Schildert man ihren Wechsel für die Hauptflanken desselben Berges, so ist der ganze Mantel dadurch charakterisirt. Diese Elemente umfassen sowohl die typischen Grundformen des Gebirges wie auch die Hauptunterschiede in der Beschaffenheit seiner Oberfläche. Von den typischen Grundformen treten uns entgegen die geneigte Ebene: als Schneefeld, Eishang, Trümmerhalde, Felsmauer; das Thal: als Firnmulde, Gesteins-Camin, vereistes Couloir, Gletscherbett; der Bergwall: als Gratschneide, Rücken, Contrefort, selten als Plateaustufe. Was ferner die Oberfläche betrifft, so kann der Schnee hart oder weich sein, der Firn zerrissen durch offene Schründe, oder auch durch bedeckte Spalten, deren Schneebrücken gelegentlich unter einem fremden Gewicht brechen. Die Vorsprünge der Felsen können sich lockern, wenn man sie mittels des Fußes oder der Hand belastet, oder sie verbleiben an ihrer Stelle; Stücke der Oberfläche — mag sie aus Eis, Schnee, Fels bestehen — können sich ohne menschliches Zuthun in Folge von Insolation und atmosphärischen Einflüssen in tiefere Niveaus stürzen.

Das etwa sind die Elemente, welche in Betracht kommen, und die für jeden Berg anders gruppirt sind, je nach seiner Tektonik, seinem Klima und der verschiedenen Belichtung seiner Hänge. Aufgabe der Beschreibung ist es, diese Elemente kurz und übersichtlich nach ihrer Höhenlage und ihrer Folge von oben nach unten, oder umgekehrt, zu gruppiren.

Lehnt sich die Beschreibung an die Schilderung erlebter Vorgänge, so ist es freilich nicht immer leicht, das Persönliche zu unterdrücken. Denn was uns die Dinge lieb, anziehend, bedeutungsvoll macht, das ist der Affectionswerth, den wir ihnen beilegen. Für den Wanderer erhalten die einzelnen Wegabschnitte, also gewisse tektonische Bestandtheile des Berges, stets einen Affectionswerth durch persönliche Beziehungen. Dadurch wirkt jeder Abschnitt in anderer Weise ein auf den Besteiger, welcher ihn durchmißt. Das Maß und die Art der Beeinflussung werden ebenso sehr bedingt durch die Eigenschaften des Weges wie des Menschen. Das Wohlbefinden kann gesteigert oder herabgedrückt werden, beziehungsweise das Uebelbefinden, wenn jenes nicht existirte; der Eindruck der Gefahr kann vorhanden sein, d. h. Befürchtung, oder das Bewußtsein, einer Gefahr glücklich entronnen zu sein, d. h. also Freude; das Terrain kann besondere Schwierigkeiten bieten, d. h. dem Einen reizvoll, dem Anderen mühselig erscheinen; gewisse Punkte können dem Blick Landschaften eröffnen, welche ästhetisch wirken im Sinne des Schönen, des Heroischen, des Furchtbaren.

Diese verschiedenen Beeinflussungen können einzeln oder in einer Mehrzahl sich geltend machen, und es gehört die Abgeklärtheit des Alters dazu, damit der geschilderte Aufbau eines Berges oder Gebirges nicht ungebührlich durch Affectionswerthe belastet werde.

Und doch ist es ein herrliches Ding darum, mit dem Herzen zu sehen und der leblosen Natur die Farben zu geben, durch welche ihre Züge unverändert bleiben,

Digitized by Google

aber deutlicher hervortreten. Der exacte Schilderer ist ein Photograph; wer möchte nicht lieber Maler sein? Und befolgt der Maler nicht auch die Gesetze der Perspective? Ist er unwahr? Gewiß nicht! Er zeichnet, was er sieht, mit der Gewissenhaftigkeit des Pedanten; aber er sieht eben anders als die Linse der Camera. Für diese hat Alles den gleichen Werth, das Wesentliche wie das Unwesentliche; der Künstler sondert; er unterwirft die geschaute Natur dem Läuterungsproceß; sein Auge sieht Alles, was da ist, aber seine Seele reflectirt nur das Wesentliche, den eigentlichen Charakter der Natur, wie er uns in unzählbaren Mannigfaltigkeiten entgegentritt. Der Landschaftsmaler, ebenso wie der Landschaftsdichter, steht der großen Natur genau so gegenüber wie der Biograph dem großen Manne seiner Darstellung. Diese soll der Nachwelt das „Genie" des Helden in richtiger Gestalt zeigen, das, wodurch er sich abhebt gegen Andere: die größere Energie bestimmter Seelenkräfte und deren Bethätigung unter scharf skizzirten Bedingungen. Das ist die Aufgabe des Biographen, und in diesem Sinne soll auch jede Naturschilderung eine Biographie sein.

So sehen wir, wie die Behandlung auseinander liegender Gebiete: der starren Natur und des Menschen, schließlich auf dasselbe herauskommt. Das ist die wohlthuende Harmonie der Grundtöne für all' unser geistiges Schaffen; mehr und mehr erkennen wir, daß dieses nichts Anderes ist als ein Läuterungsproceß, der sich abspielt in der Seele des Menschen, gleichviel woher das Material kommt, ob aus ihm selbst, von anderen Menschen, von der belebten oder unbelebten Schöpfung.

VII.

Mit Ausnahme des Brenva- und Brouillardweges bietet keiner der Wege, welche bisher zum Montblanc-Gipfel geführt haben, bei günstigen Witterverhältnissen übermäßige Schwierigkeiten. Indessen, mögen auch alle übrigen Verhältnisse so günstig sein, wie sie wollen: Eines bleibt unbeeinflußt von der Gunst und Ungunst der Verhältnisse, das ist die Meereshöhe des Gipfels. Der Besteiger muß sein Gewicht auf alle Fälle aus dem Niveau von 1050 m, beziehungsweise 1200 m, zu dem von 4810 m heben, und dann wieder hinabsenken. Damit ist eine bedeutende Kraftausgabe verbunden; aber die Rückwirkung davon auf das Individuum ist ebenso verschieden, wie die Rückwirkung einer Geldausgabe, die den Reichen wenig berührt, den Armen hart bedrückt. Immerhin, so reich an Kraft ist doch wohl Niemand, daß er bei der Rückkehr vom Montblanc behaupten dürfe — wie es mitunter geschieht —, er fühle gar keine Folgen irgend welcher Anstrengung. Die Folgen werden sich stets fühlbar machen, und der Unterschied wird darin bestehen, daß bei dem Einen Ermüdung eine angenehme, bei dem Andern eine unangenehme Empfindung hervorruft.

Wenn gesagt wurde, daß die Mehrzahl der Montblanc-Wege frei von übermäßigen Schwierigkeiten sei, so geschah dies unter der unausgesprochenen Voraussetzung, daß die Ersteiger bereits mit Hochgebirgswanderungen vertraut sind. Nichts hat der Bildung eines verständigen Urtheils so sehr geschadet, als daß Reisende über Montblanc-Besteigungen geschrieben und gesprochen haben, denen wir Achtung schuldig sind, aber genügende Erfahrung nicht zuerkennen dürfen. Wenn Jemand weder selbst je zu Pferde gesessen hat noch Andere hat reiten

Digitized by Google

sehen, und er nun plötzlich in die Lage kommt, ein temperamentvolles Pferd zu besteigen, so wird die Ungeschicklichkeit des Sitzes und der Faust den neuen Reiter sehr bald in die peinlichste Lage versetzen. Glücklich entronnen wird er dann merkwürdige Schilderungen entwerfen von der Wildheit des Thieres, der Schwierigkeit, es zu meistern, der Größe der damit verbundenen Gefahr. Der des Reitens unkundige Zuhörer würde staunen, der kundige Reiter würde nichts über den Charakter des Pferdes erfahren; bestiege er es aber, so könnte er vielleicht selbst erkennen und Anderen beweisen, wie leicht das edle Thier zu reiten sei, und welche Freude man dabei empfinde.

Daß ein Berg, auf welchem so viel Schnee aufgespeichert liegt, wie auf dem Montblanc, nicht frei sein kann von gewissen Gefahren, das versteht sich von selbst. Die Basis und auch höhere Theile der großen Berghänge sind von Bergschründen durchsetzt; der Firnschnee ist stellenweise auch an der Oberfläche in Eis verwandelt, welches sich in Tafeln, Blöcke und beliebige andere Figuren spaltet und gelegentlich in Massen abbricht; auch neuer Schnee nach sommerlichen Unwettern kann an gewissen Hängen zur Lawine werden.

In der That sind Leute am Montblanc verunglückt und gestorben durch Schneelawinen und Sturz in den Bergschrund, durch Eisbrüche und durch das Brechen von Schneebrücken. Verhältnißmäßig ist die Zahl gering. Bei der ersten geschichtlich verzeichneten Katastrophe — sie betraf die Expedition des russischen Gelehrten Dr. Hamel — gingen von elf Leuten drei zu Grunde. Dieselben wurden am 20. August 1820 durch eine Lawine in den Bergschrund geworfen, noch oberhalb des Grand Plateau, auf dem sogenannten Ancien Passage. Ihre Ueberreste erschienen nach 41 Jahren am unteren Bossonsgletscher. In dem einschließenden, steter Bewegung unterworfenen Eise waren sie acht Kilometer weiter und zu einer Stelle geführt worden, welche 3000 m tiefer lag. Geräthschaften und eine Bussole Dr. Hamel's kamen gleichfalls zu Tage, so gut erhalten, daß noch die Theilstriche des Instruments und der Name des Verfertigers zu lesen waren. (Ch. Durier, Le Mont-Blanc, pag. 362 ff.).

Ebenfalls auf dem Ancien Passage, und zwar am 13. October 1866, ging eine Lawine nieder und ergriff von zwei getrennten Expeditionen die untere, aus vier Personen bestehende. Der Reisende Mr. Arkwright und zwei Chamonix-Führer verschwanden in der Eiskluft; den dritten Führer fand man erschlagen außerhalb. Die begrabenen Chamoniarden wurden entseelt ans Tageslicht gezogen; nicht so die Leiche des Engländers. Sie wandelt nun ihren stillen Weg zur Tiefe; vielleicht daß ihre Reste im ersten Jahrzehnt des nächsten Jahrhunderts am unteren Bossonsgletscher erscheinen werden!

Auch in neuester Zeit, am 21. August 1891, ereignete sich an einer anderen Stelle der inneren Firnmulde, auf dem Petit-Plateau an den Abhängen des Dôme du Goûter, eine Katastrophe unter analogen Verhältnissen. Von elf betheiligten Personen wurden fünf durch eine Lawine in einen Bergschrund geschleudert; davon zwei getödtet: ein deutscher Reisender und ein Chamonix-Führer. Es wird später davon die Rede sein.

Von allen diesen Unglücksfällen konnten die Ueberlebenden Zeugniß ablegen. Aber einen gibt es, von dem uns Kunde nur durch die Leichen und wenige

Digitized by Google

Bleistiftnotizen eines der Opfer wurde. Es war im Jahre 1870, in der Zeit des wildesten Kriegsgetümmels; nur daraus erklärt es sich, daß gerade von derjenigen Katastrophe am wenigsten gesprochen wurde, welche sonst wohl die Mitempfindung am stärksten erregt hätte. Denn es gingen in der Nähe des Montblanc-Gipfels, auf dem Mont Mauditgrat — in circa 4500 m Höhe — elf Menschen zu Grunde, wohl sämmtlich durch Kälte und Hunger. Fünf Leichen fand man, zum Theil unversehrt, daliegend; von den andern sechs Unglücklichen blieb jede Spur verloren.

Wahrscheinlich hat die Expedition den Gipfel am 6. September erreicht und ist am 8. September zu Grunde gegangen. Sie bestand aus zwei Amerikanern, einem Schotten, drei Führern und vier Trägern von Chamonix und aus einem Berner Führer. Das Wetter war seit dem 6. September so schlecht gewesen, daß jeder Versuch, den Vermißten von Chamonix aus Hülfe zu bringen, aufgegeben werden mußte. Als endlich der Himmel sich nach neun Tagen aufheiterte und die aus 23 Führern bestehende Karawane ausrückte, konnte ihre Aufgabe nur noch darin bestehen, die Leichen zu finden und geweihtem Boden zu übergeben. Sie traf am 17. September auf der Unglücksstätte ein und begann sogleich ihre traurige Arbeit.

Keine andere Expedition auf den Montblanc, noch sonst eine in den Alpen, hat so viele Opfer verlangt, wie die vom September 1870. Es sind zwar mehrere Unfälle zu verzeichnen, bei welchen sämmtliche Theilnehmer den Tod fanden — an der Dentblanche, dem Lyskamm, der Jungfrau, — aber die Zahl elf ist zum Glück nie wieder erreicht worden.

Außer den bereits erwähnten Vorkommnissen mit tödtlichem Ausgang sind noch einige andere zu verzeichnen; drei davon wurden durch das Brechen von Schneebrücken veranlaßt. Beim Abstieg vom Montblanc ging in dieser Weise ein junger Träger in der Nähe des Grand Plateau am 9. August 1864 zu Grunde, weil er sich nicht mit seinen Gefährten durch das Seil verbunden hatte.

Im Jahre 1870, fünf Wochen vor dem geschilderten Untergang der Elf, ereignete sich etwas Aehnliches in noch größerer Höhe. Ein Engländer, Mr. Marke, wollte den Montblanc mit seiner Frau und seiner Schwägerin Miß Wilkinson ersteigen; sie waren begleitet von zwei Walliser Führern und einem Träger aus Chamonix. Die Expedition hatte den sogenannten „Corridorweg" eingeschlagen, welcher vom Grand Plateau links aufbiegend zur oberen Randlinie des Montblanc-Hufes führt. Das höchst gelegene Stück ist ein steiler Firn- oder Eishang, genannt Mur de la Côte. An seinem Fuße trennten sich die Mitglieder der Expedition, und die erschöpften Frauen blieben mit dem Träger zurück. Um sich vor dem Winde zu schützen, wollten sie ein wenig abwärts steigen. Dies geschah, doch so, daß Mrs. Mark von dem Träger geführt wurde. Eine Schneebrücke brach unter beiden; sie verschwanden, das schlechte Seil riß, und Miß Wilkinson stand allein in 4300 m Höhe. Die drei Männer, welche den Mur de la Côte noch nicht vollständig erstiegen hatten, eilten zurück; aber die Todten zu erwecken, oder sie dem Grabe zu entreißen, dazu kamen sie zu spät.

Vier Jahre danach, in der Nacht vom 31. August zum 1. September 1874 wurden drei Alpinisten ersten Ranges, der Engländer A. G. Marshall und

Digitized by Google

die Berner Führer Joh. Fischer und Ulrich Almer Sohn, auf der italienischen Seite des Montblanc von einem ähnlichen Schicksal ereilt. Sie waren von einem vergeblichen Ersteigungsversuch des Gipfels, über den Glacier du Brouillard, zurückgekehrt und marschirten weiter, als sie gleichzeitig durch eine Schneebrücke in eine Spalte stürzten. Die beiden erstgenannten blieben todt; Almer kam mit dem Leben davon, rettete sich und brachte die Kunde nach Courmayeur. Der Führer E. Rey ließ sich in die Spalte und förderte die Leichname auf die Gletscheroberfläche.

Fallendes Eis am untern Ende des Glacier du Montblanc erschlug im Jahre 1877 einen Träger aus Courmayeur.

Im Jahre 1866 stiegen die drei Brüder Young, Schotten, vom Montblanc ohne Führer ab und gelangten in die Nähe des Ancien Passage. Sie sahen sich zur Umkehr gezwungen, weil sie eine falsche Richtung eingeschlagen hatten, und dabei stürzte ein Theilnehmer, die beiden andern mit sich fortreißend. Der Sturz war nicht sehr tief, aber der Jüngste bezahlte ihn mit dem Leben. Die beiden Andern suchten nun ihren Weg und fanden ihn, dank dem heroischen Verhalten des Aeltesten.

Am 19. Juli 1882 verunglückte durch Absturz der dreißigjährige und bereits hochangesehene englische Biologe Francis M. Balfour mit dem verwegenen Führer Petrus aus St. Nicolas an der Aiguille Blanche de Péteret. Dieser überaus schwierige Gipfel war damals noch unerstiegen, und ist seitdem nur einmal von der Expedition des Mr. King erreicht worden.

Endlich sind Graf Villeneuve und zwei Führer im Jahre 1890 spurlos bei einer Expedition verschwunden, welche von Courmayeur ausging und dem Montblanc zustrebte. Sein jüngstes Opfer hat der Montblanc im Krankenbett und unter Dach und Fach gefordert. Es war der Arzt Dr. Jacottet, welcher in der Nacht vom 2. zum 3. September 1891 in dem Refuge Vallot (4400 m) die Augen für immer schloß, nachdem er am 1. September die Gipfel besucht hatte. Der Verlauf der Erzählung wird die näheren Umstände erörtern. Diese Bemerkung war richtig, als sie in den Druck gegeben wurde; jetzt nicht mehr. Ende August 1892, kaum eine Woche, nachdem ich selbst vom Montblanc über Dôme und Aiguille du Goûter abgestiegen war, brach furchtbares Wetter los, dem der englische Professor Nettleship zum Opfer fiel, nachdem er Tag und Nacht wehrlos in den höchsten Regionen des Dôme du Goûter zugebracht hatte, weil die Führer im Nebel den Weg zum Refuge Vallot nicht finden konnten.

Unter den Unglücksfällen, welche bei Hochgebirgsexpeditionen eintreten können, fehlt in der gegebenen düsteren Liste kaum einer. Nur von einem durch Steinschläge erfolgten Tode melden die Berichte nichts. Dies erklärt sich zum Theil daraus, daß die am häufigsten eingeschlagenen Wege vornehmlich über Schnee und Eis führen. Nur die Expeditionen über den Brouillardgletscher und die Rochers du Montblanc haben es in den höheren Niveaus stundenlang mit Fels zu thun.

Von den Montblanc-Katastrophen muß der überwiegend große Theil auf persönliche Unzulänglichkeit einzelner Theilnehmer (Schwäche und unsichern Tritt), auf Leichtsinn (Losbinden vom Seil im Spaltenrevier, Ersteigen von Hängen mit frischem Schnee) und auf Verzagtheit (Liegenbleiben bei dem Col de la Brenva)

Digitized by Google

zurückgeführt werden. Der Eisbruch im unteren Glacier du Montblanc, in welchem ein Träger umkam, und der Schneebrückenbruch im unteren Glacier du Brouillard, wodurch zwei Leute starben, der dritte sich retten konnte, diese beiden Vorkommnisse sind die einzigen, bei welchen die Theilnehmer ohne Verschulden dastehen.

Es ist freilich ein bequemes Ding, vom sichern Port aus, die armen Opfer zu kritisiren, denen die ewige Ruhe den Mund geschlossen hat. Nicht Weisheitsdünkel, sondern der Wunsch, die Vorsicht bei allen alpinen Unternehmungen zu Ehren zu bringen, hat meine Bemerkungen veranlaßt. Wenn man mich denen zuzählen wollte, welche sagen: „Richtet Euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Thaten," so müßte ich allerdings die Augen niederschlagen. Man rechnet im innersten Herzenswinkel doch stets mit dem Glück und läßt diesen Stern leuchten, wenn Vorsicht ihr Haupt verhüllt. Man setzt sich in eine persönliche Beziehung zur Natur um der Motive willen, welche die That veranlassen und begleiten. Freude an der Schöpfung, Drang nach immer tieferer Erkenntniß ihres Wesens, Spiel und Gegenspiel der aufs höchste angespannten Körper- und Geisteskräfte erzeugen in uns den schönen Wahn, daß die Natur uns auch da noch gnädig lächeln werde, wo sie sonst vernichtet.

VIII.

Wie mancher Mann, der erst im Alter die Freuden des Lebens kennen lernt, so lernte auch ich die Freuden einer Montblanc-Besteigung erst zu einer Zeit kennen, wo die meisten Alpinisten die Eisaxt an den Nagel gehängt haben. Allerdings hegen gerade ältere Alpinisten eine Vorliebe für den Berg. Es scheint, daß man in der Jugend nicht die volle Würdigung für seine vornehme Größe besitzt. Auch Saussure war siebenundvierzig Jahre alt geworden, ehe er das Ziel erreichte, das ihm ein Lebensziel war.

Meine erste Besteigung fiel hundert Jahre später als die erste Balmat's. Sie ging von Chamonix aus und trennte sich auf dem Grand Plateau von dem Wege des „Ancien Passage." Wir waren von Zermatt gekommen, der Führer Peter Knubel und dessen Sohn. Der Weg hatte längs der Ostwand des Matterhorn über die Gletscher des Theodul in das Val Tournanche geführt bis nach Châtillon im Aostathal; dann in letzterem aufwärts, dem Lauf der Dora Baltea entgegen, nach Courmayeur. Von hier aus folgten wir dem Val Véni, überstiegen den Col de la Seigne, durchschnitten das Quellgebiet der Isère und gelangten über den Col des Fours in das mehrfach genannte Val Montjoie, das sich nach vier- bis fünfstündigem Verlauf unterhalb St. Gervais mit dem Arve-Thal vereinigt. Da der gekrümmte Lauf der Arve, von Chamonix bis zu dem abwärts gelegenen Punkt des Zusammenflusses, auf 21 km veranschlagt werden muß, so schnitten wir ab und überstiegen den trennenden Bergrücken beider Thäler auf dem Col de la Voza. In seiner Nähe befindet sich der Pavillon de Bellevue an dem Abfall der Aiguille du Goûter. Bereits vorher hatten wir den Anblick des französischen Miagegletschers und des Glacier de Bionnassay gehabt, der durch die nächtliche Katastrophe des 11. zum 12. Juli 1892 eine erschreckende Berühmtheit erlangt hat. Doch war es nicht eigentlich dieser Gletscher, von welchem das Unheil ausging.

Digitized by Google

Reich an Eindrücken betraten wir Chamonix. Peter Knubel hatte mir schon in früheren Jahren gute Dienste geleistet; bereits im Jahre 1868 waren wir auf dem Matterhorn gewesen, als es sich noch im Urzustand befand, d. h. ohne Seile und Ketten. Der Mann hat den Besuchern Zermatts das Matterhorn neu erschlossen, weil er der Erste war, der es, nach der großen Katastrophe der ersten Besteigung, von Zermatt aus wieder in Angriff nahm.

Von Chamonix aus liegt der Montblanc genau im Süden. Die Horizontaldistanz beträgt 10 km, die Verticaldistanz 3760 m; die Augenentfernung also 10,7 km, die Neigung des Sehstrahls gegen die Horizontale 20° 36'.

Der Aufstieg zum Montblanc-Gipfel ist in sehr verschiedenen Zeitintervallen zurückgelegt worden. Einen Anhalt für die etwa aufzuwendende Zeit gibt die Voraussetzung, daß man sich im ansteigenden Terrain innerhalb einer Stunde durchschnittlich 300 m erhebt. Auf einem guten und ziemlich steilen schneelosen Pfade steigt man schneller, in dem pfadlosen Hochgebirge langsamer. Dies würde für eine Montblanc-Besteigung von Chamonix aus zwölf bis dreizehn Stunden Gehens erfordern. Der sehr günstigen Boden- und Schneeverhältnisse wegen beanspruchte unser Marsch geringere Zeit, nämlich fünf Stunden von Chamonix zu den Grands Mulets, und 4½ Stunde von da zum Gipfel.

Die Grands Mulets sind von Chamonix aus sichtbar als Felsen, welche wie eine Klippe mitten aus dem Eismeere aufragen. Dasselbe hat eine Neigung von circa 25° und erscheint auf der Karte als eine tief einspringende Bucht. In ihrem Grunde erhebt sich der Montblanc; von dort laufen ihre Uferlinien, die eine zum Dôme und der Aiguille du Goûter, die andere zum Mont Maudit und der Aiguille du Midi. Diese Firnbucht und ihre Uferränder waren der Schauplatz aller von Chamonix aus unternommenen Montblanc-Besteigungen, der Schauplatz von Freude und Elend, Uebermuth, Enttäuschung und Aufopferung.

Die muldenförmige Bucht hat ihre größte Breite (circa 6 km) auf der Verbindungslinie der Aiguilles du Midi und du Goûter, und aus ihrer Mitte erhebt sich der Grands Muletsfels. Blickt man von seiner Höhe (3050 m) abwärts, so sieht man in 1000—1200 m Entfernung den Kopf des Grats, welcher steil gegen das Arvethal fällt und unter dem Namen Montagne de la Côte oft erwähnt wird in der Geschichte der Ersteigungsversuche. Die langsam abfließenden Firnmassen spalten sich an dem Kopf des Grats wie das Wasser des Flusses an einem Brückenpfeiler; rechts fließt der Bossonsgletscher ab, links der Glacier de Taconnay. Das sehr zerklüftete Stück des Eismeeres zwischen ihrem Scheidepunkt und den Grands Mulets heißt die Jonction, d. h. die Verbindung. Dieser Name scheint der wenigst geeignete dafür, um eine Trennung anzudeuten; er ist aber deshalb berechtigt, weil die große Mulde, oberhalb der Jonction in mehrere Becken zerfällt. Dadurch entstehen verschiedene Eisströme, und eben sie fließen in der Jonction scheinbar zusammen, in Wirklichkeit ohne sichtbare Trennungsscheide *neben* einander. Die Existenz solcher Theilmulden wird von dem Auge nicht immer deutlich erkannt, weil die trennenden Rücken oft überfluthet sind vom Eise. Wissen wir doch auch so gut wie nichts von den Gebirgen des Meeresgrundes, eben weil sie vom Meere überfluthet sind; und bleibt uns doch auch der Charakter vieler Menschen verborgen, weil äußere Rücksichten gleich Eisschichten darüber lagern.

Digitized by Google

Freilich ist in den Firnregionen die Auflagerung selten so mächtig, daß man nicht meistens das Bodenrelief ahnen könnte. Der Schleier ist bald dichter, bald lichter, zuweilen durchrissen; so z. B. bei den Grands Mulets. Dieselben erscheinen als der unterste Wirbel eines Rückgrats, von dem einige andere Wirbel geradlinig nach oben angeordnet, in der Richtung zu den Bosses du Dromadaire, den Firn durchbrechen. Sie nehmen ihren oberen Anfang in einer sehr sanft geneigten Terrassenstufe der großen Firnmulde, dem sogenannten Grand Plateau, welches 3950 m hoch liegt. Dieses wurde bereits erwähnt als eine wichtige Etappe für die verschiedenen Wege, welche von den Mulets zu dem Gipfel führen und sich erst auf dem Grand Plateau trennen.

Das Schmelzwasser des Bossonsgletschers mündet etwa 3 km unterhalb Chamonix als ein linker Seitenstrom in die Arve. Man schneidet, um die Grands Mulets zu erreichen, den Winkel zwischen Arve und Bossonsgletscher ab und betritt letzteren, und zwar an seinem rechten Ufer, erst in 2450 m Höhe in 5,4 km Horizontaldistanz vom Gipfel und 2360 m unter ihm. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Glacier du Montblanc, jener Nebenstrom des unteren italienischen Miagegletschers, auch in 2450 Höhe betreten wird (und zwar an seiner Mündung), daß aber seine Horizontaldistanz vom Gipfel nur 3—4 km beträgt. Da beide Wege unter gleich günstigen Bedingungen von mir zurückgelegt wurden, so liegt es nahe, zu vergleichen, wie das schwierigere Terrain und die größere Steilheit auf die Ueberwindung derselben Höhendifferenz einwirkten.

Auf der Chamonix-Seite erscheint der Montblanc-Gipfel von dem Punkte 2450 m des rechten Bossonsufers unter einem Höhenwinkel von 23° 36′ und 5,9 km Augenentfernung. Auf der italienischen Seite, an der Vereinigung des Miage- und Montblanc-Gletschers, erscheint der Gipfel, aus demselben Niveau von 2450 m betrachtet, unter einem Höhenwinkel von 35° und in 4,1 km Augenentfernung. Für den ersten längeren Weg wurden gebraucht sechs Stunden zehn Minuten, d. h. die Erhebung pro Stunde betrug 350 m; der zweite, kürzere Weg wurde in zehn Stunden dreißig Minuten zurückgelegt, d. h. die Erhebung pro Stunde betrug 225 m.

Man richtet die Montblanc-Besteigungen, welche von Chamonix ausgehen und daselbst wieder endigen, so ein, daß man am ersten Tage bis zu den Grands Mulets geht (2000 m zu steigen), in der dort befindlichen Hôtelhütte schläft, am folgenden Tage den Gipfel erreicht und direct nach Chamonix zurückkehrt. So machten wir es auch. Bei nur einigermaßen erträglichen Schneeverhältnissen läßt sich das ohne Ueberstürzung und ohne Ueberanstrengung ausführen.

Da der Montblanc gerade südlich von Chamonix liegt, so ist die mittlere Richtung des Aufstieges durch den Meridian des Gipfels gegeben. Der wirklich zurückzulegende Weg erleidet bis zur Jonction eine kleine Ausbiegung, erst gegen Westen, d. h. nach rechts, dann gegen Osten, und verbleibt schließlich ganz auf der Westseite. Wie bei allen Besteigungen, so macht man auch bei dieser den reichen Wechsel durch, welchem die Vegetation und die Beschaffenheit des Bodens mit wachsender Höhe unterworfen sind. Nur werden hier die Verhältnisse besonders großartig, weil der Ausgangspunkt ungewöhnlich tief (1050 m), der Endpunkt ungewöhnlich hoch (4810 m) liegt. Aus den Gärten von Chamonix gelangt man,

Digitized by Google

über die Matten und Felder der Thalsohle, zu dem breiten, dunkelgrünen Band, das der Bergwald über die humusbedeckten Felshänge ausbreitet. Von gewissen Stellen des Weges aus sieht man rechter Hand das tiefer liegende Ende des Bossonsgletschers zwischen Lärchen und Arven hindurchschimmern: eine Eisfluth, eingebettet zwischen grünen Baumkronen. In ihr Rauschen mischt sich wohl gelegentlich das Getöse fallender Gletschertrümmer.

Es wächst die Freude, der Thalsohle entronnen zu sein. Der Blick wird weiter, er kann bereits in die Tiefe schweifen; die Luft wirkt belebender, unten war sie drückend. Der Wald wird in dem Niveau von 2000 m verlassen, vereinzelte Baumgruppen stehen wohl noch oberhalb seines Saumes. Die zusammenhängende Pflanzendecke der Kräuter und Gräser, die niedrigen Dickichte der Alpenrosen leiden allmälig unter den Durchfurchungen hervorbrechenden Gesteins; die Vegetation wird zerstreuter, Schutt und Trümmermassen mehren sich, und mit der Annäherung an den Bossonsgletscher betritt man die Oede des Moränenwalls. Derselbe scheidet die buntfarbige Welt der Tiefe von der großen Eisschöpfung der Höhe. Man ist froh, ihn überschritten zu haben und in das Reich des Hochgebirges eingetreten zu sein. Es zeigt sich auch sogleich in ganzer Pracht, sehr zerrissen, sehr mannigfaltig, sehr zur Vorsicht mahnend.

Wir wanderten anfänglich in einem kleinen Eisthal, dessen geradlinige Längsaxe gegen den Dôme du Goûter gerichtet war. Ganz nahe zur Linken ragte die Aiguille du Midi auf, deren Gipfel etwa 1400 m über unserem Wege lag. Ihre durchfurchten Steilhänge senden nicht selten Eis- und Steintrümmer zu dem Rande der Jonction.

Wir nahmen das Seil, sobald wir auf die ersten Spuren von Schnee trafen, und erreichten nach einstündigem Marsch durch chaotische Eismassen die Basis des Mulets-Felsen, den wir zunächst linker Hand ließen. Inmitten des Wirrsals holten wir zwei Männer ein, deren jeder eine schwere Last Holz zu dem Hôtel der Grands Mulets trug. Sie waren nicht durch ein Seil verbunden, was allerdings für das Marschiren sehr viel angenehmer ist. Gewiß kannten sie den Weg und die besten Schneebrücken über die Spalten sehr genau, und hatten ihn oft zurückgelegt. Aber es schien mir doch, als ob hier Bequemlichkeit über Vorsicht gesiegt hätte.

Nachdem ich den ganzen Weg bis zu dem Montblanc-Gipfel kennen gelernt hatte, beurtheilte ich das Stück vom Gletscherrand zum Muletsfelsen als dasjenige, welches die meisten Schwierigkeiten darbot. Es mag andererseit auch den wenigst constanten Charakter haben, im frühen Sommer leichter zu überschreiten sein, als im späten, auch mit jedem Jahre ein verschiedenes Antlitz zeigen. Die analoge Beobachtung läßt sich überall machen, wo die Eisauflagerung starke Spannungen erleidet und Spalten wirft; so beispielsweise an den eisgepanzerten, nordwärts gerichteten Hängen der Jungfrau, dem Gießen- und Guggifirn, und auch an den Gletschern, welche von der italienischen Seite des Montblanc abfließen.

Digitized by Google

IX.

Unser Marsch fiel in die heißesten Mittagsstunden eines wolkenlosen Tages. Wer an die intensive Strahlung des Schnees nicht gewöhnt ist, den wird diese allein schon in eine ungewöhnliche Lage versetzen. Auf den braunen Felsen der Grands Mulets konnte das Auge sich ausruhen. Wir erkletterten sie von Westen her, d. h. auf der Seite, welche der Aiguille du Goûter zugewandt ist, und betraten um zwei Uhr die Hütte, wo wir elf Stunden verblieben.

Die Wirthschaft daselbst ist verpachtet. Alles hat seine festen Preise; ein ausgearbeitetes Reglement berücksichtigt, was der Reisende zu zahlen hat, wenn er seine Provisionen von Chamonix *mitbringt*, und was er zu zahlen hat, wenn er dies *unterläßt*. Im ersteren Fall z. B. muß er 25 Francs für sein Bett zahlen; im anderen nur 12 Francs. Alles in Allem gibt man ziemlich genau dasselbe aus, als wenn das kleine Hôtel nicht existirte und alle Provisionen hätten mitgeschleppt werden müssen.

Eine alte Köchin besorgt die Wirthschaft seit vielen Jahren. Sie bleibt den ganzen Sommer über in dieser Höhe von 3050 m, hat bei gutem Wetter ihr Haus vollgestopft von Reisenden, Führern und Trägern, und sieht bei schlechtem Wetter oft Tage lang kein menschliches Wesen. Sie muß die schroffen Wechsel der Sonnenstrahlung und der Nachtkälte über sich ergehen lassen, am Herd stehen, berechtigten und unberechtigten Forderungen aller Sorten von Fremden Gehör schenken, die Provisionen für die Montblanc-Besteiger richten und bereits um Mitternacht aufstehen, damit diese rechtzeitig aufbrechen können. Als ich mich vor dem Hause sonnte, sah ich, wie sie einen schweren Eimer voll gesammelten Schmelzwassers emporheben wollte, trat hinzu und nahm ihr die Arbeit ab. Das that der alten Frau wohl und gewann ihren harten, verwitterten Zügen ein Lächeln ab. Vielleicht dachte sie: Reisende sind zuweilen *auch* Menschen. Denn offenbar hat sie nicht immer gute Erfahrungen gemacht; sonst würde nicht über dem Eingange zur Küche auf einem Schilde mit großen Lettern stehen: N'oubliez pas la cuisinière.

Je nachdem man es trifft, ist der Aufenthalt auf den Grands Mulets angenehm oder unangenehm. Das hängt hauptsächlich vom Wetter ab; denn dieses bedingt die Seelenstimmung, in der man die Chancen der bevorstehenden Besteigung betrachtet. Aber auch die Zahl der Reisenden, welche zur Stelle sind, fällt ins Gewicht. Ist das Haus voll, muß man das kleine Compartiment, in welchem mehrere Betten stehen, mit einem Fremdling theilen, während es draußen schneit oder graupelt, so verwünscht man den Aufenthalt; im anderen Falle dankt man ihm großartige, durch nichts getrübte Erinnerungen. Das letztere wurde mein schönes Loos, und selbst wenn die Besteigung des folgenden Tages ungünstig verlaufen wäre, so hätte der Aufenthalt auf den Grands Mulets für alle Mühen gelohnt.

Es gewährt stets neuen Reiz, nach einer rüstigen Wanderung aus tieferen Regionen, inmitten weiter Eismassen Halt zu machen und sie von einer Felswarte aus zu überblicken. Chamonix mit seinen grauen Dächern liegt sichtbar zu Füßen, und wenn die Nacht hereingebrochen ist, so gewähren seine erleuchteten Fenster einen wunderhübschen Anblick; das Arvethal läßt sich bis an seinen Ursprung verfolgen, bis an den Col de Balme. Dagegen ist der Montblanc-

Digitized by Google

Gipfel nicht sichtbar; wohl aber tritt sein großer Grat, der über die Dromedarhöcker zum Dom läuft, in blendender Mächtigkeit hervor. Der andere Grat, der zur Aiguille du Midi führende, ist durch ein wüstes Gletscherthal, die Oberstufe des Glacier des Bossons, von den Mulets getrennt. Ihr Gestein stürzt hier sehr abschüssig zur Tiefe und verschwindet unter den stark geneigten und stark zerrissenen Massen des Eisstromes. Die Grands Mulets erscheinen ähnlich so von Eis umfluthet, wie die tiefstgelegenen Straßenviertel einer überschwemmten Stadt vom Wasser.

Das Hôtel liegt nicht auf dem höchsten Punkte der Felsen. Um ihren Gipfel zu erreichen, muß man eine kleine Kletterei ausführen. Das ist eine angenehme Unterbrechung nach dem langen Betrachten der Landschaft und befreit von der Schläfrigkeit, die beim Nichtsthun in größeren Höhen leicht eintritt. Es ist ein Trost für Leute, welche über den Bergen die Wissenschaft nicht vergessen, einsehen zu müssen, daß das Gehirn in der Tiefe denn doch ganz anderer Leistungen fähig ist, als in den Höhen. Mit der Phantasie, ohne welche geistige Arbeiten unmöglich sind, scheint es nicht anders zu gehen: sie arbeitet nur auf dem Gebiete der Bergeswelt und ist stumpf auf anderen. Offenbar muß sich die Thätigkeit des Gehirns ebenso an bedeutende Höhen gewöhnen, wie die des Herzens und der Lunge. Wenigstens sprechen meine eigenen Erfahrungen dafür. Ich versuchte einmal, inmitten der Bergeswelt, eine Arbeit weiterzuführen, welche mit jener nichts zu thun hatte. Mühselig kam ich von der Stelle, und was ich geschrieben hatte, mußte später gestrichen werden. Sobald ich mich wieder in Deutschland befand, flossen die Gedanken mühelos und die Arbeit wurde schnell vollendet.

Die kleine Kletterei auf den Muletsgipfel benutzte ich, um einige blühende Kräuter zu sammeln, deren es hier oben noch eine ganze Anzahl gibt. Auch bemerkte ich im Schnee die Spuren eines Thieres, welches der Chamonix-Führer Cuppelin als „fouine“ bezeichnete; das bedeutet Steinmarder. Von Gemsen habe ich in jener Gegend nie sprechen hören, geschweige, daß ich sie gesehen hätte. Die Mäuse der Grands Mulets sind oft erwähnt worden. Diese Thiere werden auch in den sterilsten Theilen der afrikanischen Wüste, in den Sanddünenregionen, angetroffen. Welche Verschiedenheit der Lebensbedingungen! Nur das Kärgliche der Nahrung ist in beiden Fällen das Gemeinsame.

Trotz des schönen Wetters beherbergte das Hôtel nur noch einen anderen Gast, einen Engländer vom India Civil Service, der die Luft Bombay's mit der des Montblanc vertauschen wollte. Wir verlebten den Abend in angenehmer Unterhaltung. Es gibt eine unausgesprochene internationale Brüderschaft, deren Mitglieder über alle Welttheile verstreut sind. Sie brauchen gar nicht lange mit einander verkehrt zu haben, um zu wissen, ob sie dazu gehören; und wenn sie es wissen, so nimmt das Gespräch oft einen herzlichen und offenen Charakter an. Das war auch bei uns der Fall, und so beschlossen wir denn, am andern Morgen gleichzeitig aufzubrechen.

(Schlußartikel im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Die weinende Venus.

Von

Anna Carlotta Leffler, Ducheſſa di Cajanello.

I.

Es war mitten im Juli, und die Skandinavier alle hatten Rom längſt verlaſſen. Oben im „Verein“ der Via Condotti wurden die Tage von Roſalie und der Vereinskatze gemeinſam verſchlafen; ſelten nur klingelte es an der Vorſaalthüre, und die Zeitungen häuften ſich zu ganzen Stößen auf, ohne daß Jemand darin las.

Der Bildhauer Björk war der Einzige, der noch aus alter, hergebrachter Gewohnheit manchmal herauf kam und ſich mit einer Zeitung auf das Sopha legte. Aber die Luft im Zimmer war ſo drückend, die Fliegen ſummten ſo eintönig, daß es gewöhnlich nicht lange dauerte, bis auch er, das Blatt auf dem Geſicht, einſchlief.

„Ich meine, Signor Birco,“ — dies war die Form ſeines Namens bei den Italienern, deren Zunge ſich ſo ſchwer an den barbariſchen Gebrauch gewöhnt, ein Wort mit einem Conſonanten ſchließen zu laſſen, — „ich meine wirklich, daß Herr Birco jetzt auch etwas verreiſen und in andere Luft kommen ſollte. Sie ſehen gar nicht gut aus,“ ſagte die treffliche Roſalie, die nun ſchon ſeit zehn Jahren Haushälterin im ſkandinaviſchen Verein und dadurch eine alte Freundin und Vertraute der Stammgäſte, beſonders Signor Birco's, des älteſten der römiſchen Skandinavier, geworden war.

Auch unten in der Trattoria bei der Ripetta fing ſein alter Freund Ceſare und deſſen Frau Maria, die ſeit ſieben Jahren die Speiſewirthſchaft hatten, dasſelbe Lied an.

„Signor Birco ſieht wirklich ſchlecht aus. Sie ſollten etwas verreiſen, es iſt ja jetzt doch zu heiß zum Arbeiten.“

Björk konnte ſich nicht entſchließen, ihnen der Wahrheit gemäß zu erwidern, daß er kein Geld zum Reiſen habe. Er wußte im Voraus, daß die gefällige Maria dann ganz betrübt ausſehen und mit Ceſare tuſcheln würde, bis dieſer ſich mit der Frage an ihn wendete, ob er ihm nicht mit einem kleinen Darlehen

Digitized by Google

behülflich sein könne. Und das wollte Björk um keinen Preis, denn er wußte nur zu gut, wie wenig sie selbst gerade dadurch hatten, daß mehrere ihrer täglichen Kunden, eben solche arme Teufel wie er, genöthigt waren, oft lange auf Borg bei ihnen zu leben.

Freilich darin hatten sie recht, es ging ihm schlecht, und er hatte es nöthig, einmal fort zu kommen. Dies letzte Jahr war äußerst anstrengend gewesen, auch nicht ohne Sorgen, denn während eine große Arbeit seine ganze Seele und seine Hände vollständig in Anspruch nahm, war es ihm unmöglich, sich einigen Nebenverdienst zu verschaffen. Als er dann wirklich siegreich aus der Concurrenz hervorging, und seine Skizze zur Ausführung für das Monument bestimmt wurde, hatte er zwar eine größere Summe auf einmal bekommen, aber diese war theils für die Schulden darauf gegangen, die das Jahr über, während er fast ausschließlich an der Skizze arbeitete, aufgelaufen waren, theils mußte er zurücklegen, um während der Ausführung seines Werkes davon leben zu können.

Aber was kümmerten ihn alle kleinlichen Sorgen und Unannehmlichkeiten! Allerdings war das Essen unten bei der Ripetta jetzt in der Sommerhitze noch schlechter als gewöhnlich, die Luft in den Straßen übel riechend, der Monte Pincio staubig und trocken, die Campagna gelb und verbrannt — und sicherlich würde es ihm sehr wohl thun, etwas fortzukommen, andere Luft zu athmen und andere Speisen vor sich auf dem Tisch zu sehen — aber ging es ihm auch, materiell genommen, jetzt etwas knapper als in früheren Zeiten, so hatte er doch als Künstler die größte Freude erlebt, die er je gehabt, das Ziel erreicht, nach dem er seit seiner frühesten Jugend gestrebt hatte.

Schon als Schulknabe, als er anfing, mit dem Federmesser Köpfe aus Kreide zu schneiden, hatte er mit einem Bellmannkopf Glück gemacht. Während er die Akademie besuchte, war er der beste Bellmannsänger, und oft pflegte er zu sagen, daß er als Bildhauer keinen höheren Ehrgeiz kenne, als den, dereinst eine Bellmannstatue für einen öffentlichen Platz der Hauptstadt zu modelliren. Und nun, in den vierziger Jahren, nach fünfzehnjährigem Studium in Rom, hatte er diesen, von so Vielen erstrebten Auftrag, diesen Beweis des Vertrauens bekommen, und die Träume und Versuchsskizzen vieler Jahre hatten eine feste Form in dem Werk erhalten, das jetzt in seinem Atelier stand.

Fertig — ja, in den Augen aller Anderen war es fertig, sogar schon längst; aber in seinen eigenen blieb immer noch etwas zu bessern übrig.

Es gab keinen zweiten so gewissenhaften Künstler wie Ville Björk. Er war kein großes bahnbrechendes Genie, aber seine tiefe Liebe und Pietät für seine Kunst, sein sorgfältiges Studium der Details, sein eigensinniger, unermüdlicher Fleiß hatten ihm einen hervorragenden Platz unter den Künstlern seines Landes gesichert. Dagegen war er in Italien wenig bekannt, denn fast immer waren es Skandinavier, die sein Atelier besuchten und Bestellungen bei ihm machten.

Er folgte niemals einer neuen Moderichtung, war überhaupt für neue Eindrücke nicht sehr empfänglich; consequent und treu ging er den Weg, den er sich von Anfang an vorgezeichnet hatte, und kümmerte sich nicht darum, wenn ihn die neue Schule altmodisch nannte. Und wie er nie das kleinste Zugeständniß

Digitized by Google

an die Mode machte, so war und blieb die Antike und Thorwaldsen für alle Zeit sein Ideal; daher verließ er auch Rom nicht, als sich der große Strom der Jungen nach Paris wendete.

Sehr productiv konnte man ihn nicht nennen, denn er arbeitete dreimal so lange an einem Entwurf wie jeder Andere; aber er hatte doch im Laufe der Jahre eine ganze Reihe kleiner Kunstwerke geschaffen, die zwar zunächst kein größeres Aufsehen erregten, von denen er aber die Freude hatte, sie in Marmor ausführen zu können, einige sogar mehrere male. Allein bisher waren die Käufer immer nur private Personen oder Kunstsammlungen gewesen, nur einmal hatte das Nationalmuseum in Stockholm ihm einen Diskuswerfer abgekauft, der mehr eine Nachbildung der Antike, als ein völliges Originalwerk genannt werden konnte. Der Auftrag aber, den er jetzt bekommen hatte, erfüllte ihn mit hoher Freude und ungekanntem Stolz, freilich zugleich auch mit einem fast beängstigenden Gefühl der Verantwortung. Wenn er daran dachte, daß alle kommenden Geschlechter in der Hauptstadt von ihren frühesten Kinderjahren an die Gestalt ihres größten vaterländischen Dichters durch sein Werk kennen lernen sollten, fühlte er sein ohnehin äußerst empfindliches Künstlergewissen von historischer Verantwortung schwer belastet, und eine förmliche Angst befiel ihn, daß er gezwungen sein sollte, das Hauptwerk seines Lebens an einem bestimmten Tage abzuliefern, einerlei ob er vollkommen davon befriedigt wäre oder nicht. Das Bewußtsein daß nur sehr Wenige, vielleicht Niemand so streng war wie er selbst, und daß sein Kunstwerk vor den hervorragendsten Kunstkritikern seines Landes bestehen konnte, vermochte sein Gewissen im Hinblick auf die Mängel, welche er selbst noch sah, nicht im geringsten Maße zu beruhigen.

Ville Björk war ein Einsiedler, der nicht gerade viele Freunde hatte. Die Anderen fanden ihn weder kameradschaftlich noch leicht zugänglich, ausgenommen wenn es galt, Jemandem wirklich zu helfen; denn einen Rath zu geben oder jüngeren Kameraden eine Stütze zu sein, war er immer bereit, und niemals konnte man ihm nachsagen, daß er Andere um ihre Erfolge beneidet hätte. Er selbst aber verlangte keinen Rath, ließ überhaupt während der Arbeit Niemanden in sein Atelier. Er war auf seine Werke eifersüchtig wie ein Liebhaber und konnte es nicht ertragen, wenn sie in unvollkommenem Zustande besehen wurden.

Auch sonst war er anders als seine Kameraden; er ärgerte sich weder über jene Reisenden mit kleinen Börsen, die von einem Atelier zum andern laufen, weil es Mode ist, ohne auch nur im Traum daran zu denken, ein Kunstwerk zu kaufen, noch über die Mäcene, die mit der Absicht zu kaufen kommen, dafür aber verlangen, überall mit äußerster Zuvorkommenheit aufgenommen zu werden. Freute er sich natürlich auch, wenn er etwas verkaufte, und brauchte er es so nöthig wie nur irgend Einer, so genirte es ihn doch im höchsten Grade dabei zu stehen, seine Arbeiten gewissermaßen vorzuzeigen und das Urtheil darüber abwarten zu sollen. Er liebte sie zu sehr, um nicht unter unverstandener Kritik peinlich zu leiden und erkannte doch auch wieder ihre Mängel zu klar und schmerzlich, um Freude empfinden zu können, wenn Andere diese nicht sahen. Vollends aber Speculanten gegenüber sich liebenswürdig machen zu sollen, herum zu stehen zwischen seinen Schöpfungen, die Fleisch von seinem Fleisch, Bein von

Digitized by Google

seinem Bein und Seele von seiner Seele waren, sie wie eine Waare feil zu bieten — ach, das empfand er widerwärtig, als ob er an den Pranger gestellt würde.

Nur seinen Arbeitern gegenüber war er stets freundlich und zugänglich. Er hatte die Eigenheit, die Marmorarbeiter bei sich in seinem Atelier, wo er selbst thätig war, zu beschäftigen. Seine künstlerische Gewissenhaftigkeit und seine Hingabe an seine Werke erlaubten ihm nicht, sie wegzugeben und, wie Andere thaten, von den Marmorarbeitern auf deren Verantwortung ausführen zu lassen. Er wollte auch die technische Ausführung überwachen und legte oft selbst mit Hand an. Ja, wenn ihm das neue Modell, das er gerade im Begriff war, aus Lehm zu formen, nicht glücken wollte, griff er selbst zu Hammer und Meißel und arbeitete oft stundenlang mit, bis er durch diese rein körperliche Anstrengung seine Gemüthsruhe wieder gewonnen hatte. Das war seine Art und Weise, die Krisen in seinem Künstlerthum zu überwinden, statt wie Andere hinauszugehen, herumzulaufen oder in Weinkellern sich umherzutreiben. Er war in technischer Beziehung ebenso geschickt wie die Handwerker. Seine breite Hand und sein muskulöser Arm schienen einem Arbeiter anzugehören, und er setzte seine Ehre und seinen Stolz darin, Handwerker und Künstler zugleich zu sein.

Jetzt aber war er müde, körperlich und geistig. Er fühlte sich an dem Punkte angelangt, wo die Kritik einfach zur unfruchtbaren Selbstplage wird, und stimmte innerlich seinen Freunden, Rosalie oben im Vereinslokal und Cesare und dessen Frau unten bei der Ripetta bei, daß er eine Zeit lang fort müsse.

Lange freilich nicht, denn ein angefangenes Werk hielt ihn wie mit Ketten und Banden fest; er war förmlich davon besessen, und wie er sich nicht ohne die peinlichste Angst, es möchte ihm auf irgend eine Weise verloren gehen, davon trennen konnte, so war er auch nicht im Stande, seine Sehnsucht danach, wie nach einem lebenden Wesen, dessen Dasein von ihm abhing, zu unterdrücken.

Länger als ein paar Wochen konnte er keinesfalls fort, um so weniger, als er ja — nur mit Angstschweiß dachte er daran — seine Arbeit bis spätestens September in die Broncegießerei abliefern mußte.

Während er so grübelte, wohin er seinen Weg wohl nehmen möchte und doch zugleich das Gefühl hatte, überhaupt nicht fort zu können, bekam er einen Brief von seiner Halbschwester, der herzensguten, sanften Lina, die ihm von jeher fast Mutter und Schwester zugleich gewesen war. Seit vielen Jahren schon hatte sie sich gewünscht, einmal nach Rom zu kommen und sich selbst zu überzeugen, wie er dort lebte, und hatte diesen Plan im letzten Winter endlich ausgeführt und drei Monate bei ihm zugebracht. Freilich war das für ihn eine Veranlassung mehr zum Geldausgeben geworden, denn er wollte Lina nicht merken lassen, wie knapp es ihm ging und bemühte sich, so gut er vermochte, ein aufmerksamer Wirth zu sein. Er konnte natürlich nicht nur in solch' ärmliche Restaurationen mit ihr gehen, wie die bei der Ripetta war, sondern mußte sie herum führen, auch in theurere Lokale. Dann kamen Droschken, Theaterbillets und Ausfahrten hinzu, und war auch Lina immer sehr darauf bedacht, ihm keine Ausgaben zu machen, und suchte sie ihm regelmäßig mit dem Bezahlen zuvorzukommen, so konnte er das doch unmöglich zugeben.

Digitized by Google

Im Frühjahr war sie mit zwei anderen schwedischen Damen nach Neapel gegangen, war lange auf Capri und in Sorrent gewesen und hatte immer von Neuem versucht, den Bruder dorthin zu locken. Fing sie vielleicht jetzt an, den wahren Grund seiner Weigerung zu ahnen? Kurz, sie schrieb plötzlich, es finge da unten an, sehr heiß zu werden; deshalb würde sie am nächsten Abend in Rom eintreffen und Alles aufbieten, den Bruder zu überreden, mit ihr in die Schweiz zu reisen. Zugleich bat sie ihn auf allerlei Umwegen dringend, ihn zu der Reise einladen zu dürfen.

Er empfing sie den Abend am Bahnhof, und sie kehrten in einer kleinen Trattoria bei der Fontana di Trevi ein, um ein Glas Wein zu trinken und noch etwas zu plaudern, ehe sie hinauf in ihre erstickend heißen Zimmer gingen. Hier konnte man wenigstens auf der Straße sitzen.

„Nun, lieber Ville, Du machst mir wohl die Freude, mich auf einem kleinen Ausflug in die Schweiz zu begleiten? Du siehst wirklich schlecht aus — ich kann wahrhaftig nicht abreisen und Dich hier lassen."

„In die Schweiz, Mütterchen," — er hatte sie von Kindheit auf so genannt, obgleich seine eigene Mutter noch lebte, — „das ist ganz unmöglich. Glaubst Du, ich wäre im Stande, von meinem Bellmann so weit wegzugehen? Aber — ja, sei jetzt einmal vollkommen aufrichtig! Sieh mir mit Deinen lieben, ehrlichen Augen gerade in das Gesicht und lüge nicht: Hast Du wirklich eine so sehr große Sehnsucht nach der Schweiz?"

„Nein, Gott bewahre, ich reise, wohin Du willst."

„Nun, wenn dem wirklich so ist, bist Du wirklich mit Allem einverstanden, so möchte ich Dir wohl vorschlagen, daß wir statt dessen ganz einfach einen kurzen Ausflug in die Sabinerberge machten. Dort gibt es so romantisch gelegene kleine Orte, daß sie die Mädchenphantasie von Mütterchen nicht herrlicher wünschen kann — für mich aber wäre es das Passendste, nicht weiter wegzugehen, als daß ich jeden Augenblick wieder nach Hause kann, wenn mich die Unruhe erfassen sollte."

„Außerordentlich gern — es wäre auch gar zu schade gewesen, wenn ich hätte abreisen sollen, ohne die Sabinerberge in der Nähe gesehen zu haben — nachdem ich sie von hieraus monatelang bewundert habe."

„Hast Du Lust, nach Cipriano zu fahren?" fragte er mit einem etwas schelmischen Lächeln.

„Was ist das?"

„Ich bin selbst noch nicht dagewesen, aber es ist ein Ort, der von Solchen, die das Romantische lieben, viel besucht wird, ein altes Räubernest, dessen Bewohner noch heut zu Tage Banditen sind, und das in pittoresker Schönheit hoch oben auf der Spitze eines Berges, unmittelbar an einem Abgrunde liegt."

„Aber — ist es auch nicht gefährlich — können sich Fremde hinwagen?"

„O ja — es ist nämlich dort ein kleines Wirthshaus, das einen sehr guten Ruf hat — ein patriarchalisches Haus, wo Alles vom Wirth und seiner Familie allein besorgt wird. Da soll man vollkommen sicher leben können — man soll nur vermeiden, nach Sonnenuntergang auszugehen."

„Huh — das klingt ja ganz gruselig."

Digitized by Google

„Nun, wenn Du nicht willst —"

„Doch, — es ist gewiß sehr pikant."

„Dachte ich es mir nicht," rief er lachend. „Wenn man Zeit seines Lebens in einer schwedischen Kleinstadt wohnt, wird die gewaltsam zurückgedrängte Romantik stärker als selbst die Herzensangst vor Räubern."

II.

Ein paar Tage darauf saßen die beiden Geschwister früh auf der alten, antediluvianisch aussehenden Postkutsche, welche, von vier Pferden gezogen, den Weg über die sonnverbrannte Campagna dahinschwankte. Es war noch etwas Morgenfrische in der Luft, und das Verdeck schützte sie vor der Sonne, denn sie saßen oben auf den beiden Plätzen des Bocks neben dem Kutscher, wo es lustiger war und sie eine freiere Aussicht hatten. Der Kutscher, der Typus eines echten prächtigen Römers mit regelmäßigen Zügen, etwas dick, sinnlich und grimmig, das Entzücken und die Qual aller Mädchen, mit großen Ringen und Vorsteknadeln, engen Beinkleidern an den schön geformten Beinen, einer kleinen Pfeife im Munde, beeilte sich, während er vergnügte und freche Blicke umherwarf und die Peitsche mit einer Herrschermiene knallen ließ, als ob die weite Campagna vor ihm sein Reich wäre, ihnen mitzutheilen, daß Cipriano seine Heimath sei, und daß es in der ganzen römischen Provinz keinen schöneren Ort gebe.

„Aber es leben ja so viele Räuber dort," sagte Lina mit ihrem stammelnden Conversationsitalienisch naiv.

„Merkst Du denn nicht, daß er einer der schlimmsten sein würde, wenn er nur könnte," wies sie der Bruder zurecht.

Der Kutscher Bassano lachte hell auf.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Signora!" sagte er mit einem Blick auf Lina's frommes, gewissermaßen kleinstädtisch aussehendes, ältliches Gesicht, der sie, hätte sie auch nur einen Funken von Eitelkeit gehabt, beleidigt haben müßte. Der Bruder aber, für die Würde der Schwester empfindlicher als diese selbst, flüsterte ihr zu: „Nimm Dich mit dummen Fragen in Acht, sonst bringst Du mich in die peinlichste Verlegenheit. Ich kann nicht schweigend dabei sitzen und dulden, daß er zu dreist gegen Dich wird."

„Nein aber, Ville — es wird Dir doch nicht einfallen, auf den Menschen böse werden zu wollen."

„Fünfzehn Jahre in Rom reichen allenfalls hin, um so viel Ritterlichkeit selbst bei einem schwedischen Kleinstädter zu entwickeln, daß er nicht duldet, wenn ein Mann in seiner Gegenwart naseweis gegen eine Dame wird. Deshalb ist es hier in Italien für einen Herrn eigentlich immer etwas unbehaglich, in Damengesellschaft auszugehen. Du, liebes Mütterchen, stehst ja nicht gerade mehr in der ersten Jugend, so daß Dir dergleichen nicht passiren kann. Aber sonst, glaube mir, habe ich manchmal wie auf Nadeln gesessen, wenn ich mit irgend einer jungen Landsmännin, der ich Rom zeigen sollte, in einer Restauration oder im Theater war; sie sind immer so naiv zu glauben, sie könnten sich hier ungeniert umsehen; dadurch fühlt sich irgend ein Herr zu einer Annäherung ermuntert — und dann heißt es, sich schleunigst zurückziehen, oder es gibt keinen anderen

Digitized by Google

ehrenhaften Ausweg als ein Duell — ach ja, was haben die Schwedinnen mich mit ihrer Dummheit oft geärgert!"

Das bloße Wort „Duell" hatte für Lina's schwedische Kleinstadtsohren einen so romantischen Klang, daß sie ihren Bruder inständig bat, ihr zu sagen, ob er je eins gehabt hätte.

„Nein, bis jetzt glücklicherweise nicht," erwiderte er; „ich wußte, daß das für mich, der ich die Waffen nicht führen kann, ungefähr dasselbe sein würde, als wenn ich mich wie einen Hund niederschießen lassen wollte — übrigens — hätte ich ein Mädchen wirklich geliebt, ich würde doch nicht gezaudert haben — aber das war niemals mein Loos."

„Wie, ist das möglich — bist Du wirklich niemals verliebt gewesen? Und hast so lange in Italien unter all den entzückenden Frauen gelebt!"

„Ja, siehst Du, die entzückenden Frauen sind nicht für mich. Ich muß mich mit einer einfacheren Sorte begnügen — mit solchen, in die man sich nicht verliebt. Und die sind mir längst überdrüssig geworden. Ich lebe jetzt schon lange wie ein Mönch und sehe kein weibliches Wesen an, außer wenn ich ein Modell brauche. Und auch das ist seit mehreren Jahren nicht vorgekommen, denn ich habe seitdem nur Männer und Kinder modellirt. Ich finde auch die männliche Schönheit weit plastischer als die weibliche."

„Wie sonderbar, — das habe ich noch nie gehört."

„Und glaubst Du nicht, daß die Antike dieselbe Auffassung gehabt hat? Das Weib ist nur schön als Jungfrau — Du hast wohl noch nie einen weiblichen Körper aus dem mittleren Alter modellirt gesehen, ebenso wenig aus dem halberwachsenen — vom Greisenalter gar nicht zu reden. Vom Mann dagegen hast Du die ganze Scala — vom kleinen Amorin bis zum jungen Apollo, vom Mittelalter des Gladiatoren oder Faun bis zum alten Nil — alle in gleicher Schönheit. Nein, liebes Mütterchen, es hilft nichts, das Weib ist ein untergeordnetes Wesen, das nur einen einzigen Augenblick seines Lebens schön ist — den Augenblick, da sie voll entwickelt, aber noch nicht reif ist."

„Es betrübt mich wirklich tief, Dich so reden zu hören," sagte Lina. „Da kann ich mir schon denken, daß mein höchster Wunsch nie erfüllt werden wird."

„Und welches ist Dein höchster Wunsch? Einen Mann zu bekommen, der in Dich verliebt ist? O, das kannst Du dennoch, denn die Schönheit ist nicht Alles."

„Sei doch still! Nein, was ich gehofft und geträumt hatte, das war, Du möchtest Dich in irgend eine schöne Italienerin verlieben und sie als Deine Frau mitbringen, wenn Du heimkommst zur Enthüllung Deines Monumentes. Ich finde, daß das Fest nur etwas Halbes bleibt, wenn Du als alter Junggeselle kommst: denke doch, wie reizend es wäre, wenn Du eine südliche Schönheit mit großen, dunklen Gazellenaugen heimbrächtest — wie interessant wäre das für unsere Eltern, ja für die ganze Stadt."

„Du bist unverbesserlich romantisch, Mütterchen. Du solltest mir im Gegentheil ein ehrenwerthes, treuherziges, einfaches Mädchen aus einer schwedischen Kleinstadt zur Frau wünschen — das würde entschieden am besten für mich passen, denn Du weißt recht gut, daß ich, wenn auch Künstler durch und durch,

Digitized by Google

doch ein wirklich ehrbarer, solider, guter schwedischer Spießbürger bin. Und weißt Du, aufrichtig gesagt, so viel Sympathie ich auch für die Italiener habe, wahrhaftig, eine Italienerin würde ich mir nie zur Frau wünschen."

„Und warum nicht?"

„Wie ich Dir schon sagte — weil ich ein Spießbürger bin — und weil es tief im Spießbürgerblut steckt, seines Gleichen zu suchen. ‚Fände ich doch eine einzige kleine Kröte auf Erden' sagte Andersen's Frosch, als er sich einsam in der großen, weiten Welt fühlte. — Ja, siehst Du, sollte ich mich verheirathen, so möchte ich vor Allem die Seite meines Wesens befriedigen, die nach Treue, nach Ruhe in dem Verhältniß verlangt. Dann wünschte ich mir eine Frau, die meine Strümpfe stopft und am häuslichen Herd sitzt — so pflegt ja wohl der herkömmliche Ausspruch zu lauten? — die nicht glaubt, von Kunst etwas zu verstehen und Dummheiten in der Richtung schwatzt, sondern meine Kinder erzieht und ihnen ein gutes, ehrliches Spießbürgerblut vererbt, viel lieber als irgend welche Künstleranlage. Denn weißt Du, die guten, ehrbaren Spießbürger bleiben doch die Grundpfeiler der Gesellschaft — sie sind das tägliche Brod, während die Künstler nur Zuckerwerk sind. Ja, meine Frau müßte gutes, hausbackenes Roggenbrod sein — keine Torte oder Confect, wie mir die Italienerinnen alle mehr oder weniger zu sein scheinen. Und außerdem, will ich auch wieder in meine Heimath zurück und schwedische Kinder haben — und wie, glaubst Du wohl, würde eine Italienerin zu uns passen?"

Während dieser Plaudereien hatten sie sich schon weit von den Mauern Roms entfernt. Nur ein einziger hoher Punkt hob sich noch vom Horizont ab — es war die Kuppel von Sanct Peter, der babylonische Thurm der Gegenwart, der die Völker der Erde um sich versammelt, und unter dessen Herrschaft der größte Theil der Christenheit sich beugt. Aber weit umher erzählen öde Landstrecken mit Monumenten antiker Pracht von einer älteren Herrschermacht, vor welcher sich auch der größte Theil der civilisirten Welt beugte, die aber bei ihrem Niedergang die Pflege des heimathlichen Bodens vernachlässigte und dadurch die Schuld am Entstehen dieser sumpfigen Gegenden, die noch heute die Umgebung vergiften, auf sich lud.

Auch jetzt noch sah man bleiche, abgemagerte, fieberkranke Gesichter da und dort aus den elenden Hütten hervorlugen, die mitten unter den Ueberresten der herrlichsten Monumente der Welt verstreut liegen; auch jetzt noch halbwilde Herden von Büffeln und schwarzen Schweinen umherstreifen, gefolgt von ihrem primitiven Hirten, der in seiner ungegerbten Schafhaut wie ein behaarter Mensch aussah oder, auch das konnte man sich sehr gut vorstellen, wie das Vorbild zu einem antiken Satyr. Und die stattlichen Bauern, die in ihren weißen Mänteln einherritten, die lange Büchse über der Schulter, den dunklen Schlapphut in das sonnenverbrannte Gesicht gedrückt, hatten ein so romantisches Gepräge, daß Lina vor jedem, der ihnen begegnete, erschrak und sich nicht gewundert hätte, wenn er plötzlich sein Pferd zum Stehen gebracht, Halt gerufen und seine Büchse auf sie angelegt hätte.

Als sie jetzt an eine Station kamen, von der aus sie, die große Landstraße verlassend, auf einen Seitenweg einlenkten, paßte es vollkommen zur Stimmung,

Digitized by Google

daß sich zwei bis an die Zähne bewaffnete Carabinieri dem Wagen anschlossen und dem Kutscher sagten, sie würden mitreiten, weil der Weg nicht völlig sicher sei, denn vorige Woche wäre hier die Post überfallen und beraubt worden.

Lina schrie auf vor Entsetzen und Entzücken.

„Gerade hier! Der große Postraub, von dem vorige Woche die Zeitungen berichteten?"

„Jawohl — der Postillon und zwei Reisende wurden erschossen. Es waren sechs Männer mit langen Büchsen, die im Hinterhalt gelegen hatten."

Bassano erzählte dies fast triumphirend.

„Und sind die Verbrecher ergriffen worden?"

„Nein — nicht die richtigen. Aber sie haben in Folge falscher Angaben eine ganze Anzahl hingesetzt — auch einige aus Cipriano."

„Und wenn nun die Richtigen kämen und uns überfielen, haben wir auch Post mit uns?"

„Das fehlte noch — freilich ist hier viel Geld," sagte er und deutete auf die Ledertasche, die über seiner Schulter hing.

„Was thäten Sie denn, wenn wir angefallen würden?"

„Ach, jetzt haben wir Carabinieri bei uns — da versuchen sie es nicht."

„Aber sechs Kerle gegen zwei — das könnte ihnen doch glücken."

„Freilich, das ist wahr," sagte Bassano, und Lina glaubte ein unglückverheißendes Blitzen in seinen Augen zu bemerken.

„Nun, das nenne ich wirklich zu freundlich vom Schicksal," neckte sie Ville. „Wenn man ein so durch und durch romantisches Herz wie Mütterchen hat, kann man sich doch nichts Besseres wünschen, als unter Angst und Zittern vor Räubern durch die Campagna zu fahren. Bedenke doch, wie froh Du sein würdest, wenn Du einen Ueberfall erlebtest."

Die Hitze nahm zu, die Sonne brannte jetzt gerade in das Cabriolet hinein, und Lina fing an, mit dem Kopfe zu nicken und wieder in die Höhe zu fahren, wenn sie zum Bewußtsein kam, bis ihn ihr Bruder lächelnd an seine Schulter legte, wo er ruhig liegen blieb. Aber bald schlief Ville selbst; auch Bassano ließ die Pfeife aus dem Munde fallen, und das kecke Haupt, das erst so munter über die Campagna geblickt hatte, sank auf die Brust herab. Im Wagen war während der Fahrt eine eifrige und gefühlvolle Unterhaltung geführt worden, zwischen einem langrockigen Priester und einer Matrone mit großen, geschliffenen Korallen um den bloßen plastisch geformten Hals — sie hatte über die Schlechtigkeit der Welt geklagt und über ihre jugendliche Tochter, die den Mann, den die Mutter für sie gewählt, nicht heirathen wollte. Der Priester hatte ihr darauf den Rath gegeben, gegen solche Auflehnung nicht nachsichtig zu sein und sie gebeten, das junge Mädchen zu ihm in die Beichte zu schicken, er wollte schon ihr Gewissen erwecken — jetzt aber verstummten auch diese Beiden und schliefen einander gegenüber ein. Ja, sogar die Pferde schienen zu schlafen; mit hängenden Köpfen schleppten sie sich vorwärts, willenlos und betäubt von der Hitze.

Am Mittag wurde vor einer Osteria angehalten, um während der heißesten Stunden zu rasten. Nachdem Lina und Ville ein Frühstück von Maccaroni, Käse und Obst verzehrt und ein paar Becher Wein getrunken hatten, wurden sie

Digitized by Google

in ein Zimmer mit geschlossenen Fenstern und Läden geführt, das nach der Hitze draußen kellerartig kalt erschien. Erst allmälig konnten sie die Conturen eines riesengroßen Bettes unterscheiden, das Raum für eine ganze Familie bot; als aber Lina die Läden öffnen wollte, um das Bett untersuchen zu können, ehe sie sich hineinzulegen wagte, widersetzte sich ihr Bruder diesem Vorhaben auf das Lebhafteste.

„Je weniger man sieht, desto besser," sagte er. „Ich versichere Dich, die Romantik verträgt an solchen Orten das Tageslicht nicht."

Lina war zu müde, um zu opponiren und schlief, sobald sie sich auf die eine Ecke hingelegt hatte, augenblicklich ein. Am entgegengesetzten Ende schlief ihr Bruder fast ebenso schnell.

Gegen drei Uhr wurden sie geweckt, und mit neuen Pferden ging es weiter, Bassano munter und frischer als vorher. Er knallte mit der Peitsche und musterte mit der Miene eines unwiderstehlichen Triumphators ein paar Mädchen, die in seinen Anblick vertieft dastanden. An jeder Haltestelle hatte er weibliche Bewunderer und betrachtete sie stets mit herablassendem Wohlwollen, das zu sagen schien: „Ich brauche nur zu wollen, dann habe ich Jede von Euch am kleinen Finger." Nun war er so vergnügt, nach seinem geliebten Cipriano zu kommen, als wäre er auf einer langen Reise in der Ferne gewesen.

„Jetzt machen Sie die Augen auf," sagte er zu Lina. „Schöneres als hier bekommen Sie nirgends zu sehen, wohin Sie auch auf der Welt reisen."

Je tiefer sie in die Berge hineinkamen, desto malerischer wurde der Charakter der Landschaft. Ueberall auf den Bergspitzen lagen förmliche Räuberburgen, während die Fahrstraße mit Kastanien, Oliven und Feigen eingefaßt war und auf den Feldern sich üppige Weinranken in schwebenden Bögen von Baum zu Baum schlängelten, als wäre die Gegend weit und breit zu einem unendlichen Mittsommerfest geschmückt.

Gegen fünf Uhr erblickten sie eine Bergspitze, die unzugänglicher als alle anderen aussah, und auf der eine Anzahl Häuser hart am Felsen wie ein Adlernest zu hängen schien. Bassano zeigte mit seiner langen Peitsche hin und sagte: „Ecco Cipriano!"

Dasselbe schienen sich auch die Pferde zugerufen zu haben, denn sie erhoben die Köpfe und beschleunigten ihren Gang, obgleich der Wagen anfing im Zickzack und hart an einem Abgrund aufzusteigen, der bei jeder neuen Biegung immer schwindelerregender wurde.

„Hier geschah vor ein paar Jahren ein Ueberfall," erzählte Bassano, der von diesen Ueberfällen wie von Heldenthaten sprach.

„Wie ging denn das zu?" fragte Lina und sah sich ängstlich um, ob nicht plötzlich ein Flintenlauf aus dem dichten Gebüsch, das den Weg hier zu beiden Seiten einfaßte, hervorblitze.

„Es war ein Engländer, der in der Gegend eine Fabrik hatte. Eines Abends, als er mit seinem Inspector allein fuhr und, wie man wußte, viel Geld bei sich hatte, weil er seinen Leuten den Lohn auszahlen wollte, wurde er hier überfallen und ausgeplündert. Nachher stürzten sie ihn und den Inspector sammt

Digitized by Google

Pferden und Wagen in den Abgrund, damit die Gerichte glauben sollten, sie wären verunglückt."

„Wie schrecklich!" rief Lina und rückte unwillkürlich im Wagen so weit wie möglich von der Seite des Abgrunds weg.

„Nun, wie kam es denn heraus?" fragte Ville.

„Ja, sie waren nachher dumm, natürlich — sie gaben große Banknoten aus und erregten dadurch Mißtrauen. Mit etwas mehr Klugheit wäre die Sache schon besser gegangen."

„Aha, Du hast wohl die Absicht, es ein andres Mal selbst zu probiren," sagte Ville auf Schwedisch.

„Waren das auch Leute aus Cipriano?" forschte Lina unruhig.

Bassano nickte mit stolzer Miene.

„Aber Ville, dann ist es ja geradezu Wahnsinn von uns, in ein solches Räubernest zu gehen," rief sie aufgeregt.

„Du wolltest doch etwas Romantisches erleben," erwiderte er lachend.

In dem Augenblick hielt der Wagen am Eingang des Dorfes still. Weiter konnte nicht gefahren werden, denn die Straßen bestanden nur aus Treppen, nicht ein Haus lag auf demselben Niveau wie das andere, und alle waren so verfallen, so festungsartig mit ihren dunklen Mauern und kleinen Fensterluken, Weiber und Kinder, die davor saßen, sahen so wild, verwegen und herausfordernd aus, daß Lina auf deren in trotzigem Tone gerufene Bitte: „Einen Soldo, Signora," ihr Geld förmlich ausstreute, in dem Gefühl, daß das nicht nur ein Almosen, sondern eine Steuer sei, welche die Bevölkerung von den Fremden forderte, und die sie nöthigenfalls auch mit Gewalt eintreiben würde, wollte man sie ihr verweigern.

Casa Benigno sollte, wie man ihnen gesagt hatte, noch hoch oben über dem Dorfe liegen; deshalb mußten sie die lange, steile Hauptstraße hinauf klettern, wo die ganze Bevölkerung versammelt und jedes Auge sie zu taxiren und abzuwägen schien. Ein altes, barfüßiges Weib in Lumpen, aber mit so stattlicher Haltung und so finsterem Aussehen, daß Lina kaum wagte, sie anzureden, trug ihr Gepäck auf dem Kopfe. Oberhalb des Dorfes führte ein steiler Fußweg weiter auf die Höhe.

„Liegt Casa Benigno so weit weg?" fragte Ville, während ein Verdacht in ihm aufstieg, sie könnten in eine unbekannte und allzu verlockende Gegend geführt werden. Die Sonne neigte sich dem Untergang zu, und es war kein angenehmer Gedanke, mit einbrechender Dunkelheit noch draußen in dieser wilden Einöde zu sein.

„Ja freilich ist es weit," sagte das Weib in hämischem Ton.

Es dämmerte bereits stark, die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden und purpurgolden und violett hoben sich diese vom Abendhimmel ab.

Der Weg führte jetzt unter Kastanien und Akazien hin, deren große weiße Blüthentrauben so tief herunterhingen, daß man sie pflücken konnte, und die mit ihrem berauschenden Duft die Atmosphäre füllten. Ein frischer Hauch bewegte nach der Sonnengluth des Tages die Luft wohlthuend und stärkend. Und überall, bei jeder Biegung des Weges, eröffneten sich neue hinreißende Aus-

Digitized by Google

sichten, über Thäler und Höhen mit so phantastischen Umrissen, mit einem solchen Spiel von Farben- und Lufttönen, so wild und zugleich so fesselnd und reich, daß es an eine phantastische Traumlandschaft von Claude Lorrain oder Salvator Rosa erinnerte. Das alte Adlernest lag schon weit unter ihnen, aber von da oben hatte es fast etwas Entsetzenerregendes, es so an der Felsenspitze hängen zu sehen, gerade als ob es im Begriff wäre hinunterzustürzen und in der Tiefe zu verschwinden.

„Nun, kommen wir überhaupt noch nach Casa Benigno?" fragte Ville und versuchte, eine strenge und imponirende Miene anzunehmen, während er seine kleinen, harmlosen, blauen Kinderaugen auf das riesengroße, vornehm herabblickende Weib mit einem Ausdruck heftete, der eine ernste Warnung enthalten sollte.

„Wir kommen hin," erwiderte diese in ihrem nicht zu erschütternden Gleichmuth verächtlich, „wenn wir den Weg, der hinführt, zurückgelegt haben."

Die Sonne war untergegangen, und das Roth im Westen verblich zusehends, während der östliche Horizont schon ohne alle Beleuchtung dalag. Unter den Akazien war es ganz dunkel.

Da sahen sie ein Licht durch die Bäume schimmern. Die Frau machte eine rasche Wendung, lief über steiniges Geröll, öffnete die Thüre einer Mauer und trat in einen Garten ein, der ganz von Rosenduft erfüllt war. Sie gingen einen langen, sandigen Weg entlang und standen endlich vor einem kleinen Haus, das ungefähr ebenso festungsartig verfallen und unwohnlich wie die Häuser unten im Dorfe aussah, aber eine Terrasse hinaus nach dem Abgrund hatte, von der aus die Aussicht nach Westen in die dahinsterbenden Sonnenreflexe noch prachtvoller war als von allen bisher gesehenen Punkten.

Eine offen stehende Thüre führte von der Terrasse aus in einen Saal, in dem eine Hängelampe brannte und zwei Damen an einem gedeckten Tisch saßen und goldnen Ciprianowein tranken. Sie wurden von zwei schönen, blonden Mädchen bedient, die auf den Ruf der Frau herbei eilten, die Neuangekommenen zu empfangen.

III.

Es war ein ganz besonders angenehmes Gefühl, sich nach den Anstrengungen des Tages und dem wenig behaglichen Eindruck von Cipriano selbst hier in diesem gemüthlichen Speisesaal niederzulassen, seinen Durst in goldgelbem Wein zu löschen und von den beiden einnehmenden jungen Mädchen, den Töchtern des Hauses, bedient zu werden.

Dieses wurde, wie Ville schon gehört hatte, in echt patriarchalischer Weise allein von der Familie, ohne fremde Hülfe besorgt. Den beiden Töchtern fiel die Hausarbeit zu, die Mutter stand der Küche vor, der Vater dagegen pflegte den Garten und machte die Einkäufe im Dorfe. Das Alles erfuhren Lina und Ville sehr bald durch die beiden deutschen Damen, welche am Tage vorher hier angekommen und von Casa Benigno, ganz besonders aber von den blonden Mädchen völlig entzückt waren.

Das Haus hatte acht Fremdenzimmer, jetzt aber in der stillen Jahreszeit, wo der Strom der Fremden Italien längst verlassen hatte, konnte höchstens

Digitized by Google

noch auf den Besuch von römischen Familien gerechnet werden, die dann und wann, wenn die Hitze zu unerträglich wurde, hierher flüchteten. Im Frühjahr und Herbst dagegen war es von Fremden überfüllt. Bekannte hatten den beiden deutschen Damen gerade diesen Ort aufs Wärmste empfohlen; sie hatten nur im Frühjahr nicht herkommen können, weil die Eine krank geworden war. Nun priesen sie sich glücklich, es noch erreicht und Italien nicht verlassen zu haben, ohne hier gewesen zu sein.

„Und wie wohlthuend ist es," sagten sie, „wenn man lange in Italien gereist ist, an einen Ort zu kommen, wo man sich auf das Hauspersonal vollkommen verlassen kann, nicht seine Sachen zu verschließen und die Taschentücher, die man weglegt, zu zählen braucht, sondern Alles offen lassen kann. Es ist nicht zu beschreiben, wie sehr wir es heute genossen, unsere Koffer bis auf den Grund auszupacken und alle unsere Habseligkeiten um uns her auszubreiten, als wären wir zu Hause."

Lina aber, die auf alle möglichen Abenteuer vorbereitet war, fühlte sich durch diese prosaische Sicherheit beinahe enttäuscht.

„Es ist ganz schön," sagte sie, „daß man keine Sorge um seine Taschentücher zu haben braucht. Trotzdem könnte ich nicht behaupten, daß ich hier bei unverschlossenen Thüren schlafen möchte, denn für sein Leben wäre man vielleicht doch nicht so sicher."

„Nein, das Haus liegt gar zu einsam," gaben die Deutschen zu.

„Und die Familie Benigno soll die einzige ehrliche im ganzen Orte sein. Deshalb ist man wohl hier d'rin vor Gefahren sicher — aber draußen, das ist eine andere Frage. Fürchten Sie sich nie?" wandte sie sich an die Mädchen.

„O, gewiß nicht, Signora," sagte die ältere Schwester mit so auffallend zuversichtlicher Miene, daß es den Eindruck hervorrief, als wollte sie die Reisenden absichtlich beruhigen. „Papa schläft stets mit geladener Büchse, so daß Sie ruhig wie im Schoße der Mutter sein können. Außerdem haben hier nur noch Wenige die Erlaubniß, Büchsen zu tragen."

„Ein schöner Trost," sagte Ville lachend zu den Damen. „Sie wissen wohl, daß nur Solche keine Büchsen tragen dürfen, die in dem Verdacht stehen, Räuber zu sein, denn sie brauchen sie hier ganz nothwendig, weil sie alle Jäger sind."

Und zur äußersten Beruhigung fügte die jüngere Schwester noch hinzu: „Du weißt recht gut, daß die Allermeisten hier Büchsen tragen, obgleich sie keine Erlaubniß dazu haben. Die Ciprianer sind ein schlechtes Volk, so viel ist sicher," fuhr sie fort. „Hier im Hause aber ist es für die Fremden nicht gefährlich. Manchmal dagegen, wenn wir ganz allein sind und Papa einmal fort ist — ja — dann kann man die ganze Nacht kaum ein Auge schließen."

Die ältere Schwester machte der jüngeren Zeichen, daß sie mit solchem Geschwätz aufhören solle, und diese wurde roth und schien sich zu entschuldigen.

Während das schöne Mädchen sprach, betrachtete Ville Björk sie und nahm gleichsam Maß von ihren Proportionen. Es war eine Blondine, aber nicht im nordischen Genre, die Haut nicht durchsichtig hell mit rothen Röschen wie bei den nordischen Blondinen, sondern sammetartig und wie von Sonnengluth gesättigt; die Augen waren blau, aber nicht wie Vergißmeinnicht, sondern wie

Digitized by Google

Veilchen, das volle, reiche Haar nicht goldgelb, wie Korn, sondern matt aschblond wie Sand. Die Aelteste trug es, aufgesteckt auf den Kopf, aber mit ziemlich tief in die Stirn herabfallenden Haarfranzen, was den hellen, offenen Eindruck, der den nordischen Blondinen eigen ist, etwas störte. Die Jüngste hingegen ließ es in einer einzigen langen Flechte den Rücken hinabhängen. Ihre Figur hatte etwas von der nordischen, zarten Mädchenhaftigkeit, und ihre veilchenblauen Augen schienen neugierig und schwärmerisch zugleich zu blicken. Lina und die deutschen Damen stimmten darin überein, daß sie das schönste Mädchen sei, das sie jemals gesehen hätten, Björk aber erklärte auf Befragen, er beurtheile sie nur vom Standpunkt des Bildhauers aus und sei nicht sicher, ob ihre Schultern nicht etwas zu schmal und die Taille zu lang sei — sonst hätte sie etwas von einer jungen Najade in Gestalt und Ausdruck.

„Ich möchte sie sehr gern sehen," fügte er nachdenklich hinzu.

„Sie sehen — Du hast sie ja dicht vor den Augen."

„Denkst Du, daß ein Bildhauer das sehen nennt? Ich sehe nur ihre Kleider, ich sehe Corsett, Tournüre, Röcke. Sie müßte nur in ihr aufgelöstes Haar gehüllt sein. So wie sie jetzt ist, in der unschönen, halb modernen Tracht, hat sie viele Fehler; aber es ist trotzdem möglich, daß sie in ihrem natürlichen Zustand schön ist."

Die Gäste gingen jetzt hinaus auf die Terrasse. Die Nacht war so herrlich, wie es nur die Nächte des Südens sind — lauwarm, von Wohlgerüchen erfüllt, mit einem Sternenhimmel so hoch und so blitzend, daß das Auge kaum seinen Glanz ertragen kann.

Nachdem die Mädchen abgedeckt hatten, kamen sie auch heraus und leisteten den Gästen Gesellschaft. Die Aelteste, Costanza, behagte Ville nicht so recht. Sie machte die Honneurs des Hauses in zu übertriebener Weise und that gerade das, was er mit seinen Arbeiten nie konnte: die Waare in das rechte Licht zu stellen.

„O Signora," sagte sie, „Sie sind in ein einfaches Haus gekommen! Irgend welchen Luxus finden Sie hier nicht. Was aber Reinlichkeit, Sauberkeit und Ordnung betrifft, damit hoffe ich, werden Sie zufrieden sein. Wir sind nicht aus hiesiger Gegend — wir sind Milaneser — in der ganzen römischen Provinz finden Sie keine solche Hausfrau wieder wie meine Mutter."

Dieser Ausspruch imponirte Lina so sehr, daß sie dem Zeugniß ihrer eignen Augen nicht mehr traute. Wirklich war ihr eben das Laken, als sie ihrer Gewohnheit gemäß in dem ihr zugewiesenen Zimmer das Bett aufgedeckt und untersucht hatte, von zweifelhafter Reinlichkeit erschienen — jetzt aber sagte sie sich, es würde wohl nur schlecht gerollt gewesen sein, wie dergleichen in solchen einfachen Landherbergen oft vorkäme.

Da tönte eine gellende scharfe Stimme durch die Dunkelheit: „Carmela!"

„Si, Mama," antwortete das jüngste Mädchen und lief blitzschnell davon, der Küchenseite des Hauses zu.

Gedämpfte, aber heftige Stimmen wurden laut, gleich darauf Etwas, das wie eine Ohrfeige und ein Aufschrei klang.

Digitized by Google

Was war das? Die Reisenden alle lauschten gespannt. Die Stimmen schwiegen, es wurde still, und man hörte nur noch flüstern. Kurz darauf schimmerte Licht aus Lina's Zimmer.

„Hier kommst Du doch vielleicht irgend einem Roman auf die Spur," sagte Ville. „Man mißhandelt offenbar das schöne Kind — Du mußt zu erfahren suchen, weshalb; natürlich ist es irgend ein Liebesabenteuer. Es würde mir wirklich leid thun, wenn sie an einen Ciprianer käme. Stell' Dir zum Beispiel den Bassano vor — sie wäre wohl im Stande, sich in so Einen zu verlieben; da schlüge ich mich aber doch auf Seiten der Mutter, glaube ich, eine Ohrfeige zu rechter Zeit wäre da besser."

Als Lina später auf ihr Zimmer kam, schien es ihr, als ob das Laken umgetauscht worden wäre.

IV.

Am folgenden Tage, als die Geschwister zum Frühstück kamen, fanden sie die beiden deutschen Damen über eine am Morgen gemachte Entdeckung in vollstem Entzücken. Während Lina und Ville, von der Reise des gestrigen Tages ermüdet, früh noch schliefen, hatte Costanza diese an eine Stelle geführt, die den Hauptanziehungspunkt von Cipriano bildet und ein Wallfahrtsort für alle Fremden ist, die hierher kommen. Dies ist ein vollkommen wilder, jungfräulicher Eichenwald, La Serpentina genannt, von dem die Damen versicherten, daß seine Ueppigkeit und Undurchdringlichkeit so urwaldartig wäre, wie sie nie etwas Aehnliches gesehen hätten. Lina bekam augenblicklich die größte Lust, auch dahin zu gehen, und die Geschwister beschlossen, es gegen Abend, wenn die größte Hitze vorüber, gleich auszuführen. Aber wie sollten sie den Weg dahin finden?

Während dieser Unterhaltung sah Carmela ihre Schwester mit eigenthümlich bittenden Blicken an und sagte schließlich halblaut: „Darf ich nicht? —"

Aber Costanza, die sie mit strenger Miene unterbrach, erwiderte ebenfalls in gedämpftem Ton: „Du weißt recht gut, daß das nicht in Frage kommt."

Trotzdem fuhr Carmela fort zu bitten: „Wenn Du doch am Morgen dort warst, warum sollte ich da nicht auch —"

Allein Costanza, in Sorge, die Fremden möchten auf ihr Gespräch aufmerksam werden, brachte sie zum Schweigen.

„Warum kann sie nicht mit uns gehen?" fragte Lina, die dem jungen Mädchen beistehen wollte.

„Wenn Sie es gerne möchten," sagte diese erröthend, „so — wollen Sie nicht Mama sagen, daß Sie es wünschen. Dann dürfte ich gewiß."

„Gern," erwiderte Lina, die sich in ihrer Herzensgüte nie die geringste Sorge darum machte, sich in die Angelegenheiten Anderer zu mischen.

„Kommen Sie mit, wir wollen gleich zu Mama gehen!"

„Ach nein, es ist besser, wenn Sie allein hingehen, — denn," fügte sie entschuldigend hinzu: „ich muß jetzt den Tisch besorgen;" aber es war klar, daß sie nur vor der Mutter Angst hatte.

So lenkte denn die muthige Lina ihre Schritte allein der Küchenseite des Hauses zu und fand auf der Terrasse davor eine ältliche Frau, deren regelmäßige,

Digitized by Google

harte Züge auffallend an die älteste Tochter erinnerten, mit einer Spindel auf der Treppe sitzen und spinnen. Lina brachte ihr Anliegen vor; die Mutter warf ihr einen etwas erstaunten, mißtrauischen Blick zu, gab aber ihre Einwilligung.

Gegen vier Uhr machten sie sich auf den Weg, und als sie aus der Umzäunung des Gartens heraus waren und von dem großen Landweg auf einen Nebenweg abbogen, der sich im Zickzack in die Höhe schlängelte, brach Carmela plötzlich in stürmische Lustigkeit aus. Sie kletterte an den unzugänglichsten Stellen hinauf, um Blumen zu pflücken, brach durch Dornenhecken durch und verwundete sich die Finger, warf sich an Bächen nieder, um sich Gesicht und Hände zu bespülen und schwatzte fortwährend das kindlichste, munterste Zeug, was so urtheilslos und lustig wie Vogelgezwitscher klang.

„Ich komme so selten heraus," sagte sie. „Ich kann es wirklich kaum begreifen, daß ich mit Ihnen gehe. Sonst darf ich es niemals — Mama muß besonderes Vertrauen zur Signora haben."

Ville, der sie die ganze Zeit über betrachtet und ihrem Treiben mit demselben Wohlgefallen zusah, wie man etwa einen Steinbock klettern oder einen jungen Hund spielen sieht, fragte gütig: „Weshalb kommen Sie denn so selten heraus?"

„Weil Papa und Mama so streng gegen mich sind. Sie finden, ich hätte so viele Fehler und glauben, ich würde besser, wenn sie mir Alles versagen. Aber da irren sie sich, ich bekomme nur desto mehr Lust nach all' dem Verbotenen."

Sie waren jetzt tief im Walde, und Lina, die sich dieses Dickicht wohl unbewußt wie einen Park mit Kieswegen vorgestellt hatte, wurde etwas zweifelhaft, als es galt, den Fuß in ellenhohes Gras zu setzen.

„Warum heißt er La Serpentina?" fragte sie. „Gibt es so viele Schlangen hier?"

„Ja, gewiß," sagte Carmela, und ihre Augen leuchteten. „Hier gibt es alles Mögliche: Schlangen und Eidechsen und Scorpione und Wild und Gemsen und große, große Vögel. Und manchmal treibt der Hirtenjunge auch noch die wilden Schweine und Büffel herein, die knicken und brechen die jungen Bäume um, daß es schauerlich prasselt und knackt, und die wilden Schweine wühlen die Erde auf, daß es dann aussieht, als wäre hier ein Beerdigungsplatz. Ach, und wie stark duftet es nach Ginster, Thymian, Myrthen und anderen wilden Blumen, man könnte toll davon werden. Und Beeren wachsen hier, ach, so viele — o, wie liebe ich diesen Wald! Außer in das Dorf gehe ich am liebsten hierher."

Sie sprang voran in das hohe Gras, und Lina setzte ängstlich besorgt ihren Fuß in Carmela's Fußtapfen, um ja nicht auf eine Schlange zu treten. Kaum aber war der stille Wald durch ihre Schritte und Stimmen geweckt worden, als man auch Prasseln und Flattern wie von Fliehenden hörte. Zwei glänzende Eidechsen huschten über Gestein und verschwanden in einer Spalte; erschreckte Rehaugen lugten hinter dichtem Gebüsch hervor; ein großer, schwerfälliger Vogel flatterte in nächster Nähe auf und lüftete seine Schwingen über ihren Häuptern.

Sie kamen an ein steinernes Kreuz, vor dem das junge Mädchen das heilige Zeichen machte.

Digitized by Google

„Liegt hier Jemand begraben?“ fragte Ville.

„Ja, — ein Reisender, der vor ein paar Jahren hier ermordet worden ist. Seine Leiche wurde erst lange nachher gefunden und, da sie schon halb verwest war, hier begraben.“

Lina drückte sich ängstlich an ihren Bruder. Der Wald hüllte sie jetzt vollständig in sein Dunkel; ein frischer Hauch erfüllte die Luft, die gewaltigen, viele hundert Jahre alten Eichen bildeten über ihnen ein undurchdringliches Gewölbe und das Gras am Boden wucherte mit einer Ueppigkeit, wie es nur unter dem Schutz dieses dichten Daches, bei den sonst Alles versengenden Sonnenstrahlen, möglich war.

„Hier muß man unwillkürlich an Dante's selva oscura denken,“ sagte Ville und declamirte begeistert:

„Questa selva selvaggia ed aspra e forte,
Che nel pensier rinnuova la paura —“

„Haben Sie Dante gelesen, Signorina?“

„Ich, o! Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken als Lesen.“

„In das Dorf gehen Sie also noch lieber als in den Wald?“ nahm er die abgebrochene Unterhaltung nach einiger Zeit wieder auf.

„Ja gewiß. Denn da treffe ich so Viele, mit denen ich sprechen kann.“

„Knaben?“ frug Ville scherzend.

„O nein, gewiß nicht, mit denen will ich nichts zu thun haben, die sind Alle zusammen greulich, so wild und böse. Nein, aber mit den Mädchen schwatze ich sehr gern, besonders wenn ihre Liebsten in Rom gewesen sind und ihnen einen neuen Schmuck oder ein Halstuch mitgebracht haben. So etwas sehe ich zu gern.“

Sie lagerten sich in das hohe Gras, nachdem sie Lina überzeugt hatten, daß im Allgemeinen weder Schlangen noch Scorpione sich auf Leute zu stürzen pflegen, die ihnen nichts gethan haben. Jetzt verstummte auch Carmela allmälig. Sie lag ausgestreckt, die Arme unter dem Nacken und blickte empor in das dichte Laubgewölbe. Ville stahl sich an ihre Seite und betrachtete sie aufmerksam. Wie sie so hingegossen in dem tiefen Grase lag, etwas zur Seite gebogen, das Haar halb aufgelöst, bildete der geschmeidige Körper eine weiche, unregelmäßige Linie von so plastischer Schönheit, daß Ville anfing, von einer weiblichen Statue zu phantasiren, die den Morgen darstellte, und die größte Lust bekam, sie zu modelliren.

Als sie gegen Sonnenuntergang den Rückweg antraten, erwachte Carmela's Gesprächigkeit wieder, aber Ville ärgerte das jetzt beinahe. Sie war holdselig, wenn sie schwieg, sobald sie aber sprach, verrieth sie zu sehr ihre kleine Vogelnatur ohne Gedanken und ohne Stimmung.

„Ich möchte heute Abend so gern in das Dorf gehen,“ sagte sie. „Eine von meinen Freundinnen wird sich verheirathen und bekommt eine wunderschöne Ausstattung. Ich habe Mama schon inständig gebeten, hingehen zu dürfen, aber sie sagt immer nein. Wenn Sie recht gut gegen mich sein wollten, ließen Sie mich hingehen und sagten meiner Mama, Sie hätten mich wegen einer Besorgung in das Dorf geschickt.“

„Nein, meine liebenswürdige kleine Signorina, darauf können wir uns unmöglich einlassen,“ sagte Ville lachend. „Ihre Mama würde es mit Recht unver-

Digitized by Google

antwortlich von uns finden, wollten wir Sie so am Abend allein fortlassen, wo Sie unter unserem Schutz ausgegangen sind."

Carmela schien augenblicklich nachzugeben.

„Das ist wahr," sagte sie. „Aber ich möchte doch so gern — ich habe auch Etwas zu zeigen — Etwas, das ich von Reisenden bekommen habe. —"

„Von einem Herrn?" frug Ville. —

„Nein, von einer Dame."

Eine Weile ging sie mit hängendem Kopfe. Als sie aber an den Kreuzweg kamen, der zum Dorf hinabführte, sah sie plötzlich mit einem unwiderstehlich bittenden Ausdruck ihrer Augen auf, schmiegte sich schmeichelnd an Lina und flüsterte: „Sie stehen mir bei — Sie sind so gut," und mit ein paar Sprüngen war sie schon weit weg auf dem steilen Weg zum Dorfe hinunter.

„Was sollen wir nun thun," rief Lina erschrocken aus.

„Ich laufe nicht hinter ihr her," erwiderte Ville ärgerlich und schlug den Weg nach Casa Benigno ein. „So ein ungehorsames, ungezogenes Ding! Kriegt sie jetzt eine Ohrfeige, wenn sie nach Hause kommt, so ist das ihre Sache."

Trotzdem widersetzte er sich nicht, als sich Lina auf einem Umweg ins Haus zu schleichen versuchte, damit die Mutter nicht merken sollte, daß sie allein kämen.

Beim Abendbrot aber fragte Costanza nach der Schwester, und die gute Lina, die noch nie in ihrem Leben gelogen hatte, stammelte errötheud, sie habe sie gebeten, für sie ins Dorf hinab zu gehen und Schuhbänder zu kaufen, weil sie ihre in der Serpentina zerrissen habe.

Costanza sah sie mißtrauisch an, erwiderte aber nichts, und gleich darauf kam Carmela, indessen so athemlos und erhitzt, daß man deutlich sah, sie war den ganzen Weg gerannt.

„Wo bist Du gewesen?" fuhr ihre Schwester sie streng an.

Carmela warf einen fragenden Blick auf Ville und Lina, als suchte sie in deren Gesichtern eine Andeutung für das, was sie sagen sollte; aber Ville lächelte nur etwas spöttisch, und Lina sah auf ihren Teller nieder.

„Die Signora bat mich, ihr etwas zu besorgen."

„Was war das?"

„Ich sollte einen wichtigen Brief zur Post bringen."

Die beiden deutschen Damen brachen in helles Lachen aus, Lina aber fühlte sich wie eine Verbrecherin.

Nach dem Essen merkten sie, daß Carmela das Abdecken und andere Arbeiten in die Länge zu ziehen suchte, um womöglich nicht hinunter zur Mutter zu müssen. Sie schmiegte sich wie ein Hund, der sich vor den Prügeln fürchtet, an ihre Schwester und sprach in den Ecken eifrig in sie hinein. Offenbar versuchte sie Costanza zu überreden, sie nicht zu verrathen.

Schließlich aber konnte sie keinen Vorwand mehr finden, noch oben zu bleiben, sondern mußte der Schwester folgen, aber mit hängendem Kopfe und so ausgesprochener Angst im Gesicht, daß Ville's Mitleid erweckt wurde, und er beschloß, nicht eher zu Bett zu gehen, als bis er sich überzeugt habe, daß das Mädchen nicht mißhandelt würde. Er ging deshalb hinaus, um eine Abendcigarre zu rauchen, und setzte sich in eine kleine Loggia, die gerade über der Küche lag. Aber

Digitized by Google

kaum war er einige Minuten dort, als er heftige Stimmen und entsetzte Schreie hörte, gleich darauf stürzte Carmela fliehend aus der Küche, die Treppe hinauf, an ihm vorbei, ohne ihn im Dunklen zu bemerken und hinein in die obere Etage. Er folgte ihr, um zu sehen, wohin sie ihren Weg nehmen würde und sah sie, ohne nur anzuklopfen, in Lina's Zimmer stürzen. Da sie die Thüre hinter sich offen ließ, ging er ihr auch hier nach und hatte nun einen tragikomischen Anblick: Lina in Nachtmütze, weißem Unterrock und Frisirmantel auf der Bettkante sitzend und ihre Schuhe ausziehend, das Bild einer friedlichen Altenjungfernprosa, wie man sie sich drastischer nicht vorstellen konnte und ihr zu Füßen, ihre Kniee umfassend, das schöne Mädchen mit aufgelöstem Haar und strömenden Thränen, um ihren Schutz flehend.

V.

Lina, einmal auf den Weg der Unwahrheit gerathen, entwickelte eine staunenswerthe Findigkeit und Gewissenlosigkeit. Sie nahm die Nachtmütze ab, steckte ihr Haar auf und kleidete sich wieder vollständig an — denn eine so ordentliche alte Jungfer besaß natürlich nichts dergleichen, wie einen Schlafrock — dann ging sie hinunter in die Küche, um der Signora zu sagen, sie fürchte sich so sehr im Dunklen und hätte so einen eigenthümlichen Schrei gehört, daß kein Schlaf in ihre Augen kommen würde, wenn Carmela nicht bei ihr auf dem Sopha schlafen dürfte.

Das wurde von nun an zur Regel. Carmela schlief jede Nacht bei Lina und setzte ihren Fuß kaum noch in die Küche, und ihre Dankbarkeit bewies sie Lina durch so hingebende, innige Verehrung, daß deren mütterliches Herz dadurch vollends gewonnen wurde. Mit bezaubernder Hingabe konnte sie sich ihr zu Füßen setzen, ihren Kopf wie ein junges Hündchen an sie drücken, sie so heftig umarmen, daß es der alten Jungfer — die von ihrem zartesten Alter an mutterlos, kaum je im Leben geliebkost worden war, deren ganze Innigkeit unter dem trockenen Aeußeren eines häßlichen alten Mädchens, um das sich Niemand recht kümmerte, verborgen lag — fast schwindelte vor der völligen Hingabe dieses jungen Wesens, auf dessen blondes Haupt sie nun alle Strahlen ihres warmen Herzens zu einer großen Liebesflamme ansammelte.

Ja, Ville behauptete, man könnte es unmöglich anders als „eine Liebe" nennen. Wenn er mit seiner Schwester zusammen war, hörte er von nichts Anderem, als von Carmela; alle ihre kindlich kleinen Vertrautheiten wurden mit tiefster Pietät berichtet, und Lina's blinder Eifer ging so weit, daß sie unbefangen genug war, dem Bruder zu beschreiben, wie liebreizend schön Carmela im Schlafe sei. Nur als er, aus Bildhauerinteresse, einige Einzelheiten über ihren Wuchs wissen wollte, bekam er eine abweisende Antwort; denn wie groß auch Lina's Bewunderung für das junge Mädchen war, so zog sie doch niemals die Decke von ihr weg, weder physisch noch geistig. Deshalb bekam Ville auch von ihren vertraulichen Mittheilungen nur solche zu wissen, die gleichgültigere Dinge betrafen; ihre tieferen Geheimnisse, ihre Phantasieen darüber, wie der Mann beschaffen sein müsse, den sie lieben könne, die bewahrte Lina gewissenhaft in ihrem jungfräulichen Herzen, obgleich sie die kühnsten Luftschlösser darauf baute.

Digitized by Google

Denn der Mann, welchen Carmela lieben könnte, durfte vor allen Dingen nicht aus Cipriano sein; die Cipricaner waren alle böse und schlugen ihre Frauen, und Carmela fürchtete sich so sehr vor Allem, was an Rohheit grenzte. Zweitens mußte er ein „Signore" sein, am liebsten ein Ausländer. Dann dürfte er auch nicht zu jung sein, denn ein älterer Mann, der eine junge Frau bekommt, ist immer besser gegen sie und verzieht sie. Und Carmela sehnte sich so sehr danach, ein wenig verzogen zu werden. Und dann müßte er in einer großen Stadt wohnen, sie manchmal in die Läden gehen und die schönen Sachen dort ansehen lassen, denn sie liebte schöne Sachen so sehr. Und wenn sie einen solchen Mann bekäme, würde sie die allerbeste Frau werden, die man sich denken könne, würde ihrem Mann Alles, was er wünscht, an den Augen absehen und keine Scenen, wie andere Frauen machen. Und — was? — lügen! — nein, das würde sie nie, niemals thun; jetzt geschehe das nur, weil ihre Eltern so hart gegen sie seien und weil sie sich fürchte.

Ville hatte Lina mehrere Male ermahnt, sich Klarheit darüber zu verschaffen, weshalb Carmela so hart behandelt würde, und worin denn eigentlich ihre Vergehen beständen, und das hatte sie auch versucht. Sie versicherte dem Bruder, daß es weiter nichts als kleine Unordnungen an ihren Sachen und dergleichen unbedeutende Veranlassungen seien, daß aber die Eltern von jeher so ungerecht hart gegen die jüngste Tochter gewesen wären, ohne daß diese selbst wüßte, warum.

Eine Woche darauf reisten die beiden deutschen Damen ab und gaben Ville ihre Adresse mit der Bitte, ihnen zu schreiben und, falls er etwas Näheres über die Ursache der Mißhandlungen des schönen Mädchens erführe, es ihnen doch mitzutheilen.

Als nun die beiden Geschwister Björk noch die einzigen Gäste im Hause waren — Fremde kamen nicht mehr, denn die Hitze war so drückend geworden, daß kein Mensch mehr an Reisen oder Ausflüge dachte — wurde das Zusammenleben zwischen ihnen und den Schwestern Benigno so vertraulich, als wären sie eine Familie. Lina konnte natürlich gar nicht mehr anders als mit Hülfe ihres Schützlings fertig werden, sie, die ihr ganzes Leben gewohnt war, sich selbst zu helfen. Deshalb wurden Carmela's Obliegenheiten bald darauf beschränkt, ihr eigenes Bett zu machen und der Schwester beim Aufräumen des Speisesaales, dem Decken des Tisches und dem Aufwaschen von Porcellan und Glas zu helfen. Costanza hatte Ville's Zimmer zu besorgen, und sie war es auch, welche die Speisen aus der Küche heraufträgt, wohin ihren Fuß zu setzen, Carmela ängstlich vermied. Die Bedienung bei Tische wurde auf höchst patriarchalische Weise besorgt. Costanza brachte die Schüsseln herein, und Gäste und Wirthinnen, die zusammen aßen, reichten sie einander zu.

„Ach, welch' herrliches Leben führen wir jetzt!" rief Carmela oft aus. „Mein Lebtag habe ich's noch nicht so gut gehabt. Ich darf gar nicht daran denken, daß es einmal ein Ende nehmen wird — das wird zu schrecklich. Ach, wenn es wieder auf die alte Weise gehen soll! Ich bitte die Madonna Immaculata jeden Tag, daß sie mir einen Ausweg zeigen möchte, mich davor zu bewahren."

Digitized by Google

Aber lange dauerte dieses ruhige Idyll nicht. Eines Tages beim Frühstück um zwölf Uhr, als Costanza hinunter in die Küche gegangen war, um die Speisen zu holen, während die Andern schon bei Tische saßen, wurden unten heftige und zornige Stimmen vernehmlich. Carmela lauschte ängstlich wie ein junges Reh, das den Jäger nahen hört, und wechselte die Farbe. Als Costanza wieder herein trat, sah sie erregt aus und sagte im scharfen Ton zur Schwester: „Mama will Dich sprechen — aber gleich."

Carmela fuhr auf wie von einem Peitschenhieb getroffen. Sie warf einen so rührend hülflosen Blick nach Lina hin, der so angstvoll um Schutz flehte, daß diese augenblicklich aufstand und sagte: „Ich gehe mit Dir."

Sie fanden Vater und Mutter in der Küche in äußerster Aufregung. Wie unbarmherzig grausam dieser Vater mit seinem schönen patriarchalischen Gesicht aussehen konnte, hatte Lina nicht eher geahnt, als bis sie jetzt diesen Ausdruck darin wahrnahm, und sie zitterte davor, als ob er ihr gelte. Carmela bebte am ganzen Leibe und war todtenbleich geworden.

Als aber die Eltern sahen, daß sie nicht allein kam, beherrschten sie sich, und die Mutter gab ihr einen Auftrag, als hätte sie deshalb nach ihr geschickt, sie solle ihr helfen, einen Teig für den Mittag machen. Lina fand keinen Vorwand, länger unten zu bleiben und mußte deshalb wieder hinaufgehen. Da aber Alles ruhig blieb, bekam sie die Ueberzeugung, daß nichts passirte und ging auf ihr Zimmer, um ihr gewöhnliches Mittagsschläfchen zu halten.

Um diese Zeit pflegte das ganze Haus zu Bett zu gehen. Man kleidete sich vollständig aus, machte alle Läden zu und schlief ein paar Stunden seinen tiefsten Schlaf innerhalb der vierundzwanzig Stunden. Nicht einmal zur Nachtzeit war Alles so todtenstill, wie während dieser Stunden. In der Nacht war es nichts Ungewöhnliches, Gesang und Jauchzen der Jugend, welche die Kühle draußen genoß, auf den Straßen zu hören, und es kam vor, daß der oder jener der Bewohner des Hauses mitten in der Nacht aufstand und auf die Terrasse ging, um den frischen Lufthauch einzuathmen, der von den Bergen her wehte. In diesen Mittagsstunden aber war Alles so still, wie ein verzaubertes Schloß im Märchen. Wer hätte da auch wagen sollen, den weißglühenden Wegen zu trotzen, wer im Hause, der nicht unbedingt dazu gezwungen war, der betäubenden Müdigkeit widerstehen können, welche die unleidliche Qual der Mittagshitze mit sich bringt?

In Kurzem also schlief Lina ihren gewöhnlichen, tiefen Mittagsschlaf, nachdem sie noch einmal mit ihrem letzten klaren Gedanken theilnehmend ihres Lieblings gedacht hatte, der während dieser Stunden arbeiten sollte.

Im ganzen Hause war kein Laut zu hören. Costanza hatte die Runde durch das obere Stockwerk gemacht und sich überzeugt, daß sich die beiden Gäste in ihre Zimmer zurückgezogen hatten. Darauf war sie hinunter in die Küche gegangen und hatte die Thüre hinter sich zugeschlossen.

Wer aber nicht schlafen konnte, das war Ville. Er befand sich in einer eigenthümlich nervösen Aufregung. Carmela's bittende, angsterfüllte Augen verfolgten ihn, und da er zu dem psychologischen Scharfblick seiner Schwester kein besonderes Vertrauen hatte, waren ihre Versicherungen, daß nichts im Werke

Digitized by Google

sei, nicht im Stande gewesen, ihn zu beruhigen. Seine Sinne waren wunderbar geschärft, die tiefe Stille der Mittagsstunden machte jeden Laut vernehmbarer, und er hatte deutlich das leise Knacken des Schlosses gehört, als Costanza die Küchenthüre von innen zuschloß. Warum that sie das? Sie pflegte doch sonst nicht zuzuschließen.

Da es aber wieder eine ganze Weile still blieb, fiel er endlich in Halbschlummer, doch nicht so tief, daß seine Sinne nicht in Thätigkeit geblieben wären, und plötzlich fuhr er mit starkem Herzklopfen in die Höhe, wie wenn man durch einen Traum erschreckt wird. Hatte er nicht Etwas wie einen unterdrückten Schrei gehört, oder war es nur Einbildung?

Wieder blieb Alles still. Er strengte sich auf das Aeußerste an, hörte jedoch nichts. Aber eine Vorstellung fing an, eine solche Macht über ihn zu bekommen, daß er sich nicht mehr davon losmachen konnte: die Stunde, wo Alle schliefen, wurde dazu benutzt, das Mädchen zu mißhandeln, und um ihr Schreien zu ersticken, hatte man ihr den Mund verstopft.

Dieser Gedanke war so quälend, daß von Schlaf keine Rede mehr sein konnte. Da war es besser, sich anzukleiden und hinauszugehen, um zu horchen.

Er schlich wie ein Dieb in die Loggia über der Küche. Ja, da unten ging Etwas vor; was es war, wußte er nicht, denn alle Laute waren gedämpft, aber es kam ihm vor, als ob das ganze Haus von furchtbaren Schmerzen und bebender Wuth erzittre. In dem Augenblick wurde die Küchenthür aufgerissen, und der Vater erschien mit vom Jähzorn entstelltem Gesicht, Carmela an ihren langen Haaren herausziehend. Mit einem Fußtritt schleuderte er sie die zwei Treppenstufen hinab, mitten in die Sonne und murmelte mit zusammengebissenen Zähnen: „Da liege, niederträchtige Hündin, Schande und Entehrung Deiner Eltern."

Ville wußte nicht, wie er die Treppe hinabgekommen war, aber in demselben Augenblick stand er unten in der Thüre, dicht vor dem Vater, bleich wie ein Gespenst, und in solcher Raserei, wie er sie nie auch nur annähernd in seinem Leben gekannt hatte, und die ihm später nicht anders als ein gewaltsamer und qualvoller Krankheitsausbruch erschien. Seine Stimme erstickte ihm in der Kehle, und er konnte nur die Worte hervorbringen: „Bandit, Räuber! Ich werde Dich bei den Gerichten anzeigen und Dich und die ganze Gesellschaft ins Zuchthaus bringen!"

Während dessen hatte sich Carmela taumelnd aufgerafft, als sie ihren Beschützer sah, preßte sie die Hände vor das Gesicht und stürzte fort, den Weg durch den Garten entlang, als wäre sie von Sinnen. Ville dachte, sie wollte sich ein Leid anthun, sich von einem Felsen stürzen oder in einen Wasserfall springen, und ohne sich zu bedenken, eilte er ihr nach. Sie jagte fort, aus dem Halbschatten des Gartens und rannte auf dem Landweg mitten in der glühenden Sonnenhitze besinnungslos weiter, barhaupt, immer die Hände vor der Stirne, während ihr langes aufgerissenes Haar Rücken und Hüften peitschte. Und Ville, der alte, gelassene Ville Björk, dessen erste und letzte Weisheitsregel im Süden stets geheißen hatte, niemals in der Mittagssonne ausgehen, und der es dem strengen Einhalten dieser Regel zuschrieb, daß er allen klimatischen Fiebern ent-

Digitized by Google

gangen war, Ville Björk, der es bei seinen vorgeschrittenen Jahren äußerst wichtig fand, nach dem Essen zu ruhen, rannte wie ein Toller gleich nach dem Frühstück, in der Mittagshitze und noch dazu unbedeckten Hauptes, den fürchterlichen, weißglühenden Weg vorwärts, athemlos, betäubt, jeden Augenblick in Gefahr, hinzustürzen, wie ein Betrunkener — aber er rannte doch und lief diesem hellen, flatternden Haar nach.

Sie war an den Rand der Serpentina gekommen und verschwand blitzschnell im tiefen Schatten der Eichen. Ville, die Hände auf dem kahlen Scheitel — er that es unbewußt, aus Selbsterhaltungstrieb — stürzte ihr nach, und als er sah, daß sie halb todt auf das üppige Gras niedergesunken war, warf er sich neben ihr hin, und beide blieben von dieser furchtbaren Erhitzung glühend und halb von Sinnen eine Weile liegen.

Carmela kam zuerst wieder zu sich. Sie setzte sich aufrecht, strich das verwirrte Haar von den Augen zurück und sah ihren Leidensgefährten an, der sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Da kam ihr ein Gedanke: sie sprang auf, lief an eine Quelle in der Nähe, kehrte mit ihrem von Wasser triefenden Taschentuch zurück, und befeuchtete seine Lippen und Stirn damit. Das that ihm gut, und er erhob sich jetzt ebenfalls.

„Sie haben das Mögliche gethan, uns beide umzubringen," waren seine ersten, halb ärgerlichen Worte.

„Warum liefen Sie mir denn nach?" fragte sie in entschuldigendem, bittendem Tone.

„Ich dachte, Sie wollten sich Etwas anthun."

„Das hätte ich auch," sagte sie rasch mit ihrer anempfindenden Natur, immer das zu sagen, was man von ihr erwartete. „Hätte ich nicht gefühlt, daß Sie hinter mir seien, so hätte ich mich vom Felsen hinabgestürzt. Ach, Madonna mia, warum lässest Du mich nicht sterben!" rief sie schluchzend, warf sich von Neuem in das Gras und trocknete mit den Haaren ihre Thränen.

Er legte schmeichelnd seine Hand auf ihren niedergebeugten Nacken. Da fuhr sie wieder in die Höhe, umfaßte seine Knie und rief: „Helfen Sie mir! Schützen Sie mich, Sie sind so gut. Nehmen Sie mich fort von hier!"

Er setzte sich neben sie hin und nahm ihre Hände. Er wollte sie beruhigen und verständig mit ihr sprechen, sie fragen, warum sie so hart behandelt würde, mit ihr zusammen nach einem Ausweg suchen. Aber sie wollte ihn nicht hören. Sie warf sich an seine Brust, schmiegte sich in seine Arme, so schmeichelnd und weich wie ein junges Kätzchen, und bat leidenschaftlich: „Verlassen Sie mich nicht! Nehmen Sie mich mit fort von hier! Sie sind der einzige wirklich gute Mann, den ich habe kennen lernen. Lassen Sie mich mit Ihnen ziehen und immer bei Ihnen bleiben!"

Bei diesen Umarmungen verlor er seine Besinnung. Der warme, noch heftig pulsirende junge Körper, der sich auf solche Weise an ihn schmiegte, raubte ihm jeden klaren Gedanken. Er schloß sie in seine Arme und küßte sie leidenschaftlich.

Digitized by Google

VI.

Als Lina gegen drei Uhr noch im tiefsten Schlafe lag, wurde an ihre Thüre geklopft. Sie rieb sich die Augen und gähnte.

„Ja, Villchen," sagte sie. „Ich komme. Ist es schon so spät?"

„Kann ich nicht herein? Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen."

„Ich kann mich aber doch erst anziehen?"

„Ach, das dauert immer eine Ewigkeit. Bleib' ruhig im Bett und laß mich hereinkommen — das thut doch nichts."

Nun ja, Nachtmütze und Nachtjacke waren stets untadelhaft weiß, so empfing sie also den Bruder im Bette sitzend.

„Was gibt es denn, guter Ville! Es ist doch hoffentlich kein Spektakel mit Carmela?"

„Was ich Dir mitzutheilen habe, betrifft mich selbst," sagte Ville, der, die eine Hand in der Hosentasche, mit der anderen sich im Genick reibend, als ob der gestärkte Kragen ihn drücke, anfing im Zimmer auf- und abzugehen. „Du hast mir immer in den Ohren gelegen, ich möchte mich verheirathen. Ich habe aber, offen gesagt, geglaubt, ich wäre etwas zu alt dazu. Hat sich in meiner Jugend kein Mädchen in mich verliebt, dachte ich, so ist es noch weniger wahrscheinlich, daß es jetzt eine thut. Und, aufrichtig gesagt, so viel Idealist bin ich doch, daß ich mich nicht mit einem Mädchen verheirathen möchte, die mich nur nähme, um eine Frau zu werden — ohne sich in mich zu verlieben, wie es doch sein sollte. Aber" — er stockte und räusperte sich etwas — „nun ist das so, daß — ja, es ist allerdings unglaublich" — er lachte verlegen — „kannst Du Dir etwas Närrischeres vorstellen — sie behauptet, verliebt in mich zu sein, denke Dir!" rief er und blieb vor Lina's Bett stehen.

„Carmela — ach, das wußte ich!" rief Lina, so außer sich vor Entzücken, daß sie, das Laken um sich gezogen, mit beiden Füßen aus dem Bette sprang. „Das ist ja ein unfaßliches Glück!"

Er zog die Schwester heftig an sich und klopfte ihr auf die Schulter, aber in so nervöser Aufregung, als ob er in Thränen ausbrechen wolle.

„Geh' jetzt, damit ich mich anziehen kann," rief Lina. „Wie in aller Welt hat sich denn das nur zugetragen — jetzt, während ich schlief!"

Noch niemals hatte sie sich so rasch angekleidet wie diesmal. In zehn Minuten war sie im Saale, wo sie Ville und Carmela Arm in Arm wie ein verlobtes Paar auf dem Sopha sitzend fand.

Carmela sprang auf und umarmte sie.

„Kannst Du es glauben, geliebte Lina, ich soll seine Frau werden," jubelte sie.

Die Eltern gaben mit Staunen und Bereitwilligkeit ihre Zustimmung. Ville ging pfeifend und trällernd umher und lachte in sich hinein über diesen wirklich phantastischen Roman, den er, Ville Björk, mit schon zunehmender Leibesfülle und beginnendem Mondschein, er, der geborene schwedische Kleinbürger, da erlebte; er wurde geliebt, wirklich geliebt von diesem hinreißenden, siebzehnjährigen Mädchen, die so schön wie sein Schönheitsideal selbst war und zärtlich und hingebend, wie er es nie für möglich gehalten hätte, daß ein Mädchen gegen ihn sein könne.

Digitized by Google

War es aber wirklich wahr, liebte sie ihn wirklich, war es möglich, daß sie ihn liebte? Oder — dieser Gedanke stieg doch zuweilen in ihm auf und peinigte ihn — wollte sie nur einen Mann haben, weil sie unglücklich zu Hause war, und hatte sie ihn gewählt, weil er sie weit fortführen konnte? Allein seine eigene Neigung, sich hierüber zu täuschen, wurde durch ihre natürliche Zärtlichkeit zu sehr unterstützt; sie schmiegte sich, sobald sie allein waren, beständig an ihn an, bedeckte seine Hände, sein Haar mit Küssen, setzte sich auf seine Kniee und schlang ihre Arme um ihn, so daß seine Besorgniß in verborgenem Zustande erhalten blieb und ihm nur dämmernd zum Bewußtsein kam.

Seine eigene Liebe zu ihr aber wuchs mit fast beunruhigender Heftigkeit an jedem Tage mehr. Das, was er zu hoffen längst aufgehört hatte und was doch einst der stille Traum seines Herzens gewesen, daß sich ein junges, schönes Wesen in völliger Hingabe an ihn anschmiege, das war nun in der elften Stunde so wunderbar plötzlich und reich über ihn gekommen, daß sein ganzes Leben in neuem Glanze vor ihm lag. Er hatte sich schon seit vielen Jahren in die Ueberzeugung hinein gelebt, die Kunst allein habe für ihn Bedeutung, und hatte sich eingeredet, seine Freude und sein Stolz über das Bellmann-Monument wären größer als das Glück, das ein Liebesverhältniß gewähren könne. Wie aber trat jetzt nicht nur sein Hauptwerk im Atelier zu Rom, nein, wie traten alle seine Arbeiten zusammen vor diesem blonden Köpfchen in den Hintergrund, wie gern würde er seine sämmtlichen Werke zerschlagen haben, wenn er die Zärtlichkeiten dieses jungen Mädchens hätte damit erkaufen müssen. Ja, er wußte es wohl, es war eine Art Wahnsinn, der Gewalt über ihn bekommen hatte; es war die gefährliche Nachsommersonne, die ihn brannte, er konnte sich selbst bedauern, über sich lachen, aber verständiger wurde er dadurch nicht.

Und doch kamen zuweilen kleine Charakterzüge bei ihr zum Vorschein, die ihn abstießen. Sie war gar zu demüthig und gefügig, so sehr dazu geneigt, Alle um sich her zufrieden zu stellen, daß sie bei der kleinsten Kleinigkeit bereit war zu lügen, wenn sie dachte, die Wahrheit könne Jemandem nicht angenehm sein. Das schmerzte ihn, denn Ehrlichkeit war in seinen Augen eine Cardinaltugend; aber er sagte sich, der Fehler läge an ihrer Erziehung; die Neigung zum Lügen hatte sich in Folge ihrer furchtsamen Natur entwickelt, und zu verwundern war das bei einem so weichen, jungen, liebebedürftigen Wesen, das so brutal behandelt wurde, wahrlich nicht; aber dieser Fehler würde sicherlich verschwinden, wenn sie erst seine Frau wäre.

Ein paar Tage nach ihrer Verlobung sagte er ihr, daß er an die beiden deutschen Damen schreiben und ihnen die Neuigkeit mittheilen wolle, da sie sich so lebhaft für sie interessirt hätten. Er war erstaunt, mit welchem Eifer Carmela ihn zu überreden suchte, das doch zu unterlassen.

„Thu' das nicht. Sie werden nur finden, daß Du eine zu unbedeutende Frau bekommst und werden Dir vielleicht gar abrathen," sagte sie.

Er fand ihren Einwand sehr kindlich, gab aber natürlich nach.

Indessen eine Woche später, als er schon mit dem Vater Alles wegen der Hochzeit, Ausstattung und dergleichen besprochen hatte, als beschlossen worden war, daß die Hochzeit im Herbste, kurz vor Björk's beabsichtigter Reise nach Schweden

Digitized by Google

stattfinden und die junge Frau ihn begleiten solle, da kam ein Brief aus der Schweiz, der, wie sich herausstellte, als er ihn öffnete und die Unterschrift las, von einer der beiden deutschen Damen war. Ein langer Brief von vier eng beschriebenen Seiten — was in aller Welt konnte die ihm so Ausführliches zu sagen haben? Er fing an, ihn in Lina's Beisein laut zu lesen. Aber plötzlich brach er ab, stotterte, suchte sich zu corrigiren, wurde leichenblaß und stürzte fort in sein Zimmer, das er hinter sich verschloß.

„Leider bin ich jetzt dahinter gekommen, warum die blonde Carmela so schlecht behandelt wurde," stand da. „Noch nie in meinem ganzen Leben bin ich so getäuscht worden. Sie wissen, wie entzückt ich von ihr war, und wie ich alle möglichen romantischen Erklärungen suchte — daß sie ein vertauschtes Kind und deshalb von der Familie nicht geliebt sei — oder daß sie irgend eine verbotene Liebesgeschichte oder dergleichen hätte — was aber, glauben Sie wohl, ist es in Wahrheit? — Das Allerprosaischste, Gemeinste, was man sich vorstellen kann. Sie stiehlt. Sie können sich denken, daß ich eine solche Beschuldigung nicht aussprechen würde, wenn ich nicht meiner Sache vollkommen sicher wäre. Sie erinnern sich wohl, wie wir Ihnen sagten, wir hätten ein solches Gefühl der Sicherheit in diesem Hause, daß wir alle unsere Sachen offen liegen ließen. Als wir dann einpackten, fiel es uns gar nicht ein, nachzuzählen, ob auch nichts fehle, so sicher waren wir. Hier in der Schweiz aber, wohin wir direct fuhren, ohne unsere Koffer inzwischen zu öffnen, entdeckten wir, denken Sie sich, daß uns allerlei Schmucksachen, Broschen, Ketten, Schnallen, feine Taschentücher und Spitzen fehlen. Wir waren sehr erschrocken, es fiel uns aber nicht ein, Verdacht auf diese feinen, reizenden Mädchen zu werfen. wir glaubten vielmehr an irgend einen mystischen Eisenbahndiebstahl, obgleich das kaum zu erklären war, da wir die Koffer als Passagiergut mitgenommen hatten. Da fügte es der Zufall so eigenthümlich, daß eine Engländerin, die auch im Sommer kurz vor uns in Cipriano gewesen war, in dieselbe Pension kam, wo wir wohnen. Wir sprachen von unseren Reisen, es kommt auf Casa Benigno die Rede, wir äußern unser Entzücken über die schönen blonden Mädchen, da ruft die Engländerin aus: „Aber können Sie sich denken, die Kleine ist unehrlich!" — „Unmöglich," rufen wir beide. „Ja, das möchte man wohl sagen — dennoch ist es so. Es ist unbegreiflich, denn das Haus hat immer in gutem Ruf gestanden — sie haben es schon über zwanzig Jahre — jetzt aber, seit dieses Mädchen erwachsen ist und die Bedienung mit besorgt, ist es von Zeit zu Zeit vorgekommen, daß die Reisenden bestohlen worden sind, nicht an Geld, aber an Toilettenartikeln. Es ist wie eine Nemesis — denken Sie sich, daß die Mutter in ihrer Jugend wegen Diebstahls bestraft, nachher aber, seit ihrer Verheirathung, durchaus brav und ehrlich geworden ist — und nun taucht ihre Anlage bei ihrer Tochter wieder auf." — Und sie erzählte uns, daß sie selbst eine sehr schöne Kette von Silber, ein altes Schmuckstück aus dem achtzehnten Jahrhundert vermisse. Sie können sich meine Bestürzung denken, als ich nach der Beschreibung den Schmuck wieder erkannte, den Carmela an den ersten Tagen trug, und von dem sie vorgab, ihn von einer Engländerin, die bei ihnen gewohnt, bekommen zu haben. Die Engländerin

Digitized by Google

hatte darauf an die Mutter geschrieben und sich beklagt, und das war jedenfalls die Ursache zu jenem Auftritt, dessen Zeugen wir gewesen."

Björk war völlig außer sich, als er diesen Brief gelesen hatte. Nicht im Stande, im Zimmer zu bleiben, beging er abermals die Unvorsichtigkeit, hinauszustürzen. Dieses Haus brannte ihm schlimmer unter den Füßen, als der weiße Landweg; er fürchtete, Lina zu treffen, fürchtete, von irgend Jemandem angeredet zu werden, am allermeisten aber fürchtete er sich vor Carmela. Hätte er erfahren, was er zuweilen halb argwöhnte, daß sie irgend ein Liebesabenteuer gehabt hätte, es würde ihn nicht so vernichtet haben, wie dieses. Alle seine tiefsten Empfindungen eines ehrlichen Bürgers bäumten sich mit Abscheu gegen diese Verächtliche, Niedrige, Gemeine auf! Er konnte ihr nach diesem Brief nicht wieder in das Angesicht sehen; ein brennendes Schamgefühl erfüllte ihn, als wäre er selbst auf unerhörte Weise entehrt worden. Ein Mädchen, das er so geliebt hatte, das er bereit war, auf Händen zu tragen und als sein Ideal anzubeten — sie schuldig in solcher Weise!

Sein Entschluß war gefaßt; er wollte ohne jede Erklärung, ohne Abschied abreisen. Denn ihr zu sagen — zu dem Mädchen, das man so vergöttert, mit den zärtlichsten Namen überhäuft hat, zu kommen und ihr in das Gesicht zu sagen, sie sei eine Diebin — das war unmöglich.

Wäre es nicht Lina's wegen gewesen, er würde seinen Fuß nicht wieder in das Haus gesetzt haben; er hätte seine wenigen Sachen im Stich gelassen, wäre gleich nach Cipriano gegangen und hätte die Nacht da zugebracht, um am anderen Morgen mit der Post wegzufahren. Aber er konnte sie doch nicht allein hier zurücklassen; sie mußte mit ihm reisen und er deshalb nothgedrungen wieder zurückkehren. Er grübelte lange darüber nach, welchen Grund seiner hastigen Abreise er ihr angeben solle, denn auch nicht gegen sie konnte er die widerwärtige Wahrheit aussprechen.

Wieder angelangt, eilte er scheu durch den Garten, in größter Angst, Carmela zu begegnen. Er gelangte glücklich in sein Zimmer, ohne bemerkt zu werden, und klopfte nun bei seiner Schwester an. In trocknem, kurzem Ton, der ihm ganz unähnlich war, bat er sie, ihren Koffer zu packen, da sie am anderen Morgen abreisen müßten.

„In aller Welt, warum das?" fragte Lina erschrocken.

„Ich kann es Dir jetzt nicht erklären — es ist etwas, das meine Anwesenheit in Rom augenblicklich erfordert."

„Und wie — woher hast Du denn die Nachricht bekommen? Du bekamst ja keinen Brief weiter mit der Post als den der deutschen Dame."

„Ich sage Dir ja, daß ich Dir keine Erklärung geben kann. Wir müssen reisen, das ist genug."

„Und die arme Carmela? Du wirst doch nicht daran denken, sie hier allein unter den schrecklichen Menschen zu lassen, die sie mißhandeln? Dann müssen wir sie doch wenigstens mit uns nehmen."

„Wenn Du doch so gut sein wolltest, nicht mit ungereimten Vorschlägen zu kommen!" fuhr er sie an, außer Stande, sich zu beherrschen. „Ich bin gewohnt, meine Angelegenheiten selbst zu besorgen."

Digitized by Google

„Gott bewahre, Villchen, ich will gewiß nicht —," stieß Lina hervor, tief verletzt durch den Ton, den sich ihr Bruder zum ersten Mal ihr gegenüber erlaubte.

„Und ich bitte Dich, nichts darüber gegen Carmela verlauten zu lassen," fuhr er fort. „Abschiedsscenen sind mir unerträglich. Ich will nicht, daß sie eher etwas davon erfährt, als bis wir fort sind. Ich schreibe ihr nachher."

Aber das ging zu weit für Lina's Nachgiebigkeit.

„Ist es Deine Absicht, dem armen Kinde geradezu das Leben zu nehmen?" fragte sie mit zitternder Stimme. „Kannst Du so herzlos handeln, so thu' es. Ich aber bleibe hier und bewache das Mädchen, und versucht man noch einmal, sie zu mißhandeln, dann fliehe ich mit ihr."

Fliehen! Ein so wildes, romantisches Wort kam über die Lippen der alten Lina, wie die einfachste Sache der Welt.

Ville umarmte sie kurz und hastig.

„Ehrliche Seele!" sagte er. „Mach' es, wie Du willst — nur laß mich in Frieden reisen!"

Es war noch nicht Frühstückszeit. Ville grübelte darüber nach, wie er es anfangen solle, Carmela den ganzen Tag auszuweichen, als ihm der Zufall glücklicherweise zu Hülfe kam.

Die gewöhnliche Stille vor dem Hause wurde plötzlich durch muntere Stimmen unterbrochen, und als er an das Fenster trat, sah er eine ganze Gesellschaft von Reisenden kommen.

Es waren mehrere römische Familien, welche zusammen eine Ausfahrt in die Sabinerberge machten und auf zwei Wagen angekommen waren. Sie wollten den Tag über hier bleiben und für die Nacht wieder nach Rom zurückkehren. Björk kannte einen der Herren, einen reichen Weinhändler, der ihn zuweilen mit Wein beschenkte, weil er seinem Sohn, der Künstler werden wollte, manchen guten Rath gab. Daher schloß er sich der Gesellschaft an und verbrachte den ganzen Tag mit ihr, und da die beiden Mädchen vollauf zu thun hatten, um für die vielen unerwarteten Gäste zu sorgen, war es ganz natürlich, daß die beiden Verlobten keine Zeit für einander hatten.

Beim Abendessen blieben die Gäste lange bei Tisch sitzen. Carmela versuchte fortwährend Björk's Blicke auf sich zu ziehen, denn sie fühlte instinctiv, daß er unzufrieden mit ihr sei. Als sie ihm servirte, berührte sie seinen Arm absichtlich; er aber, obgleich es ihm bei dieser Berührung wie ein Feuerstrom durch alle Nerven zuckte, wendete doch die Augen weg und that, als ob er nichts gemerkt habe. Für ihre anschmiegende Natur, die so leicht erschrak, wie ein junger Hund bei der leisesten Ahnung von Unzufriedenheit seines Herrn zusammenfährt, und bei ihrem stets schlechten Gewissen genügten diese kleinen Zeichen seiner Mißstimmung, um sie in solche Angst zu versetzen, daß sie am ganzen Körper zitterte. Sie verschüttete die Speisen, und als sie schließlich ein ganzes Theebrett hinfallen ließ, benutzte sie dieses Mißgeschick als Vorwand, ihre Aufregung nicht länger zu beherrschen, und brach in so leidenschaftliches Weinen aus, daß sie das Zimmer verlassen mußte. Lina, welche die ganze Zeit wie auf glühenden Kohlen gesessen hatte, konnte es jetzt nicht länger aushalten. Sie ging ihr nach, um sie zu trösten. Da das Dessert aufgetragen und keine Bedienung mehr nöthig war, verschwand auch Costanza.

Digitized by Google

„Ich möchte wissen, ob das die Kleine ist?“ äußerte der Weinhändler mit etwas spöttischem Blick gegen seine Frau, die bejahend nickte: „Ja, das muß sie sein. Die Große soll ein braves Mädchen sein.“

Ville wurde dunkel im Gesicht; seit Carmela's Mißgeschick saß er ohnehin schon nicht mehr ruhig auf seinem Stuhl.

„Vermißt Ihre Schwester hier nichts — ist ihr nichts weggekommen?“ fragte der Weinhändler Ville.

„Gewiß nicht — wie können Sie so Etwas denken?“

Also war es allgemein bekannt — seine Schande — denn er empfand es die ganze Zeit wie *seine* Schande — die Spatzen auf den Dächern riefen es sich schon zu.

Als ihm die Touristen später am Abend einen Platz in einem der Wagen anboten, damit er in der Nacht nach Rom zurückfahren könne und der sonnigen Diligencefahrt entgehe, nahm er dieses Anerbieten bereitwillig an. Lina sah ihn mit den Anderen sich entfernen, glaubte aber, er wolle sie nur bis zu ihren Wagen begleiten. Sie blieb die halbe Nacht mit Carmela auf, seine Rückkehr erwartend und war nicht im Stande gewesen, vor dieser zu verbergen, daß sie fürchte, ihr Bruder sei aus irgend einem Grund auf ihren Schützling wirklich böse und habe den andern Morgen ohne Abschied abreisen wollen. Das brachte Carmela außer sich; bald warf sie sich schluchzend an Lina's Hals, bald vor dem Madonnenbild in heißen Gebeten nieder, entschlossen, seine Ankunft abzuwarten, ihm zu Füßen zu fallen und ihn um Erbarmen anzuflehen. Sie wußte recht gut, welchen Inhalt der Brief der deutschen Dame hatte, obgleich sie Lina nichts davon sagte. Aber ihr Kummer und ihre Verzweiflung waren aufrichtig, ihr Schluchzen tönte durch das ganze Haus, und als sie schließlich einsah, daß er wirklich abgereist war und sich in der Verzweiflung die Kleider zerriß, das Haar zerraufte, sich auf den Boden warf und in den beweglichsten Ausdrücken Lina und die Madonna um Hülfe anflehte, da drohte Lina's Herz vor Theilnahme zu springen, und sie fühlte eine Entschlossenheit und Thatkraft in sich erwachen, als wäre sie ein anderer Mensch geworden. Ihr Bruder sollte nicht das Unrecht auf sein Gewissen laden, dieses Mädchen unglücklich gemacht zu haben, nein, das sollte nicht geschehen, so gewiß sie Lina Björk hieß und ein Weib war, mit etwas Herz im Busen.

VII.

In Björk's Atelier hämmerten und klopften die Marmorarbeiter, und Staub und Splitter erfüllten die Luft. Das Bellmannmonument stand noch verhüllt da. Björk hatte es seit seiner Rückkehr noch nicht wieder sehen mögen. Er arbeitete an einer ganz kleinen Skizze in Thon, die er „die weinende Venus“ nannte. Es war eine junge, eben erst entwickelte Mädchengestalt mit vielleicht etwas zu schmalen Schultern und etwas zu langer Taille, aber von der lieblichsten Weichheit der Linien, die wie niedergesunken etwas seitwärts nach vorn geneigt da lag und sich mit ihrem langen Haar die Augen trocknete. Ihre ganze Stellung war so voll von der Verzweiflung der Jugend dem ersten Schmerz gegenüber, daß die Figur schon zu leben schien, obgleich nur ihre ersten undeutlichen Umrisse aus dem Thon hervortraten. Die Marmorarbeiter bewunderten

Digitized by Google

sie im höchsten Grade — sie fanden, daß Signor Birco zwar immer schön und geschmackvoll arbeite, daß aber dies zum ersten Mal etwas sei, was man geradezu genial nennen könne. Und für gewöhnlich pflegte ihm das, was er ausdrücken wollte, nur mit großer Mühe und nach langem Suchen zu gelingen, die Form gestaltete sich sonst nur sehr zögernd unter seinen Händen; diese aber sprang gewissermaßen wie von selbst bei der ersten Berührung des Thons hervor.

Er arbeitete wie im Fieber; zum ersten Male war er barsch gegen seine Leute und duldete nicht, daß sie ihn anredeten. Wurde an die Thüre geklopft, dann fuhr er wie unsinnig auf; seine paar Haarbüschel standen zu Berge, und er schrie förmlich: „Es darf Niemand herein."

Seine Freunde, Cesare und Maria in der Ripetta, betrübten sich sehr um ihn. Sie glaubten, er habe da oben in den Sabinerbergen irgend ein heimlich schleichendes Fieber bekommen. Er ging schleppenden Schrittes, bestellte nichts, nickte aber wie abwesend zu Allem, was sie ihm zu essen vorschlugen und ließ die Speisen, die auf den Tisch kamen, fast unberührt stehen.

Auch seine Wirthin, die wohlwollende Dame Barbara, bei der er nun schon fünfzehn Jahre, so lange er in Rom war, wohnte, bemerkte mit Unruhe und Sorge sein verändertes Wesen. Sein Zimmer lag über ihrem, und sie war seit vielen Jahren gewohnt, ihn regelmäßig spätestens zwischen zwölf und eins nach Hause kommen und gleich zu Bett gehen zu hören, wo er ruhig bis zum andern Morgen schlief und dann aufstand, um an seine Arbeit zu gehen. Drum erschien es ihr jetzt höchst bedenklich, als sie merkte, daß er zuweilen erst am Morgen heimkam oder auch mitten in der Nacht aufstand und ausging, oder ruhelos die ganze Nacht in seinem Zimmer hin- und herwanderte. Und wie scheu wich er ihren freundlich fragenden Blicken aus! Es war gerade, als stecke man ihn schon mit spitzen Nadeln, wenn man ihn nur ansah. Und Donna Barbara kannte es doch gar nicht mehr anders, als daß er mit ihr wie mit einer mütterlichen Freundin sprach.

Ja, er war menschenscheu — er hatte förmliche Angst vor seinen Freunden, und jeder theilnehmende und bekümmerte Blick brachte ihn fast außer sich. Ihm war zu Muthe, als könne er die hassen, die etwas von ihm hielten und dadurch ein gewisses Recht auf sein Vertrauen hatten. Am liebsten hätte er unter gänzlich gleichgültigen, fremden Menschen gelebt oder sich in einen Keller verkrochen, wohin kein Schimmer des Tageslichtes drang.

Aber mehr als Alle haßte er seine sanfte Schwester Lina. Denn wäre sie nicht dort oben geblieben, sondern mit ihm gekommen, dann wäre die Geschichte zu Ende gewesen, und er würde die Kraft gefunden haben, sie zu vergessen. So aber hielt sie ihn in beständiger, qualvoller Spannung, die ihn verrückt zu machen drohte. Was wollte sie denn, warum blieb sie eigentlich so lange? Wollte sie vielleicht eine Versöhnung herbeiführen, das Verhältniß wieder neu anknüpfen?

Aber wie, o du mein Gott und Schöpfer, ist es auch nur möglich, so einfältig, so stockblind zu sein, wie sie war! Gingen ihr denn die Augen gar nicht darüber auf, welche Art Mädchen Carmela eigentlich war — wollte sie vielleicht, daß er sich mit einem Mädchen verheirathe, die er nicht im Hause eines Freundes

Digitized by Google

allein zu lassen wagen würde, aus Furcht, sie könne dessen Taschentücher stehlen, ein Mädchen, die ihm Diebe zu Söhnen schenken könnte!

So viel er aber auch versuchte, sie innerlich in der Weise mit Vorwürfen zu überhäufen, um diese schmachvolle Leidenschaft, die eine solche Herrschaft über ihn gewonnen hatte, aus seinem Blute so zu sagen herauszupeitschen, es wollte ihm nicht gelingen. Vor seiner Phantasie blieb Carmela die junge Venus, das verkörperte weibliche Schönheitsideal, das er bisher noch niemals gefunden, wenn er als Künstler danach gesucht hatte, und das nun zu ihm herabgestiegen war, sich ihm zu Füßen warf, die Arme um ihn schlang, mit dem weichen Körper sich an ihn drückte und ihn mit den langen Flechten umstrickte. Ihm, dem alten Junggesellen, war das Unglaubliche passirt: daß das schönste junge Mädchen, das er je gesehen, sich in ihn verliebt hatte und ihn fußfällig bat, sie zu der Seinigen zu machen. Und er war ein solcher Thor gewesen, sie zu verlassen, weil ihre rein kindische Begierde nach hübschen Sachen sie verleitet hatte, wie ein unerzogenes Kind ihre Hand nach dem auszustrecken, was glänzte und glitzerte. Alle dem würde mit nur etwas verständiger Leitung abzuhelfen sein; was war es denn im Grunde, um so viel Wesens daraus zu machen? Aber die Mutter, die in ihrer Jugend eine Diebin gewesen war — die Vererbung, die fatale Vererbung auf das Kind!

Warum mußte auch Lina dort bleiben! Konnte sie nicht abreisen, damit die Sache zu Ende sei und er nicht mehr daran erinnert werde. Er hatte ja sein Bellmannmonument fertig zu machen, das Hauptwerk seines Lebens, das zur Erziehung kommender Geschlechter beitragen und ihn zum berühmtesten Mann seiner Vaterstadt machen sollte. Und er selbst wollte ja zugleich nach Hause reisen, nachdem er Eltern, Geschwister und Freunde seit zehn Jahren nicht gesehen; sollte in dem Augenblick heimkommen, den er sich stets als den schönsten seines ganzen Lebens gedacht hatte.

Das müßte wohl genügen, um die Gedanken eines ernsten, reifen Mannes auszufüllen, hatte er doch damit Alles erreicht, wonach er im Leben gestrebt; was für ein Thor war er, nun doch nicht zufrieden zu sein, welcher Unsinn, in seinem Alter für ein junges Mädchen zu schwärmen, das nicht einmal den kleinen Finger seiner Bellmannstatue werth war.

So ging er endlich mit einem festen, männlichen Entschluß an seine Arbeit. Er ließ sich von einem der Arbeiter helfen und fing an, die feuchten Tücher, welche die Statue einhüllten, abzunehmen. Aber er machte es nicht mehr so vorsichtig, so liebevoll wie früher. Er war nicht mehr der hingebend Liebende, der voll Ehrfurcht den Schleier von der Frau hebt, die er liebt und an deren Schönheit er sich von Neuem erfreuen will, sondern er war der bitter getäuschte Mann, der das Tuch vom Gesicht derjenigen reißt, die ihn schmählich betrogen hat.

Ja, die Kunst hatte ihn betrogen, als sie ihn dahin brachte, ihr sein Leben zu weihen. Sie hatte ihm ein Glück versprochen, das höher und reicher als das sein sollte, wonach andere Sterbliche streben, das ihn unabhängig von den gewöhnlichen, kleinlichen Enttäuschungen des Lebens machen und ihn im Gedächtniß der Nachwelt ewig jung erhalten sollte wie Bellmann selbst, den er hier ver-

Digitized by Google

ewigte. Und statt dessen stand er nun da, die Jugend hinter sich, so arm, so entblößt, so jeglicher Freude im Leben beraubt, daß er seinen Marmorarbeiter Beppino beneidete, der niemals den Anspruch gemacht hatte, ein Künstler zu sein, dessen niedliche Frau aber, eine Nähterin, Nachmittags, wenn er mit seiner Arbeit fertig war, kam, um ihn abzuholen, mit ihm zusammen nach Hause zu gehen und gemeinsam mit ihm ihre Portion Maccaroni zu essen und den Kleinen zu wiegen, der Tags über bei einer Nachbarin untergebracht war. Ja, er beneidete Beppino!

Und zum ersten Mal erkannte er auch deutlich die Mittelmäßigkeit seiner Natur. Und das sollte das Erstrebenswerthe gewesen sein — ein Monument in der Hauptstadt zu errichten, mit einer Arbeit vor die Nachwelt zu treten, die trotz aller Anstrengung, trotz hingebendsten Studiums doch niemals das wurde, was tief in seinem Innern lebte! Welch lächerliche Illusion, zu glauben, man könne in der Kunst jemals sein innerstes, rein persönliches Leben zum Ausdruck bringen! Auch im besten Falle wird es nur eine entfernte Andeutung sein; nur in einem anderen Herzen kann man die tiefsten Gefühle des eignen niederlegen, und wem das Leben das versagt, der bleibt ein armes Geschöpf und verkümmert, mag er auch ein noch so großer Künstler sein.

Es klopfte an der Thüre. Bei der Arbeit mit den Tüchern hatte er seine gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, von innen zuzuschließen, vergessen, die Thür war sogar nur angelehnt; jetzt wurde sie aufgemacht, und herein trat ein Herr, den Björk sofort als einen der ersten Mäcene seines Landes erkannte. Es war ein sehr reicher Mann, der die größte Privatsammlung von Bildhauerwerken im ganzen Norden besaß, und Björk hatte sich schon immer etwas gekränkt gefühlt, daß er bei ihm nie eine Bestellung machte. Er bevorzugte die neuere Schule, und Björk wußte recht gut, daß er in seinen Augen für ziemlich altmodisch galt. Der Augenblick, da dieser Mann zum ersten Male den Fuß in sein Atelier setzte, wäre sonst für ihn ein Triumph gewesen. Jetzt aber empfand er nur Aerger darüber, daß er vergessen hatte, die Thüre zu verschließen.

Der Mäcen hatte kaum gegrüßt und pflichtschuldigst einen Blick auf das Monument geworfen, als er die halbfertige Skizze der weinenden Venus bemerkte.

„Wer hat das gemacht?“ fragte er mit aufblitzenden Augen, wie ein Sammler, der unerwartet auf einen kostbaren Fund stößt.

„Einer meiner Freunde,“ antwortete Björk rasch.

„Ist es ein Geheimniß, wer?“

„Ja.“

„Wie schade! Das ist das Genialste, was ich seit langer Zeit gesehen habe. Glauben Sie, daß Ihr Freund es verkauft?“

„Nein — nicht, und wenn Sie ihm Ihr ganzes Vermögen anböten,“ murmelte Björk zwischen den Zähnen.

Der Mäcen wandte sich weg und fing an, die herumstehenden anderen Arbeiten zu betrachten und anzuerkennen. Doch geschah dies in ganz anderem Ton, und immer wieder kam er auf die weinende Venus zurück, die ihn vollständig gefangen genommen zu haben schien. Und Björk sagte sich mit einem eigenthümlich bitteren Gefühl, daß er wohl in diesen paar Tagen, sich selbst un-

Digitized by Google

bewußt, Etwas geschaffen habe, was ihm einen größeren Namen machen würde als alle übrigen Arbeiten seines ganzen Lebens; was aber half ihm das jetzt, da er doch keine Freude mehr davon hatte!

In diesem Augenblick wurde die Thür von Neuem geöffnet, ohne daß es Björk, der hinter dem Bellmannsmonument stand, bemerkte; Lina und Carmela traten ein. In dem Lärm, den die Marmorarbeiter machten, hörte man ihre Schritte nicht — der Mäcen hatte sich eben hingesetzt und ärgerte sich, daß Björk nicht so viel Tact habe, diese, so lange er da war, ruhen zu lassen.

Lina war von der Aufregung und der langen Fahrt in der Sonne dunkelroth im Gesicht. Die Gegenwart des Fremden verwirrte sie vollständig; sie wendete sich zu Carmela und fragte sie flüsternd, ob sie nicht lieber wieder umkehren wollten. Diese aber war viel zu sehr Italienerin, um verlegen zu werden und nicht vielmehr ihre große Scene vor einigen Zuschauern gerade desto lieber zu spielen. Mit einem Sprung stand sie dicht vor Björk, warf sich ihm zu Füßen und hob ihre gefalteten Hände zu ihm auf.

Der Mäcen stand starr und stumm vor Schrecken über dieses wunderbare Bild, das er vor sich sah; der kleine, untersetzte Bildhauer, der in seiner beschmutzten Arbeitsblouse noch plumper und unbeholfener als sonst aussah, und ihm zu Füßen die weinende Venus selbst, bettelnd um seine Liebe.

„Wie in aller Welt war es möglich, daß sich dieses schöne Mädchen in Den verlieben konnte!" war ein Ausruf, der noch oft über die Lippen des Mäcens kam, wenn er nach seiner Rückkehr in die Heimath von seinem Besuch bei Björk erzählte.

Die zweite Frage aber: „Und wie in aller Welt war es möglich, daß ein so mittelmäßiger Künstler, wie er, etwas so Geniales wie die weinende Venus machen konnte!"

VIII.

Der Tag war gekommen, an welchem das Monument enthüllt werden sollte Björk's alte Eltern, die seit zwanzig Jahren ihre kleine Landstadt nicht mehr verlassen hatten, waren nach Stockholm gereist, um bei dieser Feierlichkeit zugegen zu sein. Sie hatten eine kleine möblirte Wohnung an dem Platz, wo das Denkmal aufgestellt worden war, gemiethet und Alles vorbereitet, um den Sohn und dessen junge italienische Frau zu empfangen. Sogar die Theilnahme an dem großen Fest, das dem Künstler zu Ehren den Abend im Grand Hôtel stattfinden sollte, hatten sie zugesagt, obgleich sie doch sonst fast keine Geselligkeit mehr mitmachten. Nächte lang schon hatten sie nicht mehr vor Freude und Aufregung schlafen können. Eine junge Kokette in Balltoilette hätte sich nicht öfter im Spiegel besehen, als die alte Frau in ihrem, erst für diese Gelegenheit gemachten schwarzseidenen Kleid — ihr Sohn sollte doch mit seiner alten Mutter keine Schande einlegen, vor Allem aber mußte er sie seiner jungen Frau mit Ehren zeigen können. Ja, an den Empfang ihrer Schwiegertochter konnte sie nicht ohne Herzklopfen denken; denn ihre Phantasie hatte diese allmälig zu einer Art Märchenprinzessin verwandelt.

Lina, die bis zur Hochzeit in Rom geblieben war, wurde mit dem jungen Paar zurück erwartet. Statt dessen traf in letzter Stunde die Nachricht ein, daß aus

Digitized by Google

Ville's Rückkehr nichts werde. Lina kam allein — das war für die Alten eine große Enttäuschung.

Für Lina wurde es keine leichte Aufgabe, zu erklären, warum die Neuvermählten nicht kämen. Merkwürdig war auch ihr Benehmen, wenn sie nach ihrer Schwägerin gefragt wurde; denn nach der großen Begeisterung, mit der sie brieflich von ihr gesprochen hatte, sagte sie jetzt immer nur: „Ja, sie ist sehr schön."

Nichts weiter. Es war klar, Lina's Gemüth wurde von Etwas bedrückt.

Carmela hatte die paar Monate bis zur Hochzeit bei ihr gewohnt. Als nun Lina das junge Mädchen dem Bruder übergab, hatte sie nur gesagt: „Ich glaube, es lohnt nicht, daß Du mit ihr nach Schweden reisest."

Ville, der verstand, was dies bedeutete, wurde plötzlich auf Lina, auf seine Eltern, auf ganz Schweden unvernünftig böse.

„Es würde ihr auch nicht dort gefallen," erklärte er.

Nun war der große Tag gekommen; Björk war in Rom und versuchte sich einzubilden, daß er sich nicht das Geringste aus der Feierlichkeit daheim mache. In einer Richtung sah er auch alle seine Wünsche vollkommen erfüllt; er hatte eine Frau bekommen, die ihn nicht mit Gesprächen über Kunst langweilte; ihretwegen hätten alle Hauptstädte der Welt an diesem Tage Monumente von ihm enthüllen können, es würde sie nicht bewegt haben. Aber er hatte ihr versprochen, den Abend mit ihr in das Theater zu gehen, und ihre Gedanken waren bei ihrer Toilette.

Am Nachmittag war er allein ausgegangen, nicht ohne Grund, denn er wartete auf ein Telegramm, war aber, da er seit seiner Verheirathung die Wohnung gewechselt hatte, nicht sicher, ob es auch richtig in die neue gebracht werden würde.

Als er wieder nach Hause kam und die Thüre zum Schlafzimmer aufmachte, bemerkte er, daß seine Frau, die vor ihrem Toilettentisch saß, das eine Licht ausblies.

„Warum thatest Du das?" fragte er verwundert.

Sie steckte eine Nadel in das Haar, und er sah nur ihren Nacken.

„Was denn?"

„Warum löschtest Du das Licht aus?"

„Das habe ich gar nicht gethan. Ich hatte nur eins angebrannt."

„Carmela!"

Als sie seinen verstimmten Ton hörte, sprang sie auf, umschlang ihn mit ihren Armen und legte ihren Kopf an seine Brust in der hingebenden, einschmeichelnden Weise, die so einnehmend an ihr war.

„Wir machten es immer zu Hause so, Costanza und ich," sagte sie. „Mama wurde böse, wenn wir zwei Lichter brannten."

„Kindskopf," erwiderte er und lächelte wieder voll Bewunderung, denn er war bereits auf den Punkt gekommen, ihr verschüchtertes Wesen rührend und ihre kleinen Unwahrheiten reizend zu finden.

Als sie sah, daß ihr verziehen worden, kniete sie auf der Stelle vor ihm nieder, bog den Kopf vor und bat ihn, ein Diadem anzusehen, das sie im Haar hatte.

Digitized by Google

„Ist das nicht schön?"

„Woher hast Du das?"

„Rathe!"

„Wie kann ich das."

„Kannst Du Dir so etwas denken — ich habe es gefunden," rief sie strahlend.

„Es gefunden!" Sein Gesicht verfinsterte sich. „Was? Wie?"

„Hier auf der Treppe!"

„Dann darfst Du es nicht behalten — es gehört jedenfalls Jemandem, der hier im Hause wohnt oder der einen Besuch hier gemacht hat."

„Was geht das mich an! Wenn ich es finde, so —"

Er sagte nichts; er machte es nur vorsichtig aus ihrem Haar los und verschloß es in einem Kasten; den Schlüssel steckte er zu sich. „Ich werde es morgen der Hauswirthin mittheilen," sagte er.

Thränen traten ihr in die Augen.

„Nun bist Du wieder böse auf mich."

„Es ist jetzt Zeit, in das Theater zu gehen," sagte er kurz.

Er legte das geöffnete Telegramm, das er in der Hand hielt, weg. Er hatte es ihr zeigen, es ihr übersetzen wollen:

„Unserem großen Künstler und seiner jungen, liebenswürdigen Frau senden wir festlich versammelten Freunde und Bewunderer einen warmen Huldigungsgruß und beklagen nur, Beide an ihrem Ehrentage nicht in unserer Mitte zu sehen."

Jetzt war es ihm gleichgültig.

Sie fühlte instinctiv seine Verstimmung und wollte ihn aufheitern.

„Denke Dir," sagte sie, als sie hinausgingen, „ich habe heute eine richtige, reizende Ueberraschung für Dich. Du weißt ja, daß Alfons aus Cipriano Logendiener im Theater ist. Der hat mir versprochen, ein paar Lehnstühle für uns aufzuheben, aber wir brauchen nur Bankplätze zu bezahlen."

Auf der Treppe begegneten sie einem anderen Telegraphenboten. Björk las das neue Telegramm draußen unter der Gaslaterne: „Deine alten Eltern senden Dir ihren Segen und beten zu Gott für Dich und Deine geliebte Frau."

Schweigend ging er mit ihr an seiner Seite die Straße entlang.

Er dachte an seine Statue, die nun dort auf dem Platze enthüllt stand und kommenden Geschlechtern von der Arbeit seines Lebens erzählen sollte. Von Neuem sah er alle ihre Mängel so klar und deutlich, als ob er mitten unter den Beschauern stehe, und wußte nun, daß er für Alles, was in seinem Innern lebte, niemals den vollen Ausdruck gefunden hatte -- in der Kunst nicht. Hatte er es denn in seinem persönlichen Leben gefunden?

Nur in einem einzigen Augenblick!

Auf einem Sockel in dem kleinen Wohnzimmer seiner Frau stand die halbfertige Skizze der weinenden Venus. Die allein hatte etwas von dem zu erzählen, was den eigentlichen idealen Grund seines Wesens ausmachte — von dem, was er als Künstler und als Mensch hätte werden können, wenn man je in diesem Leben das würde, was man werden könnte.

Digitized by Google

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

Berlin, September 1892.

Apathie auf dem gesammten Gebiete des Wirthschaftslebens charakterisirt den Augenblick. Immer mehr häuft sich das baare Geld arbeitslos in den Kassen der Banken. Die Börsenkurse schwanken: ihre Richtung ist nach unten.

Warum auch bei uns diese Marasmuserscheinung? Viel schlimmer doch als wir leidet England unter dem argentinischen und portugiesischen Staatsbankerott, seufzt Frankreich unter der Last der papiernen Liebesgaben von der Newa. Auch hat der bekannte Berliner Bankbruch, der, als wir unsere Rundblicke begannen, die Gemüther in schlimmste Aufregung versetzte, zwar vor wenigen Wochen seine Sühne gefunden; aber gerade so, wie wir es vorausfagten, ist er ein isolirtes Ereigniß geblieben. Diese Feuerprobe hätte das Vertrauen, sollte man meinen, zurückbringen können! Unser Staatskredit hat sich nicht verschlechtert trotz der Aussicht auf neue Anleihen und Deficits. Der Außenhandel kann die Wendung unserer Zollpolitik nutzen, und Frankreich, ehemals die führende Macht in der Aera der Meistbegünstigungsverträge, hat dem mitteleuropäischen politischen und Zollbündniß noch immer kein positives Paroli bieten können und wird ungeduldig über den ewigen „Flirt“ mit Rußland, mißtrauisch, ob derselbe auch „pour le bon motif“ sich abspinne. Das Alles sind keine ungünstigen Symptome. Woher nun das ewige Gerede von der „Krise“ und diese selbst, und woher der Urgrund des Galgenhumors an der Börse, der behauptet, die ältesten Leute wüßten sich nicht zu entsinnen, daß dort ein Geschäft gemacht worden sei?

Unter den sogenannten wirthschaftlichen „Krisen“ sind zunächst Productions- und Absatzkrisen zu unterscheiden. Beide scheinen unter der heutigen Wirthschaftsverfassung der Völker von Zeit zu Zeit unvermeidlich. Wenn auch nicht, wie wohl behauptet worden ist, sich die einen, die Productionskrisen, alle zehn Jahre wiederholen, so ist in ihrer Folge doch eine gewisse Regelmäßigkeit zu beobachten. Auf Zeiten des Drucks folgen solche des sogenannten „wirthschaftlichen Aufschwungs“. Während desselben wird darauf losproducirt, als ob die Bäume thatsächlich in den Himmel wachsen könnten. Wenn dann die Producenten mit Schrecken wahrnehmen, daß dem doch nicht so sei, d. h. daß in einzelnen Geschäftszweigen mehr Waren hervorgebracht worden, als der Weltmarkt aufnehmen kann, so sucht ein jeder wenigstens seine Mengen zu billigen Preisen anzubringen, und schließlich überbietet der eine den anderen in wachsender Hast. Der Schwächere verschleudert am billigsten, sein Angebot dictirt aber auch dem Stärkeren den Preis. Auf die vier Jahre des Stillstandes 1883 bis 1887 hatte unsere Production drei Jahre hintereinander, 1888, 1889, 1890, mit zunehmenden Zahlen rechnen zu dürfen geglaubt, deren Progression sich 1891 bereits als zu hoch gegriffen erwies, und zwar gleichzeitig in beiden Hauptzweigen der Industrie: dem der Gewebe und dem der Bergbauproducte.

Digitized by Google

Absatzkrisen ähneln in ihrer äußeren Erscheinungsform sehr häufig ihren Schwestern, den Productionskrisen, und doch ist ihr Charakter verschieden. Auch die richtig berechnende, sich vor jeder Ausschreitung hütende Production ist von Absatzstockung bedroht, wenn ihre Absatzcanäle in eventuell unvorhergesehener Weise sich verstopfen. Naturereignisse können die Verkehrsmittel selbst versagen machen; Geschmack und Mode wechseln; bald stören politische und wirthschaftliche Ereignisse die Aufnahmefähigkeit, und auch die Aufnahmemöglichkeit der gewohnten Absatzgebiete wird dort zuweilen absichtlich herabgesetzt; so wirkten z. B. die Zollschranken der Mac-Kinley-Bill in Nordamerika, andererseits die politischen und wirthschaftlichen Wirren in Südamerika.

Im Augenblick treffen Productions- und Absatzkrise bei uns zusammen, und zu ihnen trat im vergangenen Jahre als dritte im unheimlichen Bunde eine „Nahrungsmittelkrise".

Die Nahrungsmittelproduction hängt in ihrer Größe nicht vom Belieben des Menschen ab. Mangel an Nahrungsmitteln aber ist um so gefährlicher, als kein Bedürfniß so schnell gestillt werden muß, als der Hunger, und diesen zu stillen, der Mensch sofort auf die Befriedigung jedes anderen Bedürfnisses verzichtet. Mit anderen Worten: es übersetzt sich die Krisis der Nahrungsmittelindustrie auch ihrerseits in Absatzkrisis. Wir sind für unsere Nahrungsmittelzufuhr auf Länder niederer Wirthschaftscultur angewiesen. Deren Charakteristikon ist: Mangel an aufgespeichertem Capital. So fehlen dort nach einer Mißernte leicht selbst das Saatkorn und die sonstigen wirthschaftlichen Mittel für die nächste Frühjahrsbestellung; daher die Nachhaltigkeit der Nahrungsmittelkrisen. Trotzdem sind deren Schrecken heutzutage bei unserem entwickelten Verkehrswesen, das ermöglicht, daß der Ueberfluß der einen Hemisphäre dem Mangel der anderen aushilft, abgeschwächt. Aber selbst in ihrer abgeschwächten Form verschwindet jedes andere Wirthschaftsereigniß in seiner Bedeutung vor dem Mangel an Nahrungsmitteln. Nun haben wir im Jahre 1891 an Weizen und Roggen in allen europäischen Ländern gleichzeitig eine Mißernte gehabt, und selbst die letzte Zuflucht des europäischen Ernährungsmarktes, die Kartoffel, war eher schlecht als gut gerathen. Aus früheren Ernten aber hatte Europa keine Reserven.

Als ob jene drei Krisenformen nicht genügten, gesellten sich ihnen noch die von uns wiederholt berührten „Finanzkrisen" in Südamerika und Südeuropa, die verzweifelte Lage der russischen Finanzoperationen, das heutegierige Gebahren der amerikanischen Silbermänner. Und gerade das Neben- und Durcheinander aller dieser kritischen Erscheinungen ist für die gegenwärtige Lage bezeichnend. Wegen der Mißernten waren alle europäischen Staaten mehr als je auf den Bezug amerikanischen Getreides angewiesen. Mit welcher Waare aber soll man zahlen, wenn die Mac-Kinley-Bill unsere Industrieproducte zurückweist und Südamerika sie nicht kaufen kann? Unsere Absatzkrise nach dort soll für Nordamerika Verbesserung der Handelsbilanz bedeuten, gleichzeitig aber suchen die Silbermänner (trotz ihrer oder vielleicht wegen ihrer Niederlage im Congreß) ungezählte Mengen von Baargeld nach Europa zu werfen, um in ihrem Lande Mangel an Circulationsmitteln nachweisen zu können. Last not least haben Hungersnoth und Mißernte den Nährboden in Rußland für die Cholera bereitet, die die Menschen tödtet, Handel und Wandel lähmt, die Finanznoth vergrößert.

Diesen ganzen Symptomencomplex nennen wir „Krisis"! Das ist genau genommen verkehrt. In der medicinischen Wissenschaft — und daher stammt der Ausdruck — nennt man „Krisis" die auf einen Moment concentrirte Wendung zum Besseren oder Schlechteren. „Krisis" heißt Entscheidung! Das Quälendste aber in unserer wirthschaftlichen Lage besteht darin, daß keine Entscheidung in Aussicht. Vielerlei Krankheit hat den Organismus des wirthschaftlichen Lebens erfaßt; dieser scheint einstweilen kräftig genug, keine zum vollen Ausbruch kommen zu lassen, nicht kräftig genug, von allen zu gesunden. Gegenüber einem Patienten in solcher Lage, sucht der Quacksalber vielleicht ein krankes Organ zu curiren und macht ein andres

Digitized by Google

dabei noch kränker. Der besonnene Arzt aber, der sich der Grenzen seiner Kunst bewußt ist, stellt sich die Frage, ob der Organismus im Ganzen wohl kräftig genug sei, den Gesammtangriff zu überdauern. Ebenso sind die volkswirthschaftlichen Quacksalber heute mit allerhand Rathschlägen bei der Hand, die alle richtig sind in dem, was sie sagen, und unrichtig nur in dem, was sie übersehen. Der wirthschaftliche Pathologe aber weiß, daß es in so complicirter Lage keine bestimmten Heilmittel, daß es keine Wundercuren giebt. Er stellt sich nur die Frage, ob der Gesammtorganismus des Wirthschaftslebens kräftig genug ist, den Gesammtangriff zu überdauern. Das aber ist er. Gewiß ist jeder Einzelvorgang der Krankheitsgeschichte zu beobachten und zu registriren; entscheidend aber nur ist die allgemeine Configuration der wirthschaftlichen Verhältnisse, wie sie allein aus den größten Zahlen hervortritt.

Da nun zeigt — um nur ein Beispiel aus vielen herauszugreifen — der Verwaltungsbericht der deutschen Reichsbank pro 1891 einen Gesammtumsatz von 109 933 Millionen Mark; das aber ist der größte Umsatz seit Begründung der Reichsbank im Jahre 1876. Die entsprechenden früheren Zahlen sind folgende:

Jahr	Gesammtumsätze in Millionen Mark
1876	36 685
1877	47 542
1878	44 255
1879	47 459
1880	52 194
1881	56 336
1882	56 006
1883	62 620
1884	71 591
1885	73 199
1886	76 565
1887	79 839
1888	84 338
1889	99 709
1890	108 595
1891	109 933

Dies sind stetig steigende Zahlen außer dem „schlechten" Jahr 1878. Damals ein Rückgang in den Geschäften, der selbst im nächsten Jahre sich noch nicht vollständig ausgleicht, im „schlechten" Jahre 1891 nur ein verlangsamter Fortschritt, aber immerhin noch ein Fortschritt.

In Lagen wie der gegenwärtigen ist Alles nur von der ungestörten Entwicklung der Kräfte selbst zu erwarten, nichts von Wundercuren und augenblicklichen Veranstaltungen. So sind wir auch über das Fallenlassen des Berliner Weltausstellungsprojects nicht gar betrübt, eher über das „Wie" dieses Vorganges. Die Zurückweisung hätte brutal erfolgen dürfen, nur nicht — philisterhaft. Diesmal haben uns die Franzosen mit Grazie geschlagen.

„Bei uns heißt's: ob? wie? wenn? was? wer?
Und dort in einem Zug: denn das ist mein Begehr!"

Wüßte man nicht, daß Wernicke diesen Vers bereits im 17. Jahrhundert zum Vergleich zwischen uns und jenen geschrieben hat, er muthete uns an wie ein Epigramm neuesten Datums. Das „car tel est mon plaisir" ist eine gewaltige Macht in Fragen, in denen die Zuversichtlichkeit des Entschlusses halben Sieg bedeutet. Solange wir in Deutschland kein Regierungsorgan haben, das in sich die Summe der Sachkenntniß auf wirthschaftlichem Gebiete vereint, wie Frankreich dasselbe in seinem „Conseil supérieur du commerce et de l'industrie" besitzt, werden alle solche Fragen von Willkür und augenblicklicher Eingebung entschieden werden. Jenes Organ sollte bei uns der Volkswirthschaftsrath werden, so wie einzelne unserer Volkswirthe[1])

[1]) Von Kaufmann, Stumpf u. A. m.

Digitized by Google

ihn sich dachten, als sie Ende der siebziger Jahre mit denselben betreffenden Vorschlägen hervortraten: Eine Spitze, aufgebaut auf der breiten Grundlage ganz Deutschland überspannender, die wirthschaftlichen Interessen wahrender Vertretungen der werbenden Kreise der ganzen Nation selbst, in der alle jene Kreise zu Wort kämen und gehört werden müßten. Von jenen Vorschlägen annectirte Bismarck nur den Namen und verkannte das Wesen. Daher jene Mißgeburt unter dem Namen „Volkswirthschaftsrath", die nicht früh genug das Zeitliche segnen konnte.

Soeben noch deuteten wir hin auf den Staatsbankerott Portugals. Angesichts desselben dürfte es vielleicht lehrreich sein, einen kurzen Blick auf die Geschichte der spanischen Finanzen zu werfen. Denn deren Vergangenheit weist deutlich auf die Zukunft. Bereits in dem Decennium von 1824 bis 1834 blieben die Zinsen der mit 5% zu verzinsenden Staatsschuld unbezahlt. Ueber diese Rückstände „einigte" sich die spanische Finanzverwaltung später mit ihren Gläubigern: die Hälfte wurde gestrichen, die andere Hälfte bezahlt — mit einer neuen Anleihe. Dann wurde die ganze spanische Schuld in eine einprocentige „fundirt", deren Verzinsung bis zum Jahre 1870 auf 3% steigen sollte. Aber bereits 1867 war ein neues „Arrangement" nöthig geworden und wurde eine neue dreiprocentige Anleihe zum Curse von 30 (!!!) ausgegeben, d. i. zu 10% Zinsen. Immer von Neuem dienten neue Anleihen nur dem Zweck, den Coupon der alten zahlen zu können. 1876 erfolgte ein drittes „Generalarrangement", nach welchem die rückständigen Coupons in eine „mit 2% verzinsliche, mit 50% rückzahlbare Anleihe" convertirt wurden, während für die Verzinsung der Schuld selbst abermals eine steigende Scala, anfangend mit ½%, „festgestellt" wurde. 1882 war die Verzinsung bereits auf 4% gebracht — der Schuldbetrag gleichzeitig aber auf 44 £ und 12½ sh für 100 £ nominal herabgesetzt!

Solche Vorgänge rechtzeitig bekannt machen (leider giebt es keine zusammenhängende Darstellung der spanischen Finanzen) ist besser, als platonisch reclamiren, wenn es zu spät ist. In Spanien ist das „Nichtbezahlen" bereits in System gebracht. Wenn die fünfprocentige Schuld lange Zeit gar nicht bezahlt und dann ⅘ der Verzinsung einfach gestrichen wird, so heißt das auf spanisch: „in eine einprocentige Schuld fundiren"; bleibt man die Hälfte schuldig, so „convertirt man in eine mit 50% rückzahlbare Anleihe"; statt 3% aber ½% zahlen und den Rest versprechen, nennt man auf spanisch: „eine steigende Scala vereinbaren".

Ist es nicht geradezu wunderbar, daß unter derartigen Umständen sich immer noch Leute finden, die ihre Capitalien in ähnlichen Anleihen „anlegen"? Was können in Dunkel gehüllte Börsenenquêten helfen, wenn die Erfahrungen selbst das Privatcapital nicht vorsichtiger machen!

Das Schwergewicht unserer Weiterentwicklung auf wirthschaftlichem Gebiet liegt heute zumal in der Ausbildung unserer wirthschaftlichen Gesetzgebung. Die Novelle zur deutschen Gewerbeordnung, das sogenannte Arbeiterschutzgesetz, bezeichnet in dieser Beziehung einen Wendepunkt in unserer Socialpolitik. Man thut sehr Unrecht, gegenüber diesem neuen Gesetze von Socialismus zu sprechen, fast ebenso Unrecht, wie wenn die socialdemokratische Presse von einem Arbeitertrutzgesetz spricht. Der Weg, der mit diesem Gesetz betreten ist, liegt in der Mitte zwischen den beiden Weltanschauungen des Individualismus und Socialismus, von den beiden gleich unabhängig nach selbständigen Gesichtspunkten geleitet.

Die Maßregeln des Arbeiterschutzes, wie sie die Gewerbenovelle einführt, kann man in drei verschiedene Gruppen theilen. Die Einen wollen für die Ausbeutung der menschlichen Kraft eine objective Grenze festsetzen; die Anderen wollen über das Verhältniß zwischen Lohngeber und Arbeiter gesetzliche Normen aufstellen; die Dritten wollen Organe schaffen für unsere wirthschaftlich sociale Weiterentwicklung.

Zu der ersten Gruppe von Maßregeln gehören vor Allem die Bestimmungen zum Schutze der jugendlichen und der weiblichen Arbeiter. Hierbei können Gegner und Anhänger des Socialismus noch ein ganz gut Stück gemeinsam gehen.

Digitized by Google

Daß die Kinder, welche sich selbst nicht schützen können, vom Staate geschützt werden müssen, daß ein Volk zu Grunde geht, wenn es seine zukünftige Generation durch Ueberanstrengung schon im zarten Alter zur Verkümmerung bringt, das sind rechtliche und naturwissenschaftliche Thatsachen, welche unbestritten dastehen. In allen civilisirten Staaten bestehen Einrichtungen, welche die Arbeitszeit jugendlicher Arbeiter beschränken und eine behördliche Aufsicht über dieselbe ermöglichen. Wie die körperliche, so muß aber auch die intellectuelle und moralische Fortentwicklung des jugendlichen Arbeiters geschützt werden. Die Gesammtheit kann es nicht ruhig mit ansehen, wenn große Theile der zukünftigen Generationen in den Jahren, die für ihre Ausbildung bestimmt sind, durch gewissenlose Lehrherren so ausgenützt werden, daß ihre Ausbildung mehr hintertrieben als befördert wird; sie kann es nicht schweigend dulden, daß auf diese Art das erreichte Culturniveau der Massen in einer zukünftigen Generation herabgedrückt werde. Die obligatorische Fortbildungsschule (obligatorisch nicht bloß für den Lernenden, sondern auch für seinen Lehrherrn) ist ein kleiner Anfang in einer Reihe von Maßregeln, welche hoffentlich in Zukunft die Verantwortlichkeit des Fabrikherrn für die Ausbildung der ihm anvertrauten jugendlichen Kräfte noch ganz anders zum Ausdruck bringen werden. Auch die Maßregeln zur Stärkung der elterlichen Autorität fallen unter diesen Gesichtspunkt, so die Auslieferung des Arbeitsbuches, vor Allem auch die Zahlung des Lohnes an den Vater statt an den jugendlichen Arbeiter selbst. Was wir anstreben müssen, ist ein Verhältniß, in dem der Fabrikherr mit den Eltern gemeinsam an der Zügelung und Erziehung der jugendlichen Massen arbeitet.

Die Gründe, welche für eine körperliche Schonung der jugendlichen Arbeiter sprechen, treffen zum Theil auch auf die weiblichen Arbeiter ohne Unterschied des Alters zu. Namentlich die Frau zu der Zeit, wo sie ein junges Leben in sich ausbildet, ist das schutzbedürftigste Wesen der menschlichen Gesellschaft. Wenn irgendwo die Fürsorge für die zukünftige Generation am Platze ist, so ist es hier. Es ist eine wahrhaft beschämende Reihenfolge, daß unsere Rechtsentwicklung die Schonung des weiblichen Geschlechts früher im Wildschutz als im Menschenschutz durchgeführt hat. Aber über die Vorschriften zum Schutze der Wöchnerinnenarbeit hinaus bedarf die Frauenarbeit an sich einer Einschränkung. Der weibliche Körper ist nun einmal der Arbeit ins Grenzenlose noch weniger gewachsen als der männliche und die Gefahr einer Ausbeutung hier noch größer. Und immer weitere Theile der deutschen Mädchen- und Frauenwelt werden der gewerblichen Arbeit zugeführt.

Für Arbeiterinnen, welche einen Haushalt zu besorgen haben, ist die Sonntagsruhe bereits auf einen Theil des Sonnabends ausgedehnt worden. Auch die Bestimmungen zum Schutze weiblicher Arbeiter in der weitergehenden Fassung, welche die Novelle gebracht hat, sind nur ein fernerer Schritt auf dem einmal betretenen Wege. Das Ziel der Entwicklung ist hier eine Gesetzgebung, welche die Würde der Frau voll zur Geltung bringt. Und alle die, welche sich an Lobsprüchen über Frauenwürde berauschen, welche kein Gelage vorübergehen lassen, ohne einen Toast auf die „Damen" auszubringen, haben hier die beste Gelegenheit zu zeigen, daß sie die Würde der Frau zu achten wissen, hier, wo sie ihnen nicht im seidenen Gewande, sondern im schlichten Arbeitskleide entgegentritt.

Weit behutsamer als für jugendliche und weibliche Arbeiter ist die Novelle im allgemeinen Arbeiterschutz, d. h. also in Betriebseinschränkungen, welche auch für die erwachsenen männlichen Arbeiter gelten sollen. Man hat in anderen Staaten die Erfahrung gemacht, daß die Einschränkung der Arbeitszeit für jugendliche und weibliche Arbeiter einen Einfluß auf die Volkssitte geübt hat, dem schließlich die allgemeine Leitung der Fabriken sich nicht entziehen konnte. Es ist begründeter Anlaß vorhanden zu glauben, daß die Entwicklung bei uns eine ähnliche sein wird. Wir werden in Kurzem so weit sein, daß ein Fabrikant, welcher länger als elf Stunden arbeiten läßt, für einen inhumanen Mann gilt, dem man die Achtung versagt. Wenn wir auf diese Art fortschreitend eine Einschränkung der Arbeitszeit, soweit sie durch allgemein

Digitized by Google

menschliche Rücksichten geboten ist, erreichen, dann desto besser. Bis jetzt ist dem Bundesrath nur die Befugniß gegeben worden, für gesundheitsgefährliche Betriebe durch Verordnung einen Maximalarbeitstag einzuführen. Gegenwärtig ist die wichtigste Beschränkung zu Gunsten der männlichen Arbeiter die Sonntagsruhe. — Die gemeinsame Folge aller dieser schützenden Beschränkungen ist allerdings die, daß ein Theil der in Deutschland vorhandenen menschlichen Arbeitskraft aus dem Markt genommen ist. Im Laufe der Zeit wird der übrig bleibende Theil im Preise steigen. In der beständigen Forderung des Verbots der Frauen- und Kinderarbeit, eines Verbots der Sonntagsarbeit, einer streng durchgeführten Maximalarbeitszeit hat der Instinct der Massen dieses wirthschaftliche Verhältniß sehr sicher herausgefunden.

Die zweite Gruppe von Schutzbestimmungen, welche wir als gesetzliche Normen über das Verhältniß zwischen Lohngeber und Arbeiter zusammenfaßten, ist an sich kein neues Object der Gesetzgebung. Eine Lehre von der „Dienstmiethe" hat es im Obligationenrecht immer gegeben. Allein was unseren Juristen einzusehen unsäglich schwer geworden ist, das ist die gewaltige Bedeutung, welche dieser Abschnitt von der „Dienstmiethe" für unsere Zeit hat. Das heutige Obligationenrecht ist römischen Ursprungs, d. h. es stammt aus einer Cultur, in welcher die Verfügung über menschliche Arbeitskraft im Wesentlichen durch Sklavenkauf erreicht wurde. So natürlich es war, daß bei einem solchen Culturzustande die Lehre von der „Dienstmiethe" nur eine untergeordnete Rolle spielte, ebenso natürlich ist es, daß seit Abschaffung der Sklaverei dem Verhältniß von Mensch zu Mensch eine ganz außerordentliche Aufmerksamkeit hätte zugewandt werden müssen. Wenn man die feine Ausbildung unseres Obligationenrechts zum Schutze von Treu und Glauben im Verkehr mit Waaren und mit Geld auf der einen Seite und die dürftigen Bestimmungen über den Verkehr mit menschlicher Arbeitskraft auf der andern Seite mit einander vergleicht, so kann man kaum glauben, daß dies das Rechtssystem einer Zeitepoche sei, deren gewaltigste wirthschaftliche Erfolge gerade auf der Vereinigung menschlicher Arbeitskräfte unter gemeinsamer Leitung beruhen. Mit geschlossenen Augen haben die Juristen eine neue Zeit heraufkommen sehen. Kaum daß man in einem Pandektenlehrbuch des 19. Jahrhunderts irgend welche Spur der veränderten Wirthschaftsverfassung im Zeitalter des Dampfes findet, wenn man es mit einem Lehrbuch des 15. oder 16. Jahrhunderts vergleicht. Wo die Lehrbücher des „gemeinen Rechts" wiederum auf diese Fragen eingehen, da erscheinen ihnen die durchbrechenden Fragen der Neuzeit als bloße Ausnahmen. Sie sehen nicht, daß hier ein neues Obligationenrecht sich ausbildet, welches der menschlichen Arbeit die Ehre giebt, die so lange nur dem menschlichen Capital gegeben worden ist. Der Grundsatz der Vertragsfreiheit ist nun auch für den Arbeitsvertrag ein „ehrbarer" Grundsatz; aber als alleiniger reicht er nicht aus. Von dem freiesten Lande der Erde, von England, ist das Verbot des Truckſystems ausgegangen. Und seitdem wir es nachgeahmt haben, ist an dem Verbot nicht wieder gerüttelt worden. Aehnliche Grundsätze zwischen Lohngebern und Arbeitern stellt jetzt die Novelle in Bezug auf die Conventionalstrafen auf. An sich unterliegen solche Strafen der freien Vereinbarung. Da aber durch eine mißbräuchliche Höhe, durch eine willkürliche Festsetzung oder gar durch eine eigennützige Verwendung der Strafgelder das ganze Verhältniß zwischen Lohngebern und Arbeitern verschoben werden kann, so ist die Strafgewalt, welche der Arbeiter über sich einräumen darf, in gewisse Grenzen eingeengt worden. Nicht nur, daß Strafbestimmungen, welche das Ehrgefühl oder die guten Sitten verletzen, gänzlich ausgeschlossen sind, auch Geldstrafen dürfen nur in Ausnahmefällen die Höhe des Tagelohnes erreichen, in der Regel über die halbe Höhe nicht hinausgehen. Um eigennützige Motive auszuschließen, bestimmt das Gesetz, daß Strafgelder nur zum Besten der Fabrik verwendet werden dürfen, und daß die Art der Verwendung bekannt gegeben werden muß. Wichtiger als derartige materielle Eingriffe in die Vertragsfreiheit ist aber eine rein formale Bestimmung der Novelle, welche die freie Vereinbarung über den Arbeitsvertrag im Ganzen bestehen läßt, für ihn aber die bestimmte Form der „Arbeitsordnung" mittelst Anschlags in

Digitized by Google

der Fabrik verlangt. Die Schriftlichkeit und Oeffentlichkeit der Arbeitsordnung ist eine der wichtigsten Garantien für den Schutz der Arbeiter. Die verabredete Arbeitszeit zu überschreiten und die vereinbarten Pausen abzukürzen, ist einem gewissenlosen Fabrikherrn unendlich erschwert, wenn die Arbeitsordnung mit seiner Unterschrift versehen in der Fabrik hängt. Die Arbeitsordnung mittelst Aushanges ist so zu einer Formalität des Obligationenrechts geworden, in welcher die moderne Zeit wieder zu erlangen sucht, was die alte Zeit in ihrer Art bereits besessen hat. Die stimmungsvollen Formen des alten deutschen Rechts, in welchem das Grundstück erst für übernommen galt, wenn die feierliche Grenzumgehung stattgefunden hatte, in welchem die Kuh erst verkauft war, wenn der „Weinkauf" getrunken war, sind uns verloren gegangen. Es ist eitel Bemühen gelehrter Germanisten, diese Formen durch Galvanisierung wieder zum Leben zu bringen. Trotzdem bedeutet die „Formlosigkeit der Verträge" eine Abblassung des Rechtslebens selbst. Wo große gesellschaftliche Kreise mit einander in rechtliche Beziehungen treten, da entwickelt sich zuweilen gerade in der formalen Festsetzung auf der einen Seite ein solches Uebergewicht, daß dem andern nur durch Bestimmung der Form ein Gegengewicht in die Hand gedrückt werden kann. Unendlich viel Unheil könnte verhindert werden, wenn es uns gelänge, für Geldleihverträge, für Verkaufsverträge u. a. m. geeignete Formen zu finden, die gesetzlich als die allein zulässigen hingestellt würden. Die Form ist in jeder Kunst das Wesentliche und so auch in der Kunst der Menschenleitung und Menschenregierung. Einen argen Streit haben während der Berathung der Gewerbenovelle die Bestimmungen über die Folgen des Vertragsbruchs hervorgerufen. Es besteht in Deutschland eine große Strömung für Bestrafung des gewerblichen Vertragsbruchs.

Diesen Bestrebungen wird mit Recht entgegengehalten, daß der gewerbliche Vertragsbruch nicht mehr und nicht weniger verabscheuungswerth sei als jeder andere. Solange der Schneider, der den versprochenen Rock nicht liefert, der junge Lieutenant, der seine Schulden nicht bezahlt, straffrei ausgeht, solange kann man den Arbeiter, der seine Arbeit nicht leistet, ebenfalls nicht ins Gefängniß stecken. Die Regierung stellte sich auf den letzteren Standpunkt und suchte eine wirksame Bekämpfung des Vertragsbruchs außerhalb des Strafrechts zu erreichen. Sie schlug vor, daß bei rechtswidrigem Verlassen der Arbeit der Lohngeber statt jeder Entschädigung eine Generalbuße verlangen könne, welche bis auf die Höhe des ortsüblichen Tagelohns für sechs Wochen nach rechtlichem Ermessen festzusetzen sei. Diese Bestimmung hat in Arbeiterkreisen, und zwar nicht bloß in socialdemokratischen, eine große Erbitterung hervorgerufen. Wir meinen: mit Unrecht. Der Schadenersatz ist in unserm heutigen Civilrecht schlecht geregelt. Auf den verschiedensten Gebieten hat sich bereits das Bedürfniß gezeigt, an Stelle des Schadenersatzes eine Buße eintreten zu lassen. Eine solche Buße (unabhängig von der Strafe) kennen z. B. unsere Autorengesetze. Auch daß die Buße unabhängig von der Schadensfrage gezahlt werden soll, ist ganz in der Ordnung. Denn da mit Schadenersatzprocessen bei unseren Gerichten in der Regel nichts durchzusetzen ist, so bleibt eben nichts übrig, als die Frage, ob ein Schaden nachweisbar sei, ganz auszuscheiden. Die Gefahr, im Wege eines kurzen Processes zu Bußzahlungen genöthigt zu werden, hätte wohl manchen besonneneren Arbeiter vor leichtfertigen Streiken abgehalten. Daß man nun das Wort „Buße" aus der Regierungsvorlage gestrichen hat, wäre zu verschmerzen; daß man die sechs Wochen auf eine herabgesetzt hat, ist auch keine grundstürzende Aenderung (denn auf mehr als eine Woche Lohn wäre ohnedies selten erkannt worden); daß man aber diese Bestimmung gerade für große Betriebe außer Kraft gesetzt hat, macht sie vollkommen illusorisch. Hier bleibt der zukünftigen Specialreform noch ein reiches Feld der Thätigkeit. Arbeiterfreundlich soll unsere Specialreform sein, aber nicht in dem Sinne, daß sie den Arbeiter verhätschelt oder verwöhnt, sondern erzieht. Soll der Arbeiter allmälig auf die Stufe der Gleichberechtigung mit seinem heutigen Herrn gehoben werden, so muß er sich nicht nur der gleichen Rechte, sondern auch der gleichen Pflichten bewußt werden. Und zu diesen Pflichten gehört in erster Linie der Satz: ein Mann, ein Wort! Es ist ein

Digitized by Google

bedauerlich geringer Grad von Verantwortlichkeitsgefühl, welchen die Leiter der heutigen Arbeiterbewegungen zeigen, wenn sie den Massen den Wortbruch gewissermaßen als ihr Privileg predigen.

Die dritte und, wie uns scheinen will, wichtigste Gruppe von Bestimmungen der Gewerbeordnung ist die, welche sich mit der Einrichtung von Organen für die Weiterentwicklung der Gewerbegesetzgebung selbst befaßt. Die Geschichte aller menschlichen Entwicklung lehrt auf das Deutlichste, daß gegenüber den buntscheckig wechselnden Verhältnissen des Lebens auch die weisesten Regeln als solche ohnmächtig werden. Nicht die Völker haben die größte Kraft entwickelt, welche die weisesten Gesetze hatten, sondern die, welche sich die geschicktesten Organe für die Handhabung der Gesetze zu schaffen wußten. In dem gewaltigen Streite zwischen Unternehmern und Arbeitern ist die wichtigste sociale Aufgabe, den Kampf in geordnete Bahnen zu leiten. In den einzelnen Betrieben steht in der Regel auf der einen Seite der Unternehmer, sei es in eigner Person, sei es in Form einer wohlorganisirten Gesellschaft, auf der andern die Masse der Arbeiter, die erst im Augenblicke des Kampfes sich eine Organisation und dann eben eine Kampfesorganisation schafft. Hier wäre schon viel gewonnen, wenn es gelänge, dieser Masse eine dauernde Organisation zu geben, um in täglicher Verhandlung mit dem Unternehmer sich die Sachkenntniß anzueignen, welche die erste Voraussetzung der Mäßigung ist. Das ist die zukünftige Mission der Arbeiterausschüsse, welche von dem größten Theile der deutschen Unternehmerschaft in unbegreiflicher Verblendung noch immer so sehr gefürchtet werden. Die Arbeiterausschüsse aber werden eine gedeihliche Wirksamkeit nur dann entfalten, wenn sie getragen sind von dem Vertrauen der Arbeiter, denen sie ihre Wahl verdanken, und wenigstens nicht dem Mißtrauen der Unternehmer begegnen, mit denen sie verhandeln sollen. Es war darum weise gehandelt, wenn die Gewerbenovelle die Arbeiterausschüsse nicht obligatorisch gemacht hat. Den Betrieben, welche Arbeiterausschüsse einführen, werden nur gewisse Vortheile gewährt. Dieses System läßt sich erweitern und auf diese Art der Arbeiterausschuß allmälig zu einer regelmäßigen Erscheinung des deutschen Arbeitslebens machen. — Nicht minder wichtig als die Organisierung der Massen ist aber auch die Ausstattung des Staates mit den geeigneten Organen für die Behandlung der Arbeiterfrage. Wie ärmlich ist der heutige Staat für die Erfüllung dieser seiner wichtigsten Aufgaben in Stand gesetzt! Für die Bewachung der Grenzen eine ganze Armee; für die Rechtspflege eine Fülle von Gerichten mit fein ausgesonnener Competenzenvertheilung; für die Beobachtung aber der zahlreichsten Bevölkerungsklasse, für ihre statistische Erforschung, für die Beaufsichtigung der sie betreffenden Gesetze, für ihre Vertretung und andererseits für ihre Zügelung in gewerblichen Streitigkeiten besitzen wir bis jetzt nur eine Handvoll von „Gewerbeinspectoren." Die „Gewerbegerichte," durch ein eigenes Gesetz aus Lohngebern und Arbeitern unter Leitung eines Beamten zusammengesetzt, sind hier wenigstens ein Ansatz für eine Behördenausbildung, welche sich der streitenden Theile selbst bedient, um ihre Streitigkeiten zum Austrag zu bringen.

Von den einzelnen Bestimmungen des Arbeiterschutzgesetzes, für welche verschiedene Termine vorgesehen sind, ist die Sonntagsruhe bis jetzt nur für das Handelsgewerbe in Kraft getreten. In der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit (seit dem 1. Juli) haben hier die Bestimmungen schon eine Fluth von Widersprüchen hervorgerufen.

Auf der einen Seite klagen die Handeltreibenden über die ihnen auferlegten Beschränkungen, auf der anderen Seite die Angestellten über die Nichtbefolgung der Bestimmungen. Dort hält man den Schutz für zu weit getrieben, hier ist man überzeugt, daß er nicht früher wirksamer werde, als bis man ihn noch viel weiter treibe. Gerade dieses Verhältniß zeigt, wie wichtig es für die ganze Fortentwicklung dieser Gesetzgebung ist, geeignete Organe zu schaffen, die das Vertrauen beider Theile genießen. Und hierin ist in dem größten deutschen Staate, in Preußen, Vieles verfehlt worden. Durch eine ganz unscheinbare und im Publicum wenig beachtete Verfügung ist den preußischen Gewerbeinspectoren auch die Revision der Dampfkessel übertragen worden.

Digitized by Google

Diese Revision ist aber eine so schwierige und wichtige Arbeit, daß dadurch das Verhältniß ganz umgekehrt wird: die Gewerbeinspection ist in Preußen zu einem Nebenamt der Dampfkesselrevision herabgedrückt worden. Da Dampfkessel nur von studirten Technikern revidirt werden können, so ist damit für absehbare Zeit entschieden, daß die preußische Gewerbeinspection in den Händen eines Standes ruhen wird, in welchem der Arbeiter den Collegen seines Fabrikdirectors zu erblicken gewohnt ist. Es führt zu Mißverständnissen, wenn in einer Denkschrift des preußischen Handelsministeriums gerühmt wird, daß Preußen bald mit seinen 163 Gewerbeinspectionsbeamten alle anderen europäischen Länder an Zahl übertreffen werde. Schon in sehr kurzer Zeit wird sich herausstellen, daß wir nicht anderen Ländern voran-, sondern weit hinter anderen Ländern zurückstehen, daß es eine wirksame Gewerbeinspection in Preußen bald gar nicht mehr geben wird — wenn man sich nicht entschließt, jene Personalunion wieder rückgängig zu machen. Der schreckliche Ausgang des Streikes von Durham, in welchem hunderttausend hungernde Bergleute behaupten, von den Unternehmern hintergangen und bedrückt zu werden, ist eine ernste Mahnung an alle Staatsregierungen, bei Zeiten ein Inspectionspersonal zu schaffen, das nicht „auch" Vertrauensfunctionen übt, sondern das *in erster Linie* unter dem Gesichtspunkte socialen Vermittlungstalentes ausgesucht ist.

Hätten wir in Deutschland ein tüchtiges Gewerbeinspectorat, welches, aus wahrhaften Vertrauensmännern der gewerblichen Kreise im weitesten Sinne hervorgegangen, aus den Berufskreisen, Aerzten, Geistlichen, Technikern, Lehrern ꝛc. sich rekrutirend, mit offenem Blick den Verhältnissen des Lebens gegenüberstände, so würde ein solches Gewerbeinspectorat das wichtigste Organ sein, nicht nur den Unternehmern und den Arbeitern, sondern auch den Staatsbehörden mit Autorität gegenüberzutreten. Ein solches Gewerbeinspectorat würde unserm Beamtenthum die Augen öffnen über das, was Noth thut, wenn man eine Reform durchführen will wie die, zu der wir uns rüsten. Solche Reformen sind nicht bloß staatliche, sondern auch gesellschaftliche Vorgänge, ja sie sind das Letztere in ganz besonders hohem Maße. Ein Arbeiterschutzgesetz gewinnt seinen rechten Werth nicht dadurch, daß seine Befolgung erzwungen, sondern daß sie im Laufe der Zeit ohne Zwang durchgeführt wird. Dazu ist vor allen Dingen Klarheit und allgemeine Verständlichkeit des Wortlautes des Gesetzes selbst nöthig. In dieser Beziehung aber ist wiederum im Gesetze selbst noch recht Vieles verfehlt. Die alte Paragraphenzählung ist nicht geändert, sondern durch eingeschobene a, b, c, d kümmerlich ausgeflickt. Beständig wird von einem Abschnitt auf den anderen verwiesen. Nicht selten drückt das Gesetz gar nicht aus, was Rechtens sein solle, sondern nennt eine Anzahl anderer Gesetze und Paragraphen, deren Bestimmungen man mit der vorliegenden combiniren möge, um herauszufinden, was Rechtens sei. Wenn es irgend ein Gesetz gibt, das für *Jedermann* leserlich sein muß, so ist es eine Gewerbeordnung. Wenn aber ein armer Hausirer, der zufällig einen Text der Gewerbeordnung besitzt (weil er ihn zum Verkauf anbietet), etwa nachsehen wollte, was das Gesetz über die Sonntagsruhe des Hausirers bestimmt, so wird er von einem Paragraphen zum anderen geschickt, in immer feinere Unterscheidungen des „Gewerbebetriebes im Umherziehen" verwickelt und behält schließlich nichts übrig als das Gefühl des im Kopfe umhergehenden Mühlrades.

Es wäre aber ein Irrthum, wenn man glaubte, daß die Unübersichtlichkeit und Schwerverständlichkeit des Gesetzes ein bloß formaler Fehler sei. Die materiellen Bestimmungen des Gesetzes sind zu complicirt, in vielen Fällen zu minutiös ausgebildet; sie gestatten nicht bloß Ausnahmen, sondern wollen für jede Art von Ausnahmebildung ein ganz besonderes System einführen. Endlich ist die Uebereinanderschachtelung von Reichs- und Landesgesetzgebung, von Reichs-, Staats-, Provinzial- und Ortsbehörden in einer Weise durchgeführt, daß sie kaum der Jurist, geschweige denn der Gewerbetreibende selbst überblicken kann. So angefaßt, ist die Durchführung großer Reformen sehr erschwert. Die Sonntagsruhe z. B. wäre viel leichter zu ertragen, wenn sie mit wenigen kurzen Arbeitsverboten wenige kurze Ausnahmebestimmungen verbände. Der

Digitized by Google

Freiheit zu Liebe können die Menschen viel Zwang vertragen. Aber es muß ihnen klar gesagt werden, worin sie Freiheit haben und worin Zwang.

Ist die Gewerbeordnung in ihrer heutigen Fassung ein Beweis dafür, daß unserer Gesetzgebung die genügende Fühlung mit der Volksseele fehlt, um zu ihr in ihrer Sprache zu reden: so ist dies freilich nur ein specieller Fall der ganz allgemeinen Erscheinung, daß die einzelnen Kreise unseres Volkes die Fühlung miteinander verloren haben, daß jede Gruppe ihre eigene Sprache redet, ohne die anderen zu verstehen oder von ihnen verstanden zu werden. Das ist es, was in unserer Zeit politische, religiöse, wirthschaftliche und sociale Gegensätze so sehr verbittert. Niemals hätte der „Culturkampf" bis zu der Schärfe getrieben werden können, wenn man in protestantischen Kreisen den Katholicismus gekannt hätte. Niemals hätte man den Kampf gegen die Socialdemokratie mit den Waffen geführt, mit denen man ihn geführt hat, wenn die Gegner der Socialdemokratie den Letzteren mehr menschlich nahe gestanden und die Unwirksamkeit jener Waffen vorausgesehen hätten. Und wie läßt sich das trotzige Ablehnen aller von der „Bourgeoisie" ausgehenden Vorschläge seitens unserer Arbeiterpartei anders erklären als dadurch, daß der Arbeiter von heute den Bourgeois, über den er spricht, nicht mehr kennt. Das deutsche Volk steht in Gefahr, in Gruppen auseinanderzufallen, die einander nicht mehr kennen, nicht mehr verstehen.

Hier ist das Thätigkeitsfeld für die „ethische Bewegung", die nach Aufsehen erregenden Erfolgen in anderen Ländern nunmehr auch Deutschland ergriffen hat. Soeben bringen die ersten Mittheilungen über einen für den October vorbereiteten Congreß in die Oeffentlichkeit. Nach der bis jetzt vorliegenden Kundgebung über die Ziele der Bewegung[1]) darf man annehmen, daß es ihr Ernst sein wird mit dem Grundsatze, welcher die Basis aller Ethik und darum auch die Basis aller Socialpolitik sein wird: in jedem Menschen in erster Linie den Menschen zu sehen.

---

[1]) Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mittheilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen zu Berlin. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1892.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Im Gegensatze zu der durchaus friedlichen Constellation der auswärtigen Politik mußten seit geraumer Zeit bereits die Meldungen aus Rußland über den dort herrschenden Nothstand und dessen traurige Folge, die Choleraepidemie, mit Theilnahme und ernsten Besorgnissen aufgenommen werden. Diese Besorgnisse haben sich dann auch, wie der tief beklagenswerthe Ausbruch der Choleraepidemie in Deutschlands erstem Seehandelsplatze gezeigt hat, leider als wohlberechtigt erwiesen. Ueberall in unserem Vaterlande hat das traurige Geschick, von dem die Hamburger Bevölkerung betroffen worden ist, das innigste Mitleid hervorgerufen, und es darf der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck gegeben werden, daß, wie Hamburg stets seine nie versagende Hülfsbereitschaft gewährt hat, so oft es galt, einen Nothstand in Deutschland lindern zu helfen, auch aus allen Gauen des letzteren nunmehr die Spenden für die vom Unglück schwer getroffene Bevölkerung reichlich fließen werden, so daß von Neuem für die Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme vollgültiges Zeugniß abgelegt wird. Gerade weil an dieser Stelle kein Vorwurf gegen bestimmte Einrichtungen erhoben werden soll, denen die Schuld an dem Ausbruche der Choleraepidemie in Hamburg beigemessen wird, darf mit aller Entschiedenheit betont werden, daß es die unmittelbare Aufgabe und Pflicht der deutschen Reichsgesetzgebung ist, durch ein Seuchengesetz dafür Sorge zu tragen, daß in Zukunft im Hinblick auf derartige Epidemien, deren Herd im Oriente niemals völlig beseitigt wird, das gesammte deutsche Gebiet mit den besten Mitteln nach Möglichkeit geschützt werde.

Gegenüber ebenso kleinlichen wie unzutreffenden Competenzbedenken braucht nur auf die allgemeine Gefahr hingewiesen zu werden, so daß, wenn jemals, das Sprichwort Platz greifen muß: „Where there is a will, there is a way," „wo ein Wille ist, da findet sich auch ein Weg." Haben doch, mit Rücksicht auf die alljährlich von den Mekkapilgern von Neuem heraufbeschworene Choleragefahr, die verschiedenen Mächte noch unlängst auf der internationalen Conferenz in Venedig gemeinsam die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln berathen. Was nun aber für diese Gesammtheit von Nationen gilt, bei denen doch widerstreitende Interessen insofern in Betracht kommen, als z. B. England im Hinblick auf seinen directen Verkehr mit Ostindien durch gewisse Beschränkungen dieses Verkehrs Schaden zu erleiden glauben könnte, muß doch in weit höherem Maße für das Deutsche Reich als Norm dienen.

Es darf daher als dringende Forderung des Volksbewußtseins und der gesammten öffentlichen Meinung betont werden, daß der deutsche Reichstag bereits in der bevorstehenden Session in die Lage versetzt werde, ein bezügliches Reichsgesetz zu berathen und zu beschließen. Die Ungleichmäßigkeit, die nach dem Ausbruche der Choleraepidemie in Hamburg bei der Ausführung von Schutzmaßregeln von Seiten einzelner

Digitized by Google

Städte beobachtet wurde, war nicht minder charakteristisch und darf als ein weiteres zwingendes Motiv für die Abänderung des gegenwärtigen Zustandes angeführt werden. Verhielten sich doch einzelne Gemeinden, als ob es in ihrem Belieben stände, das Freizügigkeitsgesetz ohne Weiteres aufzuheben. Nicht in schwer oder gar nicht durchzuführenden Absperrungsmaßregeln, sondern in einem zielbewußten, allen Vorschriften der Hygiene entsprechenden Verhalten, mag es sich um die in den Städten zu treffenden allgemeinen Schutzeinrichtungen oder die Lebensweise der Einzelnen handeln, liegt die wirksamste Abwehr gegen die drohende Gefahr. Auf diesem Gebiete muß der Kampf energisch und furchtlos aufgenommen werden, wobei insbesondere der Presse als der Beratherin der öffentlichen Meinung eine wichtige Rolle zukommt. Nicht geängstigt werden darf die Bevölkerung, sondern das „moralische Niveau" muß nach besten Kräften erhalten werden, damit auch die Widerstandsfähigkeit in der Stunde der Gefahr nicht versage. Gerade wie die deutsche Nation in den großen Kriegen, denen sie ihre Einheit verdankt, nicht verzagte und das Gefühl der Furcht weit von sich wies, darf sie auch einer Epidemie gegenüber nie und nirgends eine Panik aufkommen lassen. Wie häufig ist über die Süditaliener oder Spanier und in jüngster Zeit über die Russen gespottet worden, weil sie zur Abwehr einer Epidemie die verkehrtesten Maßregeln getroffen! Um so mehr scheint es daher geboten, ohne jede Spur von unmännlicher Furcht vorzugehen, wobei keine einzige der thatsächlich wirksamen Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt zu werden braucht.

So kann es nur allgemeinen Beifall finden, daß, wie zahlreiche Congresse, die sonst zu dieser Zeit des Jahres zu tagen pflegen, der Choleragefahr wegen nicht stattfinden, auch die Kaisermanöver beim achten und sechzehnten Armeecorps ausfallen, nachdem der Reichskanzler, der Staatssecretär des Inneren und der preußische Kriegsminister beim Kaiser Vortrag gehalten haben. Kaiser Wilhelm verzichtete zugleich auf seinen Besuch der Reichslande, der aus Anlaß der Manöver des rheinischen und des elsaß-lothringischen Armeecorps, dessen Generalcommando sich in Metz befindet, stattfinden sollte. Die Erwägungen, die für den Ausfall der diesjährigen Kaisermanöver maßgebend waren, sind keineswegs durch beunruhigende Nachrichten über den Gesundheitszustand der Truppen hervorgerufen worden. Vielmehr stimmten alle vorliegenden Meldungen darin überein, daß dieser Gesundheitszustand ein durchaus normaler sei. Wie jedoch die Choleraepidemie am sichersten mit prophylaktischen Maßregeln bekämpft und verhütet wird, ließ sich auch der oberste Kriegsherr durch Erwägungen in diesem Sinne leiten. Kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß neben den Tausenden von Mannschaften, die bei den Manövern zusammengeführt werden, auch ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung sich bei derartigen militärischen Schauspielen einzufinden pflegt, so daß die Gefahr einer möglichen Verbreitung einer Epidemie sicherlich nicht ausgeschlossen wäre. Hierzu kommen dann die Schwierigkeiten, bei einer in steter Bewegung befindlichen großen Truppenmasse sanitäre Maßregeln jeder Art zu treffen. Nicht minder mußten locale Verhältnisse in Erwägung gezogen werden. In dieser Hinsicht kommt einmal in Betracht, daß die Stadt Metz, obgleich keinerlei Ursache zu Besorgnissen vorlag, bisher doch nicht diejenigen hygienischen Einrichtungen aufweist, durch die ein wirksamer Schutz bei der plötzlichen Entstehung einer Epidemie geboten wäre. Dann aber liegen aus den benachbarten französischen Districten zuverlässige Meldungen vor, die, ohne allarmirend zu erscheinen, doch beweisen, daß z. B. in Luneville und anderwärts unter den französischen Truppen Brechruhr und Typhus, wenn auch zunächst nur in geringem Maße, ihre Opfer forderten. Neben der Fürsorge für die beiden deutschen Armeecorps, die an den Kaisermanövern theilnehmen sollten, wirkte auch die Rücksicht auf die gesammte Landesbevölkerung in entscheidender Weise mit, als Kaiser Wilhelm seine Entschließungen faßte. War doch die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die Entlassung der Reserven, die auf die großen Manöver folgt, im Falle einer Epidemie zur weiteren Verbreitung derselben beitragen könnte. Alle diese Gründe, durch die der Ausfall der Kaisermanöver in vollem Maße gerechtfertigt erscheint, mußten auch für zutreffend erachtet werden, wenn in Württem-

Digitized by Google

berg und Baden gleichfalls auf die Manöver des dreizehnten und des vierzehnten Armeecorps verzichtet wurde, an denen der Kaiser auch theilnehmen wollte.

Sehr bezeichnend ist, daß in Frankreich, als unlängst mit Rücksicht auf die dort drohende Choleragefahr von verschiedenen Seiten die Forderung geltend gemacht wurde, die diesjährigen großen Manöver ausfallen zu lassen, ein keineswegs chauvinistisches Blatt, das „Journal des Débats", ein solches Verlangen mit Entschiedenheit bekämpfte, indem es betonte, daß vor Allem die französische Armee auf die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gebracht werden müßte, zumal in sanitärer Hinsicht keineswegs ein Nothstand herrsche.

Jedenfalls hat die deutsche Heeresleitung einen neuen Beweis der friedlichen Gesinnung gegeben, von der die gesammte deutsche Politik in ihren auswärtigen Beziehungen geleitet wird. Allerdings ließen die chauvinistischen Organe in Frankreich es nicht an Verdächtigungen dieser deutschen Politik mangeln, als die Manöver in Elsaß-Lothringen angekündigt wurden. Nun müssen sich aber dieselben Blätter überzeugen, wie grundlos ihre mißtrauischen Ausstreuungen waren. Dagegen werden sie nicht verfehlen, aus Anlaß der neuen Militärvorlage, mit der der deutsche Reichstag, falls nicht alle Anzeichen trügen, bereits in der bevorstehenden Session befaßt werden wird, neue Waffen gegen die friedlichen Absichten Deutschlands zu schmieden.

Als ein wesentliches Princip dieser Militärvorlage wird die thatsächliche Einführung der zweijährigen Dienstzeit für die Infanterie bezeichnet, so daß nur einige kaum in Betracht kommende technische Branchen von der thatsächlichen Herabsetzung der Dienstzeit keinen Nutzen ziehen würden. Auch soll es sich nicht etwa um eine Ausdehnung der sogenannten „Dispositionsurlauber" auf die gesammte Infanterie handeln; vielmehr würde sich die Militärverwaltung selbst durch die budgetmäßig festgestellte zweijährige Dienstzeit außer Stande gesetzt sehen, die Mannschaften länger bei den Fahnen zu halten. Als Aequivalent beansprucht die Regierung eine wesentliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke; insbesondere soll die Einziehung einer größeren Anzahl von Rekruten auch zur Verjüngung der Armee beitragen. In diesem Zusammenhange wird darauf hingewiesen, wie durch die zweijährige Dienstzeit der Infanteristen in Verbindung mit der Erhöhung der Friedenspräsenzstärke ermöglicht werde, daß im Mobilmachungsfalle zur Einreihung in die Bewegungsarmee eine viel größere Anzahl ausgebildeter Soldaten im kriegstüchtigsten Alter vorhanden sei, und nicht so bald auf die älteren, für einen Feldzug minder tauglichen Leute der Landwehr zurückgegriffen werden müsse. Die gegen die neue Militärvorlage erhobenen Bedenken beziehen sich überwiegend auf drei Punkte. Zunächst wollen sich die Anhänger des Princips der zweijährigen Dienstzeit nicht damit begnügen, daß diese nur im Staatshaushalte festgesetzt werde. Sie verlangen mit Recht eine gesetzliche Bestimmung, während die Regierung den Artikel der Reichsverfassung aufrecht erhalten wissen möchte, wonach jeder wehrfähige Deutsche sieben Jahre, und zwar die ersten drei bei den Fahnen, dem stehenden Heere angehört. Um diesen Punkt wird allem Anscheine nach der hauptsächliche Kampf geführt werden. Wenn ferner die Regierung auf das Septennat in Zukunft verzichten will, so soll an dessen Stelle das Quinquennat treten, weil dieses der gesetzlichen Dauer einer Legislaturperiode entspricht, so daß die thatsächliche zweijährige Dienstzeit der Infanterie stets von Neuem vom Reichstage im Rahmen des Staatshaushaltes festgesetzt würde. Während nun aber die Regierung auf diese Weise eine gewisse Garantie für die Ständigkeit der Einrichtung zu geben meint, wird von anderer Seite daran festgehalten, daß das Budgetbewilligungsrecht des Reichstages beeinträchtigt werde, falls die Regierung nicht alljährlich sich an das Parlament wenden müsse. Als dritter Punkt kommt die Frage der Kosten in Betracht, die, allem Anscheine nach zu hoch gegriffen, auf etwa achtzig Millionen Mark geschätzt werden. Daß durch kürzere Ausbildungsperioden Mehrausgaben für Officiere und Unterofficiere, sowie für Vervollkommnung der Exercier- und Schießplätze erforderlich werden, kann keinem Zweifel unterliegen; nur wird die

Digitized by Google

Höhe der Forderungen mit Fug beanstandet werden. Ebenso wird darüber Streit entstehen, in welcher Weise die nothwendigen Geldmittel zu beschaffen seien.

Daß Deutschland einer Verstärkung seiner Wehrkraft bedürfe, wird unter Anderem auch mit dessen Stellung im Dreibunde motivirt. Es wird hervorgehoben, daß, wie zuverlässig auch die durch die Tripelallianz begründete Bundesgenossenschaft Oesterreich-Ungarns und Italiens ist, Deutschland doch im Falle eines europäischen Krieges, wobei an die Aufrollung der orientalischen Frage durch Rußland und an den französischen Revanchekrieg gedacht wird, überwiegend auf die eigenen Streitkräfte angewiesen sein würde. Wie friedlich nun auch die gegenwärtige politische Constellation erscheinen mag, so darf doch zugestanden werden, daß die Eventualität derartiger kriegerischen Verwicklungen nicht ausgeschlossen ist. Nur erscheint die Lage Deutschlands bei objectiver Betrachtung günstiger, als sie bei der Begründung einer Militärvorlage aus begreiflichen Rücksichten dargestellt zu werden pflegt. Würde es sich doch für Deutschland kaum um einen Krieg mit zwei Fronten handeln, da Rußland bei einem orientalischen Kriege sicherlich zunächst keine Veranlassung hätte, seine Truppen zum Angriffe nach Westen hin zu zersplittern. Aller Wahrscheinlichkeit nach würden daher Deutschland und Frankreich einander im Großen und Ganzen wie im Kriege von 1870—71 als Hauptgegner gegenüberstehen; nur daß die republikanische Regierung genöthigt wäre, mit Rücksicht auf das italienisch-deutsche Bündniß an der südöstlichen Grenze mehrere Armeecorps aufzustellen. Andererseits darf jedoch nicht verhehlt werden, daß die Franzosen alle Anstrengungen machen, ihre Armee in einer Weise zu verstärken, die nur durch die Perspective des großen Zukunftskrieges erklärt werden kann. Wer den parlamentarischen Verhandlungen in Frankreich mit einiger Aufmerksamkeit folgt, wird sich immer wieder überzeugen, wie in der Deputirtenkammer sowohl als auch im Senate alle Parteigegensätze sofort verschwinden, sobald bei einer Forderung für das Landheer oder für die Marine ein Minister oder ein der Regierung nahestehender Abgeordneter oder Senator den patriotischen Ton vibriren läßt. Zumeist verzichten sogar die parlamentarischen Körperschaften auf eine längere Debatte und bewilligen Alles, gleichviel ob régiments mixtes oder Panzer und Torpedoboote verlangt werden. Gewissermaßen traumverloren blickt man „hypnotisch starr" nach der Bresche in den Vogesen und stimmt selbst dann, wenn der Budgetausschuß der Form halber gewisse Bedenken erhoben hat, in brüderlicher Einigkeit der Regierung zu, um jedoch noch in derselben Sitzung, falls die Gelegenheit sich darbietet, zu zeigen, daß diese Einigkeit sich eben nur auf militärische Angelegenheiten erstreckt. Nun ist aber unzweifelhaft der militärischen Leistungsfähigkeit Frankreichs insofern eine engere Grenze gezogen, als die Bevölkerungsziffer des Landes hinter derjenigen des Deutschen Reiches zurücksteht. Selbst wenn also angenommen würde, daß das jenseits der Vogesen für die Aushebung zum Land- und Seedienste zur Verfügung stehende Material an Qualität dem deutschen gleichwerthig ist, läßt sich doch die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Quantität zurückstehen muß. Frankreich muß daher entweder geringere Ansprüche an die Qualität stellen oder das Material in höherem Maße ausnutzen. Vergleicht man nun wiederum die deutsche Armee mit der französischen, so drängt sich von selbst die Wahrnehmung auf, daß in Deutschland das vorhandene Material bisher nicht in derselben ausgiebigen Weise zur Verwendung gelangte wie in Frankreich. Nachdem die Friedenspräsenzstärke festgestellt ist, wurde für die einzelnen Aushebungsbezirke angeordnet, je eine bestimmte Anzahl von Mannschaften zu liefern. Hieraus mußte sich eine Ungleichmäßigkeit der Aushebung ergeben, wenn bei der Eintheilung der Aushebungsbezirke lediglich die Bevölkerungsziffer zu Grunde gelegt wurde. Als ein Princip der neuen Vorlage wird denn auch bezeichnet, daß das vorhandene Material ausgiebiger zur Verwendung gelangen soll, so jedoch, daß die Qualität in keiner Weise in Folge der Heranziehung einer größeren Quantität beeinträchtigt werde.

Wie bereits hervorgehoben wurde, verlangen die Anhänger des Princips der zweijährigen Dienstzeit vor Allem, daß diese für die Infanterie gesetzlich und nicht bloß budgetmäßig fixirt werde. Diesem Verlangen kann denn auch die volle Berechtigung

Digitized by Google

nicht abgesprochen werden, wenn man erwägt, daß die militärischen Sachverständigen alle in Betracht kommenden Verhältnisse sicherlich sehr eingehend geprüft haben, so daß es sich bei der thatsächlichen Einführung der zweijährigen Dienstzeit nicht um ein bloßes Experiment handeln kann, nach dessen Mißlingen der frühere Zustand wiederhergestellt werden soll. Trotzdem darf jetzt bereits angenommen werden, daß gerade dieser principiell bedeutsame Punkt zu den lebhaftesten Erörterungen Anlaß bieten wird. Die Vorlage selbst wird, obgleich ein bestimmter Beschluß noch nicht gefaßt ist, allem Anschein nach in der bevorstehenden Session dem Reichstage zugehen. Durch diese Beschleunigung der Berathung würde vor Allem vermieden werden, daß der gegenwärtige Reichstag erst in der voraussichtlich letzten Session dieser Legislaturperiode mit einem so einschneidenden Gesetzentwurf befaßt werde. Wenn von anderer Seite eingewendet wird, daß die Steuerreform in Preußen durch die Militärdebatte im deutschen Reichstage beeinträchtigt werden könnte, so wird darauf hingewiesen, daß in der Zeit, in welcher die auf die Steuerreform bezüglichen Vorlagen von der Commission des preußischen Abgeordnetenhauses vorberathen würden, der Reichstag bereits in der Lage wäre, die erste Prüfung der Militärvorlage in Angriff zu nehmen. Jedenfalls wird sich, obgleich über die Einbringung der bedeutsamen Vorlage noch keine bestimmten Entschließungen getroffen worden sind, die parlamentarische Session sowohl im Reichstage als auch in der preußischen Kammer sehr interessant gestalten.

Wie in den parlamentarischen Körperschaften Deutschlands und Preußens wird auch in der nach der bevorstehenden Auflösung der gegenwärtigen zu wählenden neuen italienischen Deputirtenkammer der Zündstoff für heiße Debatten nicht fehlen. Das Ministerium Giolitti-Brin, durch welches das Cabinet Rudini-Nicotera ersetzt worden ist, darf immerhin mit seinen bisher erzielten Erfolgen zufrieden sein; jedoch wird es erst nach den für die erste Hälfte des November angekündigten Neuwahlen die Feuerprobe zu bestehen haben. Wie mißlich es nun aber auch erscheinen mag, den Ausgang eines Wahlkampfes zu prophezeien, darf doch jetzt bereits als gewiß gelten, daß Linke und linkes Centrum, also diejenigen Parteien, aus denen die Regierung hervorgegangen ist, um so mehr den Sieg davontragen werden, als Crispi und dessen Anhänger dem Ministerium Giolitti ihre Unterstützung zugesagt haben. In dieser Beziehung erscheint auch bedeutsam, daß der Minister des Auswärtigen, Brin, zu den persönlichen Freunden Crispi's zählt, so daß bereits nicht ohne eine gewisse Berechtigung hervorgehoben werden konnte, das gegenwärtige italienische Cabinet sei ein Ministerium Crispi ohne diesen selbst. Wie die Aussichten der Regierung von ihren eigenen Widersachern abgeschätzt werden, erhellt aus der Thatsache, daß ein Theil der Opposition Frieden mit dem Ministerium machen wollte, um dessen Unterstützung beim Wahlkampf zu erhalten. Die Erinnerung an die Vorgänge bei den letzten Wahlen sind jedoch noch zu frisch, als daß das Cabinet Giolitti denselben Fehler begehen sollte wie seiner Zeit Crispi. Damals drängten sich nämlich der Führer der sogenannten jungen Rechten, Rudini, und dessen Parteigänger in das Regierungslager unter dem Vorgeben, daß sie dem politischen Programme Crispi's zustimmten. Unter dieser Losung wurden sie dann auch gewählt, um jedoch später bei der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit mit klingendem Spiel ins feindliche Lager überzugehen. Diese Lehre wird jedenfalls für das Cabinet Giolitti-Brin keine verlorene sein; nur ist es diesmal nicht die junge Rechte, sondern ein Theil der Radicalen, der auf die Leichtgläubigkeit der Linken und des linken Centrums speculiren möchte.

Andererseits wird das Ministerium Giolitti seine Stellung durch den glücklichen Verlauf der Columbus-Feierlichkeiten in Genua gestärkt sehen. König Umberto und Königin Margherita sowie der Kronprinz von Italien dürfen in der That in dem Eintreffen der Geschwader und der einzelnen Panzerschiffe der verschiedenen Nationen eine wohlverdiente Huldigung für das geeinte Italien und dessen Herrscherhaus, die casa Savoia, erblicken. Gibt es doch kaum eine beredtere Symbolik als diejenige, die in dem gleichzeitigen Eintreffen französischer Kriegsschiffe, eines deutschen Panzers und eines österreichischen Geschwaders liegt. Diese Symbolik zeigt verständlich genug,

Digitized by Google

welch' weiten Weg die Politik Italiens seit jener Zeit zurückgelegt hat, in der französische Soldaten Rom besetzt halten durften. Ohne die Herrschertugenden des Hauses Savoyen wäre jedoch ein so glänzendes Ergebniß nicht erzielt worden, und es ist bezeichnend, daß König Umberto ganz in den Spuren seines Vaters, Victor Emanuel, wandelt. Wie dieser stets als Re galantuomo bezeichnet wurde, weisen auch in unseren Tagen die italienischen Blätter eine ständige Rubrik unter dem Titel: „il cuore del Re" auf, in der berichtet zu werden pflegt, wie die sprichwörtliche Wohlthätigkeit des Königs Umberto sich in einem neuen Falle geäußert habe.

Als Spiegelfechterei muß es bezeichnet werden, wenn dieselbe französische Presse, die zuerst die Entsendung eines Geschwaders nach den Gewässern von Genua bekämpft hatte, nunmehr mit bombastischer Uebertreibung verkündet, daß die italienische Bevölkerung insbesondere den Franzosen den glänzendsten Empfang bereitet habe. Richtig ist, daß die Italiener die Vorschriften der Höflichkeit viel zu genau kennen und achten, als daß sie bei einem Friedensfeste, wie es durch die Columbus-Feierlichkeiten dargestellt wurde, fremde Gäste in unliebenswürdiger Weise hätten empfangen sollen. Nicht minder zutreffend erscheint, daß ein verschwindender Bruchtheil der italienischen Wähler, eine Gruppe der Radicalen, aus Parteitaktik jede Gelegenheit benutzt, mit den französischen Gesinnungsgenossen zu fraternisiren. Die maßgebenden Kreise sowie der weit überwiegende Theil der italienischen Bevölkerung wissen jedoch sehr wohl zwischen wirklicher Interessengemeinschaft, wie sie Deutschland und Italien mit einander verbindet, und demonstrativ zur Schau getragenen Gefühlen zu unterscheiden, von denen Frankreich urplötzlich dem Nachbarstaate gegenüber beseelt sein soll. Als ob nicht in diesem Augenblicke gerade durch die Befestigungsarbeiten in Biserta, dem großen, französischen Zukunftshafen an der Nordküste von Tunesien, den Italienern deutlich genug zu Gemüthe geführt würde, daß die französische Republik keinen Anlaß vorübergehen läßt, in die unmittelbare Interessensphäre Italiens einzugreifen. Das Bündniß — oder handelt es sich vorläufig wie bei Rußland nur um flirt und nicht um alliance? — des Papstes mit der Republik wäre sicherlich gleichfalls nicht geeignet, in Italien besondere Sympathie für Frankreich hervorzurufen. Der Gesichtspunkt, daß Papst Leo XIII. stets von Neuem den Anschluß der französischen Klerikalen an die Republik fordert, genügt, den Italienern, deren gesunder Menschenverstand sich bei jeder Gelegenheit bewährt hat, klar und offenkundig zu zeigen, auf welcher Seite sie noch immer ihre Widersacher finden. Immerhin dürfen die Ansprachen, die der commandirende Admiral des nach den Gewässern von Genua entsendeten französischen Geschwaders und König Umberto ausgetauscht haben, vom Gesichtspunkte der Erhaltung des europäischen Friedens nur mit Genugthuung begrüßt werden, wie phantastisch auch die Combinationen erscheinen mögen, die von einzelnen französischen Blättern an diese Kundgebungen internationaler Courtoisie geknüpft worden sind.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Leidensgeschichte eines Dramatikers.

Merlin. Roman in sieben Büchern von Paul Heyse. Drei Bände. Berlin, W. Hertz. 1892.

Eine „theatralische Sendung", die an der Zeiten Mißgunst scheitert, ist hier innig mit einer trostlosen Lebensniederlage verknüpft und das Ganze durchwirkt mit Betrachtungen über die Kunst und die Künste nicht nur, sondern auch mit religiösen Bekenntnissen, so daß Heyse, wenn er sich jetzt in der Vollkraft zur Ruhe setzen wollte, den Holden und Unholden sagen dürfte: Da habt ihr mein Testament; es mag euch manchmal elegisch anmuthen, aber die Zukunft wird die hier eingeklagten Schuldforderungen einlösen; ich habe mir mit dem guten Rechte des Dichters, der am Abend gründlicheres Zeugniß ablegt, die Seele frei reden müssen, sei es auch die Stimme eines Predigers in der Wüste. Seit den großen Vorstößen von Frankreich, Skandinavien und Rußland her hat sich ein wirres Drängen des Marktes bemächtigt. Selbst wer ernstlich mit der neuen Kunst rechnet, wird sich sagen müssen, daß noch nie vielleicht so ins Blaue hinein postulirt, formulirt, annihilirt worden ist wie von den Galopins, die, hinter kühnen Bahnbrechern dreinlaufend, täglich eine Schlangenhaut abstreifen und ein anderes Banner aufpflanzen. Die Bedeutung dieser Korybanten scheint sich von ferne größer darzustellen als in der Nähe, wo uns manchmal Kästner's heiteres Sprüchlein einfällt:

Schnell wird der Dichter alt, dann hat er ausgesungen;
Doch manche Critici die bleiben immer — Jungen.

Es wäre ein Irrthum, die Fordernden, Schaffenden und Genießenden des jüngeren Geschlechts als Eine geschlossene Naturalistenliga zu betrachten. Benachbarte Generationen mißverstehen einander so leicht: thatkräftige Neuerer sind nicht durch conservatives Beschwören der „wahren Kunst" zu bannen, die Alten nicht durch dreiste Machtsprüche abzuthun. Im Hause der Kunst gibt es viele Wohnungen, für Idealisten und für Realisten. Ohne Tabula rasa zu machen, drückt die junge Kunst ihre Spur ein in der Malerei wie in der Dichtung, in der Epik wie im Drama, und selbst der Wahn, es lasse sich die dramatische Bewegung der Kräfte durch graue Zustandsschilderung ersetzen, hat den Vorzug ernsten Bemühens gegen die schlimmsten Theaterfeinde, die schellenlauten Spaßmacher und Stabstrompeter des Publicums.

Paul Heyse hat nun einmal sein Herz ausschütten und lieber den Bogen des Odysseus spannen als ein kampfloses Kunstwerk hinstellen wollen, das durch sein Dasein imponirendes Zeugniß für die Lebenskraft einer bankerott gescholtenen Weise ablegte. Möchte man einwenden, es gebe gar keine kampflosen Kunstwerke, außer etwa dem „Kampf um Rom", denn aus jedem spreche bekennend und verneinend eine

Digitized by Google

gewisse Heilslehre, so ist zu erwidern, daß Heyse's frühere Romane eben mittelbar kämpften: „Die Kinder der Welt" für Geistesfreiheit, „Im Paradiese" für Freiheit der Sitte. Ich bin auf dem besten Wege, den Schein zu erwecken, als sei nun dieser dritte mit seinem romantisch waldzauberhaften Namen kein Roman, sondern die dramaturgische Streitschrift eines Verstimmten, und beeile mich zu erklären, daß darin, abgesehen von aller in sinnreichen Gesprächen bekundeten und auf minder zwanglose Vehikel geladenen Polemik ein tief ergreifendes Menschenschicksal von einem Herzenskündiger und Sprachmeister entrollt wird. Heyse verzeihe das, namentlich dem Dramatiker, längst ekel gewordene Lob der „schönen Sprache": es ist Labsal, ihrem klaren Fluß, der wohlgestimmten Scala ihrer Töne zu folgen ohne ein Kauderwälsch von Mundarten, abgerissenes Stammeln, verwirrendes Geflimmer von tausend kleinen Accenten und ohne leidiges Abschildern. Er weiß die Phantasie anzuregen, daß sie die Gestalten nach einzelnen Zügen sich aufbaut und durch die Landschaft wandernd in Stadt und Dorf heimisch wird. Eine kleine Manier ist uns aufgefallen, das Uebermaß der Deminutivsilben „chen" und „lein", die dem Stil leicht etwas Tändelndes geben.

Georg Falkner, ein junger Jurist wider Willen, stellt sich verarmt ganz auf eigene Füße, um als Dramatiker — denn novellistischen Flachs hat Heyse's Dichter gar nicht auf der Kunkel — sein Leben zu zimmern, ohne den Mammon des harmlos protzigen Bankiers und Britenfreundes John Wittekind, dessen Lili er liebt. Aus der kleinen Residenz siedelt der unberlinische Berliner in ein nahes Dorf über und arbeitet tapfer für das Glück der Kunst und der Liebe. In diesen Kampf ums Dasein hat ihn nur die weise täuschende Pädagogik des Vaters geschickt. Der stirbt; das Vermögen ist unversehrt. Georg heirathet, baut sich ein Landhaus, genießt ein Jahr in Italien und würde, obgleich er bald um das Erbe kommt, an der Seite seiner Lili und im Kreise des Musikers Flaut, des Redacteurs Guntram, des humanen Arztes aus Indien, trotz kleinen, von ihm leider recht gewaltthätig provocirten Häkeleien mit dem Schwiegerpapa, als Sophokles-Dolmetsch glücklich sein, wenn der ersehnte dramatische Lorbeer, der echte, nicht der wohlfeile, heute noch erreichbar wäre und die schlangenhafte Viviane des „Merlin" nicht in Gestalt der Schauspielerin Esther sinnverwirrend immer engere Kreise um ihn zöge. Endlich kommt es zur Aufführung des „Merlin" im Ostendtheater und zu einer Nacht sündhaften Genusses. Ein furchtbarer Zufall rafft eben jetzt Frau Lili dahin. Georg findet, als er nach drei besinnungslosen Tagen der Flucht sich heim schleppt, ihr Grab. Er ist gebrochen. Einsam denkt er auf alle Kunst zu verzichten, ja mit dem lieblichen, zartfühlenden Naturkinde, der Magd Gretel, ein neues Leben zu gründen — da tritt Fräulein Esther nochmals über seine Schwelle, er reißt sie an der blonden Mähne zu Boden, sein schwer angegriffener Geist trübt sich heillos, mit dem letzten Drama „Johannes der Täufer" geht er in eine Siechenanstalt. Am Gitter begegnet ihm die wahnsinnig gewordene Bühnenrivalin Esther's, der Director gestattet — unglaublichster Weise! — eine Aufführung der blutigen Täufertragödie, in der Nacht nach dieser bizarrsten aller Premieren durchschneidet sich der Täufer Georg die Kehle zum Abschluß zerronnenen Lebens und Dichtens.

Dieser schlanke Stamm der Haupthandlung hat ein reiches Geäst und volles Laub. Eine tragische Bauernnovelle spielt in Umrissen da hinten sich ab, den Mittelgrund nimmt die verwickelte Geschichte eines Pfarrhauses ein. Es fehlt dem ernsten Bilde nicht an heiteren Lichtern, wofür namentlich der wackere Componist und Eßkünstler Flaut sorgt, ja selbst dem Sturze Georg's präludirt eine angesahrte Berliner Kanzleirathstochter, die in den Weißen See springt, weil sie bei ihrem Theaterhelden die „Selbstachtung" verloren hat. Echter, tiefer Humor hat unter den Nebenfiguren das „Schwälbchen" Gretel so liebevoll ausgestattet, daß wir dieser Meistergestalt beinahe vor der sinnigen Lili und der munteren Dora den Preis geben. Aus der Bretterwelt sind unter Verzicht auf billige Coulissenschilderungen nur zwei Schauspielerinnentypen, die pathetische Heroine und die sinnliche Esther, von fern an die Regionen Aureliens und Philinens erinnernd, hervorgehoben worden . . . Aber wir wollen

Digitized by Google

weder das Personal herzählen, noch ein rohstoffliches Inventar aufnehmen, sondern die beiden zusammenarbeitenden Hauptmotive des Merlin-Romans betonen: das sittliche und das künstlerische Problem Georg's. Georg sinkt, aller Liebe zu Lili ungeachtet, bei schwüler Nachtzeit einmal in Vivianens Umstrickung und kann das nicht mehr überwinden. Ein Tropfen Schlamm vergiftet den ganzen Lebensbecher. Ihm hilft nicht Spinoza's Befreiungsruf gegen die fruchtlose Reue, oder gar laxe weltläufige Beschwichtigung, auch das Memento vivere der Arbeit ist ohnmächtig. Heyse läßt wohl den Arzt als anderen Mahadöh eine arme kleine Bajadere heirathen, aber er nimmt den tragisch verketteten Fall Georg's so streng wie nur möglich. Undenkbar, daß Jemand vor diesen Scenen der Herzenspein die schiefen Worte über Heyse's Neigung den „Gelüsten zu schmeicheln", „Gelüste sich ausleben zu lassen" wiederholte und an die „rächende Gesellschaft" mahnte, wo ein ganz anderer ernsterer Richter, das Gewissen, beschworen ist.

Tagebuchbekenntnisse verbinden lyrische Klagen des Menschen und herbe Monologe des Dichters. Beide sind hie und da vielleicht zu geklärt für einen Paralyticus; aber Tagebücher in Romanen, wenn der Behelf des Reflexionsventils gebraucht wird, scheinen seit Goethe das Recht zu eröffnen, daß der Autor oder Redactor auch Eigenes, nicht ganz streng zur Sache und zur Person Gehöriges auf die Bahn bringe. Und die zusammenhangslose Willkür der „Wahlverwandtschaften" und „Wanderjahre" hat hier doch keinen Raum. So wird der dritte Band bei schlafferer Fügung den gedankenreichste, wie der erste der künstlerischste war.

I, 211 gegen die „Schächerpoesie": „Wenn ich das Volk ins Theater stürmen sehe, nach einem harten Werkeltage dort ein paar stille Feierwonnen zu genießen, und denke dann, daß man ihm als Abbild des Lebens nur das klägliche Elend ihrer eigenen Unbedeutendheit vorspiegelt, so kann ich mir nicht helfen, ich finde die guten Leute schmählich um ihr Eintrittsgeld betrogen . . . Aber man mag das Ideal, das Heimweh nach dem Schönen und Großen mit der Mistgabel des Naturalismus noch so hitzig austreiben, es kehrt immer wieder zurück."

III, 204 nach goldenen Worten über naive Naturlaute des Aischylos, über Vers und Prosa, im Hinblick auf künstliche Fontänen der „Braut von Messina" und der „Natürlichen Tochter": „Nichts arbeitet dem blöden Naturalismus nachdrücklicher in die Hände als die blöde und blinde Anbetung alles Classischen, auch dessen, was, selbst da es jung war, kein volles Leben hatte . . . Kann aber die Erkenntniß dieser Ausartungen unseren Glauben an das Recht des hohen Stils nur einen Augenblick erschüttern? Sind wir jenen Großen darum minder unsterblichen Dank schuldig für Faust, Tasso, Iphigenie, Wallenstein, Maria Stuart und Tell, weil ihr Idealismus sie auch einmal zu unfruchtbaren Höhen hinaufführte und ihrer Muse im ewigen Schnee jener Regionen, wo die reinen Formen wohnen, der volle Pulsschlag des Lebens erstarrte?"

II, 69: „Der Dichter wird seinem Volk immer der Größte und Theuerste sein, der ihm die größte Zahl unvergeßlicher Gestalten vor die Seele gestellt hat, und selbst von den Lyrikern nicht Der, der die lieblichsten Töne anschlug, sondern der sein eigenes Gesicht in seinen dichterischen Bekenntnissen am deutlichsten und unverkennbarsten auszuprägen verstand."

Solcher tiefgründigen Lehren ist das ganze Buch voll. Es beschränkt sich nicht auf die Poesie: denn Flaut spielt seinen Beethoven, und man verschmäht die „Mysterienhallen des Mannes von Bayreuth"; ein Schweizer wettert gegen die Momentaufnahmen der Maler, die, wie der arme Stauffer zu schelten pflegte, statt eines hellen Augenpaars einen photographischen Apparat im Kopfe tragen, aber die Freunde preisen einen Böcklin, einen Menzel. Und nicht als Nebenrad, sondern mit den ethischen und ästhetischen Tendenzen des Romans innerlich verbunden, regt die Religion ihre ernsten Schwingen. Es mochte Heyse drängen, was in den „Kindern der Welt" gestreift war und dort so ein guter „Zaunkönig" wahrlich nicht erschöpfen konnte, gründlicher und aufbauender zu behandeln in einer Predigt vom „guten Willen", gleichviel ob

Digitized by Google

Humanus gerade für seine freie Arbeitergemeinde den Kant'schen Imperativ faßlich umgeprägt und den mystischen Drang, der die Mühseligen und Beladenen erhebt, sattsam bedacht hat. Tapfere Worte, gelegentlich auch zur Politik, schallen durch das wankende Kirchenschiff des dogmatischen Christenthums: es wird das neue Evangelium kommen, natürlich nicht das der faselnden Biedermänner, die heute den Reformator spielen möchten.

Der predigende Arzt nennt sich einen „Vorläufer" und stirbt als „Märtyrer" der guten Sache. Ein „Märtyrer" ist sein Freund Georg — aber ist er auch ein „Vorläufer", ein „Täufer", wie der „Dramatiker der alten Observanz", der „letzte Idealist" gern genannt wird und sein jüngster poetischer Versuch es symbolisiren soll? Ist hier die sehr schwierige Aufgabe zwingend bewältigt, daß ein problematischer Mensch, der seine Hausaltäre zerschlägt und als Dichter außerhalb des allerengsten Kreises nur Fiasco macht, dennoch ein siegreiches Banner trage und einer reineren Zukunft sein Kunstvermächtniß überliefere? Ein neuer Heinrich von Kleist? Gewiß heiligt keineswegs der augenblickliche Erfolg das Streben, und für manches Ideal nicht nur, auch für manches genial geschaffene, unvergängliche Werk war die Gegenwart nicht reif. Wenn wir aber diesen Georg so nervös in seiner Werkstatt hantiren und vor der Feuerprobe des „Merlin" einen zagen Mübling durch die fremd gewordene Vaterstadt Berlin schleichen sehen, so fehlt die selbstbewußte, auch im Widerstreit und Entbehren getrostе Kraft, die bis zum letzten Athemzuge protestirt, scheiternd noch ihren Göttern vertraut und mit dem großen Wollen ein großes Können hinpflanzt. Der Zweifel dürfte nicht aufsteigen, ob Georg wirklich ein rundes Kunstwerk zu schaffen vermöge. Heyse erzählt, wie gewisse Buchhändler über Lyrik, Theaterdirectoren über Langobarden- und Römerstücke, Mimen über Tragödien, nein: Rollen denken, was für nichtssagende Redensarten gute Freunde einem Dichter auftischen und in welch' ungewaschene Recensentenhände manchmal seine Schöpfung fällt. Er zeigt Georg's Idealismus im steten Kampfe gegen die Gebote des Alltags. Er macht den Leser eingehend mit den Entwürfen einer „Rosamunde", eines „Spartacus", eines „Christian von Mansfeld" bekannt; er theilt Versreihen aus dem „Merlin" und dem „Täufer" mit, und der Leser kann trotz den großen Grundrissen, seinen Motiven, dramaturgischen Klugreden nicht zum rechten Glauben kommen, dieser schwache Täufer des Messias werde mit berufenen Darstellern vor empfänglichen Hörern und unbestochenen Censoren dem „Hic Rhodus, tanze du Wicht!" vollauf genügen. Ob ihm die witzig ins moderne Sittenstück hinein parodirte zweite „Rosamunde" wirklich so leicht geworden ist?

Wir spotten der Todesurtheile, die heute auch von sehr gescheidten Köpfen leichthin über ganze Gattungen und Stilwelten ausgesprochen werden, denn dies „Veraltete" und „Abgestorbene" führt ein unversehrtes Dasein, und jeden Tag kann ein Poet es aufnehmen und mit neuen Einschlägen weiter fördern. „Durch Glaubensbekenntnisse ist noch nie ein Ungläubiger bekehrt worden, höchstens durch Thaten." „All' dies weise Gerede (gegen das historische Drama) zerflattert in sein Nichts, wenn Einer kommt, der die Geschichte wahrhaft zu beleben weiß." „Keine Zeit ist so armselig und der hohen Kunst so feindgesinnt, daß sie nicht überwältigt werden müßte durch ein übermächtiges Genie" — sagt Merlin der junge. Veni creator spiritus!

Erich Schmidt.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Eisenbahnwesens.

Das Eisenbahngeleise von A. Haarmann, Generaldirector des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins. Geschichtlicher Theil. Mit 1837 in den Text gedruckten Holzschnitten. Erste und zweite Hälfte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1891.

Eine Geschichte des Eisenbahnwesens ist bis heute noch nicht geschrieben. Auch die Eisenbahnen eines Staates haben bisher noch keinen Geschichtschreiber gefunden. Wohl sind einzelne Zeitabschnitte, einzelne Zweige des Eisenbahnwesens hie und da in ihrer geschichtlichen Entwicklung geschildert, wir besitzen beispielsweise eine Geschichte der englischen Eisenbahnpolitik von Gustav Cohn, der Franzose Picard hat in seinem großen Traité des chemins de fer einen Abriß über die Geschichte der französischen Eisenbahnen gegeben, der Oesterreicher Kupka hat eine Geschichte der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen zu schreiben begonnen, und auch in der deutschen Eisenbahn-Literatur begegnen uns historische Werke. Das sind aber alles nur Bruchstücke. Ein Werk, das auf den Titel: „Geschichte der Eisenbahnen" mit Recht Anspruch erheben könnte, müßte die Entwicklung aller Seiten der Eisenbahnen in allen Culturländern darzustellen unternehmen, und dieser Seiten sind viele. Es ist zunächst die Technik der Eisenbahnen, d. h. des Eisenbahnbaues und des Eisenbahnbetriebes; denn die Technik hat sich sowohl mit der Anlegung der Bahn, des Bahnkörpers als auch der Herstellung der Betriebsmittel: Locomotiven, Wagen zu befassen. Dann käme die wirthschaftliche Seite: das gesammte Eisenbahntarifwesen, das Eisenbahnrecht, die Eisenbahnverwaltung, die äußere Geschichte der Entstehung der einzelnen Bahnlinien, die Eisenbahnpolitik, und vielleicht noch manche andere Seite wären in die Darstellung hineinzubeziehen. Ein solches Werk zu schreiben, wäre gewiß eine sehr dankenswerthe, es wäre aber allerdings auch eine recht schwierige Aufgabe, insbesondere wenn ein Einziger sie zu lösen versuchte; denn dieser Einzelne würde alle die verschiedenen Seiten des Eisenbahnwesens wenigstens so weit kennen und beherrschen müssen, daß er ihre Entwicklung selbst verstände und sie seinen Lesern klar und verständlich machen könnte. Vielleicht ist es die übergroße Schwierigkeit, die bisher die Fachleute des Eisenbahnwesens und die Lehrer der Volkswirthschaft abgehalten hat, sich an die Lösung einer solchen Aufgabe heranzuwagen. Mit besonderem Danke hat man es daher begrüßt, daß im vergangenen Winter das oben genannte, groß angelegte Werk des bekannten Generaldirectors A. Haarmann veröffentlicht worden, in dem die Geschichte eines wichtigen Theiles der baulichen Eisenbahnanlagen aller Länder klar, vollständig, übersichtlich und mit vollkommener Beherrschung des Stoffes geschrieben ist. Ein Werk, das sich mit der Geschichte des sogenannten Oberbaues der Eisenbahnen, also der Schienen, der Schwellen, der Mittel zur Befestigung der Schienen auf den Schwellen, der Weichen, des Schienenstoßes, d. h. der Verbindung der anschließenden Schienen miteinander, der verschiedenen Versuche, durch Verbindung von Schiene und Schwelle ein thunlichst leistungsfähiges Eisenbahngeleise herzustellen, der Spurweite und der Anlage der Bahnlinie beschäftigt, ein solches Werk ist natürlich wesentlich technischen Inhalts. Schon äußerlich tritt dies hervor in den zahlreichen, nebenbei ganz vortrefflichen Zeichnungen; und so haben denn die technischen Kreise nicht nur Deutschlands, sondern aller Länder, in denen Eisenbahnen gebaut werden, sofort erkannt, daß ihnen hier eine wahre Fundgrube von Belehrung dargeboten ist. Aber auch die allgemeine, und insbesondere die wirthschaftliche Bedeutung eines solchen Werkes darf nicht unterschätzt werden. Erinnern wir uns daran, wie vor einiger Zeit darüber geklagt wurde, daß die Fahrgeschwindigkeit der deutschen Bahnen geringer sei, als die anderer, insbesondere der englischen Bahnen. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob und wie weit solche Klagen berechtigt waren. Aber so viel ist durch die damaligen Erörterungen selbst dem Zeitungsleser klar geworden, daß ein richtig hergestellter Oberbau eine der

Digitized by Google

ersten Vorbedingungen für eine ruhige, sichere und schnelle Fahrt der Züge ist. Mit den besten Locomotiven und Wagen kann man auf einem mangelhaften Oberbau nicht schnell, geschweige denn ruhig fahren. Eine wesentliche Abkürzung der Fahrzeit bedingt also auf vielen Strecken eine Verbesserung des Oberbaues, und das ist nicht leicht und nicht billig. Die Kosten des Oberbaues selbst aber, ob dabei ausschließlich Eisen oder auch Holz zu verwenden, ob ein schwerer Oberbau einem leichteren vorzuziehen ist, wie sich Anlage- und Unterhaltungskosten zu einander verhalten müssen, alle solche rein wirthschaftliche Fragen werden von Haarmann in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Daneben sind ungemein anziehend seine geschichtlichen Erzählungen. Haarmann beginnt mit einem Abriß des Straßen- und Wegebaues im Alterthum; wir erfahren, daß schon die Griechen auf felsigem Boden Spurbahnen angelegt haben für die Wagen, auf denen die schaulustige Menge zu den großen nationalen Spielen und Festen fuhr. Mit dem Untergange Griechenlands verschwinden auch die Spurbahnen, um in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in deutschen Bergwerken wieder aufzutauchen, wo sie zur Erleichterung des Transportes der Bergwerkserzeugnisse aus den Gruben dienen. Von Deutschland sind die Spurbahnen nach England gelangt und dort allmälig verbessert, bis — nach Erfindung des Dampfwagens — der geniale Gedanke kam, durch Verbindung von Dampfwagen und eiserner Spur ein neues, allen bisher dagewesenen weit überlegenes Verkehrsmittel zu schaffen, das seitdem seinen Siegeszug durch die ganze Welt gehalten hat. Haarmann hat zwar über diese und andere geschichtliche Abschnitte seines Werkes (z. B. auch die Entstehung der sogenannten Normalspur von 1,435 Meter, wie sie heute in der ganzen Welt bei Weitem die gebräuchlichste ist) nicht neue und selbständige Quellenforschungen angestellt. Aber er hat die gesammte, vornehmlich auch die ältere, vielfach nur schwer zugängliche Literatur durchforscht und geschickt zu einer zusammenhängenden Erzählung verarbeitet. Ein Buch, das seinen Gegenstand unter so weiten und umfassenden Gesichtspunkten behandelt, verdient in der That auch von Allen, die für die Entwicklung der Eisenbahnen sich interessiren, gelesen zu werden, wenn es auch, wie gesagt, in erster Linie den Technikern Nutzen und zwar reichen Nutzen bringen wird. Ein besonderes allgemeines Verdienst aber ist es, daß Haarmann einmal gezeigt hat, wie man es machen muß, ein Stück Eisenbahnbaugeschichte zu schreiben, daß er bewiesen hat, wie sich selbst dieser Zweig zu einer geschichtlichen Behandlung wohl eignet, und nicht nur für theoretische, sondern vornehmlich auch für praktische Zwecke unmittelbar zu verwerthen ist. Die Bestrebungen, den Eisenbahnoberbau zu verbessern, neue Systeme ausfindig zu machen, haben glücklicher Weise nicht nachgelassen. Die geradezu erschöpfend vollständige Zusammenstellung der bisherigen Leistungen und der Erfahrungen, die man mit den einzelnen Systemen gemacht hat, setzt jeden neuen Erfinder in den Stand, sofort zu sehen, ob nicht etwa seine Gedanken schon vor ihm gedacht sind, und ob sich die Wege, die er zur Lösung der Oberbaufrage beschreiten will, etwa früher als nicht gangbar gezeigt haben. Hoffentlich findet sich bald ein Nachfolger Haarmann's für einen anderen Zweig des Eisenbahnwesens. Dann werden wir vielleicht allmälig wenigstens zu einer Eisenbahngeschichte in Einzeldarstellungen gelangen.

A. v. d. L.

Digitized by Google

65. **Schiller's Briefe.** Kritische Gesammtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892.

Die Weimarische Goetheausgabe hat endlich zur Erfüllung des längst gehegten Wunsches getrieben, auch Schiller's theilweis in schwer zugänglichen Büchern oder Zeitschriften verstreute Briefe als Urkunden seiner äußeren und inneren Entwicklung zu vereinigen und neben den fortschreitenden Darstellungen Brahm's, Minor's, Weltrich's eine große Autobiographie darzubieten, der leider nothgedrungen Zuruf und Widerhall des Briefwechsels fehlen müssen, was für den Gedankenaustausch mit Humboldt und Körner noch empfindlicher ist, als für die Schiller's menschliche und geistige Größe am gewaltigsten bewährende Correspondenz mit Goethe. Die ersten acht Lieferungen — mit Porträts des Herzogs Karl, des Karlsschülers, des Intendanten Dalberg — führen von einer ungelenken Knabenepistel 1772 zu den weimarischen Berichten 1787, den großen Entscheidungen näher. Ein unentbehrliches Supplement zu Schiller's Werken. Jonas, dem wir im Reiche Schiller's schon manche gewichtige Spende verdanken, ist seiner Aufgabe durchaus gewachsen. Wo es irgend geht, fußt er auf den neu verglichenen Urschriften. Unnütz und störend scheint uns die Reproduction der zufälligen lateinischen Buchstaben.

66. **Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. von Müller.** Herausgegeben von Eduard Haug. Erster Halbband: 1789—1799. Frauenfeld, J. Huber. 1891.

Der Herausgeber dieses Briefwechsels, welcher sich auf der „Ministerialbibliothek" zu Schaffhausen unter dem handschriftlichen Nachlaß Johann Georg Müller's vorgefunden hat, sagt mit Recht, daß wir ihn wegen seiner biographischen, geschichtlichen und literarhistorischen Bedeutung, wegen seiner Regelmäßigkeit, seiner Rückhaltlosigkeit und seines Umfangs, wie endlich wegen der beiden Briefschreiber selbst als ein literarisches Document ersten Ranges betrachten dürfen. Der berühmtere der beiden Brüder ist freilich ohne Frage der Geschichtschreiber und Politiker Johannes von Müller: aber sein Bruder, der Schaffhauser Theologe und Lehrer Johann Georg, ist ein weit festerer Charakter, eine wahre anima candida im vollsten Sinne des Wortes, ein von Grund aus tüchtiger Mann, welcher allmälig in den weitesten Kreisen der Schweiz, ja Deutschlands zu tiefgreifendem Einfluß gelangte, „gesucht von Fürsten und Adeligen wie von Gelehrten und einfachen Bürgern, von Protestanten und Katholiken, von Männern und Frauen, ein wahrer Vertrauensmann," und nicht etwa bloß ein akademischer Rathgeber für andere, sondern auch „ein kluger und muthiger Staatsmann", an dem der ältere, oftmals schwankende Bruder immer eine zuverlässige Stütze fand. Der Briefwechsel der beiden Müller berührt alle möglichen Gebiete, vor Allem das der Religion, Philosophie, Literatur und Politik: das grandiose Schauspiel der französischen Revolution und ihrer Verbreitung über die Nachbarstaaten bildet den weltgeschichtlichen Hintergrund, von welchem sich alle einzelnen Figuren und Ereignisse im Gesichtskreis der Briefschreiber abheben. Wir können nur erklären, daß die ganze Sammlung von größtem Interesse für alle Geschichtsfreunde ist und auch bekannte Dinge in oft überraschender Beleuchtung erscheinen. Von treffenden Urtheilen heben wir beispielsweise nur hervor, daß der Schaffhauser Seckelmeister Stokar bereits im August 1789 Necker'n das ἡγεμονικὸν absprach, das Richelieu besessen habe, und vorausagte, „ein bloßer Kaufmann und guter Mann werde Frankreich nicht in Ordnung bringen." Die Art der Herausgabe, welche ein für weitere Kreise lesbares und doch auf wissenschaftlichem Grunde ruhendes Buch zu schaffen beabsichtigte, verdient alles Lob.

67. **Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz.** Von Jakob Baechtold. Frauenfeld, J. Huber. (1887—) 1892.

Eine Frucht der Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe liegt nun ausgereift vor uns und lockt, das vielbereiste Alpenland, die Heimath G. Keller's auch zum Ziel einer Wanderung dans les temps passés zu nehmen, wie einst der Stoiker Muralt seine Eidgenossen zürnend ermahnte. Von den ersten abgerissenen Spuren althochdeutscher Dichtung bis zu dem breiten und zähen Fluß der Schriftstellerei Vater Bodmer's führt uns das frisch geschriebene Buch, derb und zart, wie es der Gegenstand fordert, landskräftig lehrhaft dem pädagogischen Zug dieser Litteratur folgend, heiter kritisch gegen manches Schnurrige und Plumpe. Eine ungeheure gedruckte und handschriftliche Masse ist hier auf 687 Seiten und 244 Seiten Anmerkungen bewältigt. War für die älteren Zeiten und einige Erscheinungen des achtzehnten Jahrhunderts viel vorgearbeitet, so galt es namentlich im sechzehnten und siebzehnten die Bahn erst zu brechen. Vielleicht hätte manchmal beherzter gerodet werden sollen, denn in der überaus lehrreichen, nach den einzelnen Stätten geordneten Geschichte des älteren Dramas drückt das ungefüge Material auf die künstlerische Darstellung, und den Büchern Bodmer's gegenüber wird auch der Text, den die Anmerkungen entlasten müssen, zu repertorienhaft. Lateinische und französische Schriften der deutschen Schweizer dürften nicht außen bleiben. Im Nachersählen folgt unser Gewährsmann läßlich der Neigung des Publicums, obwohl er ungewöhnlich befähigt ist, Menschen und Bücher, Zeiten und Landschaften bündig zu charakterisiren. Er zeigt sich im stillen St. Galler Kloster so heimisch, wie auf dem Markte, wo die Bürgerschaft ihr demokratisches Drama mit seinem Massenaufgebot, seiner epischen Fülle, seiner Freude an Volksreden, seiner patriotisch-erheblichen Tendenz zum Besten gibt. Wer die großen Gelehrten von Notker bis Haller verfolgt, möchte auch gern in einem Zuge des Tellenspiel bis in's Dorf des „grünen Heinrich", die Sage von den alten Chronisten bis zu Johannes

Digitized by Google

Müller begleiten. Mörikofer bot als Litterarhistoriker der Schweiz nur den Ausschnitt von Haller bis zu Salis — Baechtold hätte, etliche Gaben verdichtend, in Einem Bande von der ältesten Vergangenheit anheben und die letzten „Züribieter" zum Abschied aufrufen sollen, statt einen Nachtrag zu versprechen, wie Scherer, der aber den Sonnenuntergang Goethe's als Ende hatte. Das sind äußerliche Bedenken. Wir beglückwünschen die Schweiz und den unermüdlichen Forscher, der längst seiner Heimath ein mustergültiges „Lesebuch" gegeben hat und mit Collegen und Schülern, auch durch edle gemeinnützige Stiftungen gefördert, bedeutende Denkmäler neu ans Licht stellt (im gleichen Verlag: „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz", darin u. a. Manuel, Haller, Volkslieder, „Schweizerische Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts" 1890 f. — man lese vor allem Bullinger's römisch-eidgenössische Lucretia). Diese Thätigkeit deutet auf eine Theilnahme und eine Unterstützung, die höchst ehren- und beneidenswerth ist.

gg. **Spaziergänge in den Alpen.** Wanderstudien und Plaudereien von J. V. Widmann. Zweite vermehrte Auflage. Frauenfeld. J. Huber's Verlag. 1892.

Widmann's Reisebuch zeigt genau den Stil eines lebhaften, gut erzählenden Reisenden, der, weit entfernt davon, ein den geschauten Objecten genau entsprechendes Bild geben zu wollen, guten Freunden schildert, was er erlebt hat. Dabei passirt denn das Merkwürdige, daß auf diesem Wege zugleich eine viel lebhaftere Vorstellung in der Phantasie des Lesers erzeugt wird, als durch eine typische Beschreibung, da die Mittheilung starker und deutlicher Eindrücke ganz anders wirkt, als die Aufzählung von Merkmalen. Es kommt also Alles auf die Persönlichkeit des Reisenden und seine Fähigkeit an, seiner Individualität Ausdruck zu geben. Da ist es nun ein Hauptvorzug des unvergleichlichen Reisegefährten, der den Leser über Berg und Thal neben sich wandern läßt, daß er mit Dichteraugen schaut, „was das Auge hält von der Herrlichkeit der Welt". Aber wenn er auch ein Dichter ist, bei ihm geht die Phantasie nicht so auf Reisen, wie dies etwa in den sentimentalen Reisegeschichten vor hundert Jahren der Fall war. Bei Widmann sind es lauter Wirklichkeiten, große und kleine, die der Dichter poetisch gesehen und ganz menschlich empfunden hat. Der Genuß, mit dem er reist und der sich dem Leser mittheilt, ruht auf seinen persönlichen Eigenschaften der Lebensfreude, des Wohlwollens für Natur und Creatur, der Schalkheit und des köstlichen Humors, der auch das Unangenehme in eine fröhliche persönliche Erfahrung zu wandeln weiß. Man könnte das Buch auch nennen: „Ein Exempel, wie man reisen soll". Und leben. Wer so reist, ist ein Lebenskünstler ersten Ranges, und wem es wohlthut, Dinge, die ihn freuen, an irgend ein herabflatterndes philosophisches Band zu knüpfen, kann das Buch auch ohne Weiteres einen philosophischen Führer auf dem Lebenswege nennen. Zu dem liebenswürdigen Inhalt paßt das einfach und mit Geist aufgefaßte Bild des Dichters auf dem Titelblatt vorzüglich, welches der Sohn in dem Augenblicke festgehalten hat, da man den Wanderer an der dichterischen Fixirung seiner Eindrücke beschäftigt sieht.

γα. **T. de Wyzewa, Le mouvement socialiste en Europe.** Les hommes et les idées. Paris, Perrin et Cie.

Die Schrift Wyzewa's präsentirt sich nur als das Skizzenbuch eines geistreichen Publicisten über die socialistische Bewegung in Europa, oder, richtiger, über deren bekannteste Führer. Eine Darstellung der Entwicklung der socialen Bewegung, wie man dem Titel nach vermuthen könnte, bietet das Buch keineswegs. Im Gegentheil, soweit auf die socialistische Bewegung überhaupt eingegangen wird, geschieht dies nur oberflächlich. Den wesentlichen Inhalt des Buches bilden die Porträts der Franzosen Malon, Guesde, Lafargue, Paillant, Allemane und Brousse, der Belgier Anseele, Volders und Bertrand, der Deutschen Bebel, Liebknecht, Vollmar, Werner und Wille, der Engländer Morris, Hamill, Burrows und Aveling. Der Verfasser kennt davon die meisten persönlich und versteht sie fast sämmtlich mit echt gallischem Esprit zu charakterisiren. Eine Ausnahme machen seine von Bebel und Liebknecht entworfenen Bilder, die schwerlich auf saubere Ausführung Anspruch erheben können. Köstlich schildert Wyzewa, wie die Anschuldigung des Anarchismus überall das Hauptargument socialistischer Führer gegen unbequeme Genossen ist. „Quand un chasseur bas-normand veut se débarrasser de son chien, il l'accuse d'être enragé. Quand un chef du socialisme veut se débarrasser d'un collègue, il l'accuse d'être anarchiste. »Anarchiste!« crie M. Bebel à M. Werner. „Anarchiste!" crie M. Liebknecht à M. Domela Nieuwenhuys. »Anarchiste!« crie, de sa voix nasillarde, Mme Aveling à William Morris." — Von den verschiedenen Irrthümern, welche Wyzewa sich zu schulden kommen läßt, seien die drei schwersten, welche die deutsche socialistische Bewegung betreffen, verzeichnet: Bismarck ist hauptsächlich wegen — Bebel verabschiedet; Singer sichert der Socialdemokratie die Unterstützung der — haute finance; die socialistische Opposition (gegen Bebel und Liebknecht) hat angeblich in Berlin schon die Majorität! Für den deutschen Leser bedürfen diese Sätze keiner Widerlegung. Der größte Vorzug des Buches ist die elegante und stets lebendige Darstellung.

αδ. **Die Wohnungsnoth in den Großstädten und die Mittel zu ihrer Abhilfe.** Von Dr. Heinrich Albrecht. München, R. Oldenbourg. 1891.

Die Wohnung ist einer der wichtigsten Factoren der socialen Wohlfahrt, der Zufriedenheit und der Ruhe des Volkes. Um so schlimmer, wenn in Deutschland nachweislich der Mangel an gesunden und einigermaßen billigen Wohnungen eine ständige Erscheinung in unserem socialen Leben bildet. Die Frage der Abhülfe stellt daher eines der bedeutsamsten Probleme der modernen Aera der Socialreform dar.

Digitized by Google

Einen interessanten Beitrag zur Lösung dieses Problems bieten die im vorliegenden Bande gesammelten Studien Dr. Albrecht's, von denen einige zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind. Lebhaft und anschaulich weiß der Verfasser die Quartiere der unteren Arbeiterschichten zu schildern. Auch die wichtigsten Gründe der Noth sind richtig angegeben: das rasche Wachsthum der großen Städte und die Abneigung der Kapitalisten vor dem Bau von Miethhäusern mit vielen kleinen Wohnungen. Nur hätte noch betont werden können, daß das Privateigenthum gerade beim städtischen Grund und Boden leicht einen specifischen Monopolcharakter annehmen und daher zur übermäßigen Vertheuerung der Wohnungen führen kann. Sachgemäß schließt das Buch mit einer übersichtlichen Darstellung der Mittel zur Abhülfe. Solche sind: Fürsorge von Arbeitgebern für Arbeiterwohnungen, Selbsthülfe der Arbeiter, humanitäre Bestrebungen Privater, gemeinnützige Bauunternehmungen mit beschränkter Kapitalverzinsung und endlich private Bauthätigkeit. Alle diese Bestrebungen — meint der Verfasser — müssen zusammenwirken, wenn die Aufgabe gelöst werden soll. Ganz richtig! Nur wird die Bedeutung von Staat und Gemeinde für dieses Problem zu wenig beachtet. Dr. Albrecht will sie an der Lösung höchstens soweit betheiligt wissen, als es sich um Beschaffung von Wohnungen für ihre eigenen Beamten und Arbeiter handelt. Nach Ansicht des Referenten ist der Ankauf von Boden und der Bau passender Miethwohnungen für „kleine Leute" durch Staat oder Kommune in allen Fällen nöthig, wo die Wohnungsfrage einen acuten Charakter angenommen hat. Trotz dieser Ausstellungen muß zugegeben werden, daß das Buch über diese wichtige Seite der socialen Frage vorzüglich orientirt und überhaupt eine im edelsten Sinne des Wortes populär-wissenschaftliche Leistung darstellt.

αδ. **Religion und Socialdemokratie.** Von W. Herrmann, Professor an der Universität Marburg. Freiburg i. B. 1891. J. C. B. Mohr.

Die Schrift des bekannten Theologen beleuchtet das Verhältniß der Religion zur Socialdemokratie vom gläubig-christlichen Standpunkte. Der Verfasser wird dabei dem idealen Inhalte der Socialdemokratie völlig gerecht. Von Vielen — führt er aus — wird sich nicht leugnen lassen, daß sie bei der Socialdemokratie zum ersten Male auf eine geistige Macht gestoßen sind, die es verstanden hat, sie zu packen und zu begeistern. Sie können sich der Fahne, der sie folgen, schon dadurch verpflichtet fühlen. Denn das ist keine kleine Sache, wenn Menschen, die bisher nur von Augenblick zu Augenblick gelebt haben, sich zu dem Willen erheben, aus ihrer Existenz und der ihrer Nachkommen etwas Neues zu machen. „Auf weite Kreise unseres Volkes hat die Socialdemokratie als Lebenswecker gewirkt. Die Ehre kann ihr Keiner nehmen." Sicherlich sind somit unter den Anhängern der Socialdemokratie viele idealistisch gesinnte Elemente. An diese — will Herrmann — soll der gläubige Christ appelliren; sie sind zu überzeugen, daß nicht, wie die materialistische Geschichtsauffassung will, ausschließlich der Eigennutz in der Welt herrsche, sondern daß in ihr Liebe, d. h. das persönliche Leben Jesu Christi zu finden sei. Wie diese Bekehrung der Socialdemokratie geschehen soll, zeigt freilich der Verfasser nicht näher. Herrmann's Schrift, die reich an feinen Bemerkungen ist und durchweg den Geist echter Frömmigkeit und lauterer Gesinnung athmet, macht einen recht sympathischen Eindruck.

βδ. **Leibniz und Spinoza.** Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Leibnizischen Philosophie von Prof. Dr. Ludwig Stein. Mit 19 Inedita aus dem Nachlaß des Leibniz. Berlin, Georg Reimer. 1890.

An der Hand der eingehendsten Quellenstudien wird in dem vorliegenden Werke eine historisch-treue, sich auf Thatsachen stützende Darstellung des Einflusses versucht, den Spinoza auf den Gang der philosophischen Entwicklung des Schöpfers der Monadenlehre dem Anscheine nach geübt hat. Stein zieht zur Begründung seiner Auffassungsweise, die Leibniz' eigene philosophische Anschauung aus der bewußten Opposition gegen den Spinozismus sich entwickeln läßt, zahlreiche interessante Belege aus theilweise bisher noch ganz unbekannten schriftlichen Aeußerungen des Leibniz heran. Seine Darlegungen zeichnen sich durch Sachlichkeit, Genauigkeit und vorsichtige kritische Zurückhaltung aus.

xyβ. **Heinrich Gelzer.** Von Friedrich Curtius. Gotha, Perthes. 1892.

Eine merkwürdige Generation von Denkern, die zur Zeit der Freiheitskriege geboren wurde und um 1848 in die besten Jahre trat. Brennendes Interesse für Geschichte und geschichtlich Gewordenes trennt diese Männer von ihren Großvätern; der naturwissenschaftliche Sinn ihrer Enkel ist ihnen fremd. Von den Vätern übernahmen sie viel Romantik und die Neigung, allen Weltlauf der Idee unterzuordnen; auf die Söhne vererbten sie Sinn fürs Gegenwärtige, Künftige. Als Professor Heinrich Gelzer die Augen schloß, hatte man das Gefühl: solch ein Mann kommt nun nie, nie wieder! Diese Vereinigung von tiefster, lebensverklärender Frömmigkeit und historischem Klarblick, von Diplomatenfeinheit und weiser Milde, von romantischer und moderner Art: das bringt unsere zu Sturm und Feuer gewordene Welt nicht mehr zu Wege. Schon als geistreicher Typus aus der Periode Friedrich Wilhelm's IV. mußte Gelzer seine Biographie haben. Aber er war nicht bloß Philosoph und Geschichtsforscher. Er stand als Freund und Berather Monarchen nahe, besonders dem Großherzog von Baden. Er hat stärker, als das Publicum weiß, in die Verhandlungen 1866 und 1870 (mit dem Vatikan) eingegriffen. So hat sein Lebensbild auch großes staatsgeschichtliches Interesse. — Ein Freund des Entschlafenen, F. Curtius, hat es mit zartem Verständniß und in fesselnder Schreibart gezeichnet. Manches Wichtige fehlt — es sollten

Digitized by Google

Indiscretionen vermieden werden. Was vorhanden ist, wird Jeder gern und dankbar lesen. *xyz.*

Edmond Scherer. Par Octave Gréard. Paris, Hachette. 1890.

Edmond Scherer begann seine Laufbahn als frommer calvinistischer Theolog; er wurde in seinem einunddreißigsten Jahre an den kirchlichen Lehren irre, wandte sich darauf der Journalistik zu und starb als einflußreicher Mitarbeiter des „Temps". Aeußerlich kein allzu bewegtes Leben; aber voll von innerem Glück und inneren Stürmen. Gréard benutzt Scherer's Tagebücher und zeichnet seine wogende Seele. Wir treten zu ihm in ein Verhältniß, wir blicken auf ihn hin wie auf einen herrlichen Freund. Welche Milde des Herzens schon bei dem Orthodoxen, vielmehr bei dem Freidenker! Welche Macht des Fühlens nicht nur im Jüngling, auch noch im alternden Manne! Er vergöttert die Natur. „Der köstliche Frühling," schreibt er einmal, „ich weiß nicht, ob es einen Vogel im Laube gibt, oder ein Menschenherz, das ihn genießt wie ich! Es ist für mich solche Wonne, solches Glück, den Himmel recht blau über meinem Kopf zu sehen!" Und so weiter. Dann seine Liebeskraft! — Er geht Hand in Hand, oft schweigend, mit seinem kranken Busenfreunde spazieren, genießt Sonnenuntergänge mit ihm und betet an seiner Seite. Es gibt Menschen, die, wenn sie einander sehr lieb haben, nach oben blicken und ein: „in Ewigkeit" flüstern. So war und empfand Scherer. Und der alltägliche Kampf begabter Theologen um ihren Glauben nimmt bei dieser feinbesaiteten Natur die Form eines herzbrechenden Conflicts an. All die Zweifel, die Qualen schildert Gérard mit Meisterschaft; wir sehen ein Stück des Dogmas nach dem andern von Scherer's Seele abspliittern. In dieser logischen und doch individuellen Schilderung liegt das Schwergericht des Buches; der Verfasser fühlt es selbst: „Ich kenne nichts Anziehenderes als diesen langen, hartnäckigen, froh-traurigen Streit eines wahrhaftigen Geistes mit sich selber; nichts Interessanteres als diese Folge psychischer Dramen, deren Darstellung das Bild Pascal's hervorruft: aber eines modernen Pascal, eines umgekehrten, der ebensoviel Gewissenhaftigkeit und zähe Leidenschaft daransetzt, den Glauben seiner Kindheit aus seinem Herzen zu reißen, wie der andere Fieberglut und verzweifeltes Denken verbrauchte, ihn im Grunde seiner Seele festzuhalten und einwurzeln zu lassen."

ayz. **Franz von Meinders,** ein brandenburgisch-preußischer Staatsmann im siebzehnten Jahrhundert, von Arthur Strecker. Mit F. v. Meinders' Porträt. Leipzig. Duncker & Humblot. 1892.

Der Held dieser Biographie wurde am 25. November 1630 in Bielefeld, als der jüngste Sohn eines Receptors geboren. Im Jahre 1653 trat er als Geheimsekretär in die Dienste des langjährigen Leiters der Politik des großen Kurfürsten, Grafen Georg Friedrich von Waldeck, kam dadurch mit dem großen Kurfürsten selbst in persönliche Berührung und wurde von diesem am 4. September 1656 zu seinem Geheimen und Kriegssekretär ernannt. Als solcher fand er mehrfach Verwendung in diplomatischen Sendungen, wobei er sich mit großem Geschick seiner Aufträge erledigte; dabei stieg er allmälig auf der Leiter der Beamtenhierachie immer weiter hinauf und erreichte den Höhepunkt seiner Stellung in den Jahren 1669 bis 1675, in denen er an der Spitze der Heeresverwaltung sich um die Organisation der brandenburgischen Armee zweifellos verdient gemacht hat. Bis zum Tode des großen Kurfürsten blieb er Mitglied des Geheimen Raths und war wiederholt bei wichtigen Fragen der innern, insbesondere aber der äußeren Politik an erster Stelle thätig. Nach dem Tode des großen Kurfürsten spielte er in der bekannten Testamentsfrage eine etwas zweideutige Rolle. Unter Friedrich III. behielt er gleichwohl seine Stellung im Geheimen Rath, wenn auch sein Einfluß hinter dem der anderen Berather des Kurfürsten, insbesondere Danckelmann's, zurückblieb. Am 22. April 1695 ist Meinders in Berlin, wo er zuletzt in dem Grumbkow'schen Hause am Molkenmarkte wohnte, gestorben. — Auf die vorliegende, vielfach aus neuen Quellen — den Akten des Geheimen Staatsarchiß, des Kriegsarchivs des großen Generalstabs und des Geheimen Archivs des Kriegsministeriums in Berlin, sowie des Archivs in Aroisen — schöpfende Darstellung hinterläßt den Eindruck, daß Meinders ein begabter, strebsamer, tüchtiger und gewissenhafter Beamter, aber keineswegs ein Staatsmann ersten Ranges gewesen ist. Es ist immerhin erfreulich, wenn das Wirken auch solcher Männer in das Gedächtniß der Lebenden zurückgerufen wird. *es*

Der gebildete Mann. Ein Welt-Lexikon für Jedermann. Die Theaterstücke der Weltliteratur ihrem Inhalte nach wiedergegeben. Berlin, Leipzig, Budapest. A. H. Fried & Cie. 1892.

Wenn wir überhaupt durch diese zwar ungleich, aber meist klar geschriebenen Berichte nur eine rohstoffliche Wißbegier befriedigt sehen und erwägen, daß Ibsen hier 31, Wildenbruch 32 Seiten besitzt, Sophokles mit nur zwei Stücken aber 1½, also weniger als Stahl's „Tilli" oder „Die Kinder der Excellenz"; daß ein zufälliges Repertoire von 1891 einen großen Raum ausfüllt, die ältere und alte Zeit, Shakespeare ausgenommen, mit ein paar planlosen Proben vertreten ist; daß von Corneille nur die „Rodogune" genannt wird, von Hebbel keine „Judith" oder „Maria Magdalene" und kein „Gyges", von Augier keine „Effrontés" und kein „Fils de Giboyer"; daß „Fromont et Risler" nach dem guten Roman, nicht nach dem schlechten Drama erzählt ist, daß Halm's „Griseldis" fehlt, daß Heyse's „Mascha" und „Weltuntergang" mit dem wackern „Colberg" eine seltsame Trias bilden, daß etwa die Stücke der Madame Birch-Pfeiffer wie originale Erfindungen dastehen, daß der Held der „Ahnfrau" Jaromin oder Jaronis oder Jaroviich, nur nicht Jaromir heißt — dann ist trotz der vorn aufgerufenen Autorität des Herrn Nordau die Frage erlaubt: cui bono?

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Brehms Tierleben. — Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Pechuel-Loesche: Die Fische. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1892.

Buttgerald. — Von Herz zu Herz. Gedichte von Charles Buttgerald. Leipzig, Druck und Verlag von Fr. Richter. 1892.

Casagrandi. — L'Articolo (Novem . . . .) di Festo. (Novem Combusti.) Proposte di nuovi Supplementi e Interpretazioni. Di V. Casagrandi, Prof. di Storia antica alla R. Universita di Catania. Palermo-Torino, Carlo Clausen. 1892.

Casagrandi. — Le Orazioni di Tucidide. In Rapporto alla Loro genuinita e alla critica dei Contemporanei (Cratippo). Nuove Osservazioni. Di V. Casagrandi, Prof. di Storia antica nella R. Universita di Catania. Catania, Tipografia Francesco Galati. 1892.

Der Vogel-Massenfang in Südtirol. Herausgegeben vom Tirolisch-vorarlbergischen Thierschutz-Verein. Innsbruck. Im Commissionsverlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 1892.

Deutsche National-Litteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Dr. Arnold u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lfg. 742: „Geschichte der deutschen Litteratur", 1. Bd., 3. Lfg., herausgeg. v. Dr. W. Goetzher. — Lfg. 743: „Wolfram von Eschenbach", 2. Bd., 2. Abt., 3. Lfg., herausg. v. Prof. Dr. Piper. — Lfg. 744, 746, 747, 749: „Johann Fischarts Werke", 2. Bd., 1.—4. Lfg., herausg. v. Dr. A. Hauffen. — Lfg. 745: „Goethes Werke", 29. Bd., 2. Lfg., herausg. v. Prof. Dr. H. Düntzer. — Lfg. 748: „Chamisso Werke", 1. Lfg., herausg. v. Dr. Oskar F. Walzel. — Lfg. 750, 751: „Der Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts", 1. Abt., 3. Lfg., herausg. v. Dr. Paul. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Die k. k. Hofmuseen in Wien und Gottfried Semper. Drei Denkschriften Gottfried Semper's, herausgegeben von seinen Söhnen. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1892.

Die Rumänische Frage in Siebenbürgen und Ungarn. Replik der Rumänischen academischen Jugend Siebenbürgens und Ungarns zu der von der Magyarischen academischen Jugend veröffentlichten „Antwort" auf die „Denkschrift" der Studirenden der Universitäten Rumäniens. Mit einer ethnographischen Karte Oesterreich-Ungarns und Rumäniens. Wien, Budapest, Graz, Klausenburg. Verlag der Herausgeber. 1892.

Dinger. — Richard Wagners geistige Entwickelung. Versuch einer Darstellung der Weltanschauung Richard Wagners mit Rücksichtnahme auf deren Verhältniß zu den philosophischen Richtungen der Jungheglianer und Arthur Schopenhauers von Hugo Dinger. Band I: Die Weltanschauung Richard Wagners in den Grundzügen ihrer Entwickelung. Leipzig, Verlag von C. W. Fritzsch. 1892.

Eeden. — Der kleine Johannes von Frederik van Eeden. Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Anna Jles. Mit einem Vorwort von Dr. Paul Nache. (Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 609, 610). Halle a. d. S., Druck und Verlag von Otto Hendel.

Eicke. — Zur neueren Literaturgeschichte der Rolandsage in Deutschland und Frankreich. Eine literarhistorische Studie von Dr. Theodor Eicke. Leipzig, Verlag von Gustav Fock. 1891.

Fuld. — Die Regelung des militärischen Strafverfahrens im deutschen Reich. Von Dr. Ludwig Fuld, Rechtsanwalt in Mainz. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1892.

Grimm. — Deutsche Frauen vor dem Parlament. Aktenstücke zur neuesten Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, gesammelt von W. Grimm. (Bibliothek der Frauenfrage, herausgegeben von Frau J. Kettler. Heft 7.) Weimarer Verlagsanstalt in Weimar.

Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg (Hamburg). Fünfter Band: Zeit-Gedichte. (Kleinere Ausgaben der Zeit-Gedichte. Nachgelassenes. Streitlichter.) — Sechster Band: Gelegenheits-Gedichte und Trinksprüche. Berlin 1891/92. F. Fontane & Co.

Hosäus. — Das Wilhelm-Müller-Denkmal zu Dessau. Blätter der Erinnerung an den 30. September 1891. Herausgegeben von Dr. Wilhelm Hosäus, Herzogl. Anhalt. Geh. Hofrath. Mit sechs Abbildungen. Dessau 1891. Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann.

Hülsen. — Drei Lebens-Episoden. Ein Königsidoll. — Ein Dichterheim. — Ein Drama. Von Helene von Hülsen. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger (H. Krüger). 1892.

Kipper. — Abbruch und Aufbau. Beiträge zur kommenden Reformation von Dr. Paul Kipper, Pastor. I./III. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891/92.

Kraus. — Der Kirchenschatz von Sanct Blasien, jetzt zu S. Paul in Kärnten. Herausgegeben von Franz Xaver Kraus. Beigabe zu den Kunstdenkmälern des Grossherzogthums Baden. Beschreibende Statistik, im Auftrage des Grossherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und in Verbindung mit Dr. Jos. Durm und Geh. Hofrath Dr. E. Wagner herausgegeben von Geh. Hofrath Dr. Franz Xaver Kraus, O. Ö. Professor an der Universität zu Freiburg i. B., Grossherzogl. Conservator der kirchl. Alterthümer. III. Bd: Die Kunstdenkmäler des Kreises Waldshut. Freiburg i. B. 1892. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der Romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von hundertfünfzehn Fachgenossen herausgegeben von Karl Vollmöller und Richard Otto. 1. Jahrg. — 1890. 1. Heft. München und Leipzig, Verlag von R. Oldenbourg. 1892.

Mengs. — Junge Leiden. Roman von G. Mengs. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1892.

Mörike. — Theodor Körner. Festmusik, componirt von Oskar Mörike. Verlag und Eigenthum von Fritz Augustin. Berlin.

Platter. — Nant'n und Rosmarin. Geschichten und Skizzen aus Tirol von J. C. Platter. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. J. von Zingerle. Illustrirt von B. Humer. Innsbruck, A. Edlinger's Verlag. 1892.

Pröll. — Das muntere Jahrhundert. Ein Humoresken-Strauß von Karl Pröll. Berlin, Richard Wilhelmi's Verlag. 1892.

Pröll. — Zerbrochenes Spielzeug. Ein Skizzenbuch von Karl Pröll. Berlin, Richard Wilhelmi's Verlag. 1892.

Reichwitsch. — Der Urgeist. Eine Dichtung von Ernst Reichwitsch. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1892.

Richter. — Zur Lösung des Faustproblems. Ein Vortrag von Raoul Richter. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1892.

Schafheitlin. — Letzte Gedichte. Nebst Anhang: Moderne Verehrer, Satire von Adolf Schafheitlin. Berlin 1892. Rosenbaum & Hart.

Schillmann. — Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. Oktober 1492. Eine Jubelschrift von Dr. Richard Schillmann. Mit dem Bildnis des Columbus und einer Karte zu dessen Reisen. Berlin 1892. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker).

Seibl. — Hat Richard Wagner eine Schule hinterlassen? Von Arthur Seibl. (Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst. 2. Reihe. Heft 3.) Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1892.

Strecker. — Der Sang von Mönchgut. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Karl Strecker. Stralsund, Breiner's Verlagsbuchhandlung (Wilh. Jenisch). 1892.

Ulrich. — System der formalen und realen Logik von Dr. Georg Ulrich. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1892.

Witte. — Johann Amos Comenius in seiner culturgeschichtlichen Stellung und seiner historischen Bedeutung für die Entwicklung des Schulwesens, im Besonderen der Volksschule. Ein Gedenkblatt in Erinnerung an die Feier des 300. Geburtstages desselben von Professor Dr. J. Witte, Kreisschulinspektor in Ruhrort. Ruhrort 1892. Verlag von Andreae & Cie.

Zurbonsen. — Geschichtliche Repetitionsfragen und Ausführungen. Ein Hülfsmittel für Unterricht und Studium von Dr. Fr. Zurbonsen, Gymnasiallehrer in Arnsberg. Zweite, umgearbeitete Auflage. Erster Teil: Das Altertum. — Zweiter Teil: Das Mittelalter. Berlin 1892. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker).

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Rudolf Schwartz in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Ihren Königlichen Hoheiten,
dem
Großherzog Carl Alexander
von Sachsen-Weimar-Eisenach
und der Frau
Großherzogin Sophie,
Königl. Prinzeß der Niederlande,
zum
8. October 1892.

Fürwahr ein Tag, den freudig zu begehen
Auch denen ziemt, die ganz von ferne stehen;
Ein gold'ner Tag, zu dem sich froh bekennt,
Wer noch so still die großen Namen nennt,
Und nicht umsonst ihr Heiligthum entschleiert,
Doch sich im Herzen Allen fühlt verwandt,
Die dorthin schau'n, wo heut solch' Fest man feiert,
Als wär's ihr eig'nes liebes Vaterland.

Wartburg des deutschen Geistes! Stolz und kühn
Du, grau von Alter, doch bekränzt mit Grün,
Das jeder Lenz verjüngt und heut die holden
Herbstlichter, dieses Tages Bild, vergolden.
Du hohe Halle, prächtig aufgebaut,
Noch widerhallend von der Sänger Kriege!
Du Kämmerlein, das andren Kampf geschaut
Und, mit der deutschen Bibel, andre Siege!
Du Musenhof, der du zum zweitenmal
Deutschland das Evangelium gegeben,
Das weltliche, für das zerriss'ne Leben
Des Volkes ein gemeinsam Ideal,
Den Hort, der unversenkt und unverloren
Uns blieb, das unzerreißbar starke Band,
Den Schatz von Kraft, aus welchem neugeboren
Die Einheit stieg, das Deutsche Reich erstand.

Digitized by Google

Und wenn wir nun des Daseins höchster Güter
Uns freu'n, so sei der Dank auch Euch gebracht;
Denn Weimars Fürsten, Ihr ja war't die Hüter
Des Schatzes, der uns reich und frei gemacht.
Und immer noch, wenn wir von Jahr zu Jahr
Vereinigt uns an dieser Stätte finden,
Empfängt uns traut und heimlich, was einst war,
Und was wir doch als Gegenwart empfinden.
Aus diesen Straßen spricht es, diese Bäume,
Sie rauschen es — noch schwebt durch diese Räume,
Dem Geist vernehmlich, leiser Geisterhauch,
Die Stimmen weckend in vergilbten Blättern
Und einen frischen Quell aus starren Lettern,
Der uns erquickt — und dies gabt Ihr uns auch!

O fürstlich Paar, der hohen Ahnen werth,
Von deren Tugend, deren Ruhm entflammt,
Ihr überkamt das hehre Wächteramt:
Euch ehrt man, wo man deutsche Dichtung ehrt,
Und weiß, und sagt sich's, vom Gefühl gehoben,
Das Tausende der Besten heut vereint,
Daß ihrem Genius neu sich zu geloben,
Auch Euch die schönste Huldigung erscheint.

Nicht lange mehr, so wird er herrlich ragen,
Der Bau, den dieses Tags Gedächtniß weiht;
Denn jeder Baustein, der herbeigetragen,
Soll Euch ein Zeichen sein der Dankbarkeit.
So wird er stehn, voll des unird'schen Glanzes,
Der alles Ew'gen ernsten Zug verschönt,
Und von dem Widerschein des gold'nen Kranzes
Bestrahlt, der Eure Stirnen heute krönt.

Julius Rodenberg.

Digitized by Google

Eine Todtenwacht.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Es war am Ende eines kleinen Dorfes im Marchfeld, das letzte, das ärmlichste Haus. Seine niederen Lehmmauern schienen jeden Augenblick aus Scham über ihre Blöße und all' ihre zu Tage gekommenen Gebrechen in sich zusammen sinken zu wollen. Das schiefe Strohdach bot nur noch einen sehr mangelhaften Schutz gegen Hitze und Kälte, Sturm und Schnee. Die Eingangsthür, die des Schlosses entbehrte, war mit Stricken an den verrosteten Angeln befestigt, klaffte von allen Seiten und hatte längst aufgehört, eine feste Schranke zu bilden zwischen der Straße und dem einzigen Wohnraume der Hütte. Durch eine seiner Fensterluken drang ein schwach flackernder Lichtschein in das Dunkel der Octobernacht. Er ging von einer Talgkerze aus, die am Fußende eines Sarges brannte. Der Sarg stand noch offen auf einem Schragen mitten in der Stube, und in ihm ruhte die Leiche einer kleinen, alten Frau. Sorgfältig angethan, mit dem Ausdruck seligen Friedens auf dem greisen Gesichte, nahm sie sich fast zierlich aus in ihrem letzten Bette. Ein weißes Tüchlein war um ihren Kopf gewunden und unter dem Kinn zusammengesteckt; die grauen Haare waren glatt gescheitelt, die Hände über der Brust gekreuzt und mit einem Rosenkranz umwickelt.

Die Wacht am Sarge hielt die Tochter der Verstorbenen, ein nach dörflichen Begriffen, altes Mädchen. Dreißig Jahre der Entbehrung und fast ebenso viele der Arbeit wägen schwer; aber sie schien ihre Last nicht zu fühlen. Eine trotzige Leidensfreudigkeit sprach aus ihrem dunkeln noch schönen Gesichte; ihre Gestalt war schlank und geschmeidig geblieben.

Die Arme um die Kniee gespannt, saß sie auf einem Bänkchen neben der Todten, legte von Zeit zu Zeit den Kopf auf die Kante des Sarges, schloß die heißen, trockenen Augen und murmelte ein Gebet.

Aus der Ferne drangen zwölf schwache Pfiffe; der Nachtwächter zeigte die Mitternachtsstunde an. Im Stalle des nächsten Nachbars meckerte äußerst kläglich eine junge Ziege, und gleich darauf erhob sich ein lautes Brüllen, setzte tief und gewaltig ein und endete mit einem schrillen, sägenden Laut. Das war die Kuh

Digitized by Google

des anderen Nachbars, drüben jenseits der Straße, des Huber Georg, die braune, die er um schweres Geld und doch nicht zu theuer gekauft hatte. Sie lag in frischem Stroh bis über die Ohren und ließ sich's wohl sein. „Die Kuh des Huber Georg hat einen guten Pfühl," dachte das Mädchen und sah über den Sarg hinweg nach der elenden Lagerstätte, auf der ihre Mutter gestorben war.

„Meine arme Mutter," flüsterte sie leise, streichelte die wachsgelbe Wange der Todten und vertiefte sich in die Erinnerung an all' das Leid, das in wenig Stunden mit der alten Frau ins Grab versenkt werden sollte. Für immer versenkt. Amen.

Eine letzte, schwerste Trennung noch und dann: Leb wohl, Heimath! Grüß Gott, liebe Fremde, in der es keinen Huber Georg gibt, in der man ihm nie begegnen, in der sein blankes Haus einem nicht entgegen prunken kann und man seine verwöhnte Kuh nicht brüllen zu hören braucht.

Alles war wieder still geworden, nicht ein Lüftchen regte sich; die alte Frau im Sarge lag da, jetzt schon von Grabesruhe umgeben.

Plötzlich wurde das schwache Geräusch einer vorsichtig geöffneten und wieder geschlossenen Thür hörbar, und von der Straße her näherten sich, öfters innehaltend, schwere, zögernde Schritte. Nun hielten sie vor dem Hause an, und im nächsten Augenblicke trat Georg Huber über die Schwelle.

Er war groß und breitschulterig und hatte einen kleinen Kopf und ein hübsches Gesicht mit niederer Stirn und schlanker, gerader Nase. Seine blauen, ein wenig vorstehenden Augen schauten unsicher und betroffen drein; trotzdem aber nahm er sich aus recht wie ein Herr in seinen städtischen Kleidern, und seine neuen Stiefel knarrten gar vornehm.

Die Pelzmütze lüftend, grüßte er die Todte, vermied jedoch sie dabei anzusehen und brachte ein halb unverständliches: „Wünsch guten Abend, Anna," hervor. Die Zunge schien ihm schwer im Munde zu liegen, seine Oberlippe zuckte unter dem Schnurrbärtchen, seine Rechte schob die Mütze weit zurück ins Genick. „Guten Abend, Anna," wiederholte er.

Sie runzelte die Stirn, warf einen Blick voll feindseligen Erstaunens auf ihn und blieb stumm.

Der wenig Beredtsame mußte von Neuem beginnen: „Dich wundert's, daß ich komm'. Ich komm', weil ich gehört hab', daß sie" — er deutete auf die Todte — „mir verzieh'n hat, eh' sie g'storben ist."

„Wer hat Dir das g'sagt?" fragte Anna; heiß aufwallender Unwille trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Der Herr Pfarrer hat mir's g'sagt, und Dir kann's recht sein," antwortete Georg und nahm, ohne ihre abwehrende Bewegung zu beachten, Platz auf dem Bette, das unter seiner Wucht erzitterte und stöhnte. „Ich komm' auch," begann er wieder, da sie in ihrem düsteren Schweigen verharrte, „weil Du ganz allein die Todtenwacht halt'st. Die alten Weiber lassen sich nicht seh'n, wenn man ihnen keinen Branntwein zahl'n kann."

„Wenn ich sie eing'laden hätt', wären ihrer gekommen mehr als g'nug. Aber ich hab' die letzte Nacht allein bleiben wollen mit meiner Mutter. In ein paar Stunden kommen's ohnehin und tragen sie mir weg."

Digitized by Google

Er verstand den Wink nicht, er blieb sitzen. Nach einer Weile mahnte ihn das Mädchen: „Bet' ein Vaterunser, und geh'."

Er verschränkte seine Finger, betete halb laut und sagte am Schlusse: „Gott hab' Euch selig, Mutter Theres'."

Der Nachtwächter kam jetzt auf seiner Runde in die Nähe des Hauses, entlockte seinem Pfeifchen einen langgezogenen Ton, ging vorbei und pfiff wieder: Ein Uhr.

Georg traf noch immer nicht Anstalt zum Aufbruch. Er hatte sich tief gekrümmt, die Ellbogen auf die ausgespreizten Kniee, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt und rührte sich nicht.

„Du schlafst!" rief das Mädchen ihn endlich an. „Geh' nach Haus schlafen."

„Ich schlaf' nicht," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern; „ich denk' an Deine Mutter. Ich denk', wie sie mir gedroht hat: Wenn ich vorm lieben Herrgott stehen werd', werd' ich Dich bei ihm verklagen. Sie thut's aber nicht."

„Sie hätt' Wort halten sollen, sie hätt' Dir nicht verzeihen sollen; sie war zu gut, viel zu gut, über gut!" sprach Anna dumpfen, schmerzlichen Tones.

Georg hob ein wenig den Kopf und warf einen halb kecken, halb scheuen Blick auf sie: „Du meinst halt, grad so wenig hätt' sie mir verzeihen sollen, wie Du mir verzeihst. Wirst aber schon, wenn Du hörst, mit was für Gedanken ich herkomm'."

Sie verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln; auf eine andere Antwort wartete Georg vergebens und mußte, um das Gespräch nicht ganz fallen zu lassen, wieder beginnen:

„Der Herr Pfarrer meint; wenn er's aber auch nicht meinen möcht', ich mein's von selbst."

„Ich mein' auch was," unterbrach sie ihn: „Daß Du daher nicht g'hörst; auch wenn sie Dir zehnmal verzieh'n hätt', hättst nicht da zu sitzen. Geh'."

„Weil ich jetzt bleiben möcht'," erwiderte er grollend, „heißt's: Geh! Und so warst immer. Alle Schuld liegt auch nicht an mir; Du bist böj' g'nug."

„Du hast mir's nicht vorzuwerfen, Du nicht! War ich's denn? Nein. Ich bin's durch Dich worden."

„Natürli!" höhnte er. „Alle Schuld wird immer auf mich g'wälzt. Durch mich allein bist böj' worden, durch Andre nicht; am wenigsten schon durch Dein' Vatern."

Sie war wild aufgefahren, warf aber einen Blick auf die stille Frau im Sarg und bezwang sich. — „Ausg'standen hab' ich g'nug durch ihn, böj' bin ich durch ihn nicht g'worden," sagte sie. „Was Dein Vater thut, muß Dir recht sein, hab' ich immer von der Mutter g'hört, und vom Herrn Pfarrer: Was der liebe Gott thut, muß uns recht sein. Ob also der Vater dreing'schlagen hat oder der Blitz, etwas andres als: Duck Dich! ist mir zuletzt dabei nicht mehr ein-g'fallen. Eine Heimsuchung vom lieben Gott ist das, einen Lumpen zum Vater zu haben, der Alles verthut, einem das Dach überm Kopf verspielt und die Kleider vom Leib' . . ."

Digitized by Google

„Eher noch, weißt noch damaln," fiel ihr Georg mit naiver Schadenfreude ins Wort, „das Kleid mit die rothen Tupfen?"

„Mit die rothen Tupfen . . . das war was! Und dazu Dein ewig's Frozeln: Du hast ja so ein schönes Kleid kriegt, wo is denn? Hebst Dir's auf, auf den Sonntag? Ich hätt' von selbst nicht mehr d'ran gedacht, Du hast mich immer g'mahnt . . . Auch jetzt mahnst mich wieder . . ."

Sie schwieg, sie ließ den Kopf auf die Brust sinken. Die Erinnerung an eine der kläglichsten Begebenheiten in ihrem kläglichen Kinderleben tauchte wieder auf. Bild an Bild zog vorüber, deutlich zum Greifen.

Da stand sie eines Winterabends mit anderen armen Kindern in einem großen, herrlichen Saale. Unzählige Kerzen brannten, es war hell und warm wie im Himmel. Und Sachen gab es auf einem Tisch ausgebreitet und aufgestellt, daß einem die Augen übergingen und das Wasser im Munde zusammenlief. Anna's Blicke wanderten verzückt umher und blieben plötzlich wie gebannt auf einem Kleide haften — ein Bild von einem Kleide, heute noch hätte sie's malen können. Es war grau und ganz besät mit rothen Tupfen, nicht größer als Griesskörner, und das Leibchen hatte eine schmale, kirschrothe Einfassung, und die Schürze einen kirschrothen Saum und wirkliche Taschen, und aus der einen guckte ein Tüchlein heraus mit rothen Tupfen, und die waren linsengroß.

„Du lieber Gott, was bliebe einem noch zu wünschen übrig auf der Welt, wenn man dieses Kleid hätte, diese Schürze, dieses Tüchlein?" fragte sich das Kind und gerieth vor lauter Nachdenken, Staunen, Bewundern in einen Zustand des wachen, wonnigen Traumes. Jedes Wunder paßte in den hinein, und das lieblichste begab sich. Eine feine Hand legte sich unter Anna's Kinn und bog ihren Kopf sanft zurück, und die Augen des kleinen Mädchens erhoben sich und begegneten einem Paar großer, tiefdunkler Augen voll unsagbarer Güte und unendlicher Traurigkeit.

Das waren die Augen der einsamen Schloßbewohnerin, der vielverehrten und vielbedauerten „Comteß", der armen Reichen, die so schweres Herzeleid erfahren hatte und langsam hinschwand und sich zu Tode kränkte.

„Du Kleine," sagte sie, und ihre liebreiche, etwas verschleierte Stimme klang wie gedämpfte Musik, „dieses Kleid gefällt Dir. Schau nur, wie gut sich das trifft, ich hab's für Dich genäht. Nimm, es ist Dein, nimm auch die Stiefelchen und das Tuch. — Nun, Annerl, so nimm!"

Aber Annerl rührte sich nicht; sie fürchtete durch ein Wort, eine Gebärde den holden Traum zu zerstören, von dem sie sich befangen wähnte.

Da nahm die Comteß ein großes, weiches Umhängetuch vom Tische und wickelte das ganze Kind vom Kopf bis zu den Füßen hinein. Sie zog seine Aermchen unter dem Tuche hervor und belud sie mit einem Paar warmer, roth gefütterter Stiefel und mit dem von Annerl eben noch gleich einem Märchenbilde angestaunten Kleide. Die Kleine hatte Alles geschehen lässen und war stumm geblieben. Jetzt brachen zwei Worte voll des Jubels über ihre Lippen: „Die Mutter!"

Was wird sie sagen, die Mutter, die immer stopft und flickt an des Töchterleins altem „Gwandl", und gestern erst bitterlich geweint hat, weil ihr das morsche Zeug unter der Nadel zerfiel — was wird sie sagen?

Digitized by Google

Die Kleine war blaß gewesen vor innerster Erregung, auf einmal schoß ihr das Blut ins Gesicht, sie wandte sich und lief davon. Vergeblich wurde ihr nachgerufen: „Warte, Du bekommst noch mehr!“ Sie lief und lief. Hinter ihr schallte das Gelächter und Geschrei der anderen Kinder. Der Lichterglanz des beleuchteten Schlosses, der sie noch eine Weile begleitet hatte, erlosch; sie preßte ihren Schatz an die Brust und gar oft an den Mund, und rannte weiter in die Nacht hinein, längs der Gartenmauer ins Dorf, von dem Gedanken an die Mutter getragen wie von Flügeln.

Der kürzeste Weg führte am Wirthshause vorbei, den schlug sie ein. Wüster Lärm schallte ihr entgegen; es gab wieder Streit in der Schänke. Ein Raufbold oder ein Lump mit leerer Tasche wurde hinausgeworfen. Jetzt stand er unter der Laterne vor der Thür, und voll Schrecken erkannte die Kleine: „Das ist der Vater!“

Es überrieselte sie bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie sich mit jedem Schritte näherte, und doch lief sie weiter; ihr fiel gar nicht ein, daß sie gut thäte, die Dorfstraße zu vermeiden, um die Ecke zu biegen und auf dem Feldwege nach Hause zu eilen. Nur vorbeihuschen an dem Schimpfenden, Fluchenden, bereits sehr Angetrunkenen wollte sie. Sie lief nicht mehr, sie schlich langsam und leise, drückte sich an die der Schänke gegenüberstehenden Häuser, hoffte schon glücklich zu entkommen im Schutze der Dunkelheit. Fast auch wäre es gelungen, wenn nicht ihr Freund, der Spitz des Wirthes, die Nähe seiner Spielgefährtin witternd, mit lautem Freudengebell auf sie zugesprungen wäre. Sie wich zurück, sie flüsterte ihm zu: „Still Spitzerl! still, du liebes dummes Thier!“ — Der Spitz trieb es je toller, je ängstlicher sie ihn abwehrte, und nun rief auch schon der Vater herüber, streitlustig wie immer bei halb gelöschtem Durste:

„Wer geht da, wer hat da zu gehen?“

Sie gab keine Antwort, sie ergriff die Flucht, und der Hund bellte und sprang, und der Vater stolperte ihr nach und hatte sie bald eingeholt mit seinen langen Beinen. Das Tuch war ihr vom Kopfe herabgerutscht, er erwischte und zerrte sie an ihrem dichten Zopfe.

„Ich bin's, Vater, um Gotteswillen, laßt mich,“ schrie sie auf und wehrte sich, als er an dem Pack, den sie trug, gierig herumtastete.

„Was hast da? hast was g'stohlen?“

„Bekommen hab' ich's! mein ist's, mein!“

„Her damit! Ich leid' nicht, daß was g'stohlen wird. Ich bin ein ehrlicher Mensch. Her mit dem G'stohlenen!“

Er wollte Alles auf einmal nehmen, aber das gelang ihm nicht. Sie kratzte und biß und vertheidigte jedes einzelne Stück ihres köstlichen Eigenthums mit verzweifeltem Muthe. Aus den Händen, aus den Zähnen mußte der Vater es ihr reißen, und that's, und als sie sich an das Letzte, das er ihr abrang, das große Tuch, festklammerte und im Kampfe niederfiel, schleifte er sie unbarmherzig hinter sich her, bis ihre Kraft versagte und sie das Tuch fahren ließ. Blutend und zerschlagen richtete sie sich auf die Kniee auf, streckte den Hals und schaute. Der Vater stand wieder unter der Laterne vor dem Wirthshause, klopfte an und rief mit dem Selbstbewußtsein eines Capitalisten:

Digitized by Google

„Heda, Jud', abrechnen! Ich bring' was! Ich bezahl!"

Man öffnete, man ließ ihn ein, den Dieb und Räuber! Annerl stürzte ihm nach, sie schrie sich heiser, stieß dem Vater abgelernte Flüche hervor, polterte in sinnloser Wuth mit ihren kleinen Fäusten an die Thür, bis sie endlich aufging und ein Fußtritt, gut gezielt, einer von der wohlbekannten Art, das Kind zum Schweigen brachte. Aber nicht zum Weichen. Annerl blieb auf der Schwelle sitzen, an der Unglücksstätte, wo ihr höchstes, noch kaum genossenes Gut verschachert wurde. Empörung kochte in ihrem Herzen; ihr verzweiflungsvoller Schmerz schrie zum Himmel aus ihrem leisen Weinen, ihrem unterdrückten Schluchzen, und wurde nicht gehört, nicht damals — und nie!

Erinnerungen ohne Zahl brachen über sie herein in dunkel wogenden Fluthen. Sie preßte die Hände an ihre Stirn und an ihre Schläfen:

„Du hast's anders gehabt, Herr Jesus, wie gut hast Du's gehabt," sprach sie tief aufseufzend, „und wie hast mich drum veracht'!"

Er protestirte ziemlich lau: „Was Dir einfallt — veracht' . . . Warum denn?"

„Frag' nicht, was Du weißt. Weil Du reich warst, und weil ich arm war, darum. Weil Du in Stiefeln gegangen bist von klein auf und ich bloßfüßig gelaufen bin. Weil Deine Kleider ganz waren, und die meinen zerlumpt. Weil Du immer satt warst bis daher" — sie legte den Rücken der flachen Hand an den Hals — „und ich immer ausg'hungert . . . so ausg'hungert — daß ich . . . Heut' noch, wenn ich's denk', schäm' ich mich in die Haut hinein . . ."

Sie lächelte mit zuckenden, schmerzvoll verzogenen Lippen:

„Daß ich aufg'paßt hab' jeden Nachmittag, ob Du herauskommst mit Deiner Jausen. Du richtig gekommen, und ich gewartet und gehofft, jetzt und jetzt krieg ich einen Brocken; und Du hineingebissen in Dein Butterbrot, das dick beschmierte, und g'schmatzt und herumg'schaut, wer Dich bewundert, daß Du so reich bist und essen kannst so lang' Dir's schmeckt. Wenn ich das denk'! Ich aber bin g'standen und hab' mich nicht g'rührt, bis Du g'nug und überg'nug g'habt hast und den lumpigen letzten Bissen übern Zaun hing'worfen hast auf die Straß'n. Der war für mich! über den bin ich herg'fallen wie ein hung'riger Hund . . . Weißt noch?" fragte sie und maß ihn mit ruhigen Augen, in denen es blinkte kalt wie Eis und unerbittlich wie Haß. „Ich weiß, und wenn ich mich drauf b'sinn, gibt's auf der weiten Welt unter die vielen schlechten Leut' nicht Zwei, die mir so völlig z'wider sind wie Du und wie ich mir selber."

Er war ein wenig verlegen worden und versetzte: „No ja, wir sind halt Kinder g'west. Kinder sind alleweil ungut."

„Daß ich nicht wüßt'. Und Du hast zur Ungutheit schon gar keine Ursach' g'habt. Aber grad wenn ein'm zu viel Gut's g'schieht, thut man nix Gut's. Deine Eltern waren brav und haben sich geplagt von früh bis Abends für Dich. Meine Mutter hat sich freilich auch geplagt, aber was hat's g'nutzt. Wenn sie fünfzig Kreuzer verdient hat, hat der Vater sechzig vertrunken . . ."

Sie hielt inne, sann nach, und fuhr dann eifriger und rascher fort:

„Wie unsere Eltern sich da angebaut haben an der Straß'n, da war, so heißt's, unser Haus das schönere, und das Feld war dabei, das meiner Mutter

Digitized by Google

g'hört hat — g'hört und nicht g'hört, denn was g'hört Einer, die einen Lumpen zum Mann hat? — das Feld, auf das Dein Vater immer neidisch war."

„Neidisch?" rief Georg, „nit im Traum!"

„Warum denn nicht? Er hat's sein dürfen; das Feld is dernach. Du weißt am besten, was 's werth is."

„Was 's werth is, is werth, und das hat mein Vater dafür 'geben und hat's auszahlt bei Heller und Pfennig."

„Ich sag's auch nicht anders. Ich sag' Dein Vatern nix Schlecht's nach. Ich hab' ihn gern g'habt, er hat mich oft in Schutz g'nommen, wenn Du gedroht hast, Du wirst mir's schon zeigen, ich soll nur probiren zu raufen mit Einen, der so is wie Du, der so eine Kraft hat wie Du."

„Ja, Schläg' g'nug hab' ich Deinetwegen kriegt."

„Hast auch alleweil mit Steinen nach mir g'worfen."

„Und Du vielleicht nicht nach mir?"

„Schon auch. Aber ich hab' g'fehlt und Du hast getroffen. Das war der Unterschied."

Georg schmunzelte wohlgefällig: „Schon gar damal'n," sprach er, mit dem Zeigefinger eine Stelle an seiner Stirn bezeichnend, an der die ihre ein Mal trug, röthlich und spitz zulaufend wie ein Flämmchen.

„Grad das hat mir nix g'macht," entgegnete sie. „Nur was vorhergegangen is, Deine Bosheit, garstiger Bub', der Du g'wesen bist. Nix hast mir gegönnt. Die liebe Sonn' hättst mir verhängt mit einem Kotzen, wenn Du gekonnt hättst. Dein weißes Katzerl, nicht einmal anschau'n hab' ich's dürfen, wie wenn ich ihm was wegschau'n könnt', so hast Du's getrieben."

Auch diese Erinnerung an seine kindlichen Großthaten ergötzte ihn: „So hab' ich's 'trieben?" fragte er.

„Da hat sie einmal mit einer Nuß g'spielt; das war zum Lachen. Immer drauf mit der Pfoten, und die Nuß weggekugelt, und das Katzerl einen Satz g'macht ihr nach, und ein G'sicht, wie wenn sich's denken möcht': Was bist denn? bist am End' lebendig? bist am End' gar eine Maus? — Ich g'lacht, daß ich mich g'wunden hab', und höher hinaufgekraxelt auf unsern Zaun und mich g'streckt, daß ich nur gut seh'. — Herr Jesus! da stehst auf einmal Du hinter Dein'm Zaun und schreist mich ganz pamstig an: Was schaust? hast nit zu schaun! Schau nit! und ich ärger' mich: Dummer Bub', jetzt just! und seh' noch, daß Du den Arm hebst, und dann seh' ich nix mehr, fühl' nur, daß mir was Warmes über mein G'sicht lauft und daß ich hinfall' wie ein recht Müdes in sein Bett."

Georg strich sich ein paarmal über den Kopf mit seiner flachen Hand. Er erinnere sich noch recht gut, wie ihm damals zu Muthe gewesen nach jenem Steinwurf, meinte er, als es drüben unheimlich still wurde. Wie er gerufen und keine Antwort bekommen habe. Nichts Anderes hatte er geglaubt, als daß sie etwas besonders Tückisches gegen ihn aushecke, und war auf dem Bauche über die Straße gerutscht und hatte durch eines der vielen Löcher im Zaune des Nachbars unten durchgeguckt. Da hatte er die kleine Anna liegen gesehen, regungslos, blutüberströmt, und vor Entsetzen über den Anblick den Kopf ver-

Digitized by Google

loren und ein Geschrei erhoben, daß die Leute zusammenliefen: „Sie is todt! Anna is todt, ich hab' sie todt g'macht!"

„Das war weiter kein Schrocken," schloß er, und sie sprach:

„Wenn's nur wirklich so g'wesen wär', wenn Du mich nur wirklich todt g'macht hättst damal'n, Du hättst mir später das viel Aergere nicht anthun können . . ." Die Stimme wollte ihr versagen, schwer athmend fuhr sie fort: „Wenn das meine Mutter g'wußt hätt'! . . . Aber sie hat's nicht g'wußt, ich hab' ihr's nicht sagen können, die Scham hat mir's Wort in der Kehl'n zusammen g'würgt . . . So is 's auf mir sitzen blieben wie ein Mühlstein. Ich hab's g'schleppt durch mein ganzes Leben. Wie mich Jemand ein biffel lang ang'schaut hat, is mir's wie Feuer zum Kopf g'stieg'n: Meinst vielleicht das? Aufschrein hätt' ich mögen: Menschen, Menschen, glaubt's nix Schlecht's von mir, ich bin nicht schlecht! . . . Verkriechen hätt' ich mich mögen, so tief, so weit, daß keine Seel' mir hätt' nachkommen können . . . Was hätt' ich nicht Alles anfangen mögen? O mein Heiland, der Du für uns g'litten hast, mir hast nix wegg'litten, mein Theil is ganz übrig blieb'n!"

„Was für ein G'red, dös g'hört si nit, so ein G'red," ermahnte Georg, und das Mädchen brach aus:

„Dir war's freilich recht, daß ich g'schwiegen hab', und am liebsten wär's Dir, ich schweiget noch. Aber nein! Einmal sag' ich's, jetzt sag' ich's meinem alten, lieben, kleinen Mutterl, weil sich's drüber nicht mehr zu Tod' kränken kann und mich doch hört vom Himmel aus, in den's aufg'fahr'n is! . . . Hör' mir zu, Mutter, und klag's dem allergerechten Herrgott, bei dem Du bist."

„Gieb Ruh mit die alten G'schicht'n!" rief Georg; sie aber legte die Hand auf das Haupt der Todten:

„Ihr sind's nicht alt und mir auch nicht. Immer neu, immer brechen die versteckten Wunden auf, und einmal soll'n's ausbluten!"

Halb flehend, halb befehlend, stieß er hervor: „Sei still!"

„Aha, jetzt wird ihm bang'! — Wär' Dir lieber damal'n bang' worden. Aber vor der Sünd' fürchtst Dich nicht, nur vor der Straf', und das is so gar dumm, denn die Sünd' muß nicht sein, aber die Straf' muß sein und is! da verlaß Dich drauf!"

„Gieb Ruh!" wiederholte er. Seine Augen, die bisher die Todte scheu gemieden hatten, richteten sich flüchtig auf sie; ihm war als runzle sie die Brauen —. „Was ich g'fehlt hab', mach' ich wieder gut," murmelte er.

„Meinst denn, das geht? 's geht nicht! B'sinn Dich und dann sag', ob so was zum Gutmachen is. B'sinn Dich, wie Du mir in den Weg getreten bist, droben im Wald auf dem einsamen Fußsteig . . ." Sie beugte sich, sie suchte seinen Blick, der dem ihren auswich, festzuhalten. — „Abend is g'wesen und doch noch schwül zum Ersticken, und ich bin aus der Arbeit gegangen und war müd'. Auf einmal stehst Du da. Hast mir g'wiß aufgepaßt?"

„Nein!" unterbrach er sie, „das is mir bei Gott nit eing'fallen."

„Du bist von einer Hochzeit gekommen und warst lustig und aufg'legt zu jeder Nixnutzigkeit, und hast mich so freundlich ang'schaut und ang'redt wie Dein Lebtag nicht."

Digitized by Google

„Wirst mir das auch noch vorwerfen? Ich hab' Dich ang'schaut, weil ich mir denkt hab: So arm ang'legt wie's is, is schöner als Andre im größten Putz."

Sie schüttelte den Kopf: „Angetrunken wärst g'wesen, wenn Du so was g'funden hättst. Du warst aber nicht angetrunken, und auch ich hab' meine fünf Sinn' bei einander g'habt und weiß heut' noch jeden Gedanken, der mir damal'n durch den Kopf gegangen is. Daß D' ja im Grund' kein übler Bursch bist, daß ich Dich nur noch nie drauf ang'schaut hab' und daß D' auch nicht bös' bist gegen wen Andern, außer grad gegen mich. Allerhand, was ich Dir angethan hab', hat mich g'reut. Sogar leid hast mir gethan, weil ich schon als Kind g'lernt hab': Eher geht ein Kameel durch ein Nadelohr als ein Reicher durchs Himmelsthor. Und wie Du so gut und herzlich mit mir g'sprochen hast, is mir ganz merkwürdig worden — völlig mit Dir ausg'söhnt. Was liegt dran, wenn man als Kind noch so viel mit einander g'rauft hat, hab' ich mich g'fragt. Später kann man doch gut werden. Wer weiß, vielleicht erst recht. So bin ich halt steh'n blieben und hab' Dir zug'hört und mir erzählen lassen von der Hochzeit. Ein Reicher hat eine Arme g'heirath, sie haben einander gern g'habt und waren glücklich und froh. Und haben's nicht erwarten können, daß die Gäst' fortgeh'n, damit sie allein bleiben und sich in die Arm' fallen und küssen können nach Herzenslust, und hast mir zeigen wollen, wie? Im Spaß nur hast mir's zeigen wollen . . . O Herr Jesus, das war ein Spaß! . . . Was Du wirklich im Sinn g'habt hast, bei Gott und der allerheiligsten Jungfrau Maria, is mir nicht eing'fallen. Wie hätt' ich mir vorstellen sollen, daß Du willst, was sich nur Einer verlangt, der einen gern hat?"

„Ich hab' Dich auch gern g'habt, schon lang', schon immer, ich hab' Dir's nur nicht zeigen wollen, daß Du Dir nix einbild'st," erwiderte er. „Du warst mir lieber, wenn Du noch so fuchtig g'wesen bist, als die Andern, wenn's mir schön gethan haben."

„Geh! Geh!" rief sie aus und ballte die Faust gegen ihn. „Damal'n hast Dich an mir versündigt, schrecklich, fürchterlich . . . nicht zum sagen! Just wie ich Vertraun g'faßt hab', just wie ich g'meint hab', so arg bös' is er doch nicht, bist über mich herg'fallen wie ein wildes Thier, daß ich mir nicht hab' helfen können, mich nicht hab' retten können vor Dir und Deiner Kraft, Deiner verfluchten Kraft, Verfluchter!"

„Hör' auf, hör' auf!" murmelte er, sie ließ sich aber nicht unterbrechen:

„Schandbub' Du, mit Deiner Kraft! O Jesus! daß Eins sich wehren kann, wie ich mich g'wehrt hab', und doch . . . Is das eine Gerechtigkeit? — Herr, mein Gott, für welche Sünd' hast mich so g'straft? Warum hast Du das zug'lassen?"

Georg wetzte auf seinem Platze hin und her, machte einen immer runderen Rücken und blickte zur Seite, indeß sie fortfuhr:

„Weißt Du noch, wie Du mir am nächsten Tag wieder nachg'stiegen bist, und auch später die ganze Zeit, und wie ich mich hab' einsperren müssen vor Dir, wenn ich allein war im Haus? Und wie ich mein Unglück erkannt hab', weißt noch, wie ich da gekommen bin und Dir's g'sagt hab' und wie Du mich

Digitized by Google

ausg'lacht hast und mir ausg'wichen bist von dem Tag? Und wie ich mir am End' keinen Rath mehr g'wußt und Deinen Vater um Hülf' ang'rufen hab', da hat er gleich ungläubig g'schmunzelt, und Du hast Alles g'leugnet mir ins G'sicht!"

Er griff sich an den Kopf: „Ich hab' halt so Angst g'habt vor mein' Vatern, er war gar streng."

„Angst? das gibt's, daß Einer so eine Kraft hat und doch Angst? Aus Angst hat der Schandbub' g'sagt: Ich weiß nix von ihr! . . ."

Sie preßte die Wange auf die Brust der Mutter: „Hörst Du mich, ich schwör' Dir's, meine Hand liegt auf Dein'm Kopf, mein G'sicht liegt auf Dein'm Herzen. Ich bin ganz unschuldig g'wesen, Du kannst auf mich herabschau'n vom Himmel und brauchst Dich nicht kränken. Thu's nur, schau' auf mich herab. Jetzt kann ich zu Dir sprechen und werd' nicht einmal mehr roth. Wie Du g'lebt hast, konnt' ich nur sagen: 's is g'scheh'n, und der Georg hat's gethan. — Mehr konnt' ich nicht sagen, und Du hast g'sehn, wie ich mich herunterkränk', und warst voll Angst, daß ich mir was anthu', wenn D' viel fragst . . . Und der Vater, der . . ." Sie hob den Kopf, verbiß ein Schimpfwort und sprach mit bitterem Hohne: „Dem war's eher recht, er hat einmal einen ordentlichen Grund g'habt, mich durchzupeitschen, und is dann gar nimmer aus'm Wirthshaus gekommen, wo er sich Trost g'holt hat für mein Unglück . . . Mein Unglück, das Der da verschuldet hat . . . O Mutter!" brach sie leidenschaftlich aus: „einmal, ein einzig's Mal noch mach' Deine Augen auf und schau Den an. Sieht er nicht aus wie's böse G'wissen? Nimm Deine Verzeihung zurück und fluch' ihm, wie er's verdient!"

Er bückte sich unwillkürlich unter der Verdammniß, die sie auf ihn niederrief.

„Schweig' einmal," sprach er. „Warum mußt mich so niederdonnern? Ich will Alles gut machen, wie g'sagt. Ich nehm' Dich. Ich hätt' Dich schon lang g'nommen, aber hatt's denn sein können? Ich hab' warten müssen, bis Dein Vater nimmer is. Wie der war, hätt' er uns an den Bettelstab 'bracht. Dein Vater hat halt zu lang g'lebt."

Ganz versunken in ihre Gedanken, hatte sie ihn reden lassen, ohne hinzuhören. Bei den letzten Worten wurde sie aufmerksam und nickte zustimmend: „Zu lang g'lebt, wie alle bösen Leut'. Dein Vater, der hat's g'schwinder g'macht, der hat sich ganz stat wegg'stohlen, wie Du das Alter g'habt hast, Herr zu sein im Haus. O!" begann sie nach kurzem Schweigen wieder, „nur ein paar Jahr früher, wenn der meine gegangen wär', wir hätten uns hinaufbracht, meine Mutter und ich. Wir waren fleißige Arbeiterinnen, um uns is immer ein G'riß g'wesen. Aber Elend und Noth und die letzte schwere Pfleg'! An der is die Mutter zu Grund' gegangen. Den ganzen Tag schaffen, die ganze Nacht wachen, das hat sie nicht ausg'halten."

Georg räusperte sich so gewiß ablehnend und überlegen: „No ja, freili. Jetztunter aber seins' beide todt, und ich nehm' Dich also. Der Herr Pfarrer verkündigt uns am nächsten Sonntag zum ersten Mal, und in drei Wochen hol' ich Dich zur Traumg. 's is höchste Zeit, daß D' fortkommst. Der Gerstlhofer, der den Krempel" — Georg sah sich geringschätzig um — „gekauft hat, kann's eh' nit erwarten, daß er leer wird und daß er ihn niederreißen kann."

Digitized by Google

„Ich weiß ohnehin," erwiderte sie. „Ich werd' ihm auch nit lang zur Last fallen. Meinen Mutterl geb ich noch's Gleit, wenn sie's hinaustragen — dann geh' ich, gleich vom Friedhof weg."

Ein Geflunker und eine Drohung erschienen ihm diese Worte, und er brummte verdrießlich: „Such' Dir einen Andern, den D' zum Narren halten kannst. Gehn wirst? Wohin denn? Hast keine Seel' auf der Welt, hast nix und Niemanden."

„Da irrst. Zwei gute Freund' hab' ich — die da!" Stolz und selbstbewußt streckte sie ihre kräftigen Arme aus. — „So lang mich die nicht verlassen, bin ich nicht verlassen. Bei uns kommt, Gott sei Dank, noch Jeder durch, der nix will und verlangt als Arbeit."

Er zuckte die Achseln: „Was wirst anfangen? In Taglohn gehn? Oder suchst Dir 'en Dienst?"

„Hab' schon einen. Heute Nacht schlaf' ich schon drüben in St. Egyden. Die Weberbäuerin, bei der ich im Sommer in Schnitt g'wesen bin, hat erst gestern wieder um mich g'schickt."

„Und bei der stehst ein?"

„Bei der steh' ich ein."

„Ich gratulir'!" rief Georg, „bei der wirst's gut haben."

„Wie ich's schon einmal g'habt hab'. Streng is sie, das is wahr: was liegt mir d'ran? Ich bin selber streng, und grad deswegen haben wir uns so gut vertragen miteinander. Die Weberbäuerin is nur verschrien, wie heutzutag Jedes, das verlangt, daß seine Dienstleut' ihre Schuldigkeit thun."

Georg hörte ihr aufmerksam zu. Was sie da sagte, gefiel ihm über die Maßen; er ging ja seit einiger Zeit ganz im Stillen mit dem Gedanken um, einen Knecht aufzunehmen. Aber nicht nur, was sie sagte, sie selbst, das schöne, tüchtige, kreuzbrave Weib gefiel ihm, hatte ihm von jeher gefallen. Er hatte sie einmal gern, lieber als alle Anderen zusammen, die sich um seine Gunst bemühten; er war sich's nie so deutlich bewußt gewesen wie in diesem Augenblick, nie auch hatte ihre verächtlich herbe Art ihn so bitter beleidigt und gereizt. Aus diesem Aneinanderprallen widerstreitender Empfindungen entwickelte sich in ihm ein heißes, heftiges Verlangen nach dem Besitze der — doch wohl nur zum Schein, seiner Bewerbung Widerstrebenden.

„Mach ein End'!" herrschte er sie an. „Dich zu bedanken hast, nix Anderes. Ich nehm' Dich wie D' bist, Schulden wirst ja keine haben," fügte er vorsichtshalber bei, beruhigte sich aber selbst: „Und wenn auch, viel wird's nit austrag'n. Was kriegt denn ein Arm's z' leihen?"

„Hast recht," sprach sie. „Ob's aber jetzt ein Guldenzettel is oder ein Kreuzer, Dich trifft's nicht; ich nehm Dich nicht und nehm Dein Geld nicht."

„Du nimmst mich nicht? Für so dumm wirst mich doch nit halten, daß ich Dir das glaub'!"

„Ich seh' schon, Du hast nit g'nug an mein'm einfachen Nein," erwiderte sie, wurde leichenblaß, und ihre Augen funkelten. Sie brachte die Worte anfangs entsetzlich mühsam hervor, dann sprach sie rasch und leise, mit gewaltig nieder-

Digitized by Google

gehaltenem und dennoch oft auflodernden Zorn und warf dabei jedesmal einen ehrfurchtsvollen, um Verzeihung bittenden Blick auf die Todte.

„Weißt was? Wie das Kind gekommen is, das arme, unglückselige, hab' ich, trotz Schand' und allen, eine Freud' an ihm g'habt. Ich hab' nix, hab' ich mir gedacht, aber Dich hab' ich, und Dir zu Lieb' will ich leben und mich plagen und meine Plag' soll von jetzt an meine Freud' sein. Und mit jeden Tag is meine Lieb' zu dem armen Wurm g'wachsen und g'stiegen. Aber es hat schon zu viel g'litten g'habt, bevor's noch g'wußt hat, was leiden heißt. Eh's Jahr um war, is g'storben ... Da liegt mein Mutterl auf dem Schragen, mein altes, liebes Mutterl, mein ganzes Inwendige is nur eine Wunden und doch sag' ich — wie mein Kind g'storben is, war mir ärger, und ich hab' Gott verklagt: Hast mir's gegeben gegen meinen Willen in Noth und Verzweiflung, und jetzt, nachdem's mein einzig's Glück worden is, reißt mir's weg. Unbarmherzig hab' ich ihn g'scholten, den Höchsten, vor dem ich heut' auf die Knie fall' und zu dem ich ruf': Barmherziger! Allgütiger, Du weißt, was Du thust! Sei gelobt und gepriesen! ... Du hast mein Kind zu Dir g'nommen, es is ein Engel in Himmel, und ich darf — Gott sei Lob und Dank! — ich darf zu dem Menschen dort sagen: Ich nehm' Dich nicht, lieber in die Höll' als in Dein schönes Haus!"

Georg starrte zu ihr hinüber, es lief ihm kalt über den Rücken. Sie saß vor ihm so ruhig wie aus Stein, und doch lebte Alles an ihr. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Lippen glühten, es ging eine Macht von ihr aus, die ihn, den sie verwarf, unwiderstehlich anzog: ihn, den Starken, beugte, seinen Willen brach und seinen Hochmuth überwand.

„Verschwör's nit!" rief er. „Schau Annerl, grad deswegen, weil ich immer g'meint hab', heirathen wer'n wir doch einmal, hab' ich g'meint, ich muß Dir bei Zeiten den Herrn zeigen. Verzeih' mir's, Annerl, und gieb mir ein gutes Wort und sei wieder gut."

„So? — So?" Sie riß die Augen auf und betrachtete ihn mit einem Staunen, wie wenn er das größte Wunder wäre.

„Wieder gut?" sprach sie kaum hörbar: „Nach All'm, was ich ihm g'sagt hab', sagt der Mensch: Sei wieder gut? Merkst denn nicht, daß ich nicht könnt', auch wenn ich wollt'? ... Verzeihn thu ich Dir — in Gottesnamen. Ich bin ja fertig mit 'm Leben hier daheim; was vorbei is, is vorbei. Wie wenn Eins die Thür von sein'm Haus absperrt, eh's in die Fremd' geht, so mach' ich's. Abg'sperrt! Aus is mit jeder Lieb' und Freundschaft, und mit uns'rer Feindschaft auch. Du hast's g'hört, jetzt steh' auf und geh'."

Georg stieß einen wilden Schrei aus. „Fangst schon wieder an mit Dein'm ‚Geh'! ... Sei g'scheit, ich rath' Dir's, sonst gibt's ein Unglück!"

„Droh' Du nur!" Sie zuckte verächtlich die Achseln. „Todt g'macht werden bei der Leich' meiner Mutter, das wär' mir grad recht."

Er griff sich in die Haare, stöhnte und schnaubte:

„Ich hab' Dich aber lieb über Alles! Ich wär' glücklich, wenn ich Dich hätt'. Ich bitt' Dich, kniefällig bitt' ich Dich: ‚werd' wieder gut und werd' mein Weib'!

Digitized by Google

„Ich kann nicht," sprach sie. „Jeder Bissen, den ich aus einer Schüssel mit Dir essen müßt', schwellet' mir im Mund; ich könnt' nicht schnaufen neben Dir, und viel tausendmal lieber sterben thät' ich als dulden, daß D' mir in die Näh' kommst."

„Wird sich schon geben, da is mir nit bang," erwiderte der Mann, und ein häßliches Lächeln bog seine Lippen.

Anna warf ihm einen Blick voll Verachtung und kühner Herausforderung zu: „Sie haben Ohren und hören nicht, hat der Herr Pfarrer neulich gepredigt. So Einer bist Du. Geh'! wie oft soll ich's noch sagen? Geh'!"

Georg sprang auf. Lichterloh flammte Wuth ihm aus den Augen. Mit hoch erhobenen Fäusten stürzte er auf die Närrin zu, die es wagte, ihn so zu reizen, und die jetzt, ohne ein Zucken, ohne einen Laut, seine drohende Gebärde mit einer kalt abwehrenden beantwortete.

Er ließ die Arme sinken. In ihm war ein schwerer Kampf, ein Auf- und Abwogen der widersprechendsten Gefühle. Plötzlich stürmten sie über ihn herein und ergriffen ihn Alle mit der gleichen Kraft. Dicht neben dem Sarge war er stehen geblieben, sein Blick glitt unwillkürlich über die Todte. Ein Schauer durchrieselte ihn, aber er wandte die Augen nicht ab. Es war kein Bild des Schreckens, zu dem er niedersah, es war ein verklärtes Bild der Duldung und Versöhnung. Ein tiefes Rühren erwachte in ihm.

„Mutter Theres'!" schrie er auf.

Alle seine Härte war verschwunden, zerschmolzen, sein ganzes starres Wesen in Fluß gerathen. Wie niedergeworfen stürzte er auf seine Kniee und rief die Todte an.

„Mutter Theres', bitt's für mich! Ihr seid's so gut g'wesen und habt's mir, was Ihr g'wußt, habt's verziehn. Verzeiht's mir auch das Andre. Ihr wißt's jetzt Alles, Ihr wißt's auch, wie gern ich die Anna hab'. Bitt's für mich, daß sie mich nimmt. Ein Todtes kann sich melden, meld't Euch, Mutter Theres', gibt's ein Zeichen von Euch, daß sie weiß, 's is Euch recht, wenn sie mich nimmt."

Er beugte sich über die Leiche, er horchte, er blickte mit unaussprechlicher Spannung in ihr stilles Angesicht. Aber das Zeichen, das er erflehte, blieb aus.

„Sie antwort' Dir nicht," sprach Anna mit ernstem Triumphe. „Sie rührt sich nicht. Schau, wie sich's nicht rührt, mein armes Mutterl, horch zu, wie's still is, es weiß schon, was gut is für mich. — Und jetzt —" Sie hielt einen Augenblick inne, dann setzte sie gelassen hinzu: „Jetzt zwing' mich nicht, daß ich noch einmal sagen muß, was Du nicht hören willst. Ich möcht' die letzten Stunden allein bleiben mit meiner Mutter."

Georg erhob sich langsam; er begriff endlich, daß Alles aus und vorbei war.

Ein rasendes Schluchzen brach aus seiner Brust. Unsicher und fragend streckte er dem Weibe seine Rechte entgegen. Mit abgewandtem Gesichte legte sie die ihre hinein.

„B'hüt Dich Gott," sagte er, und sie antwortete:

Digitized by Google

„B'hüt Dich Gott!“ so unwiderruflich abschließend, mit einem solchen Ausdruck seliger Erlösung, daß dem hartnäckigen Werber der letzte Hoffnungsschimmer erlosch.

Er entschloß sich denn, er ging, sie hörte ihn über die Straße schreiten, die Thür des Gartengitters öffnen und ins Schloß werfen. Da athmete sie auf und stieß ein freudiges „So!“ aus befreiter Brust hervor.

* * *

Der Nachtwächter war schlafen gegangen und hatte den Hunden die weitere Sorge für die Sicherheit des Dorfes überlassen. Fahl und kalt drang die Morgendämmerung durch die Fensterluke, die Kerze erlosch und mit ihr der röthliche Schimmer und der letzte Schein von Leben auf dem Gesichte der Entschlafenen. Anna blickte lange in die theueren Züge. Unauslöschlich sollte die Erinnerung an sie sich ihr einprägen.

„So, mein Mutterl, so, jetzt haben wir beide Frieden,“ flüsterte sie und küßte die Stirn der erlösten Dulderin, und küßte die heiligen Hände, die nur geruht hatten, um sich zum Gebet zu falten oder um sich zum Segen auf das Haupt der Tochter zu legen.

Digitized by Google

Leonore von Este[1]).

Von

Herman Grimm.

Tasso ist unter Goethe's Dichtungen die, welche am sichtbarsten auf weimarischem Boden aufwuchs. Carl August und die Herzogin nahmen lebhaften Antheil an ihr: sowohl an den beiden ersten Acten, welche 1780 entstanden, als an den letzten, die nach der italienischen Reise Goethe bei seinem Wiedereintritt in Weimar ganz beschäftigten. Als das Drama zwanzig Jahre später zum ersten Male zur Aufführung kam, wurde der Geburtstag der Erbprinzessin dafür ausersehen.

Daß Goethe in Ferrara Weimar habe verherrlichen wollen, ist oft ausgesprochen worden; ebenso nahe liegt der Gedanke, das Stück enthalte die Summe der Erfahrungen, die das Leben am Hofe eines Fürsten ihm eingebracht. Porträts hat Niemand in den handelnden Personen erblickt, wohl aber typische Gestalten, denen porträthafte Züge vielleicht nicht fehlten. Es erscheint natürlich, an Tasso anzuknüpfen, wenn zu einem festlichen Tage Denen eine literarische Gabe dargebracht werden soll, die Carl August's und seiner Gemahlin Stelle heute einnehmen, und denen am Herzen liegt, die nun seit Generationen dem sächsischen Fürstenhause eigene ruhmvolle Theilnahme an den Schicksalen der deutschen Literatur nicht nur selbst zu hegen, sondern auch für kommende Generationen neu zu begründen. Nicht zu befürchten wäre, als könne über die Werke der großen Dichter, so viel darüber gesagt worden ist, jemals zu viel gesagt werden. So lange das Volk sie liest, stets wird es von frischem sein Urtheil abgeben. Neue Zeiten zeitigen immer neue Anschauungen. Bei dem allgemeinen Wechsel des öffentlichen Urtheils, der sich heute vollzieht, wird auch das unsrige bald genug von anders lautenden abgelöst werden, aber auch dann die redliche Bemühung derer, die aus dem Geiste ihrer Zeit heraus sich aussprachen, nicht verloren sein.

---

[1]) Festschrift zum 8. October 1892. Herausgegeben von den Redactoren und dem Verleger der Weimarer Goethe-Ausgabe.

Digitized by Google

I.

Es gibt eine doppelte Art, über Kunstwerke öffentlich zu urtheilen. Einmal, all das in Betracht ziehend, was Andere vorher gesagt haben, die eigene Meinung als eine neue hinzustellen und zugleich, als werde sie angegriffen, sie zu vertheidigen, so daß man schließlich wie aus einem Kampfe scheinbar als Sieger hervorgehe: so werden zumal Jüngere schreiben, denen Aeltere als Vertreter fester Meinungen vorausgegangen sind. Die zweite Art, ein Urtheil abzugeben, wäre die aber: zusammenzufassen, was man ganz für sich allein dem Werke gegenüber empfunden und gedacht hat, während die Aussprüche der Uebrigen unbehandelt bleiben als wären sie nicht da; denn der Fall kann eintreten — und dies ist der, in dem ich mich befinde — daß man seine Anschauung des Werkes früh für sich selbst bildete und daß, wenn man endlich in später Stunde das Wort ergreift, inzwischen Urtheile bedeutender Leute hervorgetreten sind, die man nun übergeht ohne sie gering zu achten. Ich glaube, daß es erlaubt sei, diesen Standpunkt einzunehmen.

Mich jetzt auf ihn zu stellen, erleichterte mir ein Umstand, der mich nachträglich überrascht. Ich habe in den langen Jahren, die ich Goethe's Werke kenne, diese mit Freunden zum Gegenstande unzähliger Gespräche gemacht: von Tasso ist fast niemals die Rede gewesen. Dieses Drama, das in unserer Literatur so hohen Ruhmes genießt, ist von keinem derer, mit denen ich verkehrte, so aufmerksam betrachtet worden wie etwa Iphigenie oder Faust. Ich erinnere mich keiner Stunde, wo über Tasso mit Wärme gestritten worden wäre. Der Grund ist wohl, daß Tasso mehr als andere Werke Goethe's ein Product des 18. Jahrhunderts war und geblieben ist, weil die Zeiten noch nicht gekommen sind, wo es, wie andere Dichtungen Goethe's, zeitlos auf sich beruhend, allen Zeiten angehört, so daß seine Entstehung sich von Generation zu Generation zu wiederholen scheint, als ob es nie mehr die Eigenschaft verlieren solle, eine frische Frucht des letzten Jahres zu sein. Große Kunstwerke heben sich, wie große Männer, allmälig zu diesem Standpunkte empor. Sie werden zu ewig jungen Erscheinungen. Zu Theilen der Weltschöpfung. Schon deshalb wird es nöthig, immer von Neuem über sie zu reden. Ueberhaupt aber von großen Kunstwerken immer frisch anzuheben, als habe Niemand vorher von ihnen gewußt, ist deshalb nöthig, weil die Mehrzahl der Menschen sie ohne vorbereitende Kritik nicht versteht und weil eines einzigen Mannes Urtheil nicht genügt. Denn sie bieten sich jedem Betrachtenden von einer anderen Seite dar und tragen je nach der Sonnenhöhe des Verständnisses des Einen oder des Anderen verschiedene Beleuchtung. Aus dem Zusammenklang vieler Beurtheilungen erst bildet sich für die größere Masse die Kenntniß, deren sie bedarf.

Goethe's Tasso ist einer Einführung zumal benöthigt. Weder als gelesenes Buch noch als Theaterstück hat das Drama in Deutschland oder sogar in Weimar eine Blüthezeit erlebt. Selbst in Weimar gab man es, wie Eckermann bezeugt, alle drei bis vier Jahre nur. Als Lesedrama wurde es zuerst zu einer Fundgrube herrlich gefaßter Lebensweisheit, die sich aber nur in fragmentarischen Abschnitten darbot. Auch der Schauplatz, obwohl „Goethe's Ferrara" berühmt ist, empfing nicht den durchdringenden Reiz, den Goethe's Briefe Rom und Neapel verliehen. An

Digitized by Google

diesen Stätten, auf dem Wege zu ihnen hin und von ihnen, wie in Sicilien und auf dem Meere, begleiten wir Goethe in Gedanken und Gefühl und scheinen uns gleichen Schritts mit ihm dahinzuschreiten: in Ferrara hat Italien nicht den starken Erdgeruch, der Himmel nicht die Wärme, haben die sonnigen Tage und die Sterne nicht den gleichen Glanz. Goethe's Ferrara scheint eine leise Treibhaustemperatur einzuhüllen. Die üppigen Lorbeerhecken seiner Palastgärten haben etwas bühnenhaft Unbewegliches, die Paläste etwas von goldenen und marmornen Gefängnissen. Ihre Mauern umschließen uns zu nahe. Goethe hat zu sehr die eigene Zeit geschildert: die gezwängte Existenz der Völker vor der französischen Revolution, die Epoche der inneren Gedankenstürme, die ohne lauten Ausbruch in sich zusammensinken.

Das bängliche Gefühl, das Goethe's Tasso erregt, kommt uns aber nicht bloß von dieser Seite entgegen. Es herrscht eine bedrängte Stimmung persönlichster Art in der Dichtung. Man glaubt manchmal wie in einem Zimmer zu sein, wo nebenan ein Schwerkranker liegt, der die Stimme zu dämpfen nöthigt. Mit wehmüthigem Nachdenken suchen wir aus Briefen und Notizen die Stimmungen der Tage zusammen, an denen Goethe den Tasso, in der anfänglichen Fassung sowohl als beim Abschlusse des Werkes, gedichtet hat. Wir gewahren den Eifer, mit dem er unabläßig Anfangs an dem Stücke schrieb, als er es begann. Wie er, überhäuft von Geschäften, die Blätter dann liegen lassen mußte. Zwei Acte nur kamen zu Stande. In einer weichen, nebelhaften Sprache, noch ohne Rhythmus. Diese Anfänge, die lange Jahre liegen blieben, nahm Goethe mit nach Italien. Nur im Allgemeinen waren diese Anfänge den neuen beiden Acten gleich, die er dort nun gestaltete und an denen er in den „Lust- und Prachtgärten von Florenz" auf der Rückkehr nach Deutschland weiterdichtete. Im Mai 1789, als er über ein Jahr in Deutschland schon wieder festsaß, waren die drei letzten Scenen des Dramas immer noch zu schreiben. Er erzählte der Herzogin ihren Inhalt mündlich, als er ihr in Belvedere damals das Stück vorlas, wo er „unter blühenden Bäumen und beim Gesange der Nachtigallen" still seinen Gedanken nachhing. Daß Tasso den Beifall der Herzogin zu haben „scheine", wiederholt er im nächsten Briefe dem Herzoge. Und noch einmal meldet er Carl August, er eile den Tasso zu vollenden, „da die Herzogin sich für das Stück zu interessiren scheine". Am 15. Juni „ist Tasso in der letzten Revision und geht in den Druck über". Am 8. erwähnt er ihn als „beinahe fertig" in einem der beiden Briefe an Frau von Stein, in denen er mit seiner Freundin brach. Unter dem Eindrucke dieses, sein Leben umgestaltenden Verlustes sind die letzten Verse der Tragödie dann erst gedichtet worden. Anfang August dankt er Herder, daß er „das Stück mag", welches von ihm „mit unerlaubter Sorgfalt gearbeitet" worden sei. Immer aber sind es auch dann die drei ersten Bogen nur, die er Herder mitgetheilt hat; die Vollendung des Druckes zieht sich hinaus; man gewinnt das Gefühl, als habe Goethe gezögert; als habe er den letzten leidenschaftlichen Scenen noch während des Druckes neue Fassung gegeben. Die Leidenschaft und das Leiden, die den letzten Monolog Tasso's erfüllen, sind das Stärkste von auf sich selbst gerichteter Verzweiflung, das ein Dichter geschrieben hat, und diese Seiten wurden von Goethe in manchen Momenten vielleicht als Tagebuchblätter angesehen, die vor der Welt eher versteckt

Digitized by Google

als ihr offenbart werden durften. Im Februar 1790 erst gelangt das Stück ausgestaltet ins Publicum. Und sehr bald meldet Stolberg nun Jacobi, daß Tasso ihm von Anfang bis zu Ende gleichmäßig mißfalle, wenn auch einzelne Züge darin enthalten seien, die er vortrefflich finde. Jacobi selber schreibt an Goethe in gemäßigtem Tone, Anerkennung und Bedenken untereinander. Für Schiller war das Stück ohne Bedeutung. Es taucht bald auch für Goethe unter und verschwindet aus seinem Gesichtskreis.

Wie eng war der Kreis geworden, aus dem, als Tasso 1790 erschien, Goethe noch auf ein Echo seiner Gedanken hoffte. Und gar seiner Gefühle! Wie stumm verhielt sich Deutschland, in das die Tausende der Schiller'schen Bände, ein dankbares Echo hervorrufend, damals einströmten. Wir stellen für jene Zeiten gern den reichen Goethe dem armen Schiller gegenüber, dem von ihm Zurückgestoßenen, der nach Jena gehen mußte, wo er als Professor und Schriftsteller sich durchs Leben durcharbeitete. Das Bild, das die beiden Dichter zu jener Zeit bieten, hat aber eine andere Seite noch, von der aus beleuchtet Schiller als der reiche und Goethe als der arme Mann dasteht. Schiller, umgeben von erwartungsvollen Freunden, die bewundernd an seinem wachsenden Ruhme hängen, gründet sein Haus; der Lorbeer wächst ihm immer dichter in seinem engen Garten empor, und ein stolzes Gefühl von geistiger Kraft beseelt ihn. Goethe dagegen, einsam älter werdend, inmitten verdorrender Bäume, die ihm keine Frucht und keinen Schatten mehr gewährten. Frau von Stein verlor er und die Geselligkeit zugleich, die er mit ihr um sich gebildet hatte. Der Herzog wurde immer männlicher und bedurfte der alten intimen Erziehung nicht mehr. Herder fror allmälig von ihm ab, und Knebel, launig und unproductiv an eigenen Gedanken, war niemals zuverlässig. Goethe stand allein mit dem Mädchen, das er jetzt an sich kettete; das Deutsche Publicum hatte sich in Italien schon daran zu gewöhnen angefangen, daß der jugendliche Dichter des Werther und Götz ein anderer gewesen sei als der Iphigeniens. Goethe selbst hatte die Wolkenschichten zusammengeballt, die ihn vom Deutschen Volke nun trennten. Goethe hatte ein durchdringendes Bedürfniß, ungestört zu sein in seinen Gedankenkreisen: ihm hat er, was man gemeinhin Lebensglück nennt, zum Opfer gebracht. Schiller bedurfte Menschen, die er bis in die Tiefen seines Geistes eindringen ließ. Ihr Beifall und ihre Zustimmung entzückten und beruhigten ihn. Nur vereinzelte Aeußerungen von Beifall drangen bis zu Goethe durch, um den es auch Goethe doch zu thun sein mußte. Wie schwer fällt es dem Lebenden, darauf zu verzichten, den Lebenden etwas zu sein! Als Goethe in Italien die räumliche Trennung von den gewohnten weimarischen Freunden nicht mehr ertrug, erschien seinen zum Vaterlande gewandten Blicken das Gefild Thüringens als quellenreiche, palmenbestandene Oase: und nun war er wieder da, eine Wüste empfand er um sich her, und es lockte Rom ihn zu sich zurück! Alles Lebendige lag wieder in der Erinnerung dessen, von wo er sich der Heimath zu Liebe eben erst abgewandt hatte. Goethe war Niemandem Etwas. Was uns am meisten im Leben großer Männer oft erschüttert, ist, sie um das bloße Gehörtwerden betteln zu sehen. Es genügt ihnen, wenn Der oder Jener eine seiner freien Stunden ihnen zuwendet. Daran denken die heute nicht, die ihnen Bildsäulen errichten.

Digitized by Google

II.

Wenn Goethe nach dem Erscheinen Tasso's sich von den Gedanken, denen das Stück entsprossen war, und somit von dem Werke selbst rasch los machte, so war das natürlich also. Es enthielt, was er am liebsten nun vergessen wollte.

Ich mache den Versuch, diesen Inhalt in wenig Worte zu fassen.

Leonore, die Schwester des Herzogs Alphons von Ferrara, erlebt einen einzigen Moment des Glückes: ein Genius höchsten Ranges spricht ihr in leidenschaftlichem Geständnisse aus, daß er ohne sie nicht leben könne. Nur für einen einzigen Augenblick aber genießt sie dieses Höchste des Schicksals. Während seiner kurzen Dauer bricht der Himmel über ihr zusammen und eine Dämmerung muß nun kommen, von der wir nicht wissen, wie lange sie währt, wohl aber, daß sie sich nicht wieder erhellen werde. Die Natur hat Leonore zu schwach angelegt. Sie öffnet die Arme, sie wird ein einzigmal von den Armen dessen umschlungen, der sie liebt und den sie liebt, und Alles verschwindet wie ein Blitz verzuckt.

Goethe aber hat nicht das Schicksal Leonorens, sondern das des Dichters zum Träger der Leiden machen wollen, die sein Drama vor uns entbreitet. Tasso steht an erster Stelle. Beider Charaktere sehen wir sich entfalten, aber nur den Tasso's in voller Beleuchtung.

Es scheint freilich, als müsse es sich hier um mitlebende Personen handeln, denen diese Gestalten entwuchsen. Dieser Ursprung aber wäre doch nicht der einzig mögliche.

Das Mittelalter ist das Vaterland der symbolischen Gestalten gewesen. Die italienischen Dichter der früheren Jahrhunderte hatten den Gebrauch, was sie an Lebenshoffnungen in sich trugen als die Gunstbezeugungen einer schönen Frau, und alle Erfüllung und alles Versagen und Versiegen der Wünsche, die sie hegten, unter dem Bilde von Gewährungen und Verweigerungen ihrer Liebe zu ihr aufzufassen. Diese Symbolik war ihnen und dem Publicum ihrer Zeiten so geläufig, daß die italienische Poesie dadurch um eine Reihe schöner Frauenbildnisse bereichert wurde, Luftbilder, die wir zu erblicken glauben, und die doch vielleicht nie gelebt haben. Wollten dieser Anschauung gemäß diejenigen heute, die ein Schicksal zu haben fähig sind, ihre Hoffnungen und deren Vernichtung in gleichem Sinne dichterisch verkörpern, so würden manche von uns heute ihren Leonoren gegenüber den furchtbaren Moment erlebt haben, wo Alles gewährt schien und Alles zugleich entzogen wurde, und dieser Sprung vom Gipfel des Glückes in den Abgrund der Resignation Jedem in seiner Weise furchtbar in der Erinnerung haften. Die Summe dessen, was er in sich erduldete, würde ihm in Gestalt einer Frau vor Augen stehen, die an Allem Schuld wäre und der er doch niemals begegnete. Und wenn seine eigne Phantasie nicht stark und bildnerisch genug geartet war, diese Frau in festen Formen darzustellen, so wird es ihn beruhigen, aus der Dichtung eines Anderen zu erfahren, daß er in diesem Schiffbruche an den Klippen des allgemein menschlichen Schicksals nicht allein zu Grunde gegangen sei.

Ein Schiffbruch dieser Art ist — Goethe gebraucht das Bild — der Inhalt seiner Dichtung. Eine Vernichtung. Ein Zugrundegehen.

Digitized by Google

Hierin liegt das, was uns in Goethe's Tasso bedrückt und was zu ihm hinzieht. Goethe muthet uns zu, die furchtbare Trennung von den Hoffnungen der Jugend hier mit ihm durchzumachen. Er schrieb Tasso, „um sich zu befreien", uns aber lädt er zur eigenen Last dieses fremde Schicksal noch auf die Seele. Hat er auch nichts von dem erlebt, was dasteht: erlebt im höheren Sinne ist Alles. Wenn ich Goethe's Tasso lese, fühle ich mich in eine Lebensanschauung versetzt, die mich bedrängt, weil sie zu durchsichtig ist. Mit so unbarmherziger Schärfe betrachtet man sich selbst nur. Auf Bergen hören wir die Stimmen zu deutlich klingen, sehen wir das Entfernte uns zu nahe gerückt: in Belriguardo bei Ferrara ist es, als töne jedes leise Wort weithin und habe sein vernehmliches Echo. Als seien die Gedanken sogar wie ein Tönen unsichtbarer Saiten vernehmlich. Dieser Schärfe der Mittheilung aber entspricht nicht der Anblick der Mitspielenden in der Tragödie. Ihre Gestalten gleichen vielmehr den hingehauchten Pastellporträts des vorigen Jahrhunderts, denen wir an den Wänden leerstehender Schlösser zuweilen begegnen: Bildnisse, auf denen mit zarten Halbtönen ein Mensch mehr angedeutet wird als wirklich gegeben worden ist: feinempfundene, skizzenhafte Gestalten und Antlitze (ewig vergessene), wo eine unmerkliche Spannung des Mundes, ein leiser Druck auf den Augenlidern, Schicksale verräth, die der mattschimmernde Schmetterlingsstaub dieser namenlosen Kunstwerke zudeckt.

Wem kann es Freude und Erfrischung gewähren, solche Gestalten in der Verwirrung von ihnen selbst heraufbeschworener Schicksale sich winden zu sehen, ihre Wege zu verfolgen, die, ohne ihnen die Sohlen zu benetzen, sie nicht zu Abgründen, sondern nur in erstickende Einsamkeiten leiten, in denen ein unrettbares Alleinsein sie vernichtet ohne sie zu zerstören? Nur zu Zeiten ist das erträglich. Goethe's Tasso ist kein Buch für jeden Tag. Tasso und Iphigenie sind Goethe's einzige Dramen so feingesponnenen Gewebes. Wäre Nausikaa und Elpenor zu Stande gekommen, so würden sie vielleicht als drittes und viertes Drama dieser Art hinzugekommen sein. Sie schildern die Schicksale an unbekannte Küsten verschlagener einsamer Seelen, die mit überströmender Liebe aufgenommen über die Art und Tragweite dieses ihnen entgegenkommenden Gefühles sich selbst und ihre Freunde täuschen und unter schmerzlichen inneren Erfahrungen endlich zu dem Momente geführt werden, wo ein Abschiednehmen für immer den Abschluß der Begegnung bildet[1]). Tasso's Geschichte, so wie Goethe sie uns darstellt, ist tief symbolisch für diejenigen, denen offenbar wird, daß auch die Höhen des Lebens, auf denen wir wie über sanfte Wolkenteppiche wandeln, eine Welt des Realismus seien und sein müssen. Der „Felsen, an den er sich anklammert" im schrecklichen Momente der Erkenntniß, bleibt von da ab der Boden, auf dem Tasso weiter schreitet. Wenn Leonore, die er, den Staub der Räder ihres Wagens verfolgend, von Belriguardo abfahren sah als werde er sie niemals wiedersehen, ihm dennoch einmal wieder begegnete, waren sie und ihr Bruder andere Menschen für ihn.

[1]) Man hat bei den Versuchen, Nausikaa in Goethe's Sinne zu vollenden, zu wenig bedacht, daß nicht der Königstochter, sondern dem Odysseus wahrscheinlich die tragische Rolle darin zukommen sollte!

Digitized by Google

Wir haben beim Charakter der Prinzessin nicht von dem auszugehen, was sie historisch war, oder was vielleicht Frau von Stein war, deren Züge sie hier und da tragen könnte, sondern was sie als Bewohnerin von Goethe's Phantasie seinem Willen nach sein sollte. Eine nie jung gewesene, von den Kinderjahren an geistig aufgeregte, unvermählte, in sich vereinsamte Fürstin. Keine gelehrte Frau, keine Schriftstellerin, aber genannt in Italien als eine von den hohen Frauen, die zu den geistig bedeutendsten des Landes gehören. Eine Collegin der Vittoria Colonna. Ihr gesellt der Dichter die Gräfin Sanvitale zu, Leonore geheißen wie sie, ihre Freundin, jung wie sie, aber eine vermählte Frau, die Mann und Kind hat, die nie altern wird, die mitten in der Geselligkeit des florentinischen Hofes drinstehend, im Gefühl ewiger sonniger Gegenwart, von so viel Seiten als sich immer nur aufthun, niemals aufhören wird, frische fremde Lebenskraft und fremde Gedanken in ihren eigenen und ihres Umkreises Dienst zu ziehen. Die aus eigner Kraft selber dann diese Gedanken hervorgebracht zu haben glaubt, weil sie ihrer froh wird. Eins von jenen dauerhaften Daseinskindern, denen selbst das Traurigste in wahrer und starker Beimischung von aufrichtigem Bedauern zu heiterer Unterhaltung dient. Neben beiden vornehmen Frauen als scharf beobachtender, aber zu ihnen emporblickender hoher Beamter, ein älterer, aber noch nicht alter, ehemaliger Gelehrter, der seiner Idee nach wohl auch ein Dichter geworden wäre, wenn er nur gewollt hätte, und ein besserer vielleicht sogar als Tasso. Und über diesen dreien ein Fürst, seinem Auftreten nach weder jung noch alt, sondern beides, unvermählt und ohne sichtbare Neigung zu Frauen, die er bevorzugte, von Liebe zur Kunst erfüllt, vielleicht aber nur deshalb Tasso an sich heranziehend, weil die allgemeine Anschauung damals herrschte, daß literarischer Glanz für Fürstenhöfe unentbehrlich sei. Diese vier Mitspieler des Dramas, fein angelegte, wohlwollende, menschlich fühlende Gestalten, zugleich aber auch in den harten Formen äußeren Rangverhältnisses starr gewordene Lebenskünstler, und in ihre Mitte hinein die unbestimmte Natur eines träumenden Dichters sich verirrend, der bei jungen Jahren schon Lorbeeren trägt und der unschuldig, was glänzt, für Diamanten, und mißtrauisch, was er nicht versteht, für Lüge und Betrug nimmt. Und der durch die Erfahrungen, die er hier macht, hindurch mußte, um seine geistige Freiheit zu gewinnen! Denn der Tasso Goethe's geht nicht ins Irrenhaus, sondern befreit sich.

Was will Goethe mit diesen Persönlichkeiten? Seine Absicht kann nicht sein, wie im Götz, nur bunte Bilder zu liefern, deren Lebendigkeit uns überrascht, oder Abenteuer, deren Gewaltsamkeit uns fesselt. Ist ein Theil seiner eigenen Entwickelung in der Tasso's verborgen, so liegt sie so versteckt darin, daß nichts erkennbar Eigenthümliches ihm selbst und seiner Creatur gemeinsam blieb. Es würde unmöglich sein, feste Erlebnisse Goethe's aus den Scenen des Dramas herauszuscheiden. Nur die großen Umschläge der Stimmung sind Goethe und Tasso gemein. Meine Aufgabe soll sein, die Pfade dieser fünf Gestalten zu verfolgen wie Goethe sie verschlungen hat.

Zu untersuchen, wie er zufällig darauf kam, den historischen Dichter Tasso zum Träger dieser Ereignisse zu machen, ist für diesen Zweck ohne Werth. Tasso's Gestalt trat Goethe in Biographien früh entgegen, das wissen wir. Mehr

Digitized by Google

die äußeren Erlebnisse des mythisch gewordenen Dichters Tasso, als dessen Dichtungen vermittelten Goethe's Verhältniß zu ihm. Ob das Drama ihm von Anfang an in den Umrissen vorschwebte, in denen er es durchgeführt hat, läßt sich nicht entscheiden. Ich nehme es, wie es 1790 herauskam, als sei es nie anders gewesen. Goethe wollte darin vollendete Typen des 16. Jahrhunderts zeigen, das er für die längst abgewelkte Blüthezeit der modernen Geschichte ansah. Das italienische Cinquecento! Die glänzenden Zeiten nicht nur vor dem dreißigjährigen Kriege, sondern auch vor der Reformation. In den geistigen Conflict der fünf Menschen, die er vorführt, soll von diesen großen Umwälzungen des europäischen Lebens noch nichts hineinspielen. Goethe versetzt uns in die Tage der ersten Hälfte des Cinquecento, wie wir heute, wenn vom antiken Rom die Rede ist, an die römische Blüthezeit unter der Julischen Dynastie denken, als sei das ganze ihnen folgende spätere römische Kaiserthum nur ein böser Traum. Goethe's Cinquecento ist wie eine abgeschlossene Welt innerhalb der Geschichte. Auch Goethe's Ferrara hat nichts von seinen früheren und späteren Schicksalen erlebt. Die Stadt, und ihre Bewohner sogar, bleiben unseren Blicken verhüllt. Ja, es ist, als beherbergten der Palast und die Gärten von Belriguardo Niemanden als die fünf Menschen, als deren Centrum die Leonore erscheint. Nur sie sollen sich erkennen, verkennen, anziehen, abstoßen, und für immer sich verlieren. Bis dahin sollen sie sanft verkettet wie Morgenwolken im Aether des Daseins schwimmen über freundlichen Gefilden. Aber ihr Loos wird Verdunklung und Verflüchtigung sein.

Nicht um klare Leidenschaften handelt es sich hier, wie Homer etwa sie schildert, wo unverhülltes übermächtiges Gefühl Liebe oder Haß fordert und erzeugt, wo die menschlichen Gefühle wie Wogen an den Felsen zerdonnern, sondern wir vernehmen nur leise durcheinander murmelndes Rauschen zarter Gewässer, sehen nur ein sanftes Sichhinundherneigen von Blumen auf schwanken Stengeln, die ein Luftzug milde vorbeugt und wieder sich zurückwenden läßt. Die Welt war von Stille erfüllt zu Goethe's Zeiten. Wir ersehen aus den unendlichen Billetten, die er mit Frau von Stein wechselte, wie tief die Ruhe war, in der man lebte, wie das Geringste damals in Weimar zum Ereignisse ward.

Leonore repräsentiert als einzige ihres Ranges den Hof von Ferrara. Ihre jüngere Schwester ist an den Herzog von Urbino verheirathet worden. Vor längerer Zeit schon geschah das. Diese jüngere Schwester Leonorens ist älter jedoch als ihr Mann und lebt ohne Kinder mit ihm. Sie tritt niemals auf, sondern wird nur erwähnt. So aber, wie wir Lucretia von Urbino nur aus der Ferne kennen lernen, umgibt sie die ältere Leonore völlig nun mit dem Anschein längst vergangener Jugendzeiten.

Ein besonderer Umstand noch erhöht bei Leonore das Gefühl des Abschiedes von der Jugend, den sie genommen habe: von einer langen Krankheit sich erholend, die sie um die Freude der besten Jahre betrog, steht sie fest im Entschlusse, sich nie zu verheirathen. In diesem Sinne ist ihr Leben abgeschlossen ohne je begonnen zu haben. Viel ist von ihr erlebt worden, ohne daß die Erfahrung des natürlich Allgemeinmenschlichen über sie kam. Wir bewundern Goethe's Kunst, die bänglichen Verhältnisse, die den Grund und Boden bilden, auf dem die

Digitized by Google

Prinzessin sich entfaltet, fest in unser Gefühl einzupflanzen und doch nur nebenbei zu erwähnen, so daß das Wesen Leonorens sich nicht als ein fertiges Bild vor uns hinstellt, sondern in einzelnen Zügen allmälig in uns einschleicht. Wir tragen ein Gefühl von der natürlichen Nothwendigkeit ihres Wesens in uns, wie es sich gestaltet. Wir wissen nicht, warum Leonore uns den Eindruck macht einer blühenden Rose, die abgeschnitten in einem kostbaren Krystallglase stehend den Kopf zu senken beginnt. Ihr Duft ist im Garten nie von Jemandem eingesogen worden. Niemand hat sie gepflückt, weil er sie schön fand. Der Gärtner hat sie abgeschnitten. Ihr Loos ist, auf einem goldnen Tische stehend, umsonst die Blätter zu verlieren.

Und dieser Frau war, als sie vom Schicksal noch keine Vernachlässigung erfahren hatte, sondern als sie, jener Krankheit entronnen, die den Genuß ihrer jüngeren Jahre ihr fortstahl, sich wieder gesund fühlen durfte, Tasso blutjung zugeführt worden. Ihre Schwester von Urbino hielt ihn an der Hand. Er kam als Schutzbedürftiger. An dem Tage, wo Leonore, gestützt auf ihre Frauen, sich zum ersten Male wieder zeigte, fand die Begegnung statt. Es war als werde ihr ein jüngerer Bruder und zugleich ein Sohn geschenkt, für den sie zu sorgen hätte.

Es pflegt im Leben zuweilen so zu sein, daß Menschen dauernd in der Gestalt einander erscheinen, in der sie sich zuerst kennen lernten. Tasso war nach Ferrara gekommen als der früh bewunderte Sprößling eines vornehmen Hauses, der, mit seinem Vater aus Neapel verbannt, eine neue Heimath suchte. Als Tasso in den Palast eintrat, lebte Leonorens Mutter, die alte Herzogin, noch, eine gelehrte Frau, zugleich eine realistisch denkende Fürstin, mit der, oder vielmehr unter der Leonore und Alphons in Ferrara hausten, während die Heirath nach Urbino nur durch ihren Willen und fast gegen die Neigung Lucretia's zu Stande kam. Beim Beginn des Dramas aber ist die Herzogin lange todt. Leonore und ihr Bruder saßen vereinsamt in Ferrara. Es war, als hätten sie für immer die besten Tage hinter sich. Tasso, der alle Erinnerungen mit ihnen getheilt hatte, war der Einzige, der eine Zukunft versprach, denn er ist mit der Vollendung eines Gedichtes beschäftigt, das die höchsten Erwartungen erregt. Dennoch auch er eine Waise nun in jedem Betracht. Diese drei Existenzen drehen sich umeinander. Nur Eins hatte sich geändert: daß im Verlaufe der Jahre Tasso zum Manne gereift war.

Nicht die Prinzessin, uns aber läßt Goethe das empfinden. Wir sehen, wie Leonore ihren Zögling unbewußt in die Rolle der Entsagung hineinzuziehen versucht, in die sie selber sich dem Leben gegenüber hatte hineinfinden müssen. Hier der Anfang des Dramas. Die Ankunft der Gräfin von Sanvitale beginnt Licht in diese Gefühle zu bringen. Die Gräfin sieht, wie die Dinge zwischen Tasso und Leonore stehen, darf sich über Anspielungen aber nicht erheben. Die Prinzessin leistet ihr Widerstand. Sie will sich täuschen. Sie beansprucht nur Dankbarkeit von Tasso, ohne sich klar zu sein, was sie selbst darunter verstehe. Sie liebt ihn.

Sie ist sich bewußt, welche geistigen Schätze sie über Tasso ausgeschüttet hat. Sie besteht darauf, an dem Gewohnten ihres Verhältnisses zu ihm festzuhalten. Sie will fortfahren, den willigen Schüler durch ihren Umgang zu fördern. Tasso

Digitized by Google

soll der Lernende, sie die Lehrende bleiben. Vergebens führen die Anderen, wenn von Tasso die Rede ist, absichtlich das Wort „Mann" im Munde, Leonore bleibt dabei, ihn den „Jüngling" zu nennen. Höchstens daß sie ihn „Freund" betitelt. In Momenten überrascht sie eine Ahnung, daß hier etwas anders geworden sei, aber indem sie es eingesteht, scheint sie es zugleich wieder zu vergessen.

Dies, im Beginne des ersten Actes, das Resultat der Gespräche zwischen beiden Freundinnen. Der Gräfin war sofort klar geworden, daß Verwirrungen sich anbahnten, deren ersten Anfängen zum Besten Leonorens wie Tasso's energisch ein Ende zu machen sei, in einem Monologe des dritten Aufzuges aber erst spricht sie sich offen vor uns aus. So unverhüllt dann freilich, wie der Mensch, mit sich allein redend, sich und Andre beurtheilt. Nicht etwa vom gesellschaftlich Unmöglichen einer Verbindung zwischen Tasso und Leonore geht sie aus, sondern von der Unmöglichkeit, die im Charakter der Prinzessin liegt.

Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich.
Sie leuchten, wie der stille Schein des Monds
Dem Wandrer spärlich auf dem Pfad zur Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Lust
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird sich freuen,
Wenn sie ihn fern, wenn sie ihn glücklich weiß,
Wie sie genoß, wenn sie ihn täglich sah.

Goethe ist grausam, indem er die Gräfin den traurigen Vergleich des Mondscheins brauchen läßt. Dies Bild bestätigt nur, was in der ersten Scene des Dramas schon angedeutet worden war. Die Gräfin von Sanvitale flocht einen vollen Kranz von Frühlingsblumen, den sie der Büste des Ariost auf die Stirne drückte, die Prinzessin brach nur einige Lorbeerzweige, die sie Virgil um die Schläfen legte, Lorbeer, der keine Blumen trägt und für dessen Wachsthum Frühling und Winter nichts zu bedeuten haben. Die Gräfin scheint völlig zu besitzen, was der Prinzessin fehlt. Nur ihre Tiefe nicht! Auch nicht das durchdringende Gefühl ihres eignen Wesens, das die Prinzessin hat, die sich selbst grausamer noch verurtheilt! Im zweiten Auftritte des dritten Aufzuges schon spricht sie von sich, als habe sie eine Vision dessen, was ihr und Tasso bevorstehe:

So selten ist es, daß die Menschen finden
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten,
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Die Prinzessin empfindet die sie umfangende fremde Macht, der sie untergeben sei. Sie sagt den Inhalt der letzten Scene des Dramas voraus. Sie steht vor sich da als von Anfang an selbst ausgestoßen aus einem Paradiese natürlichen Daseins, das sie, selbst wenn sie es beträte, nicht einmal erkennen würde. Aber sie sagt nicht Alles. Wir fragen hier schon, wie weit Goethe das Urtheil der Gräfin über Leonore und wie weit er deren eigenes Urtheil über sich als

Digitized by Google

das schließlich maßgebende ansah. Ob uns nicht eine Offenbarung dieses Charakters noch bevorstehe, die Anderes enthüllt, als hier geboten wird.

Dem Herzoge hat Goethe keine der Eigenschaften eines edlen Fürsten versagt: Milde, Güte, Selbstbeherrschung, Tact, Begünstigung des Schönen und Großen, Alles übertönt von vollkommenem Gleichmuthe. Tasso, als anerkannter Dichter ersten Ranges, bildet für Alphons einen der edelsten Bestandtheile des ferraresischen Regierungsapparates. Tasso ist von vornehmer Geburt. Des Herzogs Meinung ist, es solle nicht heißen, daß eine andere von den großen Familien Italiens seiner Residenz den berühmten jungen Mann, dessen Zukunft das Höchste verspricht, fortgenommen habe. Es ist ihm eine Genugthuung, daß Tasso's längst erwartetes Gedicht an seinem Hofe entstand: Ihm wird es gewidmet, er zuerst will es gelesen haben. Er hat Tasso so entschiedene Zeichen von Gunst gegeben, daß dieser den Anspruch erheben durfte, ihm am nächsten zu stehen. Alphons läßt ihn gewähren in diesem Glauben: von den eigentlichen Staatsgeschäften aber hat Tasso, der dies wohl empfindet, nie erfahren. Der Herzog, dem die Leidenschaftlichkeit genialer Naturen bekannt ist, behandelt den Dichter mit Wohlwollen und Sicherheit. Das nur fragmentarische Erscheinen des Herzogs hat darin seinen Grund, daß Goethe der Oekonomie des Stückes wegen ihn nur als Nebenperson einführen durfte. Alphons ist der Vertraute, aber auch der regierende Herr des Anderen. Er sucht auszugleichen. Wo er eingreift, entscheidet sein Wort als Befehl. Ueber sein inneres Leben gibt Goethe nur die Andeutung, daß die Prinzessin, von ihrem Bruder redend, die Wendung gebraucht: er erträgt sein Schicksal! Welches Schicksal? Woher diese Resignation? Der Herzog ist ein junger Mann, dem noch nichts fehlgeschlagen ist. Vielleicht daß nur sein angeborenes Wesen, wie bei seinen beiden Schwestern, auf ihm liegt: der Druck eines lastenden Schicksals, der die Dichtung überhaupt erfüllt. Ein Gefühl von Vergeblichkeit, als sei die Welt im Aussterben. Der leidende Geist derer, die das Leben zu genau kennen. Selbst Leonore von Sanvitale entzieht sich ihm nicht. Die weltlichen Freuden, von denen sie spricht, haben etwas Gewaltsames. Auch Florenz, wohin sie zurückgeht, blüht nur scheinbar. Und hier! — die Gärten von Belriguardo scheinen Trauriges erlebt zu haben, wovon Nachts die Blätter der Bäume sich erzählen. Ein Gefühl, das uns in den verlorenen Villen und Palastgärten Italiens oft überschleicht. Das ist keiner von den Palästen, die Shakespeare dort emporsteigen läßt, sondern echtes historisches Gemäuer. Der Boden Italiens hat zuviel Erlebnisse aufgesogen. Seine Stille ist mehr ein Verschweigen des Geschehenen, als wüßten die Steine davon. Welche Sohlen haben die Schwellen dieser Säulengänge nicht überwandelt und leise ausgetreten, welche längst geschlossenen Augen haben zu den Gipfeln dieser Cypressen emporgeblickt! Arme Gefangene des menschlichen Lebens, die gleich uns die Sehnsucht erfüllte, sich von diesem Planeten loszumachen, an den sie angeschmiedet waren gleich uns. Schatten, unbekannte Träger unbekannter Verhältnisse, gleiten neben uns dahin. Es breitet sich diese Ahnung des Vergangenen wie ein leiser Schleier über die blühenden Gebüsche. Es lag nicht in Goethe's Art, historischen Moder zu schildern: sein Zug ging auf das Lebendige, Wiederaufsprossende; Niemand aber, der Italien besucht hat, kann sich freihalten von dem Eindrucke der historischen Belastung, die hier waltet.

Digitized by Google

Es gibt eine Betrachtung der Dinge unter dem Scheine des Ewigvergänglichen. Goethe, dem nichts Menschliches fremd war, hat sie im Tasso niedergelegt. Darum war auch die Schule der Romantiker so erfüllt von diesem Werke.

Selbst Antonio, der ganz in der realen Gegenwart wurzelt, der Beamte, dem das Pensum des neuesten Tages allemal das Wichtigste ist, fühlt sich an seiner Stelle nicht im vollen Genusse des befriedigten Ehrgeizes. Dicht vor dem Drucke des Dramas erst hat Goethe Antonio's Namen geändert und den in diplomatische Arbeit übergetretenen gelehrten Herrn in die allgemeinere Gestalt eines höheren Beamten versetzt. Trotz der offenbaren Erfolge, die Antonio in Rom gehabt hat und mit deren Bewußtsein er zu Hause wieder eintrifft, zeigt Goethe uns die Stellen seines Wesens nicht, wo intimes frisches Glück zu Hause wäre. Antonio ist unzufrieden, ohne zu verrathen, wie dem etwa abzuhelfen wäre. Er hat Tasso als verzogenen Jüngling kennen gelernt und verlassen. Nun, nach langer Trennung, machen beide gleichsam neu Bekanntschaft, und Antonio sieht, daß der Dichter als Mann am herzoglichen Hofe die Privilegien fortgenießt, die sich kaum einst für seine kindlicheren Jahre schickten. Daraus entsteht einer der Conflicte zweiter Ordnung, die das Drama erfüllen. Die Art, wie Antonio zuletzt tröstend neben Tasso steht, ist ergreifend. Goethe erhebt die starre und von subalternem Hochmuthe erfüllte Natur des Mannes zum Menschlichen.

So sind die Prinzessin, die Gräfin, der Herzog und Antonio uns klar, Tasso's Charakter aber zu reiner Glaubwürdigkeit zu bringen, war eine fast unmögliche Aufgabe. Allen Gestalten Goethe's, in deren Adern sein eignes Blut fließt, haben etwas Verschwommenes. Denn wie kann ein Mensch zurücktreten, um sich aus der Ferne zu betrachten, die allein doch seinen Anblick gewährt? Faust, Werther, Wilhelm Meister sind schwankende Gestalten. Erst für uns heute beginnen sie in dem Maße festere Umrisse anzunehmen, als Goethe selbst historisch zu werden und als abgetrennt von ihnen zu erscheinen beginnt. Heute aber noch vermögen wir Tasso nur zu schildern, indem wir ihn zu den übrigen Mitspielern des Dramas in Gegensatz bringen.

Der erste Aufzug läßt die beiden Charaktere der Prinzessin und der Gräfin so durchsichtig und auch so schön hervortreten, daß wir sie wie aus eignem Verkehre zu kennen glauben. Der ewige alte Gegensatz von Allegro und Pensoroso ist in ihnen verkörpert. Alphons hat die beiden Freundinnen aus der Stadt auf das Land versetzt, um sie den Frühling besser genießen zu lassen. Sie machen die in Goethe's Zeit hergebrachte Maskerade mit, ländliche Tracht anzulegen. Leonore von Sanvitale bewundert sich selbst lebhaft in dieser Verkleidung. Als Schäferinnen bekränzen sie ihre Lieblingsdichter. Lange sprechen sie über Dichtkunst und vermeiden fast, Tasso's Namen zu nennen, bis die Prinzessin den Bann zuerst durchbricht. Beide führen sie den Namen Leonore: Gedichte, die an eine ideale Gestalt dieses Namens gerichtet sind, haben sie an Bäumen gefunden und Eine schiebt der Anderen die Ehre zu, diese Einzige zu sein. Alphons tritt zu ihnen. Er hatte Tasso bei ihnen zu finden vermeint. Er vernimmt mit Freude die Vollendung seines Gedichtes und spricht von dem, was er Günstiges für den Dichter im Sinne trage, dessen unzerstörbares Mißtrauen gegen die, die sein Bestes wollen, zum Gegenstande des Gesprächs wird.

Digitized by Google

Mißtrauen ist gesteigerte, im Voraus auf den eignen Schutz bedachte Empfindlichkeit. Sie zieht uns eher an, als daß sie uns abstößt. Es beschleicht uns die Sorge, es könne Etwas eintreten, das sie bei Tasso zum Ausbruche reize. Da erscheint er.

Er überreicht dem Herzoge den Band, der sein nun abgeschlossenes Werk enthält. Wir sind heute zu sehr daran gewöhnt, in dem Verlangen nach Kenntnißnahme einer geistigen Arbeit eher den Anspruch auf eine Zeitvergeudung edelster Art zu erblicken, zu der der Empfänger des Werkes von dessen Autor in bescheidenster Weise aufgefordert wird, als daß wir voll empfänden, wie ganz anders in Tasso's eignen Zeiten und auch noch in Goethe's Tagen, als er sein Drama schrieb, die Welt hier dachte. Man griff begierig nach solchen Werken. Der Empfang des Gedichtes war Etwas für den Herzog. Tasso durfte, indem er es vollendet hingab, das Gefühl hegen, im Angesichte Italiens eine That vollbracht zu haben. Tasso selbst tritt nun in das Gespräch ein, und es fällt ihm im natürlichen Uebergewichte seines Geistes die leitende Stimme zu. Von seinen traurigen frühesten Jahren spricht er, von seinen unglücklichen Eltern, von der neuen Heimath, die er in Ferrara gefunden habe. Der Herzog nimmt den Lorbeerkranz herab, mit dem seine Schwester die Herme Virgils gekrönt hatte, und Leonore drückt die von ihr selbst gebrochenen Zweige Tasso ins Haar, der sie knieend empfängt. Das Gespräch berührt die höchsten ästhetischen Probleme. Da unvermuthens erscheint Antonio.

Wie ein plötzlicher kalter Hauch unterbricht sein Erscheinen die herrschende Stimmung. Die Gedanken, die über das Gemeintägliche hinausschweifen, sind fortgescheucht. Die reale Neugier nach dem, was Antonio in Rom erfahren und erreicht hat, tritt roh, aber natürlich an Stelle dessen, was die Gemüther auf ewig zu erfüllen schien. Antonio wird an Tasso's Stelle zum Leiter des Gespräches. Die kurzen Worte, mit denen Tasso ihn begrüßt, erwidert er in fast anzüglicher Kürze. Und als der Herzog, ganz befangen von Antonio's Berichte, mit ihm davongeht ohne an Tasso ein Wort des Abschiedes zu richten, berührt uns empfindlich der innere Umschlag, der erfolgt ist. Wir gewahren ihn nicht bloß beim Herzoge, sondern sogar bei der Prinzessin. Hervortritt bei dem Wechsel des Gespräches, wie sehr auch sie vom Gefühle ihrer fürstlichen Stellung durchdrungen ist.

Tasso war von allen Anwesenden allein der gewesen, der nicht auf dieser Erde fußte, als er am Gespräche theilnahm. Wie von einem fremden Gestirne scheint er herabgestiegen zu sein. Tasso geht nicht: er wandelt. Seine Worte sind wie das unmittelbare Ausströmen des Gefühls. Glühend in leidenschaftlicher Ergebenheit der Prinzessin gegenüber, hält er sich in solcher Zurückhaltung, daß seine Leidenschaft wie ihr auch ihm ein Geheimniß zu sein scheint. Niemals ist, was wir Wahn und Bethörung nennen, hinreißender dargestellt worden als von Goethe im Tasso. Die Prinzessin durchschaut das Wesen seiner phantastischen Existenz nicht. Auch der Herzog nicht. Nur ein Einziger versteht es: Antonio. Er ist historisch gebildet, er hat die methodische Anschauung des Gelehrten, er erkennt die Uebermacht des Geistes, aber auch das Unnatürliche der Verhältnisse, und sein Wille ist, Tasso auf den natürlichen Boden zu stellen.

Der zweite Aufzug läßt diese Absicht des ruhigen, aber harten Geschäftsmannes deutlicher noch hervortreten. Tasso und die Prinzessin sprechen über ihn. Sie

Digitized by Google

recapituliren, was Tasso, seitdem er nach Ferrara gekommen ist, dort erlebt und gewonnen hat. Die Rolle der Prinzessin, den ihr anvertrauten Dichter zu leiten, zu belehren, zu mäßigen, erkennen wir; zugleich aber vernehmen wir die ersten Worte von Tasso's Lippen nun, die Leonore nöthigen, ihm ein Nicht weiter! zuzurufen. Die Art jedoch, wie sie dies Verbot in die Erlaubniß verwandelt, dennoch Hoffnungen hegen zu dürfen, hebt Tasso zu so kühnen Gedanken empor, daß sein Monolog, als Leonore ihn verläßt, in die Ahnung höchsten bevorstehenden Glückes ausklingt.

In dieser Stimmung sieht er Antonio auf sich zutreten; dem Gebote Leonorens gehorchend, bietet er ihm in überströmenden Worten seine Freundschaft an. Antonio's ablehnendes Verhalten muß ihn beleidigen. Eifersüchtig sind beide zudem auf das Vertrauen des Herzogs. Aus dem immer schärferen Wortwechsel würden Thätlichkeiten geworden sein, wenn die Dazwischenkunft des Herzogs sie nicht verhindert hätte. Wie Alphons zwischen beiden stehend Tasso's leidenschaftliche Entschuldigungen, die zugleich Anklagen sind, und Antonio's Erklärungen, die ihn selbst als den Urheber des Conflicts erkennen lassen, anhört und, um Zeit zu gewinnen und beide auseinanderzuhalten, Tasso Zimmerarrest zudictirt, worauf dieser, Lorbeerkranz und Degen ablegend, sich entfernt, ist der Inhalt einer Scene, die als ein Meisterstück dramatischer Kunst dasteht und an die sich der Schluß des Actes in gleicher Höhe anschließt. Der Herzog, dem beide Männer unentbehrlich sind, gibt Antonio in eben so zarten als deutlichen Worten auf, die Sache beizulegen.

Im dritten Aufzuge sehen wir den Antheil, den die beiden Frauen an dem Vorgefallenen nehmen. Aus dem Munde der Gräfin von Sanvitale erfährt es die Prinzessin. Die Gräfin wirft hin, das beste Mittel, die Dinge auszugleichen, werde eine kurze Abwesenheit Tasso's von Ferrara sein. Dagegen wendet sich Leonore lebhaft. Sie wolle Tasso nicht entbehren. Dennoch gibt sie zuletzt nach. Aber nicht zu lange dürfe er fortbleiben! Was sie von ihrer Mutter für sich geerbt, erlaube ihr, für ihn zu sorgen. Nun erst beginnt sie der Gräfin von jenem Tage zu erzählen, wo Tasso ihr zuerst zugeführt wurde.

Hier nun bemerken wir, welchen Einfluß die Jahre der Krankheit auf Leonore gehabt. Mit hoher Feinheit deutet Goethe an, worin ein Theil des Tragischen bei ihr liegt. Ein Kranker wird durch die allgemeine Forderung des Schicksals, auf Alles zu verzichten, der er sich beugen muß, dahin gebracht, für das, was ihm verbleibt, sich zu höchstem Egoismus zu steigern. Die Prinzessin bei all ihrer Aufopferung für Tasso denkt doch nur an sich. Die Forderung, ihn einem Leben zu entreißen, das wachsende Gefahr für ihn zu enthalten beginnt, versteht sie nicht. Ueber das, was aus ihrer eigenen Neigung zu Tasso werden könne, weiß sie nichts zu sagen. Hiervon war oben schon die Rede: die Scene endet mit jenen prophetischen Worten:

Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Nun jener gleichfalls schon erwähnte Monolog der Gräfin, worin sie hart ausspricht, was sie über sich und über die Prinzessin denkt: Tasso muß fort aus Ferrara! Und zugleich, um Leonore von Sanvitale so menschlich zu zeigen,

Digitized by Google

als sie ist: ihr Bestreben, die Lage der Dinge in Befriedigung unschuldiger Eitelkeit für sich selbst auszubeuten. Eben noch hatte sie ihr Herz nach Florenz gezogen, damit sie ihrem Manne den kräftig aufwachsenden Knaben zurückbringen dürfe, und nun die Gewissensfrage an sich selber: ob sie nicht deshalb Tasso nach Florenz haben wolle, weil sie ihn liebe. Bedenken wir wohl, es ist ein Selbstgespräch. Es sollte wohl nur heißen: damit Tasso sie liebe? Goethe hat in der Gräfin eine von den wechselnden italienischen Frauen schildern wollen, die in ihren Gedanken vor nichts zurückschrecken. (Es finden sich einige dieser Gestalten in seinen Dichtungen.) Eine weite Entfernung liegt zwischen den flüchtigen Gedankenströmen dieses Monologs und der Wirklichkeit. Die Gräfin gesteht sich, daß Eitelkeit das Motiv sei, Tasso an sich zu fesseln. Sie will von ihm verherrlicht werden, sie will die sein, die ihn dem florentinischen Hof zuführt. Sicher in diesem Entschlusse, sucht sie Antonio auf, um auch ihn für die Idee zu gewinnen, daß Tasso gut thun werde, sich von Ferrara zu entfernen.

Aber auch Antonio ist mit sich ins Gericht gegangen. Gleich der Gräfin ist er darauf gestellt, zu thun, was seinen Interessen am meisten entspräche. Er fühlt, aus welchen Gründen so hoher Werth auf Tasso's Besitz gelegt wird. Er weiß, daß der Verlust dieses Dichters dem Herzoge von Ferrara, seinem Herrn, empfindlich sein werde, und daß ihm, Antonio, nie verziehen werden könne, Tasso vertrieben zu haben: daß Friede zu schließen sei unter allen Umständen. Antonio spricht der Gräfin scharf aus, seine Absicht sei, Tasso in Ferrara festzuhalten.

Tasso's Auftreten in beiden Arten erfüllt uns mit wehmüthiger Theilnahme. Wir verstehen jede seiner Regungen. Die in ihrer Reinheit berechtigte Leidenschaftlichkeit eines jungen Mannes, der auf sich, seine Leistungen und seine Stellung hohen Werth legen durfte, gegenüber der zurückhaltenden Bosheit eines Gelehrten, der denn doch das Gefühl hat, bei den ausgezeichnetsten eigenen Leistungen neben diesem phantastischen Lebensanfänger in Ferrara nichts als eine ehrenvolle zweite Rolle zu spielen, tritt hervor. Wir empfinden, wie Antonio Tasso reizt, ohne den Anschein einer Schuld zu haben, und wie Tasso blindlings sich reizen läßt. Und wie der Herzog den wahren Verlauf sofort durchschaut ohne es sich merken zu lassen: all das erkennen und verstehen wir. Der lebhafte Gang des Dramas reißt uns mit fort. Das Benehmen des Herzogs in dieser Verlegenheit stellt ihn sehr hoch. Als Fürsten wie als Menschen. Nur dürfen wir niemals übersehen, daß, wenn er um seiner selbst willen Werth darauf legt, Tasso zu behalten, ihm nicht minder daran gelegen ist, daß andere Fürsten Tasso *nicht* besitzen.

Es scheint sich am Schlusse des dritten Actes nur noch darum zu handeln, daß seitens des gewiegten, klugen Antonio nichts versäumt werde, Tasso zu versöhnen. Im vierten Acte aber beginnt Tasso's Naturell zu der leitenden Macht zu werden, die diesen Verwirrungen den traurigen Ausgang vorbereitet.

Den vierten Act eröffnet ein Monolog des Dichters. Hier sind einige Betrachtungen vorauszuschicken.

Digitized by Google

Nehmen wir die Stellung Shakespeare's zur heutigen Welt, so erblicken wir seine Dichtungen auf der Höhe eines Einflusses, den, als er lebte Niemand, auch er selbst kaum vorauszusehen im Stande gewesen wäre. Daß die ganze Erde einmal von civilisirten Völkern bedeckt sein würde, in deren sämmtliche Sprachen Shakespeare's Theaterstücke übertragen worden wären, damit Millionen in ihnen die Quelle höchsten geistigen Genusses verehrten, wäre den Lebensgenossen des Dichters nicht begreiflich zu machen gewesen. Dennoch ist diese Wirkung der Werke Shakespeare's eingetreten und ihr Grund ist eine gewisse Kraft, die diesen Werken innewohnt. Die Shakespearen als ihrem Urheber eigen war und die er hineinlegte. Darf uns erlaubt sein, anzunehmen, daß er seiner Zeit ein Gefühl dieser Kraft nicht gehegt habe, und aus diesem Gefühl eine innere Genugthuung ihm nicht zugeflossen sei?

Shakespeare hatte keinen Mangel zu leiden, weder an Gütern dieser Erde noch an Anerkennung: konnte, was ihm an beiden zu Theil ward, seinem geheimsten Gefühle nach irgend dem aber gleichkommen, was jene, wenn auch nur dunkle Ahnung ungeheuerer einstmaliger Wirkung von ferne erreichte? Nehmen wir an, man hätte Shakespeare, wie Lord Tennyson heute geschehen ist, seiner Zeit zum Lord gemacht, oder es hätte die Nation ihm eine der Millionen vorausbezahlt, die seine Werke seitdem der Bühne und dem Buchhandel eingetragen haben: würden dergleichen äußere Vortheile zum verschwiegenen Besitze jener dunklen Ahnung zukünftiger Wirkung irgend wie im Verhältniß gestanden haben? Ich würde an die Möglichkeit unlogischer Entwicklungen im Reiche der Natur glauben müssen, wenn ich an jenes allerbescheidenste, allerverstecktste, aber auch allerbeseeligendste Bewußtsein in Shakespeare nicht glauben dürfte.

Nun steht Tasso nicht auf Shakespeare's Höhe, Goethe aber, indem er in Tasso hier den ‚Dichter' schilderte, wollte Tasso auf Shakespeare's Höhe stellen. Und wenn er Tasso in seinem Drama ein alles Durchschnittsmaß übersteigendes Selbstgefühl beilegt, so holte er es vielleicht aus dem eigenen Busen. Goethe wußte wohl, was er selbst war, und der Tasso, den er im Monologe des vierten Aufzuges reden läßt, sollte es wissen, gleich ihm selber! Dieses gerechte Selbstgefühl hatte der Herzog von Ferrara in Tasso erst aufs Höchste gesteigert, dann aber auf das Höchste verletzt, als ob der Dichter ein Sterblicher sei wie andere. Und das war es, was Tasso so tief in der Seele beleidigte. Er trug eine Ahnung in sich dessen, was sein Werk bedeutete. Die Welt lag unter seinen Füßen. Nichts verlangte er, als die Anerkennung dessen, was er doch vielleicht sein könne. Keine äußerliche Ehre aber: nur die Erlaubniß, ganz in der Stille denken zu dürfen, Alphons und seine Schwester verständen ihn. In dieser Stimmung läßt Goethe ihn in den Mauern seines Zimmers wieder vor uns treten, das der Wille des Herzogs in ein Gefängniß für ihn verwandelt hatte. So ist sein Monolog zu fassen.

Gedanken, wie ich sie eben erwähne, spricht Tasso nicht aus, seinem Auftreten nach aber fühlt er sich erhaben über jede Kränkung, mochte sie ausgehen, von wem sie wollte. Das einzig Wirkliche unter allen Erlebnissen ist das Gefühl für ihn, das ihn der Prinzessin verbindet: er betrachtet sich als ihr ewig vereinigt in überirdischen Regionen. Er ist glücklich.

Digitized by Google

In dieser Stimmung sieht er die Gräfin eintreten. Sie bespricht das Geschehene. Tasso behandelt die Dinge und Menschen mit einer gewissen heiteren Herablassung. Er verachtet Antonio. Nur Eins interessirt ihn: wie die Prinzessin gesinnt sei, deren er jedoch ganz sicher ist. Auf den Gedanken zeitweiliger Entfernung geht er scheinbar ein. Er verlangt nur Bedenkzeit: wissen aber will er durchaus, was die Prinzessin denke. Leonore von Sanvitale macht Ausflüchte. Ihr Wunsch geht dahin, ihn für ihre Pläne zu gewinnen, ohne daß er ihre Absicht merke. Sie geht. Und wir erfahren sofort, daß Tasso sie durchschaut hat. Nur darin irrt er, daß er sie als Antonio's Verbündete ansieht, ihn aus der Gunst des Fürsten zu verdrängen. Fort will er nun jedoch; aber nicht nach Florenz. Da erscheint Antonio.

Der Sinn der Rede, die er an Tasso richtet, ist:

Zu rächen hast du nichts als Edelmann,
Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen.

Er beschwört Tasso, zu bleiben. Wir wissen, warum. Tasso's Wünsche aber gehen einstweilen andere Wege: er will sein Manuscript vom Herzog zurückhaben! Denn was nützt es ihm, in Rom, wohin es ihn zieht, ohne sein Werk zu erscheinen? Die Prinzessin bleibt ihm sicher, wo er auch sei. Was aus Leonore und ihm im gemeinmenschlichen Sinne wird, ist ihm vorerst gleichgültig. Sein wachsender Ruhm wird dafür sorgen. Sein Gedicht ihn ihr ebenbürtig machen. Rom, wo Petrarcha einst im Angesichte der Welt gekrönt worden war, ist das Ziel seiner Gedanken. Von dort will er wie ein siegreicher Feldherr die Hand Leonorens verlangen. Wir empfinden, wie Tasso sich steigert und ein Gefühl von Souveränität ihn erfüllt. Wie er sicher und selbstbewußt der Zukunft entgegensieht. Nur Eins beunruhigt ihn aber doch wieder, als er am Schlusse des Actes mit sich allein die Dinge überblickt: daß die Prinzessin ihm kein Zeichen gegeben hat. So weit steigert sich plötzlich sein Mißtrauen dann auch gegen sie, daß er sie zu denen rechnet, die gegen ihn verschworen sind. Aber in die Klage um ihren Verlust klingen wieder Accente von Hoffnung ein. Niemals ist die Empfindlichkeit eines Mannes hohen geistigen Ranges schöner verklärt worden als in diesen Aussprüchen Tasso's. Wir stehen auf seiner Seite. Jedes seiner Worte durchdringt uns. Nicht einer der weit sich ausspinnenden Gedanken ist zuviel. Wie ein sanftes Spielen zarter Lüfte in leisebewegten Blättern klingen diese Sätze. Goethe hat Tasso so völlig seine eigene Seele gegeben, daß wir Goethe selbst ebenso sehr vor uns zu haben glauben als den Dichter, dem er Worte leiht. Was wird der letzte Act bringen? Wir wissen die Antwort auf diese Frage wohl: die Entscheidung durch die Prinzessin. Und was trauen wir ihr zu? Die Charakteristik ihres mondscheinartigen Wesens durch die Gräfin, zumeist aber ihr eigenes Geständniß: „Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen," hat uns längst die Hoffnung benommen, sie werde sich zu Tasso auf gleiche Höhe stellen. Aber es fällt auf, daß Goethe uns über die Gesinnungen Leonorens so lange im Unklaren läßt. Wir vermissen sie auf der Bühne. Wir haben immer nur erfahren, was sie den Anderen gegenüber gesagt hat, was Andere von ihr denken: nie was sie mit sich allein empfindet. Goethe's Absicht also war, uns in Betreff Leonorens ungewiß zu lassen.

Digitized by Google

So ist die Reise nach Rom denn beschlossen. Tasso wird von Ferrara fortgehen. Leonore und der Herzog werden ihn verlieren. Der letzte Aufzug beginnt mit einer Unterredung des Herzogs und Antonio's. Antonio glaubte mehr gethan zu haben als er brauchte: er macht die Erfahrung, wie wenig der Gehorsam eines Beamten in des Herzogs Augen bedeute. Jetzt erst gibt Alphons ihm die Lehre, daß große Talente eine eigene Behandlung seitens der Fürsten zu erwarten haben, deren Namen sie verherrlichen. Bitteres konnte milder nicht gesagt werden, als was Alphons seinem Diener, den er so hoch stellt, jetzt ausspricht. Antonio ist der Beauftragte, dessen Dienste bei noch so hohem Werthe immer doch abgemessen und abschließend belohnt werden können; Tasso ist ein Mann, zudem ein Edelmann, bei dem dies unmöglich wäre. Der Herzog ist nicht dagegen, daß Tasso nach Rom gehe. Aber er soll die Reise nicht anders als nur mit seinen Briefen, in seinem Auftrage gleichsam unternehmen. Bis zur Abreise, bestimmt der Herzog weiter, bleibt Tasso jetzt in Belriguardo, wo er diese Briefe zu erwarten habe, während die Prinzessin mit ihrer Freundin gleich nach Ferrara abreist.

Warum läßt Goethe den Herzog dieses „gleich" aussprechen? Er scheint auf gewisse Aeußerlichkeiten hier ein besonderes Gewicht zu legen.

Im ersten Acte war klargelegt worden, daß der Herzog seine Schwester und die Gräfin mit der Absicht nach Belriguardo gebracht habe, damit sie dort einige Zeit verweilten. Aber es ist nur eine Gunst, die er ihnen erweisen will; sie können thun, was sie wollen. Tasso ist ihnen gleichsam als dienstthuender Edelmann zugetheilt. Seine Aufgabe ist, mit ihnen zu sein. Der Frage der Prinzessin, ob sie und die Gräfin dem Herzoge, der nur dann und wann hinauskommt, wie die Geschäfte es gestatten, nicht in die Stadt folgen dürften, setzt Alphons den Willen entgegen, er wünschte dies nicht. Sie sollen bleiben wo sie sind.

Die Unterredung des Herzogs mit Antonio, zu Anfang des fünften Actes schließt nun jedoch mit ganz anderen Bestimmungen.

Alphons erkundigt sich nach Tasso's Plänen:

Will er zurück erst nach Ferrara gehn?
Antonio. Er wünscht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.
Alphons. Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause sein.
Du folgst uns bald, wenn du für ihn gesorgt.
Dem Castellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schlosse bleiben kann
So lang er will, so lang bis seine Freunde
Ihm das Gepäck gesendet, bis wir ihm
Die Briefe schicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb wohl!

Goethe hat diese vierzehn Verse, wie sie hier stehen, dem Manuscripte, welches die letzte Reinschrift des Dramas enthielt, auf einem besonderen Blatte zugefügt, das er mit einer Nadel darin befestigte. Seine Absicht war mithin, auf das deutlichste zu zeigen, wie die Figuren auf dem Schachbrette ständen, und die Partie steht wie folgt:

Digitized by Google

Alphons hat im Gegensatze zu seinen früheren Bestimmungen, die Villegiatur Leonorens betreffend neue Entschlüsse gefaßt: der Aufenthalt der Damen in Belriguardo soll sofort abbrechen und Antonio ihnen dies mittheilen. Alphons will den Wagen der Damen zu Pferde noch überholen. Tasso dagegen soll in Belriguardo bleiben. Er darf unter keinen Umständen nach Ferrara gehen, auch nicht, um sein Gepäck dort zu besorgen oder sich vor der Abreise da zu verabschieden. Des Herzogs verschwiegene Absicht ist klar: zwischen Tasso und der Prinzessin soll es zu keiner Begegnung mehr kommen.

Diese Absicht wird dadurch aber vereitelt, daß Antonio, der Gräfin im Garten begegnend, von ihr in des Herzogs Gegenwart festgehalten wird, die Prinzessin also nicht benachrichtigen kann. Die Prinzessin weiß bis dahin nur im Allgemeinen von Tasso's Absicht, fortzugehen. Nichts von des Herzogs Zustimmung zu Tasso's Reise nach Rom, sowie mit seinen Befehlen, ihre eigene sofortige Abfahrt nach Ferrara betreffend, ahnt sie, also auch nichts von ihres Bruders Bestreben, ein Abschiednehmen von Tasso zu vereiteln. Hierauf beruht ihr eigenes unvorhergesehenes Erscheinen und der Glaube, von dem sie ausgeht, Alles sei noch ungewiß und ihre Aufgabe immer noch, Tasso zur Abreise nicht kommen zu lassen und ihn in Ferrara festzuhalten.

Die Art, wie der Herzog selbst Tasso jetzt mittheilt, er habe gegen sein Fortgehen nach Rom nichts einzuwenden, entspricht der hoheitsvollen Güte, die er dem Dichter von dessen erstem Auftreten an gezeigt hat. Es wäre unter seiner Würde gewesen, Tasso gegenüber seiner Schwester auch nur mit einer Anspielung zu erwähnen. Er hegt die Hoffnung, daß die Dinge sich stillschweigend ebnen werden.

Tasso aber kam mit einem festen Zwecke: er will sein Gedicht wiederhaben Der Herzog versagt es ihm. Eine Abschrift solle ihm in Kurzem zugehen. Damit verläßt Alphons ihn. Tasso bleibt zu einem kurzen Monologe allein, in dem er Worten des höchsten Mißtrauens freien Lauf läßt. Er sieht den Fürsten unter dem Einflusse Antonio's. Seine Absicht ist, nie nach Ferrara wiederzukehren. Da erscheint die Prinzessin.

Goethe's, in seinem Manuscripte dicht vor dem Drucke erst durchstrichene scenische Anweisung lautete: „Garten. Während dieser Scene sieht man den Fürsten, Leonoren (von Sanvitale) und Antonio hin und wieder gehen, sich mit einander besprechen und gleichsam zu warten, bis Tasso von der Fürstin Abschied genommen." Allen dreien also ist nicht wohl beim Eintritte der Prinzessin, die mit Tasso scheinbar einsam vorn auf der Bühne zusammentrifft. Sie bleiben und beobachten.

Leonorens erste Worte zeigen, daß sie, obgleich Niemand sie von den Anordnungen unterrichten konnte, welche zwischen Antonio und dem Herzoge eben zur Sprache kamen, trotzdem sie kannte als hätte zwischen ihr und ihrem Bruder also doch eine Unterredung stattgefunden! Fast scheint es sogar, als komme sie gegen eine getroffene Abrede. Ihre ersten Worte zu Tasso haben etwas Athemloses. Er sucht ihr zu Hülfe zu kommen, indem er über die Vortheile eines Aufenthaltes in Rom akademisch ruhig beginnt. Er erklärt die in Rom herrschende Luft als zu mächtig für ihn, und daß er nach Neapel weitergehen werde. Wir erinnern

Digitized by Google

uns bei diesen Versen an Goethe's eigne Geständnisse über den zu gewaltigen Einfluß dessen, was Rom darbot, auf seine eigne schaffende Kraft. Tasso spricht von der bevorstehenden Arbeit an seinem Werke:

Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die Jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Die Prinzessin erinnert Tasso daran, wie gefährlich es sein werde, den Boden Neapels zu betreten:

Noch ist der strenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Jetzt zum ersten Male läßt Goethe Tasso als schaffenden Dichter eintreten. Als Dichter seines eigenen Schicksals! Alles was wir Tasso vorwerfen könnten, ist plötzlich entschuldigt, sobald es als Frucht desselben Baumes erscheint, dem so herrliche Früchte entwachsen, wie nun von Tasso's Lippen die Darstellung seines verhüllten Eintrittes in seine Vaterstadt.

Seine Phantasie ergreift den Gedanken, daß er unerkannt und verkleidet an der Thür des väterlichen Hauses erscheine und seine Schwester ihn zuerst nicht erkenne. So hatte Goethe selbst vielleicht einmal an Frankfurt zurückgedacht! Welche Bilder läßt die Schilderung dieser Scene vor uns entstehen! Wir empfinden, wie Tasso, sich der Stelle, an der er steht, gleichsam entrückend, Leonore mit sich in das Reich der Phantasie entführt, und wie die Fürstin, überwältigt von gleichem Gefühle, mitten zwischen den beobachtenden Augen des Herzogs, Antonio's und der Gräfin dennoch einsam und mit Tasso allein, sich wie auf einer Zauberinsel fühlt. Jetzt zeigt sich, daß die Gräfin von Sanvitale die Prinzessin falsch beurtheilte. Ohne das plötzliche Aufbrechen wahrer Leidenschaft bei Leonore jetzt würde das Drama seine Blüthe nicht besitzen. Ein Sturm neuen Gefühles überkommt sie, so völlig sie überraschend, daß Widerstand unmöglich wird. Nur ein Gedanke noch erfüllt sie: zu verhindern, daß Tasso sie verlasse. Nur scheinbar noch hält sie sich in den Formen des bisherigen Verkehrs mit ihm. In Worten, die immer wärmer werden, weist sie ihn darauf hin, welche Gefahren ihm als Verbannten drohen, um dann zur Klage überzugehen, daß er nur *seiner*, nicht auch derer gedenke, von denen er sich abwende. Von ihrem, von ihres Bruders, von ihrer Schwester Schmerz redet sie, und Tasso hat jetzt schon nur ein Mittel, sich ihrer erschütternden Beredtsamkeit zu entziehen: „er wendet sich weg."

Von Neuem hebt die Prinzessin an. So gern hätte sie ihm ein Geschenk mit auf den Weg gegeben; aber was man ihm denn geben könne, fragt sie.

Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfst
Unwillig Alles weg, was du besitzest.

Wer vermöchte solchen Worten zu widerstehen, die der Klang süßer Wehmuth umwehte? Tasso's Wünsche, davonzueilen, fliegen plötzlich auf und davon. Seiner Phantasie bemächtigen sich andere Anschauungen, die, als spräche eine fremde Zunge aus ihm, sich in Worte verwandeln. Er will nun bleiben. Er

Digitized by Google

will in Belriguardo Gärtner sein, belohnt genug schon durch das Gefühl, von Leonore dort geduldet zu werden, nicht völlig von ihr verstoßen zu sein:

So willst du mich nicht ganz und gar verstoßen?
O süßes Wort, o schöner theurer Trost!
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, — —

Tasso reißt uns in seine träumenden Anschauungen hinein. Er ist so völlig schon in seiner neuen Heimath — in die er die alte umwandelt — zu Hause, daß wir ihn als Castellan in Belriguardo walten sehen. Seine Phantasien erinnern an Viola's liebliche Worte in Shakespeare's „Was ihr wollt":

Olivia. Nun wohl, was thätet Ihr?
Viola. Ich baut' an Eurer Thür ein Weidenhüttchen,
Und riefe meiner Seel' im Hause zu,
Schrieb' fromme Lieder der verschmähten Liebe,
Und sänge laut sie durch die stille Nacht.

Nur der Unterschied waltet, daß, während Viola mit übermüthiger heiterer Zärtlichkeit ihre Bilder vorbringt, Tasso uns immer trauriger stimmt. Leonore wird so mächtig aber von diesem Gefühle ergriffen, daß jetzt die Worte von ihr gesagt werden, die Tasso's Untergang herbeiführen.

Bisher hat Leonore Tasso nicht sich, sondern immer zugleich dem Herzoge gegenübergestellt: beide bilden eine Einheit, aus der keine Person einzeln herauszutrennen gewesen wäre. Jetzt aber vergißt Leonore sich, oder vielmehr nicht das, sondern sie ist im Begriffe, sich zu vergessen, die Art aber, wie sie sich corrigirt, ist deutlicher, als der Fehler gewesen wäre, den sie hätte begehen können. Sie sagt:

Ich finde keinen Trost in meinem Busen,
Und finde keinen Trost für dich und — uns.

Jeder muß empfinden: Leonore hatte sagen wollen:

Ich finde keinen Trost für dich und mich,

erschreckt aber hält sie inne, um „uns" statt „mich" zu sagen. All das hat Goethe mit dem Gedankenstriche ausgedrückt. Und nun rührende Klagen, in die sie ausbricht, und zuletzt das Geständniß:

Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht.

Damit hat Leonore mehr gesagt, als Tasso je in Worte zu fassen gewagt haben würde. Doch er versteht sie immer noch nicht. Er wird nicht leidenschaftlich. Noch immer ereignet sich, was er erlebt, für ihn über den Gewölken und er ist sich dessen bewußt. Er redet nicht die Prinzessin, sondern sich selbst jetzt an. Er stellt an sich die Frage, ob denn das Wahrheit sei, was er erlebe. Sein höchster Wunsch ist auch jetzt nur, durch Leonore mit dem Herzoge versöhnt zu werden; aus ihrem Munde zu hören, was er thun solle, um von Alphons und ihr wieder zu ihren Freunden gezählt zu werden. Beglückt durch Tasso's scheinbare Beruhigung, glaubt die Prinzessin ihm nun offen sagen zu dürfen, welchen Werth sie und ihr Bruder auf seine bloße Anwesenheit legen, wie sie nichts verlangen, als daß er sie im Bestreben, ihn glücklich zu machen, nicht störe. Sie dringt in ihn, die Hand des Freundes zu ergreifen, „die sehnlich ausgestreckt, dich nicht erreicht."

Digitized by Google

Das aber ist zuviel. Tasso muß von dem Gefühl, das die Worte Leonorens ausathmen, endlich erreicht werden, der Sturm, der sie bewegt, fängt an, auch seiner sich zu bemächtigen. Leonore hat Tasso so weit gebracht, daß er ihr Glauben schenkt. Statt die Rede, in der er ihr jetzt seine Leidenschaft erklärt, zu dämpfen, hauchen ihre Worte nun, in denen sie ihn zu mäßigen sucht, die Flammen zu heller Gluth an. Leonore ruft ihm zu:

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Gluth, die mich erschreckt!

Doch es ist, als spräche sie mehr zu sich selber, als zu ihm. Denn warum hört sie ihn denn länger an? Sie bleibt, um die Worte des Geliebten weiter zu hören, die ihr entzückender klingen, als was sie je zuvor vernommen. Aus Tasso's eigener Beschreibung erfahren wir, welche Verzückung über sie gekommen ist:

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott und Alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält mein Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam drängt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir genommen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!
(Er fällt ihr in die Arme und drückt sie fest an sich.)

Prinzessin. (Ihn von sich stoßend und hinweg eilend). Hinweg!

Leonore. (Die sich schon eine Weile im Grunde sehen lassen, herbeieilend). Was ist geschehen? Tasso! Tasso!

(Sie geht der Prinzessin nach).

Tasso. (Im Begriff ihnen zu folgen). O Gott!

Alphons. (Der sich schon eine Weile lang mit Antonio genähert). Er kommt von Sinnen, halt ihn fest. (Ab.)

III.

Was wollte Goethe, daß beim „Hinweg!" Leonorens vom Zuschauer, oder — da er Anfangs nicht an die Bühne, sondern nur an Leser dachte — von denen empfunden werde, für die er das Stück schrieb?

Mir ist nicht zweifelhaft, was Goethe gemeint habe. Verschieden ausgelegt aber kann der Ausruf und die Bewegung der Prinzessin werden.

Eckermann berichtet über einen Ausspruch Goethe's, daß Tasso ein „gesteigerter Werther" sei. An Frau von Stein schreibt Goethe: „Wenn unsereiner seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso" u. s. w. Das war 1782, als Goethe die ersten Acte des Tasso

Digitized by Google

dichtete, die er später umgestaltete. Und dazu die spätere Aeußerung: er habe Werther und Tasso geschrieben, „um sich zu befreien".

Goethe selbst also berechtigt uns, nach Aehnlichkeiten zwischen Werther und Tasso zu suchen.

Werther hat zwei Theile: den ersten, der Erlebtes enthält, den zweiten, der, in Werther's Verhältniß zu der nun vermählten Lotte, von Goethe damals nicht Erlebtes hinzuträgt. Mag dies Unerlebte für sich ebenfalls ein Erlebtes gewesen sein, Dinge vielleicht, die Goethe in Maximiliane Brentano's Hause zum Theil vor Augen hatte: für Lotte Kestner's Charakter hatten diese ihr fremden Dinge keine Bedeutung. Erst in Weimar war Goethe beschieden worden, das an sich zu erfahren, was Werther's zweiter Theil als nur erträumte Möglichkeit enthielt: die hoffnungslose Leidenschaft zu einer vermählten Frau, an die er sich so stark gefesselt fühlte, und sie an ihn, daß Trennung Untergang gewesen wäre.

Das Drama Tasso und der Roman Werther's Leiden nehmen in ihrem Abschlusse den gleichen Verlauf.

Ein junger Mann, dessen geistige Productionskraft nach Entwicklung ringt, begegnet hier wie dort in einem weiblichen Wesen der Macht, ihn zu verstehen und ihn zu fördern; beide Paare fühlen sich nach wenig Begegnungen geistig verbunden und geben sich dem Glück, das für sie aus diesem Zusammensein entspringt, um so unbefangener hin, als die äußeren Verhältnisse in beiden Fällen so durchaus klar liegen, daß an das, was man im bürgerlichen Sinne Hoffnungen nennt, kein Gedanke aufkommen durfte. Leonore war die Schwester eines regierenden Herrn, Lotte war fest verlobt: keine von beiden gesonnen, aus ihrer Stellung herauszugehen und sich frei zu machen.

In diesem beruhigenden Vertrauen auf die Macht des Bestehenden liegt das Tragische. Lottens und Leonorens Schicksal wird in der Blüthe dadurch geknickt, daß sie dem Wahne nachgeben, die schwesterliche Zuneigung, die sie dem Gegenstande ihrer Neigung rein entgegentragen, vermöge diesem zu ersetzen, was das Leben voll fordert. Lotte und Leonore verlassen wir in den beiden Dichtungen an der Stelle, wo sie sich sagen müssen, den, den sie beglücken wollten, vernichtet zu haben. Denn der Vorwurf, der Lotte wie Leonore trifft, war: auch um ihrer selbst willen den Freund nicht loslassen zu wollen! Beide Frauen sind schuldig, daß sie im Gefühle ihres reinen Willens und ihres schuldlosen Handelns sich zu einer Zärtlichkeit hinreißen ließen, die vielleicht anders von ihnen gemeint war als sie aufgenommen ward. In der ersten Redaction des Romanes, wie er 1774 geschrieben ward, hatte Goethe das scheinbar Unmögliche geleistet, eine verheirathete Frau, die ihrem Manne mit keinem Gedanken untreu wird, trotzdem in einem Momente des Vergessens sich vom Gefühle verzweifelnder Leidenschaft hinreißen zu lassen, um sich dann von dem Freunde, der sie auf einen Moment in seine Arme geschlossen und ihren Mund mit wahnsinnigen Küssen bedeckt hatte, die sie erwidert, loszumachen, weil sie ihn nie wiedersehen will. Die Art, wie Goethe Lotten auch in diesem Augenblicke ihre Unschuld bewahren läßt, ist ein Triumph dichterischer Kunst. Daß Lotte aber, die bei dieser geistigen Verführung die Handelnde war, ohne ein Gefühl der wirklichen Lage der Dinge davon kommen sollte, erschien Goethe, als er 1786 Werther's Leiden in der Sammlung seiner

Digitized by Google

Werke neu drucken ließ, zu stark. Er berieth sich mit Herder und Wieland und fügte dem Roman eine Stelle hinzu, mit der er heute gelesen zu werden pflegt als habe sie von Anfang an dagestanden. Der Leser ist bei Werther's Leiden zu sehr mit dem Schicksale Werther's beschäftigt, um Lotte's eigenes Verhältniß zu Werther bis auf das Genaueste abzuwägen: thun wir dies aber, so stellt sich heraus, daß Werther Lottens Opfer war. Und zwar wurde in der neuen Fassung des Romans von 1786 das von Goethe hinzugesetzt, was wir auch als die Schuld Leonorens in Tasso empfinden!

Die Vergleichung der beiden Stellen des Romans, wie er 1774 in Frankfurt, und wie er 1786 in Weimar verfaßt wurde, zeigt auch die Umwandlung der Schreibart, die bei Goethe während dieser zwölf Jahre sich vollzog. 1774 stellt er nur dar, was von Moment zu Moment sich ereignet, 1786 beurtheilt er die Thatsachen im Ganzen und entschuldigt sie. 1774 legt Lotte sich nirgends über die Mischung der Gefühle Rechenschaft ab, die sie beängstigt, deren letzter Erfolg aber ist, daß das „Gefühl ihrer Unschuld" in ihrem Herzen triumphirt; 1786 dagegen läßt Goethe ihre Lage bedenken und zu dem Resultate gelangen, daß sie Werther, über dessen mögliche Verheirathung sie hier jetzt mit sich zu Rathe geht, deshalb keiner ihrer Freundinnen gönne, weil sie ihn für sich selbst behalten wolle! Werther also hätte gegen Lotte in dieselben Vorwürfe ausbrechen können, die Goethe's Tasso der Prinzessin nachschleudert, als er zurückgestoßen von ihr sich seiner Qual einsam überlassen sieht:

Und du Sirene! die du mich so zart,
So himmlisch angelockt, ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät!

Eins aber hat Goethe 1786 im Werther nicht geändert: die Darstellung, in welchen Gefühlen Lotte sich von Werther losreißt, als dieser sie an sein Herz drückt, und auf diese Stelle kommt es an, um den Accent zu verstehen, in dem die Prinzessin das mehrfach zu deutende „Hinweg!" ausruft.

Der erste Theil der Leiden Werther's schließt damit, daß nach einer Unterredung mit Lotten, die damals noch Albert's Verlobte war, Werther den Irrthum, in dem sie zu einander befangen waren, lebhaft empfindend Wetzlar verläßt. Erst nach der Verheirathung erscheint er wieder und eine Zeitlang geht er neben dem jungen Paar ruhig nebenher, bei dem der allmälig tägliche Gang des Daseins sich geltend macht. Albert's Lage als eines vielbeschäftigten Beamten gewinnt wachsenden Einfluß auf seine wechselnden Stimmungen; ihm fehlt nach wie vor Werther's Gabe, alles sich Ereignende von den höchsten Gesichtspunkten aus zu betrachten. Werther wird Lotten, die diese Lücke bei ihrem Manne fühlt, immer unentbehrlicher; Albert, der das empfindet, erkennt sich dem neu angeknüpften Verhältnisse gegenüber als überflüssig. Es kommt so weit, daß Lotte Werther bitten muß, eine Zeitlang ihr Haus lieber nicht mehr zu betreten. Jetzt erst faßt Werther den Entschluß, sich umzubringen, und bereitet seinen Tod vor. Am letzten Abend, als er zur That entschlossen ist und in einem Briefe, der nach seinem Ende gefunden werden soll, von Lotte Abschied genommen hat, lenken seine Schritte halb gegen seinen Willen ihn dennoch zu ihrem Hause, und es kommt zu jener

Digitized by Google

letzten Begegnung, deren Schluß ist, daß Lotte, hinwegeilend, Werther allein läßt, der, ohne sie wiederzusehen, sich erschießt.

Wie bei Dante's Francesca von Rimini wurde ein Buch zum Verräther. Werther hatte früher einige Stellen des Ossian übersetzt und liest sie Lotten, neben ihr sitzend, an jenem Abend vor. Die Worte hoher Leidenschaft, die diese Verse enthalten, nehmen beiden die Herrschaft über sich. Ein verzweiflungsvolles Gefühl ihrer Lage überkommt sie, und wie Geschwister, die sich auf ewig trennen werden, geben sie sich der Zärtlichkeit hin, die Goethe so wahr und glühend schildert. Goethe's eigene Worte aber müssen hier eintreten, die ich aus der ersten Ausgabe des Romans hier abdrucke.

Werther also hatte Lotten seine Uebersetzung Ossian's zu lesen begonnen, einen längeren Theil des Gedichtes, in dem die wehmuthsvolle Trauer, die das Ganze erfüllt, in besonderer Schönheit und Kraft beschlossen liegt. Es kommt der Augenblick, wo Lottens innere Bewegung ihn innehalten läßt.

„Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werther's Gesang; er warf das Papier hin und faßte ihre Hand und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der anderen und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch; die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksal der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sie. Die Lippen und Augen Werther's glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie, sie wollte sich entfernen, und es lag all der Schmerz, der Antheil, betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen und bat ihn schluchsend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels; Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halb gebrochen:

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens ist nah', nah' der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, rings wird sein Aug' im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —"

„Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen; er warf sich vor Lotten nieder in der vollen Verzweiflung, faßte ihre Hände, druckte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten sich, sie druckte seine Hände, druckte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen; er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wüthenden Küssen. Werther! rief sie mit erstickter Stimme sich abwendend, Werther! und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen! Werther! rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühls; er widerstund nicht, ließ sie aus seinen Armen und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letzte Mal! Werther! Sie sehn mich nicht wieder. Und mit dem vollsten Blick der Liebe auf den Elenden eilte

Digitized by Google

sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht sie zu halten. —"

Was wir hier als einen Ausbruch der Leidenschaft empfangen, die Goethe's jugendliches Herz erfüllte, als er so schrieb, das enthält in den Formen der anderen Sprache, in denen er zehn Jahre später sein Gefühl zuweilen eher verschloß als ausströmte, die Scene zwischen Tasso und Leonore. Ihre Worte:

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Gluth, die mich erschreckt,

sagt sie mit flehender, unterliegender Stimme. Sie beugt sich ihm entgegen, wie Lotte zu Werther. Sie stößt ihn zurück, wie Lotte sich von Werther losmacht. Sie ruft das Hinweg! sich selbst mehr zu als Tasso. Sie flieht wie Lotte, „mit dem vollsten Blick der Liebe." Wie wäre sonst möglich gewesen, daß Tasso ihr nacheilte! Erst als Antonio ihn auf Befehl des Herzogs zurückhält, verschwinden die Zauberbilder, die ihn umgaben.

Er sieht sich in die Macht dessen gegeben, der seiner Meinung nach an allem Unheil die Schuld trägt. Bald aber leitet sein Geist ihn auf andere Fährten. Wahn und Scharfsinn vermengen sich in ihm: was bei Leonore nur die Schwäche gewesen war, die Leonore von Sanvitale mit dem kühlen Mondschein ihrer Natur kennzeichnete, nimmt Tasso als berechnenden Betrug. Wir fühlen, wie die Anklagen gegen die Prinzessin und den Herzog und Leonore von Sanvitale, in die Tasso ausbricht, alle Bande zwischen ihm und ihnen zerreißen. Erschütternd ist, wie Antonio rein menschlich sich seiner annimmt, und wie Tasso ihm dankt. Mit einem furchtbaren Rucke ist das ideale Traumleben dieser Menschen zusammengebrochen und die kalte Wirklichkeit des Weltgetriebes an seine Stelle gesetzt worden.

Zum Geburtstage der Erbprinzessin wurde das Drama, so lange Jahre nachdem es vollendet worden war, im Februar 1807 zuerst auf die Bühne gebracht. Wir wissen genau, wie Goethe die Rollen besetzte, an welchen Tagen er die Proben abhielt, und es liegen Briefe über den Erfolg des Abends vor.

Einen davon enthält das Morgenblatt vom 14. März des Jahres, im Tone bewundernder Anerkennung gehalten. Er hebt hervor, wie die zum Theil ungünstige Erwartung des Publicums auf das angenehmste überrascht worden sei, und lobt die Darsteller. Während Madame Wolff als Leonore von Sanvitale jedoch volle Anerkennung empfängt, that Demoiselle Silie als Prinzessin nur „was sie vermochte", sie war nicht hinreichend, um zu verhindern, daß sie unter allen am meisten zu wünschen übrig ließ. „Mehr ruhige Milde, weniger Gesticulation mit den Armen und weniger schmelzende Zärtlichkeit in der Modulation der Stimme, würden ihrer Stimme im Ganzen zuträglich gewesen sein." Goethe selbst aber hatte Silie einstudirt wie die übrigen Schauspieler, und sie führte gewiß aus, was ihr vorgeschrieben worden war. Einem Briefe Riemer's entnehmen wir: „Die Silie machte die Leonore und mir am wenigsten zu Dank. Hätte sie aber auch die Wolff gemacht, so wäre etwas Anderes zu desideriren gewesen." Madame Wolff war eine Schauspielerin, der man Alles damals zutraute: warum hätte Riemer's Urtheile nach auch sie nichts aus der Rolle der Prinzessin machen können? Ich erlaube mir zu antworten, ohne Madame Wolff's Andenken beleidigen zu wollen:

Digitized by Google

weil die Rolle der Leonore eines Spiels bedarf, das auch die Wolff wahrscheinlich nicht leisten konnte. Die Darstellung der Leidenschaft, deren Leonore selbst sich nicht bewußt ist, der plötzliche Ausbruch dann — wie Goethe ihn bei Lotte schildert — das Sichlosreißen in einer Mischung von Zärtlichkeit und Verzweiflung wäre nur einer Ristori gelungen. Aus jedem Accent, aus jeder Bewegung muß das herausklingen, und vom Beginn des Dramas an dieser letzte Moment voraus empfunden und gefürchtet werden! Silie soll zu zärtlich gewesen sein, zu viel Bewegungen mit den Armen gemacht haben: ich glaube Goethe's Versuche daraus zu erkennen, ihr etwas von dem beizubringen, was seinem Willen nach zur Erscheinung kommen sollte. Was aber ausblieb! Der plötzliche Aufschrei der Natur, den auf der Bühne darzustellen, so viel meine Erfahrung reicht, der Zukunft vorbehalten wäre.

Goethe begann das Drama überrascht von der hoffnungslosen Liebe zu einer geistreichen, schönen Frau. Sie und sich in ihrem noch unklaren Verkehr hatte er in den ersten beiden Acten des Tasso dargestellt. Weiter war er damals nicht gekommen. Zehn Jahre später, als er das Drama vollendete, sah er auf alles mit Frau von Stein seitdem Erlebte zurück und dichtete den Schluß. Ich glaube nicht, daß das Drama in irgend welcher Scene auf etwas Wirklichem beruht, aber das Resultat dieser zehn Jahre scheint es zu erklären. Wir kennen Frau von Stein jetzt von vielen Seiten her: der einzige Vorwurf, der gegen sie laut geworden, ist der innerer Kälte. Ohne daß die letzte Scene des Tasso irgend wie Vorgefallenes enthielte, könnte sie, leichthin gelesen, nur als der Niederschlag der Gefühle erscheinen, die Goethe damals beherrschten, als, ganz aus der Nähe betrachtet, in viel höherem Grade Frau von Stein *ihn* verließ, als daß *er* sie verlassen hätte. Denn es konnte zu jener Zeit, wo sie an der Schwelle des Alters stand, doch nicht mehr an eine Ehe zwischen ihnen beiden gedacht werden. Frau von Stein hätte Goethe in seinem Verhältnisse zu Christiane jetzt schützen müssen. Was Goethe in der Prinzessin aber verkörperte, war trotzdem nicht Frau von Stein oder eine andere Gestalt, der er jemals begegnet war, sondern mag Frau von Stein auch an der Schöpfung der Leonore des Dramas Antheil gehabt haben, nur ein symbolisches Wesen, das seinen Erfahrungen entsprang. Und nur mit dieser Beschränkung auch betrachtet darf Ferrara als Weimar unter italienischen Bedingungen gelten. In Tasso wäre so auch Goethe, in Antonio Herr von Fritsch vielleicht repräsentirt zu finden, in der Mutter der herzoglichen Geschwister die Herzogin Amalia, in Belriguardo Belvedere. Goethe stand gewißlich bei seinem Werke unter dem Einflusse seiner thüringischen zweiten Vaterstadt, die er unwillkürlich unter den Himmel versetzte, unter dem er sie am liebsten bewohnt hätte. Wenn er sagt: „Ferrara ward durch seine Fürsten groß," so war dieser Vers wohl für Carl August bestimmt.

Aber wenn wir die Tragödie nur als Kunstwerk fassen, muß von Weimar abgesehen werden. Tasso hat so wenig mit Goethe zu thun, wie Werther mit Goethe und das Wetzlar des Romans mit dem wirklichen Städtchen, so genau es auch darin beschrieben wird. Auch mit dem wirklichen Ferrara hat das Goethe's keine Gemeinschaft oder Goethe's Tasso mit dem historischen. Denn Goethe's Tasso geht nicht unter, sondern, ich wiederhole es, er befreit sich. Er „klammert

Digitized by Google

sich am Felsen fest, an dem er scheitern sollte." Das heißt, indem Goethe's Tasso Goethe's Antonio verstehen lernt, lernt er das reale Dasein begreifen, für das er bestimmt war, um ein großer Dichter zu werden.

Auch ist, von dieser Höhe betrachtet, Leonorens hoher Rang nur symbolisch zu nehmen. Ich will hier etwas anführen, das den Abschluß des Dramas, so wie ich ihn fasse, beinahe beweisen dürfte.

Eigentlich spielen nur drei Personen darin: Leonore, Tasso, Antonio. Es lag in Goethe's Natur, sich an den Problemen zu begeistern, die eine innere Befreiung edler Menschen zeigen. Bei Tasso und Antonio tritt sie klar hervor. Tasso ist der Idealist, der den Realisten begreift, Antonio ist der Realist, der den Idealisten achten lernt. Leonore ist die durch Schranken jeder Art gebundene Frau, die, zuletzt frei von allen irdischen Rücksichten, ihrem Herzen gehorcht, zu schwach aber ist, um länger als einen Augenblick so hoch zu fliegen. Sehen wir, auf eine wie einfache Formel Goethe's Iphigenie zuletzt zurückzuführen ist: Wahrheit um jeden Preis, „reine Menschlichkeit." Wäre Leonore am Schlusse des Dramas dem Mondscheinartigen ihrer Natur so ganz unterlegen, daß wir ihrem Davoneilen nur mit kühlem Bedauern nachgesehen hätten, so wäre sie kein würdiger Vorwurf für Goethe's schaffende Phantasie gewesen. Goethe wollte die herrliche Natur dieser Frau zu ihrer höchsten Höhe erheben. Das, was uns an Leonore ergreift und entzückt, ist nicht einer prachtvollen Pflanzendecke zu vergleichen, die auf dünner Ackerkrume, welche kalte Felsen bedeckt, künstlich erzeugt und künstlich erhalten wird, sondern es ist echtes Wachsthum mit tiefen, festen Wurzeln. Das Gefühl, daß sie Tasso unaufhörlich verbunden sei, wird immer mächtiger in ihr, und endlich gesteht sie es ein. Wie hätte Tasso ihr in die Arme fallen können, wenn diese sich nicht, ohne daß Leonore selbst darum wußte, sich sehnsuchtsvoll zu ihm erhoben hätten? Nähmen wir das Alles anders, so würde die Annahme nöthig, Goethe habe soviel Kunst und so langjährige Mühe daran gewandt, um eine unzureichende, ärmliche Gestalt hervorzubringen, die symbolisch gefaßt nur eine Verhöhnung des menschlichen Herzens gewesen wäre. Daß Leonore entflieht, widerspricht dem nicht. Darin liegt das Tragische für sie und ihren Geliebten.

Es hat, wenn wir von heute hundert Jahre zurückgehen, etwas Beruhigendes, den Weg zu verfolgen, den Goethe's Drama genommen hat. Hervorgerufen durch innere Kämpfe, die nur der Dichter allein und eine einzige Frau außer ihm verstanden, hat es im Laufe der Zeit von seinem Urheber sich beinahe losgelöst. Nur der einfach menschliche Inhalt ergreift uns jetzt. Die aus der Phantasie des Dichters ans Licht gerufenen Gestalten sind wie zu selbständigen Wesen geworden, deren Schicksale wir verfolgen, als hätten sie so gelebt und gelitten. Um ihr schwankendes, anfänglich schattenhaftes Wesen haben feste, lichte Umrisse sich herumgelegt.

Kunstwerke, als Geschöpfe menschlicher Willkür, gleichen darin dem Bilde, das wir Menschen selbst bieten. Unter Mitlebenden geht der Lebende, auftauchend und dann wieder verschwindend im großen Haufen, halb sichtbar, halb unsichtbar umher; Zufall und eigner Wille enthüllen und verhüllen sein Thun und seine Absichten. Nur allmälig nehmen die, deren Bild bestimmt ist, auf die Nachwelt zu gelangen, von Generation zu Generation in klareren Farben

Digitized by Google

und Umriſſen den Anſchein deſſen an, was ſie für ſich allein geweſen ſind. Ihr Thun und Leiden liegt endlich offen da. Als Kunſtwerke der Vorſehung tragen ſie abgetrennt von den Uebrigen nun ihre eigene Geſtalt zur Schau. Jeder Zug ihres Antlitzes, jede Bewegung, jede Falte ihrer Gewandung ſteht wie in Marmor gehauen unabänderlich feſt, und den Verkehr dieſer Geſtalten untereinander nennen wir Geſchichte. Nun aber etwas Seltſames, faſt Undenkbares: die Phantaſiegeſchöpfe der Künſtler miſchen ſich unter dieſe wirklichen Menſchen, als hätten auch ſie wirklich gelebt und gehandelt und gelitten gleich ihnen. Bei Vielen von denen aber, die wirklich ſo gelebt zu haben ſcheinen wie wir ſie heute ſehen, fließt doch nur Wahrheit und Dichtung ineinander.

Digitized by Google

Der Montblanc.

Von

Paul Güßfeldt.

X.

Wir zogen am 31. August (1886) gegen zwei Uhr Morgens aus, gemeinsam und doch getrennt. Da die Jahreszeit vorgerückt war, so stand uns eine mehrstündige Nachtwanderung bevor. Man muß sie in den Kauf nehmen, um den Gipfel zu früher Stunde zu erreichen; aber Vergnügen ist kaum damit verbunden, und die Zeit fließt äußerst träge. Denn dem Auge wird nichts Anderes geboten, als Licht und Schatten einer brennenden Laterne und das schwach beleuchtete Bodenfleckchen, auf welches gerade der Fuß gesetzt werden muß. Nur gelegentlich, bei einem kurzen Halt, erhebt sich der Blick zu dem schwarzen, gestirnten Himmelsgewölbe und zu den dämmernden Schneehängen des Firnthals.

Ueber keine Bergbesteigung wüßte ich deshalb weniger mitzutheilen, als über diese. Von der Basis des Mulets-Felsens bis zum Gipfel des Montblanc zog sich eine breite Trace festgetretenen Schnees, ein angenehmes Vermächtniß der jüngst vorangegangenen Expeditionen. Man brauchte nur einen Fuß vor den anderen zu setzen, um sein Ziel zu erreichen, und hatte nicht *einmal* nöthig, sich mit der Hand an Eis oder Fels festzuhalten.

Der Marsch nahm bald ein schnelles Tempo an, denn die Kälte wuchs auffallend rasch. Wir stiegen südwärts im Grunde des Thales auf, welches meines Wissens von Sauſſure als Vallée de neige bezeichnet wurde, unter den Osthängen des Dôme du Goûter. Es besitzt zwei Stufen, auf denen die Neigung gering ist: das Petit Plateau in 3680 m Höhe und das Grand Plateau in 3950 m. Das obere Ende des letzteren wurde nach 2 Stunden 22 Minuten erreicht, und wir befanden uns daselbst bereits 900 m über den Mulets. An dieser Stelle trennen sich die drei Wege, welche zum Montblanc führen. Zwei derselben gehen nach links in östlicher Richtung ab und führen über die Hänge zwischen Montblanc und Mont Maudit; den einen nennt man den Corridor- und Mur de la Côte-Weg; der andere, rechts davon gelegene und kürzere, heißt der Ancien Passage. Zwischen beide schieben sich aus der Höhe von circa 4500 m zwei Felsmassen

Digitized by Google

gegen das Grand Plateau: die Rochers Rouges. Ueber ihre Köpfe führt die Fortsetzung des Corridor-Weges zum Gipfel. Der Name „Ancien Passage" erklärt sich von selber, weil die ersten Montblanc-Besteiger diesen Weg einschlugen. Er hält die kürzeste Linie zwischen dem Grand Plateau und dem Gipfel.

Der dritte Weg liegt dem Corridor gegenüber und zieht sich über die Hänge des Dôme du Goûter. Diesen schlugen wir ein. Er ist — abgesehen von dem Stück über die Bosses — langweilig, aber sehr sicher. Das Ueberschreiten der „Grande Crevasse", d. h. des Bergschrundes, bleibt natürlich nicht erspart. Der Hang wurde in der Morgendämmerung erstiegen, was etwas über eine Stunde beanspruchte, und nach einer Schneewanderung von 3½ Stunden erreichten wir die ersten Felsen. Es waren die wenig aufragenden Rochers des Bosses, jetzt bekannt dadurch, daß der Franzose Herr Vallot daselbst das nach ihm benannte Observatorium erbaut hat.

Die Felsen gehören dem oberen Hufrande an und liegen nur noch 430 m unter dem Montblanc-Gipfel. Wir hatten also bereits 1330 m Verticaldistanz zurückgelegt, d. h. stündlich 380 m. Für einen Marsch über Schnee, auch wenn die Verhältnisse günstig sind, ist das ein hoher Durchschnittswerth, und, um ihn zu erreichen, ist mehr Kraftaufwand nöthig, als wenn der Weg über erdigen Boden geführt hätte. Außerdem wurde der Mittelwerth oft überschritten, da es immerhin einige Stellen gab, wo Firnspalten der Bewegung einen Hemmschuh anlegten; und diese Verzögerung mußte an anderen Stellen eingeholt werden. Kein Wunder also, daß ich während des ganzen Marsches wohlthuende Wärme empfand und nicht ahnte, daß die Temperatur von + 2° C., in den Grands Mulets auf — 11° C., bei den Rochers des Bosses, gesunken war. Jetzt aber, wo nothwendige Beobachtungen zu relativer Ruhe zwangen, machte sich die Reaction geltend.

Wenn irgend eine Thätigkeit des Reisenden das Mitgefühl anderer Menschen verdient, so sind das Beobachtungen mit Präcisionsinstrumenten bei großer Kälte und bewegter Atmosphäre. Ich benutzte diese Montblanc-Besteigung, um in verschiedenen Höhen die Temperatur der Dämpfe des kochenden Wassers zu bestimmen und die daraus abgeleiteten Werthe des Luftdruckes mit den Angaben zweier Aneroide zu vergleichen. Dadurch wurden einerseit die letzteren einer Prüfung unterzogen und sämmtliche Ablesungen derselben brauchbar gemacht; andererseit konnte die Verticalgliederung des Weges, unabhängig von anderen Beobachtern, abgeleitet und mit deren Resultaten verglichen werden. Es ist von großem Werthe, daß der Reisende auch auf *bekanntem* Terrain die Instrumente und Methoden prüft, deren er sich auf *unbekanntem* bediente oder zu bedienen gedenkt. Er liefert sich und Anderen dadurch eine indirecte Controle für die analogen Messungen auf seinem eigentlichen Forschungsgebiete.

Die beiden Tabellen, welche hier folgen, werden manchem Leser willkommen sein, weil sie Beispiele liefern für das Sinken der Siede-Temperatur des Wassers, wenn die Meereshöhe wächst. Sie wurden aus Beobachtungen mit *demselben* Instrumente erhalten (Baudin 174), gelegentlich meiner ersten und meiner dritten Montblanc-Besteigung.

Digitized by Google

A. August 1886.

Ort	Datum	Siedepunkt	Lufttemperatur	Meereshöhe
		°		
Chamonix	28. 4 U. 0 M. N.	96.67 C.	—	1050 m
Chamonix	29. 10 " 0 " V.	96.76 "	15.0 C.	1050 "
Pierre Pointue	30. 10 " 0 " V.	93.48 "	13.5 "	2050 "
Grands Mulets	30. 3 " 0 " N.	90.40 "	+ 7.0 "	3050 "
Rochers des Bosses	31. 5 " 30 " V.	86.03 "	— 11.0 "	4380 "
Montblanc-Gipfel	31. 7 " 15 " V.	84.60 "	— 8.5 "	4810 "
Grands Mulets	31. 11 " 15 " V.	90.41 "	+ 6.0 "	3050 "
Chamonix	31. 6 " 30 " N.	96.80 "	22.0 "	1050 "

B. August 1892.

		°		
Courmayeur	14. 2 U. 20 M. N.	96.15 C.	20.0 C.	1230 m
Brenva-Biwak	15. 5 " 0 " N.	90.03 "	+ 8.5 "	3190 "
Montblanc-Gipfel	16. 4 " 30 " N.	84.92 "	— 4.0 "	4810 "
Rochers des Bosses	16. 7 " 0 " N.	86.32 "	— 1.5 "	4380 "
Rochers des Bosses	17. 7 " 40 " V.	86.40 "	—	4380 "
St. Gervais	18. 8 " 30 " V.	97.50 "	+ 22.0 "	810 "
Montenvert	18. 9 " 0 " N.	93.83 "	16.0 "	1920 "
Col du Géant	19. 1 " 0 " N.	89.14 "	4.5 "	3360 "
Courmayeur	20. 9 " 0 " V.	96.05 "	18.0 "	1230 "

Der Aufenthalt auf den Rochers des Bosses währte eine halbe Stunde, und um 5 Uhr 48 Minuten zogen wir weiter. Von jetzt ab bot auch die Besteigung als solche Interesse, denn wir hatten den Kamm des Dôme-Grates erreicht, standen zwischen Dôme du Goûter und Montblanc, sehr nahe dem erstgenannten Gipfel, und begannen eine Gratwanderung, indem wir nach links schwenkten. Der Blick konnte nun nach beiden Seiten schweifen; der Schneewall versperrte nicht länger die Aussicht nach Südwest, wo steile Seitengletscher dem großen Glacier de Miage zustreben und wo das gegenüberliegende Gebirge — die Miage-Kette — in ebenso steiler Böschung aufsteigt.

Der Weg zum Gipfel lag eindeutig bestimmt vor uns, nicht völlig geradlinig, sondern auf seiner letzten Strecke nach links, d. h. ostwärts gekrümmt, so daß die krönende Calotte in ihrer ruhigen Grandezza zu voller Geltung kam. Bis zu ihrem Fuße steigt der Kammgrat rasch an und trägt die beiden Schnee-Mamelons, welche Bosses du Dromadaire genannt werden.

In dem bereits erwähnten Buche von M. Durier, das so reich ist an anziehenden historischen Daten, findet sich eine Erzählung über die erste Ersteigung der Bosses, welche wie ein Roman klingt und doch vollkommen wahr ist. Danach hat, etwa im Jahre 1840, der Führer Marie Couttet aus Chamonix, mit dem Beinamen Moutelet (Patois für Wiesel), in seinem 76. Lebensjahre und allein den Montblanc über die Bosses erstiegen. Da er ein lächerliches Aeußere hatte und für harmlos verrückt galt, so glaubte ihm dies Niemand.

Digitized by Google

Anerbietungen: Reisende auf dem neuen Wege zu führen, wurden höhnisch abgewiesen; er hatte alle Führer gegen sich. Im Jahre 1848 holte nun Marie Couttet auf den Grands Mulets eine Expedition ein, welche den Montblanc auf dem damals üblichen Wege durch den Corridor besteigen wollte. Sein Anerbieten blieb von Neuem unberücksichtigt; er wanderte allein voraus, bis zum Grand Plateau, und erwartete hier die Karawane, welche ihn wiederum stehen ließ. Als die Expedition noch im Aufstieg begriffen war, kam ihr Moutelet vom Gipfel des Montblanc entgegen. Da er den Weg des „Ancien Passage" nicht eingeschlagen hatte, so konnte er nur über den Kamm der Bosses gegangen sein. Er hatte damals das Alter von 84 Jahren erreicht. Es bleibt unverständlich, daß die Führer von Chamonix nicht sogleich eine Wiederholung unternahmen. Erst im Jahre 1859 hat Charles Hudson, der am 14. Juli 1865 am Matterhorn abstürzte, die Besteigung über die Bosses von Neuem ausgeführt.

Am 18. August 1892 hatte ich in Chamonix Gelegenheit, den früheren Führer Sylvain Couttet zu sprechen. Sein Großvater und Marie Couttet waren Brüder, und Sylvain hatte den alten Großonkel noch gekannt; ich ließ mir von ihm erzählen, was er wußte, und seine Darstellung stimmte fast durchaus mit derjenigen Durier's.

Wir gebrauchten etwas weniger als $1^1/_2$ Stunden, um den Grat auf den vorhandenen guten Stufen zu überschreiten, machten dann eine kleine Pause, erstiegen die Calotte und erreichten den vorderen Gipfel um sieben Uhr fünf Minuten. Dieser ist der westliche Endpunkt eines horizontalen Schneegrates von etwa 120 Schritt Länge, der sich an seinem Ost-Ende theilt und einen Zweig gegen den Montblanc de Courmayeur sendet, den anderen zum Col de la Brenva. An Ort und Stelle empfängt man also den Eindruck, daß der Montblanc nicht in einem Punkte, sondern in einem horizontalen Linienstück culminirt.

Hier oben ist die Atmosphäre selten ruhig. Auch wir hatten unter dem Ostwinde zu leiden, der trotz mittlerer Intensität bei einer Temperatur von — 10° C., später — 8° C., sehr fühlbar wurde. Die Schwierigkeiten, den Kochapparat des Hypsometers in Thätigkeit zu setzen, waren nicht gering; aber die Beobachtung gelang

XI.

Für die meisten Menschen, welche die Calotte des Montblanc erstiegen haben, bedeutet der Punkt die größte von ihnen erreichte Höhe; die wenigsten haben Aussicht, je im Leben höher hinauf zu gelangen. Es ist also ganz natürlich, daß das bloße Factum, auf dem Niveau von 4810 m zu stehen, ein besonderes Ereigniß in dem Leben der Montblanc-Besteiger darstellt, und daß sich besondere Erwartungen an das Bild knüpfen, welches sich hier oben enthüllen muß. Auch hat es nicht an Beschreibungen dieses Bildes gefehlt, und wenn der Leser die lange Reihe hat über sich ergehen lassen von Berggipfeln, Flüssen, Seen, Thälern und Wohnstätten, die dem Panorama angehören, so wird ihm als non plus ultra das Leuchten des Mittelländischen Meeres verkündet.

Will man den Versuch wagen, ein Panorama zu beschreiben, so muß man in erster Linie die Entfernung der erkannten geographischen Elemente angeben.

Digitized by Google

Denn nichts beeinflußt den Eindruck eines Gegenstandes auf den Beschauer so stark, als deren Entfernung von einander. Das kommt uns am besten zum Bewußtsein, wenn wir Gemälde betrachten, auf denen große Menschenmassen in der Tiefenrichtung des Bildes dargestellt werden; die Meisterwerke Adolf Menzel's sind in dieser Beziehung besonders lehrreich. Analog so wirkt die Landschaft um den Montblanc auch: unerbittliche Wahrheit der Zeichnung, umflossen von dem Duft, welchen die Natur über die Dinge ausgießt; packende Vordergründe, ein Mittelgrund vollen Lebens und dann jenes allmälige Ersterben der Töne am Ende des Sehbereiches in ein ewiges Grau.

Dieses Grau ist es auch, welches der Landschaft um den Montblanc das Ansehen einer Insel gibt; sie erhebt sich aus einem Meere, das nicht einem Spiegel gleicht, sondern einer riesenhaften Schiefertafel. Von den kreisrunden Uferlinien der Insel aus differentiiren sich allmälig Formen und Lufttöne gegen das Herz zu. Das Auge, nach welcher Richtung es sich wenden mag, hat stets ein Symbol der Schöpfungsgeschichte vor sich: aus einem fern liegenden, formenlosen Chaos sieht es Gestaltungen sich entwickeln, die um so deutlicher, formenreicher und mächtiger wirken, je näher sie liegen. Und dabei kann die Entwickelung sehr verschieden sein, je nach den Himmelsrichtungen, in welchen sie beobachtet wird; je nach der Massigkeit, Höhe und Entfernung der Gebirge, welche in jenen Richtungen liegen.

Von den deutlich sichtbaren Berggruppen sind zu nennen die Zermatter Berge mit dem Monte Rosa-Stock, die Berner Alpen, die Gruppe des Grand Paradis und seine Nachbarn, die des Pelvoux. Alle diese umlagern das Montblanc-Massiv als Trabanten, deren weißliche Schneewälle aus dem Grau und Violett der tieferen Luftschichten aufragen. Sie machen den Eindruck einer erhabenen Ruhe, weil sie nur als Gebirgsmassen wirken und weil die oft sehr schroffen Gipfel alles Abschreckende verloren haben. Der Anblick ist lehrreich, weil er unmittelbar zeigt, wie gering die Masse auch der imposantesten Gipfel gegen die Masse des Fundamentes ist. Die stille Arbeit des unberühmten Mannes, über vergangene und lebende Geschlechter summirt, gleicht diesen fundamentalen Massen; die Leistung des Genies gleicht den daraus aufspringenden Gipfeln. Welch ein Trost für den Bescheidenen, seine Arbeit, das Glück seines Lebens, verwandt zu sehen für einen Colossal-Bau, gegen welchen die Einzelwerke auch des Größten, Berühmtesten klein erscheinen.

Aber weder die genannten Gebirgsgruppen noch die ungenannten dazwischen liegenden, geben der Montblanc-Aussicht das Ueberwältigende, das ihr eigen ist. Die Kraft des Zaubers ist vielmehr an die nähere Umgebung gebunden, in welcher alle Elemente der Hochgebirgswelt, Schneekuppen, Felszähne, Seitengrate, Firnhänge, Gletscherströme bis hinab zu den grünenden Thalsohlen der Arve und der Doire mit einander verschmolzen sind. Der Standpunkt ist so hoch, daß der nahe gelegene, 4472 hohe Mont Mandit nichts von dem Rücken verbirgt, welcher sich von der Aiguille Verte im Bogen zu den Grandes Jorasses zieht. In dem Abhang dieser langen Kette von Hochgebirgsgipfeln sieht man den Circus des Glacier de Talèfre eingebettet; ganz deutlich tritt der in seiner Mitte liegende Jardin-Fels hervor. Die Grandes Jorasses wirken wie ein mächtiger

Digitized by Google

Eckpfeiler, an dessen rechter Seite sich der Blick zu dem lärchenbestandenen Thal von Ferret bis zu 1500 m Tiefe senken kann, also durch eine Höhenschicht von 3300 m, während der Gipfel selbst auf die breit dahinter liegende Monte-Rosa-Gruppe projizirt wird. Man sieht auf beide Seiten der über den Col du Géant verlaufenden Kammlinie: auf den oberen Glacier du Géant und auf den italienischen Absturz; man sieht den Schneegrund zu Füßen des Mont Maudit und die Schründe, welche seinen Fuß durchsetzen, Schründe, deren eisige Kiefer schon manches Menschenopfer festgehalten haben; man sieht den sanften Dôme du Goûter, die schönen Felsgebilde der Aiguille du Midi; dazwischen Wohnstätten, überragt von dem Firnstrom, der das Grand und das Petit Plateau trägt und in den Gletschern von Bossons und Taconnay endet. Jenseit Chamonix erscheint das rechte Gehänge des Arve-Thals, das selbst wieder Aussichtspunkte für den Montblanc bietet: Flégère, Plan Praz, Brévent. Besonders herrlich anzuschauen sind die Gruppe des Grand Paradis und die rechts davon gelegenen hohen Alpen des Südens; aber oft liegt gerade dieser Abschnitt des Rundbildes, auch bei gutem Wetter, in Wolken.

Der fast horizontal erscheinende Schneegrat zwischen der Calotte und dem Montblanc de Courmayeur verdeckt wohl Manches, und auch der Südwesthang des Montblanc bleibt verborgen; aber die gegenüberliegende Seite des Miage-Gletschers zeigt ihre krönenden Zinnen: die Aiguille de Trè-la-Tête und deren Nachbarn.

Alles ist groß, erhaben! Der horizontal gerichtete Blick trifft nach keiner Richtung mehr auf irgend welche Erhebung der Erdoberfläche. Wenn man in die Weite starrt, so glaubt man in der Luft zu schweben; wenn man zu Boden schaut, so sieht man auf eine fast ebene Fläche gleichmäßig pulverigen Schnees, auf der das Auge ausruhen kann von dem Eindrucke der wilden, wechselnden Formen. Und wiederum, wenn man jenseit des Gebietes der eigentlichen Montblanc-Gruppe Umschau hält, wo nun die Berge unter verschwindenden Gesichtswinkeln erscheinen, so taucht vor der Seele des Vielgewanderten die lange Reihe der Expeditionen auf, welche er unternahm, um jene Berge zu ersteigen, deren jeder den Montblanc von anderen Standpunkten aus enthüllte. Dann wachsen sie heraus und erscheinen vor der Erinnerung unter dem Gesichtswinkel, den sie hatten, als man vor ihnen stand; dadurch erhält auch der Mittel- und Hintergrund der Montblanc-Aussicht eine Bedeutung, welche in Wirklichkeit nur die nächste Umgebung besitzt.

Auf diese kommt man immer wieder bewundernd zurück und preist die gnädige Stunde, welche ein solches Schauspiel aufrollte. Denn wer nicht nur die bestrickende Pracht, sondern auch die bestrickenden Tücken des Hochgebirges kennt, der weiß, wie ganz anders das Schauspiel sich hätte gestalten können! Der Vorhang hebt sich im Nebelwetter nicht, und dann wird der Zuschauerraum zur Bühne für ein Trauerspiel. Die blendende Landschaft wird grau, über ihre Abhänge und Grate braust der Sturm; die vom Boden aufgehobenen Eiskrystalle mischen sich in wildem Wirbel mit den vom Himmel niederfallenden, sie werden dem Wanderer ins Gesicht gepeitscht; der Athem vergeht, die Schmerzen wachsen,

Digitized by Google

die Kälte ergreift den Unglücklichen und wird zum Vorboten des Todes; die Kräfte sinken dahin, ehe Rettung erfolgen konnte!

So sind Menschen auf den Gefilden des Montblanc umgekommen, andere sind verstümmelt, mit erfrorenen Gliedmaßen zurückgekehrt. Das muß hier erwähnt werden, damit dieser Aufsatz frei bleibe von der Schuld, eine Montblanc-Besteigung als etwas Unverfängliches hingestellt zu haben. Wenn die Elemente mit voller Gewalt gegen den Menschen losgelassen werden, der auf der Calotte steht, so ist auch der Beste unter den Starken, Entschlossenen, Abgehärteten nicht im Stande, ihnen zu widerstehen; er *muß* zu Grunde gehen.

XII.

Es ist sehr verführerisch, sich die Aussicht vom Montblanc nach der Karte zu construiren. Das Verfahren ist ebenso einfach wie bequem: man berechnet die Seitenlänge des flachen Kegels, dessen Spitze 4810 m über dem Meeresspiegel liegt und dessen Seiten die gekrümmte Erdfläche berühren. Als Resultat ergibt sich die Länge von 247 km. Mit diesem Radius, reducirt nach dem Maßstabe der benutzten Karte, schlägt man einen Kreis um den Montblanc und erklärt alle Punkte der Kreisfläche als der Aussicht zugehörig!

Abgesehen davon, daß ferne Punkte derselben Sehlinie durch näher gelegene verdeckt werden können, trügt die aus dem Bilde abgeleitete Vorstellung schon deshalb, weil auf dem Kartenblatt gleich große Horizontaldistanzen als gleich lange Strecken wiedergegeben werden, während sie in der Wirklichkeit unter ungleichen Gesichtswinkeln erscheinen können. Es ist hier nicht der Ort, die perspektivischen Veränderungen geometrisch zu begründen. Bedingt sind dieselben durch den Standpunkt des Beschauers und die räumliche Lage der betrachteten Strecke. Desgleichen werden Unterschiede bedingt durch die Absorption der Lichtstrahlen. Während auf dem Kartenbild alle Punkte innerhalb des geometrisch abgeleiteten Gesichtskreises gleich deutlich zur Darstellung kommen, werden sie in dem Netzhautbilde, welches von der Landschaft selbst erzeugt wird, mit der Entfernung lichtschwächer.

Es ist unmöglich, die Gesammtwirkung der ins Spiel kommenden Factoren für alle Elemente der Landschaft zu berechnen und dadurch zu einer richtigen Vorstellung des Panoramas zu gelangen. Wer es also unternimmt, eine Aussicht nach der Karte zu construiren, der ist ziemlich sicher, in grobe Irrthümer zu verfallen.

Dagegen ist es interessant, in ein Panorama, während man es betrachtet, die für dasselbe geltenden geometrischen Ausmessungen hineinzuweben; ähnlich so wie ein Kartenbild mit dem Netz der Längen- und Breitengrade verbunden wird. Das kann z. B. dadurch geschehen, daß um den Berggipfel als Mittelpunkt concentrische Kreise geschlagen werden, deren erster 50 km Radius besitzt, der zweite 100, der dritte 150, u. s. w. mit einem constanten Wachsthum von 50 km. Dadurch wird die Landschaft in ringförmige Zonen zerlegt mit dem centralen Kern einer Kreisfläche von 50 km. Man sieht dann zu, unter welchem Gesichtswinkel die einzelnen Zonen erscheinen, und erhält dadurch eine Vorstellung, in welchem Maße sich der Gesichtswinkel mit wachsender Entfernung verringert. Es fallen nun

Digitized by Google

in den inneren Kreis von 50 km Radius: die ganze Montblanc-Gruppe, ihre südliche Fortsetzung bis zum Col du Mont Iséran und der Grand Combin; auf die Peripherie: die Paradisgruppe;

in die erste Ringzone (50—100 km): das Walliſſer Hochgebirge um Zermatt, der Mont Cenis, der Genfer See;

in die zweite Ringzone (100—150 km): die höchſten Gipfel der Berner Alpen, der Lago maggiore, Turin, der Monte Viſo, die Gruppe des Pelvoux, der Neuenburger See und Bern;

in die dritte Ringzone (150—200 km): der Comer See, Mailand, nördliche Seitenketten des Apennin, der Col di Tenda, Lyon, Baſel (Peripherie) und der Vierwaldſtätter See;

in die vierte Ringzone (200—250 km): die Bergamasker Alpen, ein Stück des Apennin, die Riviera von Genua bis Nizza, der innere Golf von Genua, ein Stück der Cevennen, Dijon, das Plateau von Langres, Belfort, Mülhauſen, Zürich und ſein See, die Bernina-Gruppe.

Wie bereits erwähnt, hat der Radius des geometriſchen Montblanc-Horizontes eine Länge von 247 km. Durch die Luftrefraction wird er erweitert, und eine Lichtquelle, wenn ſie intenſiv genug wäre, könnte noch in 250 km Entfernung wahrgenommen werden. Läge der Montblanc da, wo Berlin ſich ausbreitet, ſo würde alſo ſein Gipfel, wenn er leuchtete, von Hannover aus in horizontaler Richtung erſcheinen, vorausgeſetzt, daß alle Unebenheiten weggeräumt wären.

Die folgende Tabelle zeigt, wie der Geſichtskreis mit der Höhe wächſt:

Höhe	Halbmeſſer des Geſichtskreiſes
1000 m	113 km
1500 m	138 km
2000 m	160 km
2500 m	178 km
3000 m	195 km
3500 m	211 km
4000 m	225 km
4500 m	240 km
5000 m	252 km

Die Berechnung dieſer Werthe iſt ſehr einfach und beruht auf einer bekannten Eigenſchaft des Kreiſes, dem ſogenannten Potenzſatze. Man erhält den Halbmeſſer, welcher dem Geſichtskreis einer beſtimmten Höhe zukommt, indem man die Quadratwurzel dieſer Höhe mit 112,8 multiplicirt. Letztere Zahl iſt die Quadratwurzel des doppelten Erdradius (in Kilometern), ändert ſich alſo ein wenig mit der geographiſchen Breite.

Die Tabelle lehrt, daß man aus 4000 m Höhe doppelt ſo weit ſieht, wie aus 1000 m. Im Hinblick auf die Thatſache, daß jenſeit 100 km nur noch große Gebirgsmaſſen, wie in unſerem Falle die Berner Alpen, ins Auge fallen, daß alles Andere unbeſtimmt, verſchwommen, lichtſchwach wird, lehrt die Tabelle auch noch etwas Anderes. Sie zeigt, daß es für die peripheriſchen Zonen des Rundbildes ziemlich gleichgiltig iſt, ob wir auf dem Montblanc ſtehen, oder auf

Digitized by Google

einem nur 2000 m hohen Aussichtsberge. Also gerade das, wovon wir uns den größten Eindruck versprechen: die außergewöhnliche Weite des Horizonts, bleibt nahezu wirkungslos.

Berechnet man, unter welchem Winkel die Strahlen gegen den Horizont einfallen, welche vom Montblanc-Gipfel gegen die oben erwähnten concentrischen Kreislinien gezogen werden können, so erhält man folgende Werthe:

Bei einem

Radius von . . .	50	100	150	200	250 km
Einfallswinkel von:	5°31′	2°45′	1°50′	1°23′	1°6′
Differenz		2°46′	0°55′	0°27′	0°17′

Die letzte Reihe gibt an, unter welchen Winkeln die Durchmesser der 1., 2., 3., 4. Ringzone erscheinen, und zeigt, wie schnell die Werthe nach außen zu abnehmen. Während der Ring zwischen 50 und 100 km noch einen Gesichtswinkel von 2°46′ besitzt, sinkt derselbe für die nächst fernere Zone bereits auf 0°55′, für die äußerste auf 0°17′.

XIII.

Nächst der Aussicht vom Montblanc-Gipfel und nächst den Witterungsverhältnissen pflegt das körperliche Befinden des Reisenden am häufigsten erörtert zu werden. Dasselbe ist kaum geringerer Mannigfaltigkeit unterworfen, als der Zustand des Wetters, und schwankt, je nach der Disposition und Durchschnittsbeschaffenheit des Reisenden, zwischen zwei Extremen. Das eine wird bezeichnet durch gesteigertes Wohlbefinden, das andere durch körperliches und geistiges Elend.

Wer sowohl in Leid wie in Freud zu beobachten fähig ist, der wird sich durch Schilderung seines Ergehens auf hohen Bergen ein Verdienst um die Physiologie erwerben, ja sogar um die Psychologie! Seine Aussagen müssen aber von ihm selbst streng geprüft werden, weil sie nahezu uncontrolirbar sind. Denn wir können stets nur unsere eigenen Empfindungen empfinden, und nie diejenigen Anderer. Ein solcher Einzelbericht erhält Werth, wenn andere Reisende Aehnliches geliefert haben. Dann lassen sich Vergleiche anstellen und bestimmte, stets eintretende Beeinflussungen nachweisen.

Es handelt sich um die Frage, in welcher Weise die Lebensfunctionen verändert werden, wenn der Mensch sein Gewicht durch *eigene Kraft* in höhere Niveaus bringt. Die Bedingungen werden andere, wenn die Hebung des Gewichts durch andere Kräfte erfolgt, wie z. B. bei der Benutzung eines Saumthiers, einer Bergbahn, eines Luftballons.

Wir pflegen die physiologischen Veränderungen in dem Hochgebirgswanderer als *Berg-Krankheit* zu bezeichnen. Das ist eine Einseitigkeit, welcher die Annahme zu Grunde liegt, daß das Normalbefinden stets *ungünstig* beeinflußt wird. Das Gegentheil kann der Fall sein und sich in erhöhtem Wohlbefinden kundgeben; ich möchte es *Berg-Ekstase* nennen. Sie besteht in einer gesteigerten Lebensfreudigkeit auf Grund erhöhter Muskel- und Gefühlsthätigkeit; *sie* ist es, welche den Menschen — wenn er ihre Reize einmal gekostet hat — immer wieder hinauftreibt aus den Thälern zu den äther-umspielten Höhen; sie ist es, welche uns auf Augenblicke die Empfindung des absoluten Glückes gibt.

Digitized by Google

Mit diesem Wenigen ist Alles gesagt, was sich von der Berg-Ekstase sagen läßt. Ueber das Häßliche, über die Berg-Krankheit läßt sich leichter reden. Vielleicht macht sich die realistische Kunst in unseren Tagen nur deshalb so breit, weil es sehr viel leichter ist, das Niedrige darzustellen, als das Erhabene.

Die wesentlichen Symptome der Berg-Krankheit sind verkürzte Athmung, Uebelkeit, Kopfschmerz, Gliederweh; sie erscheinen als Folgen gleichzeitig vorhandener Ursachen: der großen Anstrengung und der dünner werdenden Luft Jede dieser Ursachen für sich kann die angegebenen Wirkungen haben; sie treten ein, sowohl bei Ueberanstrengung am Meeresspiegel, wie beim ruhigen Verweilen in dem Schiffe eines hochgestiegenen Luftballons; kein Wunder, wenn ihre Combination sich in der Wirkungsfähigkeit so verstärkt, wie ein aus zwei Seilen gedrehtes gegen jedes einzelne.

In der Höhe hat die Luft zwar dieselbe procentische Zusammensetzung wie im Meeresniveau; sie enthält hier wie dort in 100 Raumeinheiten ein inniges Gemisch von 21 Raumeinheiten Sauerstoff und 79 Stickstoff. Aber ein Liter Montblanc-Luft enthält nur 55 Procent von einem Liter Meerluft; und in eben dem Verhältniß empfängt die Lunge, bei sonst gleichem Verhalten, den Sauerstoff in 4810 m und in 0 m Höhe. Trotzdem leidet auf der Calotte kein Mensch normaler Constitution von Athemnoth; es genügt, tiefer und schneller zu athmen, als an der Seeküste. In dem Niveau der letzteren ist eben hinreichend viel Sauerstoff vorhanden, daß wir im Zustand der Ruhe weder tief noch schnell zu athmen veranlaßt sind.

Es liefern also sämmtliche Gipfel der Alpen die Existenzbedingungen für den Menschen, so weit dieselben von der vorhandenen Sauerstoffmenge abhängen. Niemand, höchstens ein Asthmatischer, wird bei dem Abstieg vom Montblanc-Gipfel mit Mühe athmen; anders beim Aufstieg, wo die Hebung des Körpergewichts immer stärkeren Sauerstoffverbrauch bedingt. Da kann es vorkommen, daß das tiefe und wohl abgemessene Athmen in Röcheln übergeht, daß dieses dann Gehirn und Magen in andere Verfassung bringt.

Bergsteiger sollten sich bewußt sein, daß das richtige Athmen für sie eine ebenso große Wichtigkeit besitzt, wie für den Sänger, und daß es erlernt werden kann. Sehr viele Menschen ziehen beim Einathmen der Luft das Zwerchfell ein, statt daß sie es nach außen wölben sollten. Erst das Ausathmen ist mit einem Einziehen des Zwerchfells verbunden, wodurch die unbrauchbare Luft besser vertrieben und für die einzuathmende brauchbare mehr Platz geschafft wird. Jeder Mensch, dem es darauf ankommt, seine Respirationsorgane leistungsfähig zu erhalten, sollte täglich Athemübungen anstellen, sich flach auf den Boden legen, in der angegebenen Weise athmen und von Zeit zu Zeit den Oberkörper heben und senken, während die Füße durch irgend eine Vorrichtung am Boden verbleiben müssen.

Im Besonderen für das langwierige Ersteigen weiter Schneehänge wird der Wanderer Nutzen aus dem angegebenen Verfahren ziehen, also für Expeditionen wie die von den Grands Mulets auf den Montblanc. Indem man einen Schritt aufwärts thut, muß man tief Athem holen, und beim nächsten Schritt

Digitized by Google

die Luft energisch ausstoßen; man athmet dann nicht schneller als man geht, und geht nicht schneller als man athmet.

Bei den an meiner Person in Südamerika angestellten Beobachtungen blieb die Respiration bis zur Höhe von 5400 m, wo die Luft gerade halb so dicht ist wie unten, frei von Beklemmungsgefühl. Der höchste von mir erreichte Punkt liegt gerade so hoch über dem Montblanc-Gipfel, wie dieser über den Grands Mulets, und ich empfand Athemnoth erst von 6000 m Höhe an; wahrscheinlich spielte auch die außerordentliche Trockenheit der Luft eine Rolle. In der Niveau-Zone von 6000 bis 6500 m litt ich an Gliederschme rzenin den Oberschenkeln. Kopfschmerzen hatte ich nicht; auch fanden weder aus Mund noch aus Nase Blutungen statt.

In meinem Buche „Reise in den Andes von Chile und Argentinien, Berlin, Gebrüder Paetel, 1888", habe ich die Erfahrungen zusammengestellt, welche ich in den Alpen nicht machen konnte, weil diese nicht hoch genug sind. Es heißt daselbst am Schluß:

„Die Summe meiner Erfahrungen über die Puna (Bergkrankheit) ist die, daß ein gesunder, durch Anstrengung trainirter, aber nicht erschöpfter Organismus die Wirkungen der dünnen Luft nur in der Intensität der Lungenthätigkeit zeigt; daß die Ueberanstrengung der Lunge Mattigkeit und Gliederschmerzen zur Folge hat; daß der moralische Zustand, das Zutrauen zu den Begleitern und zu dem Erfolg das wirksamste Mittel gegen die Puna sind, und daß der Reisende, welcher in 6560 m noch arbeiten konnte, sehr wohl im Stande ist, die Höhe von 6970 m, d. h. die Aconcagua-Spitze zu erreichen, wo der Sauerstoffgehalt, verglichen mit dem in 6560 m, nur um $^1/_{20}$ geringer ist."

XIV.

Unser Aufenthalt auf dem Montblanc-Gipfel währte eine kleine Stunde, und dann stiegen wir stetig, aber mit Vorsicht, über die Bosses du Dromadaire zur Tiefe. Die Gratlinie hat keinen gleichmäßigen Fall, vielmehr gleicht ihr Verlauf dem Profil zweier, auf einander folgenden Terrassenstufen; das tiefst gelegene Stück — es endet in 4400 m Höhe — ist das steilste. Die Flächen zu beiden Seiten, der französischen rechts, der italienischen links, sind sehr abschüssig; entsprechend frei ist der Blick.

Der Aufstieg über diesen Grat hatte längst seine Schrecken verloren, als der Abstieg noch immer gefürchtet blieb; derselbe wurde erst einundzwanzig Jahre nach Marie Couttet's einsamer Expedition ausgeführt, und zehn Jahre nach derjenigen von Charles Hudson.

Sollte ausnahmsweise die Gratlinie des Doppelbuckels vereist sein, so bleibt ihre Ueberschreitung auch bei dem heutigen Stande der Alpentechnik schwierig. Ich habe in drei verschiedenen Jahren (1886, 1891 und 1892) den Schnee daselbst stets in einer Beschaffenheit angetroffen, welche der Calotte überhaupt eigenthümlich zu sein scheint; er gleicht, mehr als sonst der Hochgebirgsschnee, an Farbe und Beschaffenheit dem fein gestoßenen Zucker.

Nicht weit vom Fuß der unteren Bosses ragen die kleinen Felsinseln gleichen Namens flach über dem Schnee hervor; ihre Weg-Entfernung vom Gipfel darf

Digitized by Google

auf rund 3000 Schritte angegeben werden, während die Augendistanz gegen 2000 Schritte beträgt.

Wir folgten dem Schneekamm, welcher gegen den Dôme läuft, bis zu seinem tiefsten Punkt (4273 m). Dieser Col gewährt einen schönen Niederblick auf den Miage-Gletscher und einige thurmartige Felsbildungen der italienischen Flanke. Fast fünf Stunden hatten wir in der Gipfelregion des Montblanc verweilt und gleichzeitig auf der Wasserscheide von Rhône und Po. Nun mußten wir das Gebiet des letzteren verlassen und stiegen schnell hernieder zu dem Grunde des Firnkessels, der von der Calotte des Montblanc beherrscht wird.

Um zehn Uhr standen wir auf dem Grand Plateau. Kein Lüftchen regte sich. Von dem unbewölkten Himmel brannte die Sonne hernieder; der weiße Boden des Thales und seine weißen Hänge reflectirten ihre Strahlen aus allen Richtungen, ein Meer von Gluth und Blendung empfing uns. Während wir in der Nacht und am frühen Morgen einer, bis zu minus 11° C. sinkenden Lufttemperatur ausgesetzt waren, auf dem Gipfel durch Wind und durch Mangel an intensiver Bewegung bis aufs Mark durchkältet wurden: vollzog sich nun ein schroffer Wechsel, nicht anders als wenn man an einem kalten Wintertage nach langem Aufenthalt im Freien in die überhitzte Luft eines geschlossenen Raumes träte. Der Schnee wurde weicher und unser Marschtempo schneller, weil der unausgesprochene Wunsch uns gleichmäßig vorwärts trieb, dieser Gluth schnell zu entfliehen.

Die meisten großen Besteigungen, bei schönem, windstillen Wetter ausgeführt, setzen den Wanderer in eine ähnliche Lage; aber die Schneefelder sind anderswo in den Alpen minder weit erstreckt; Unterbrechungen durch Felspartien kommen vor, wo der Fuß auf der härteren Unterlage, das Auge auf der dunkleren Fläche Erholung findet.

Doch wer würde nicht dankbar eine geringe Unannehmlichkeit hinnehmen, deren Quelle, die leuchtende Sonne über einer reinen Atmosphäre, den schönen Verlauf seiner Expedition bedingte. Trotz brennenden Gesichts und ausgetrockneten Gaumens (alle unsere Getränke waren gefroren) hielt ich zuweilen an und blickte zurück auf die große Schöpfung. Sie gewährte ja auch den besonderen Reiz, den nur der Ersteiger kennt, den Reiz: jene Landschaft von ihrem höchsten Punkte aus beherrscht zu haben!

Der Eindruck ist gerade wegen des Zurücktretens der Felsgebilde eigenthümlich. So still, so gewaltig steigen die Hänge auf, und doch so ernst mahnen die tiefen Zerreißungen, die falldrohenden Eisblöcke, die zur Ruhe gebetteten Lawinentrümmer daran, daß das Schreckliche im Gefolge des Erhabenen wandelt.

Lawinen hörten wir nicht fallen, unversehrt passirten wir die Stellen bei dem Petit Plateau, welche von den Eiszerklüftungen des Dôme überragt werden, und trafen um elf Uhr Vormittags auf den Grands Mulets ein.

Hier wurden die Aneroide mittels des Kochthermometers controlirt. Das beste derselben hatte sich besser gehalten als je auf einer Besteigung vorher und nachher. Es betrug nämlich die Correction

Digitized by Google

	bei dem Aufstieg		Abstieg
Chamonix . . .	+ 6.8 mm		8.3
Pierre Pointue .	6.7		—
Grands Mulets .	8.3		10.4
Rochers de Bosses	7.2		—
Montblanc. . .	7.9		7.9.

Auf den Grands Mulets verweilten wir eine halbe Stunde, überschritten alsdann die Eisfelder der Jonction und befanden uns um ein Uhr wieder im Pavillon de la Pointe Pointue auf festem Boden. Der schönste Gruß, den man nach langem Verweilen in der Firnregion empfängt, ist stets der der blühenden Kräuter, der Matten und Wälder.

Von dem Pavillon kann das Auge noch einmal die ganze Besteigung überfliegen, und auch ein Reisender, dessen Wunsch, sie auszuführen, unerfüllt bleiben mußte, wird hier für seine Vorstellungen den rechten Halt gewinnen. Zerrissener als die Fläche einer Stromcascade, ebenso mächtig und steil, liegt der Bossons-Gletscher da und zeigt jenseit bläulicher und gesättigter weißer Töne das gegenüberliegende Felsenufer der Montagne de la Côte. In unzählige Spalten kann der Blick sich verlieren, und wohl begreiflich erscheint die Scheu der Montblanc-Pioniere, sich hier den Weg zum Gipfel zu bahnen. Fast in der Mitte der abschüssigen Landschaft bricht die Gruppe des Mulets-Felsen durch das Eis und gewährt der Betrachtung einen Ruhepunkt.

Man darf nur einen Frontwechsel vornehmen, um Wälder und die duftige, dunklere Thalsohle zu erblicken; dies thaten wir, stiegen gemächlich ab und erreichten das eintausend Meter tiefer gelegene Chamonix im Laufe eines heißen Nachmittags.

XV.

Damit hatte ich allerdings den Montblanc, von der Nordseite her, kennen gelernt; aber das durfte nicht genügen, wenigstens nicht für eine erschöpfende Schilderung. Man bedenke, daß das Firngebiet des Bossons-Gletschers nur den vierten Theil von der oberen Fläche des Montblanc-Mantels einnimmt; sollten nicht etwa die übrigen Seiten dasselbe oder ein noch höheres Interesse beanspruchen?

Eine dieser Seiten ist der aufgehenden Sonne zugerichtet und fällt zu einem Theil gegen den Firnboden des Géant. Auf ihr verläuft die berühmte Wanderung über die Mer de Glace zu dem Col du Géant (3360 m). Der Weg, wenn man ihn auf einer Karte einzeichnet, ähnelt sowohl in seinen Krümmungen wie in seiner Durchschnittsrichtung dem beschriebenen von der Arve über Pierre Pointue und Grands Mulets zum Montblanc. Auch die Art, wie beide Wege zu ihrem Culminationspunkt aufsteigen und dann nach der anderen Seite zu dem Doire-Thal niedergehen, ist dieselbe. Die Profile gleichen dem Querschnitt durch eine Welle, welche im Begriff steht, sich gegen Süden zu brechen. Ihr kräuselnder Kamm trägt den Montblanc und den Col du Géant; die Steilseite ist gegen die Doire, die sanftere gegen die Arve gerichtet.

Digitized by Google

Wem es nicht gerade darauf ankommt, den Austritt des Arveiron-Flusses aus der Mer de Glace zu sehen — das letzte Stück derselben wird Glacier des Bois genannt —, der pflegt dieses Gletschergebiet auf einem kürzeren Wege zu erreichen. Gerade so wie der Winkel zwischen Arve und Bossons-Gletscher durch den directen Aufstieg zu der Pierre Pointue abgeschnitten wird, so geschieht es hier durch den Aufstieg zum Montenvert (1920 m). Der Punkt liegt an der oberen Waldgrenze des Bergrückens, welcher von den Aiguilles de Charmoz gegen die Arve vorstößt, und beherrscht bereits das große Thal, in welchem die Mer de Glace eingebettet ist. Er ist wohl allen Chamonix-Besuchern bekannt. Dort beginnt man die Expedition zum Col du Géant meist am frühen Morgen und ist Nachmittags oder Abends in Courmayeur.

Gewiß gibt es Gletscherwanderungen, noch weiter erstreckt und nicht minder großartig, als die über die Mer de Glace zu dem Col du Géant; aber keine andere hat eine ähnlich fascinirende Wirkung auf mich ausgeübt, wie diese.

Es erging mir dabei genau so wie mit classischer Musik. Je genauer man die Partitur kennt, um so mehr wird man sich nach der Aufführung selbst sehnen; und in gleicher Weise: je mehr man die Karten einer classischen Landschaft studirt hat, um so stärker wird das Bedürfniß nach einer Wanderung durch diese selbst empfunden werden. Das Große und Schöne wirkt erst wahrhaft erhebend, wenn es uns unmittelbar durch die Sinne übermittelt wird; es will mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen sein; und je öfter das geschieht, desto mehr nehmen wir davon auf.

Das Classische gleicht einem unerschöpflichen Schatz; je tiefer man in dasselbe eindringt, je häufiger man es zum Gegenstande seiner Beschäftigung macht, um so reichlicher lohnt es die Mühe. Es ist ein Gefäß aus Gold, man mag es handhaben, so oft man will, stets zeigt die Oberfläche das edle Metall. Das Nichtclassische trägt nur eine Vergoldung, sie geht durch häufigen Gebrauch verloren.

Das Fascinirende der Géant-Landschaft liegt offenbar darin, daß Alles, was man sieht, nicht bloß groß oder phantastisch ist, sondern auch künstlerisch gegliedert erscheint. Es ist, als hätte die Natur eine selbstgewählte Aufgabe mit liebevoller Hingebung gelöst, nämlich die Aufgabe, die wichtigsten Erscheinungsformen des Hochgebirges in besonders vollendeten Typen harmonisch zu vereinigen. Da haben wir alle Bildungen, welche aus Eis entstehen können; alle Bergformen, mit denen das Gestein in die Luft ragen kann. Wir werden auf der Wanderung über ganz verschieden gestalteten Boden geführt und erfahren seinen Einfluß auf unser ästhetisches Empfinden.

Wenn wir am frühen Morgen auf dem fast ebenen, breiten Eisstrom fortschreiten und unmerklich das Niveau von 2000 m erreichen, wenn eine tiefe Stille herrscht, die Gletscherbäche noch schlummern, kein Lüftchen sich regt, die Landschaft im Schatten daliegt, so wird uns feierlich zu Muth. Wir befinden uns zwar in der Eisregion, aber weder Gefahr noch Anstrengung bedrängen uns, und da wir noch verhältnißmäßig tief stehen, so ragen die Berge um uns her hoch auf.

Digitized by Google

Ein Stein in 2200 m Höhe, nach dreistündiger Wanderung erreicht, inmitten des noch immer ebenen Eismeeres, bot einen erwünschten Ruhe- und Aussichtspunkt. Denn während des Marsches, auch wenn er keine Schwierigkeiten bietet, wird die Aufmerksamkeit getheilt!, und kommt eine combinirende Gedankenthätigkeit nur schwer zu Stande. Jetzt aber war es leicht, festzustellen, daß nach oben zu drei verschiedene Wege auseinandergingen, und daß ein jeder in das Herz eines mauerumschlossenen Gletscher- und Firncircus führte. Derjenige, welchem wir folgten, wich von der Axe der Mer de Glace etwas nach rechts ab und verlor sich in dem Géant-Circus. Auf halbem Wege durchschnitten wir dabei die Linie, welche vom Montblanc-Gipfel gegen den Jardin läuft.

Welch' ein Gegensatz zwischen den duftig ausgefransten Felsnadeln der Aiguilles in unserer nächsten Nähe und dem massigen Fundament des Montblanc in dem zurückliegenden Grunde unseres Marsches; welch' ein Reiz auch des Unbekannten dadurch, daß der Gletscher vor uns sich nicht länger eben fortsetzte, sondern in einer breiten Cascade niederfiel. Dadurch blieb das Ziel der Wanderung zunächst verborgen; denn hinter dem nahen Profilrand des Eislabyrinthes ragten nur die Spitzen des Gebirges auf; der von ihnen beherrschte Boden des Géant-Circus lag verdeckt.

Die Eiscascade ist der Ausdruck für eine sprungförmige Aenderung in der Neigung ihrer Felsunterlage. Das Eis darüber zerreißt wie die Fläche eines starken Pappdeckels, der gebogen wird. Kein Wunder also, daß wir in jeder Firnlandschaft Stellen sehen mit zerklüfteter Eisbedeckung. Denn Felshänge und die steinernen Sohlen der Thäler besitzen selten ein gleichmäßiges Gefälle, so selten wie Menschen ein gleichmäßiges Temperament besitzen. Daher der Wechsel von Schroff und Milde, von zerrissenen und einheitlich gestalteten Stücken der Oberfläche.

Es gibt kaum eine große Besteigung in den Alpen, welche nicht durch die Zerklüftungen eines Gletschers oder längs des unteren Randes von aufgebrochenen Firnmassen führte. Man pflegt solche Bildungen kurzweg Séracs zu nennen. Diese provinzielle Bezeichnung für eine savoische Käseart wurde zunächst auf die Firntafeln und Firnthürme angewandt, welche oberhalb der eigentlichen Gletscher durch ein netzförmiges Spaltensystem erzeugt werden; später wurden sie auf alle Eisfiguren ausgedehnt, auch auf die unterhalb der Firnlinie gelegenen.

Wer zum ersten Male ein solches Gebiet betritt, der blickt verwundert auf das vor ihm liegende, bläulich schimmernde Gewirr von Eis, dessen Formenreichthum den der Felsgebilde übertrifft. Die Sprödigkeit des Eises gegen den Zug der eigenen Schwere, seine Schweißbarkeit durch deren Druck, die Modellirung seiner Gebilde durch Abschmelzung erzeugen eigenartige Formen, weil die Combination der Ursachen eigenartig ist. Das phantastische Moment, das uns daraus entgegenweht, wird verstärkt durch die Farbe des Eises. Dasselbe erscheint bläulich, wenn weißes Licht durch eine genügend dicke und reine Schicht gegangen ist. Das Blau wird um so gesättigter, je stärker die durchlässige Schicht ist. Da nun weißen die Strahlen, je nach der Richtung, aus welcher sie in das Auge treten, bald einen kürzeren, bald einen längeren Weg durch das Eis genommen haben, so färben sie sich ungleich, und es entsteht neben der Mannigfaltigkeit der

Digitized by Google

Formen eine solche der blauen Töne. Und endlich muß ein drittes, dem Eise eigenthümliches Moment hervorgehoben werden: der wässerige Ueberzug seiner harten Oberfläche. Dadurch werden Reflexwirkungen hervorgerufen. Als ein unheimlicher Glanz, ein unruhiges Glitzern treten sie uns entgegen.

Man fragt sich unwillkürlich, wie es möglich sei, einen Weg durch dieses glänzende Wirrsal zu finden? Indessen hat die That oft eine Antwort darauf gefunden. Mit der Axt in der Hand hat man die Eiswände der Spalten, die Grate der Pyramiden, die Schneiden der Eisdächer besiegt, und so häufig hat sich das wiederholt, daß man zwar vorsichtig und bedachtsam, aber ohne Furcht vor einer Niederlage ein Sérac-Gebiet in Angriff nimmt. Gerade das, was im Anfang den tiefsten Eindruck macht: die Schwierigkeit des Vorwärtskommens ohne Sturz, schwächt sich durch Wiederholung ähnlicher Passagen sehr stark ab. Schlimm ist nur, wenn das Vertrauen zu der erworbenen Kunst in Uebermuth ausartet. Wer nicht bei jedem Schritt, den er thut, an die Möglichkeit des Fallens denkt, der steht auch nicht auf der Höhe der Kunst.

Séracs schließen eine viel größere Gefahr in sich, als die des Ausgleitens oder der Umkehr. Sie besteht in den unberechenbaren Eisbrüchen, welche bald beschränkt auftreten und bleiben können, bald das ganze Firngebiet ergreifen, so weit es in der Richtung des steilsten Falls zerrissen ist. Dann wächst die Lawine auf ihrer Bahn; kommt sie endlich zur Ruhe, so bildet sie ein Trümmerfeld von Eisblöcken: ein memento mori für den Wanderer, den der Weg hier hindurchführt. Eine ähnliche Bedrohung besteht, wenn man gezwungen ist, horizontal unter steilen und stark aufgebrochenen Firnmassen fortzuschreiten.

Nie habe ich solche Strecken durchmessen, ohne daß ich nicht erleichtert aufgeathmet hätte, wenn sie hinter mir lagen. Denn ich kenne die furchtbare Gewalt dieser Phänomene; ihr Donnern schlug aus nächster Nähe an mein Ohr; ihr Winddruck warf mich in eine Spalte, die wie ein frisch gegrabenes Grab neben mir klaffte; in ihrem Grunde lag ich, als die Lawine selbst über die Oberfläche stürzte. Es ist genug, so etwas einmal erlebt zu haben, um immer wieder von Schauern durchweht zu werden, wenn man jene Stätten betritt, wo natürliche Vorgänge zu Katastrophen werden können.

XVI.

Mit dem Verlassen der unteren Gletscherfohle bekam unsere Wanderung einen anderen Charakter. Augenpunkt für die Richtung blieb die im Hintergrunde sichtbare Tour Ronde (3775 m), der linke Nachbar des Mont Maudit, eine Art Warte auf der Gebietsgrenze des eigentlichen Montblanc. Wir mußten etwa 260 m ansteigen, von 2300—2560 m, um an die Basis der Séracs zu gelangen, und ich traf auf dem Wege dorthin sogenannten rothen Schnee an, dessen Farbe bekanntlich von organischen Wesen herrührt. Im Jahre 1892 fand ich ihn wiederum vor, und zwar in noch größerer Ausdehnung. Durch den Druck des Fußes wird seine Farbe intensiver, ähnlich wie das Meerleuchten intensiver wird, wenn man das Wasser mechanisch aufrührt.

Der Fall der Thalsohle im Gebiete der Séracs ist gleichzeitig mit einer Verengung des Strombettes verbunden, weil die einander gegenüberliegenden

Digitized by Google

Aiguille du Plan und Dent du Géant ein Contrefort von jeder Seite vorschieben. Die Séracs liegen zwischen den Höhen 2560 m und 2710 m, haben also eine Mächtigkeit von 150 m. Wir überwanden sie in dreiviertel Stunden. Blickt man von der oberen Grenze thalwärts, so sieht man auch den erwähnten Jardin-Fels und kann mittels eines geeigneten Instruments constatiren, daß der Horizont das untere Ende jener herzförmigen, von Moränen eingefaßten Felsinsel berührt. Diese Wahrnehmung bot gleichzeitig eine Controle für meine Höhenmessungen.

Mit der Ueberwindung des Eissturzes tritt man aus der Gletscher- in die Firnregion. Die Namen sind der Oberflächenbeschaffenheit entlehnt; in der Tiefe der Firn- wie der Hochschnee-Region trifft man vermuthlich stets compactes Eis an.

Man tritt in einen weiten Circus ein, dessen untere Hälfte einen sehr zerrissenen Boden besitzt, viel gefährlicher zu durchschreiten, als die Séracs. Denn hier lauert die Gefahr unzuverlässiger Schneebrücken und des Verirrens in dem Spaltennetz. Der Marsch wird anstrengender, weil die Sonne den blendenden Schnee zu erweichen beginnt. Die Neigung des Firnbodens erscheint steiler, als sie ist, und die noch fehlenden 600 m des Aufstiegs (im Ganzen sind es 1440 m) würden an und für sich wenig Freude bereiten, wenn nicht der Firncircus selbst an Größe des Eindrucks gewänne. Von seiner Mitte aus sieht man ihn nur abwärts in nördlicher Richtung geöffnet, wohin die Gletscher abfließen; nach allen anderen Richtungen hemmt der Mauerkranz den Blick, von den Aiguilles bis zum Montblanc; von diesem zur Tour Ronde und dem Col du Géant, und dann endigend an einem der merkwürdigsten Gebilde der Alpenwelt, an der Dent du Géant. Ihr Fundament gleicht einem Unterkiefer, in welchen die Natur einen Riesenzahn von 300 m Länge eingesetzt hat.

Hier haftet kein Schnee; nur eine einzige Stelle leuchtet in 3910 m als weißer Punkt; dort findet sich eine kleine Felsplatte, 100 m unter dem Gipfel gelegen. Alles in Allem müssen von der Basis bis zum höchsten Punkte 230 m erklettert werden. Einen stärkeren Gegensatz als den zwischen diesem braunen spitzen Zahn und der weißen sanften Calotte des Montblanc kann man sich nicht denken. Die durch beide über den Boden gezogene kürzeste Linie schneidet den Weg zum Col du Géant etwa 150 m unter der Paßhöhe.

Ist der höchste Wegpunkt erreicht, so wird das Auge durch andere Gegensätze beschäftigt, nicht länger zwischen zwei Bergen, sondern zwischen zwei Landschaften. Dieselben stoßen zusammen in dem Kammgrat, von welchem die leicht geschwungene Sattellinie des Col du Géant ein Stück ist, und sind deshalb so verschieden von einander, weil die eine weite Firnkessel und lange Gletscherströme besitzt; die andere steile Schluchten in einem Felsgehänge, welches einem Plateauabsturz gleicht. Auf einer seiner Rippen, zwischen zwei Eisthälern erfolgt der Abstieg nach Courmayeur, das ganz nahe erscheint, aber 2100 m tiefer liegt. Die Doiren von Ferret und Val Véni umfließen das Massiv; ihre grünen, bebauten und bewohnten Thäler liegen geöffnet da und laden den Wanderer zur Rückkehr ein. Die eisgepanzerte Südostflanke des Montblanc, aus dem Brenva-Gletscher aufsteigend, beherrscht von dem Montblanc de Courmayeur, der Calotte und dem Mont Maudit, gibt der Landschaft um den Col du Géant eine Größe, die um so stärker empfunden wird, je länger man verweilt.

Digitized by Google

Es kann vorkommen, daß auf dem Wege zwischen Courmayeur und dem Joch der Fuß nicht einmal auf Schnee gesetzt wird. Wenn man unter solchen Bedingungen von der Sohle des Ferret-Thales in der Dunkelheit aufsteigt, mit anbrechendem Tage das Joch erreicht, und nun den Abstieg über die Schneegefilde nach Montenvert beginnt, so wirkt diese jähe Veränderung wie ein Traum; das habe ich an mir selbst erfahren können am 22. September 1865.

Wie unter den Bergen der Montblanc, so hat sich unter den Pässen der Col du Géant stets eines besonderen Ruhmes vor allen anderen Hochgebirgsjochen erfreut. In beiden Fällen ist der Ruhm berechtigt; begründet wurde er durch Saussure und seine Arbeiten. Derselbe hat, begleitet von seinem Sohne und einer Karawane, ein Jahr nach seiner Montblanc-Besteigung, vom 3. bis 18. Juli 1788, hier oben verweilt, d. h. sechzehn Tage lang. Er stellte daselbst vornehmlich meteorologische Beobachtungen an, welche von seinem Enkel Henri de Saussure im Jahre 1891 nach dem Originalmanuscript veröffentlicht worden sind; sie erhalten erhöhten Werth dadurch, daß in Chamonix wie in Genf correspondirende Beobachtungen angestellt wurden.

Die Hütte, welche Saussure damals errichtete, ist schon zweimal durch eine andere ersetzt worden. In der zuletzt erbauten hat die Königin Margarethe von Italien die stürmische Nacht vom 16. zum 17. August 1888 verbringen müssen, wovon eine Marmortafel Kunde gibt. Bei gutem Wetter würde man, für die bloße Ueberschreitung des Passes, eines Schutzhauses nicht bedürfen, und doch ist es auch dann willkommen; denn die Eindrücke der Natur summiren sich während des Marsches so sehr, daß man gern die Hütte betritt, um sich dagegen für einige Zeit abzuschließen.

Will man die Dent du Géant besteigen, so nächtigt man auf dem Col und hat den Vortheil, einen ganzen Abend auf dieser Höhe verbringen zu können.

XVII.

Wie bereits erwähnt, beabsichtigte ich, die italienischen Gehänge des Montblanc kennen zu lernen und dabei den Gipfel zu erreichen. Als ich im Jahre 1886 vom Col du Géant in Courmayeur eingetroffen war, trat ein plötzlicher Witterungswechsel ein, welcher die ungesäumte Verwirklichung des Vorsatzes zu Schanden machte.

Im Jahre 1888, dessen September den Hochgebirgswanderungen nicht günstig war, begab ich mich mit demselben Vorsatz an denselben Ort. Diesmal war Emil Rey bei mir; wir hatten soeben von Cogne aus einen Rundgang über die Grivola und den Grand Paradis gemacht und wollten nun den Montblanc in der Richtung von Courmayeur nach Chamonix traversiren. Zu diesem Zwecke zogen wir am 13. September aus und gelangten bis zum Lac Combal, 700 m höher als Courmayeur und 3½ Stunde entfernt davon. Ein feiner Regen, von dem Charakter unserer Landregen, gebot dem Marsche in 1940 m Höhe Halt.

Es ist eine noch größere Kunst, zur rechten Zeit umzukehren, als zur rechten Zeit vorwärts zu gehen. Daß wir letztere zu üben verstanden, davon hatten wir vor nicht zwölf Monaten den Beweis gegeben, als wir den Monte Scerscen von Italien nach der Schweiz überschritten. Jetzt schien uns die Umkehr geboten.

Digitized by Google

Auf der anderen Seite wollten wir die Chance besseren Wetters nicht verlieren und blieben in der Cantine de la Vizaille, einer dürftigen Bauernwirthschaft in 1650 m Höhe, gegenüber dem Contrefort von Péteret. Belohnt wurde dieses Ausharren nicht. Der Regen verstärkte sich, die Luft wurde schwüler, die Nebelhülle der Berge dichter; kleine Mosquitos belästigten; man athmete bedrückt, die Stimmung erlangte das barometrische Minimum: es war das Kehrbild alpiner Freuden. Die Nacht brachte durchaus keine Aenderung, und eine Regenpause benutzend, traten wir am folgenden Vormittag den Heimweg nach Courmayeur an, bei Sciroccoluft und unter den stechenden Strahlen der durch Wolkenrisse brechenden Sonne.

Wiederum verflossen zwei Jahre, und am 15. September 1890 stieg ich, vom Montenvert kommend, über Dent und Col du Géant nach Courmayeur nieder. Wir trafen während des 16. September unsere Zurüstungen. Am Abend regnete es, und am folgenden Morgen marschirten wir im Nebel aus. Unter einem Wechsel von Bewölkung und Klarheit wurde am Nachmittag um 3 Uhr unser Tagesziel erreicht: die sogenannte Quintino Sella-Hütte auf den Rochers du Montblanc, in 3370 m Meereshöhe und 2150 m über Courmayeur.

Hier oben verbrachten wir die Nacht vom 17. zum 18. September, eingehüllt in Nebel. Am Morgen lag derselbe noch; ein Theil seiner Feuchtigkeit hatte sich auf dem kalten Felsen als Eis niedergeschlagen und ihn mit einer glatten, harten Kruste überzogen.

Das Gestein bot dadurch alle Nachtheile von Eishängen, ohne die Vortheile, d. h. ohne die Möglichkeit, daß sich Stufen einschlagen ließen. Ganz kurze Strecken hätten wohl überwunden werden können, aber nicht jene mächtigen Grate, über welche die Besteigung führen sollte. Dazu kam der unsichere Zustand des Wetters.

Die Umkehr war wiederum zur Nothwendigkeit geworden, und ich erhielt dabei einen Vorgeschmack von dem, was aus einer Montblanc-Expedition werden kann, wenn seine Felsen sich mit Glatteis panzern.

Der Abstieg war wahrlich nicht leicht; aber eben weil es ein Abstieg war, so gelangten wir allmälig in die tieferen Lagen, wo das Glatteis aufhörte. Wir kletterten 900 m ab, bis zu dem Gletscherboden von Miage und stiegen trotz des schlechten Wetters zu dem gleichnamigen Col (3370 m) auf, welcher in dreistündiger Wanderung erreicht wurde. Von dort führte uns ein Seitenthal über den französischen Glacier de Miage in das Val Montjoie, und noch am selbigen Abend gelangten wir über St. Gervais nach Chamonix. Ganz verloren war die Expedition nicht; ich konnte eine Anzahl Wahrnehmungen machen, welche mir für die glücklich durchgeführte Besteigung des nächsten Jahres von Nutzen wurden.

XVIII.

Am Abend des 9. September 1891 rüstete ich zum dritten Male eine Expedition nach dem Montblanc aus. Außer dem Führer E. Rey begleiteten mich noch zwei der Leute, die sich im Winter auf den Grandes Jorasses und dem Grand Paradis bewährt hatten.

Digitized by Google

Unsere Expedition nahm den Aufstieg über die Rochers du Montblanc, den Abstieg über die Aiguille Grise und verdient allen Alpinisten empfohlen zu werden, welche den Montblanc, von Courmayeur aus, besteigen und dorthin zurückkehren wollen. Von allen möglichen Combinationen halte ich diese für die beste, sowohl in Rücksicht auf Belehrung wie auf erhebenden Genuß. Sie in umgekehrter Richtung zu machen, ist nicht anzurathen, auch bisher nicht geschehen.

Am 10. September verließen wir Courmayeur und wanderten durch das Val Véni, auf dem rechten Gehänge; das gegenüberliegende linke gehört dem Montblanc an. Man sieht zunächst auf die Eismassen des Brenva-Gletschers und staunt über seine mächtige Stirnmoräne, während der Weg gemächlich in schönem Fichtenwald verläuft. Weiße Nebel hingen in der Luft und an den Bergen; durch sie hindurch leuchteten Fels, Eis und Schnee, deren Formen nur stückweise zu übersehen waren. Diese Aufhebung des Zusammenhanges steigerte noch den Eindruck wilder Großartigkeit, die das Contrefort von Péteret auszeichnet, und wandelte den stolzen Bau in ein phantastisches Chaos.

Hart am Wege lag friedlich das weiße Kirchlein von Notre Dame de la Guérison; es ist mir oft ein freundlicher Augenpunkt gewesen, wenn ich aus großen Höhen in die Tiefen der Thäler blickte. Kaum merklich steigend, verlief nun der Saumpfad in etwa 1500 m Höhe um die Basis des zuckerhutförmigen Mont Chétif. Wenn man den Wald der Fichten und Lärchen hinter sich gelassen hat und um den gegenüberliegenden Thalkopf des Péteret-Grates herumgegangen ist, so gelangt man auf eine weite ebene Stufe, den Plan Véni, der von grünen Matten bedeckt ist.

An klaren Tagen enthüllt sich hier ein Landschaftsbild, welches die Gegensätze von Hochgebirge, von Wäldern und Wiesen, von Eis- und Wasserströmen umfaßt und ineinander überführt; es kann zuweilen den Eindruck berückender Schönheit machen, ebensosehr wenn Abendstimmung herrscht, als wenn das Lichtmeer einer ungeschwächten Mittagssonne sich über Berge und Thal ergießt.

So sah ich das Bild zwei Tage später, bei der Rückkehr vom Montblanc; zur Stunde ragten nur die Jorasses-Spitzen über den Nebeln auf.

Die Cantine de la Vizaille (1650 m) liegt bereits oberhalb des Plan; hat man sie passirt, so tritt man in das Moränen-Gebiet des Glacier de Miage. Der Gletscher ist senkrecht gegen das Val Véni gerichtet und hat so weit vorgestoßen, daß seine Trümmer das linke Gehänge des Hauptthals bedecken. Letzteres ist dadurch stark verengt, und so führt der Weg bis zum Lac Combal in einer Art von Schlucht. Dürftige Lärchenbäume erheben sich auf der Halde der Stirnmoräne. Man erklimmt dieselbe auf der dem Combal-See zugewandten Seite, ohne noch irgend etwas von dem Eis des Gletschers zu sehen.

Der Combal-See macht gegenwärtig einen traurigen Eindruck; sein schmutziggraues flaches Wasser, das Häßliche und Dürftige paßt nicht in diese große Scenerie. In früheren Zeiten ist er vielleicht nur deshalb bewundert worden, weil künstliche Wälle sein Niveau erhöht hatten. Am oberen Ende liegen Matten, hinter denen sich das weiße Eis des Glacier de l'Allée blanche zu Thale schiebt; den abschließenden Hintergrund bildet der Col de la Seigne (2530 m).

Digitized by Google

Der Aufstieg vom Fuß der Miage-Moräne zu dem oberen Rande derselben erfordert zwanzig Minuten; dann erst eröffnet sich in 2070 m Höhe der Blick über den ganzen Verlauf des großartigen Gletschers. Sein langes Thal gleicht einem chilenischen „Cajon", einem Kasten, weil die Seitenhänge und die Kesselwände des abschließenden Hintergrundes hoch und steil sind.

Der Weg hielt sich zunächst auf der Längsaxe, die gegen den deutlich sichtbaren Col de Miage gerichtet ist. Eine anderthalbstündige Wanderung führte in das Herz dieser sehr eigenthümlichen Alpenlandschaft, gegen deren eisigen Boden die hohen Berge von allen Seiten ihre Firnmassen entsenden. Ein weiter Circus wurde sichtbar, konnte jedoch nur nach gewissen Richtungen hin in seiner Gliederung erkannt werden: gegen die Aiguille de Bionnassay und den Dôme, nicht aber gegen den Montblanc. Diesem standen wir zu nahe, und zu tief unter ihm (2400 m), als daß ein Ueberblick über den beabsichtigten Aufstieg möglich gewesen wäre. Der erreichte Standpunkt bildete das untere Ende der kürzesten Linie, die sich vom Gipfel zu dem Gletscherboden ziehen läßt; sie verläuft auf einem Firn- und Eishang, aus welchem viele Felsen aufragen, vergleichbar den Inseln eines Archipels. Die Gesammtheit dieses Archipels, der also ein Stück der Mantelfläche ist, wird als Glacier und als Rochers du Montblanc bezeichnet. Hier stiegen wir auf und betraten den Berg an der Stelle, wo der Glacier du Montblanc ausmündet. Nur sein zerklüfteter Unterbau war sichtbar, ein Fels ragte mitten aus den Eiswogen auf. Wir gingen gerade darauf los, schlugen uns durch die Schründe, bedroht von Séracs, und erreichten eine halbe Stunde später festen Boden: das rechte Ufer des Gletschers, den Fuß der Rochers du Montblanc. Dies war ein schwieriges Wegstück. Es liegt zwischen den Niveaus von 2430 und 2580 m, und hier war es, wo einst ein Träger durch einen Eisbruch den Tod fand.

Nun folgten wir der Rippe, deren Fall gleichmäßig steil blieb, ruhten aber in 2645 m Höhe an einer Quelle aus, inmitten der üppigsten Vegetation. Allein 15 verschiedene Arten blühender Kräuter habe ich notirt, darunter Vergißmeinnicht, zwei Kleearten, zwei Distelarten, Glockenblumen, Chrysanthemum, Achillea und die kleine *Silene acaulis*, welche auch auf dem zerrissenen Grat der Aiguilles de Charmoz (3440 m) angetroffen wurde. Dagegen wurde der *Ranunculus glacialis* nicht beobachtet; derselbe scheint in dem Montblanc-Massiv viel seltener vorzukommen, als im Engadin, und nur im Brenva-Gebiet fand ich einige wenige Exemplare davon. Alle Pflanzen strotzten von Kraft und Fülle. Eine heiße Gluth umspielte den abschüssigen Wiesenhang. Welch ein Contrast zu den umlagernden Eismassen!

Sehr langsam erstarb die Vegetation mit dem Aufsteigen; schließlich blieb aber doch nichts als der nackte Fels. In 3100 m wurde eine ältere, nicht mehr benutzte Schutzhütte passirt, und unausgesetzt von Hitze gequält, erreichten wir das höher gelegene Refuge, wo die Nacht in 3370 m Höhe verbracht werden sollte. Der Weg hatte sich bald auf dem Grat selbst gehalten, bald auf der Seite des Montblanc-Gletschers, zuletzt wieder auf der des benachbarten Glacier du Dôme. Wegen der vielen Aufenthalte waren zehn Stunden von Courmayeur bis zu unserem Quartier verbraucht worden. Es war dieselbe Quintino Sella-Hütte, in der wir schon einmal genächtigt hatten. Sie wird mitunter als Cabane de

Digitized by Google

l'Aiguille grise bezeichnet; dies aber ist der Name für die Felsen, welche den Rochers du Montblanc gegenüber liegen; dazwischen ist der Dôme-Gletscher eingebettet.

XIX.

In der Frühe des 11. September brachen wir bald nach zwei Uhr auf und standen neun Stunden später auf dem Gipfel des Montblanc. Da auf die Pausen gegen anderthalb Stunden entfielen, so blieben für den wirklichen Marsch 7½ Stunden. Nun mißt die Augenentfernung von der Capanna Sella zum Montblanc nur etwa 3 Kilometer; der Höhenunterschied beträgt 1440 m und der Anstiegswinkel 30°. Der eingeschlagene Weg wich von dieser nordöstlich gerichteten Sehlinie wenig ab, besaß aber — abgesehen von der letzten halben Stunde — eine noch stärkere Steigung, nämlich 32° 21′. In diesem steilen Winkel klimmt man bis zur Höhe von 4700 m, d. h. durch eine Niveaudifferenz von 1330 m. Als Vergleich sei angeführt, daß die Matterhorn-Besteigung, von der Schweizer Seite her, ihren Anfang in 3300 m Höhe nimmt und in 4482 m endet; hier hat man also 1182 m zu überwinden, bei einer mittleren Steigung von 39°.

Der Weg verlief im Quellgebiet des Montblanc-Gletschers, welcher durch das Zusammenfließen mehrerer Firnströme gebildet wird. Der archipelartige Charakter des Terrains bietet daselbst dem Wanderer eine willkommene Abwechselung von Fels und Firn. Wirklich große Schwierigkeiten waren nur im Anfang zu überwinden, nachdem wir von der Hütte aus zunächst einen vereisten Schneehang erstiegen und in etwa 3740 m einen großen Bergschrund erreicht hatten. Es war um 4 Uhr Morgens und völlig dunkel; wir mußten uns also noch bei Laternenlicht den Durchgang erzwingen.

An die Stelle einer erschöpfenden Beschreibung mag die Tabelle treten, welche den Aufstieg von der Hütte zum Gipfel in folgende sechs Abschnitte gliedert:

I.	Steiles Firnfeld (Stufen) . . .	3370—3650 m;	2 Uhr 18 Min. bis 3 Uhr 18 Min.;
II.	Schneeplateau, Bergschrund, Fels, Firnfeld	3650—3810 m;	3 Uhr 18 Min. bis 4 Uhr 45 Min. (einschl. 16 Min. Pause);
III.	Traversiren eines Eishanges	3810—3845 m;	4 Uhr 45 Min. bis 5 Uhr 15 Min.;
IV.	Erklettern der großen, unteren Felsmasse	3845—4400 m;	5 Uhr 15 Min. bis 8 Uhr 50 Min. (einschl. 54 Min. Pause);
V.	Firnhang und Firnschneide, die kleine obere Felsmasse und die höchste seitliche Firnrippe . . .	4400—4700 m;	8 Uhr 50 Min. bis 10 Uhr 37 Min. (einschl. 10 Min. Pause);
VI.	Calotte des Montblanc	4700—4810 m;	10 Uhr 37 Min. bis 11 Uhr 8 Min.

Digitized by Google

Die ersten Sonnenstrahlen trafen uns um 7 Uhr 44 Minuten in 4250 m Höhe; die Kälte wich und damit auch die Sorge um die Finger, welche mir auf dem Grand Paradis, acht Monate zuvor, erfroren waren. Trotz erfolgter Wiederherstellung und ungeminderter Gebrauchsfähigkeit erstarben die am schlimmsten betroffenen Mittelfinger der rechten Hand sehr leicht und wurden unheimlich weiß, so auch jetzt bei — 7.5° C. Statt sie durch Handschuhe zu schützen, schlug ich sie während des Marsches heftig gegen den eigenen Körper und entging dadurch der Gefahr neuer Beschädigung.

Die letzte halbe Stunde der Besteigung fiel mit dem Chamonix-Wege über die Bosses du Dromadaire zusammen, welche wir zur Linken unter uns ließen. Der Hauptkamm wurde in 4700 m betreten, und nun sahen wir die bis dahin verdeckte Landschaft der anderen Seite und die weite Firnmulde, in welcher die Chamonix-Wege verlaufen. Einer derselben wurde, für das letzte Stück über die Calotte, der unsrige, und seine ausgetretene Schneespur erschien nach dem langen, pfadlosen Klettern wie eine Straße des großes Verkehrs. Auch trafen wir sogleich Menschen, welche vom Gipfel kamen. Wir sprachen einander an und redeten dabei in drei verschiedenen Zungen: italienisch, englisch und französisch, weil Keiner dem Andern seine Nationalität ansah. Denn oben auf dem Montblanc scheint diese unter der Veränderung des Gesichtes und der Vermummung des Körpers gänzlich verloren zu gehen.

XX.

Auf dem Gipfel des Montblanc wehte der Wind ziemlich heftig; aber wir fanden einen unerwarteten Schutz im Innern der Calotte. Unter der Leitung des Schweizer Ingenieurs und Kartographen Herrn Imfeld und auf Veranlassung des französischen Physikers Herrn Janssen wurde im Laufe des August 1891, 12 m unter dem Gipfel, ein Stollen von der Nordseite her in die Firnmasse der Calotte getrieben. Zur Zeit, wo ich ihn betrat, hatte derselbe eine Länge von fast 30 m; er verlief in südöstlicher Richtung (S. 31° 25′ E. magn.) und endete gerade senkrecht unter dem Gipfel. Daraus folgt, daß die nach Chamonix gerichtete Seite der Calotte 22° geneigt ist. Die Höhe des Tunnels gestattete einem mittelgroßen Mann aufrecht darinnen zu stehen; sie beträgt 180 Centimeter, seine Breite anderthalb Schritt.

Sehr beachtungswerth ist die schnelle Veränderung, welche das Material der Calotte nach innen zu erfährt. Der pulverige Schnee der Oberflächenschicht geht schnell in körnigen Firnschnee über, und bereits 6 m von dem Eingang entfernt trifft man hartes Eis. Da nun die Tunnelaxe mit der Oberfläche einen Winkel von 22° bildet, so ergibt sich daraus eine äußere Firnschicht von nur $2^1/_4$ m Mächtigkeit, unter welcher ein Kern harten Eises liegt. Wenn es auch voreilig wäre, aus dieser Thatsache einen Schluß von allgemeiner Giltigkeit abzuleiten, so erhöht sie doch die Wahrscheinlichkeit, daß das Felsgerippe der Alpen auch in seinen oberen Theilen mit Eisgestein bedeckt ist, sobald die darüber liegende Firn- und Schneeschicht genügende Mächtigkeit besitzt.

Der Tunnel wurde nun nicht in die Montblanc-Calotte eingetrieben zum Zwecke physikalischer Untersuchungen über das Eis, sondern aus anderen Rück-

Digitized by Google

sichten. Es handelte sich um die Entscheidung der Frage, ob es möglich wäre, durch den Eispanzer hindurch, bis zu dem anstehenden Fels zu gelangen, diesen freizulegen und dann ein Observatorium darauf zu errichten. Leider ist die aufopfernde Arbeit des Herrn Imfeld und die Ausdauer seiner Leute bisher nicht belohnt worden. Man ist *nicht* auf Fels gestoßen. Nach meinem Besuch hat man den Tunnel in einer neuen Richtung, welche von der alten um 45° nach rechts abweicht, noch 23 m weiter fortgesetzt und dann die resultatlos gebliebenen Arbeiten aufgegeben. Wie ich mich im August dieses Jahres überzeugen konnte, haben die Winterstürme von 1891 auf 1892 den Tunnel intact gelassen, weil man ihn durch einen soliden hölzernen Vorbau abgeschlossen hatte.

Die Idee, auf dem Gipfel des Montblanc ein Observatorium zu errichten, um meteorologische Vorgänge und optische Phänomene zu beobachten, ist kühn und schön. Vierhundertunddreißig Meter tiefer wurde sie schon verwirklicht. Es ist bereits gesagt worden, daß Herr Vallot auf den Rochers des Bosses in 4380 m Höhe ein Observatorium erbaut hat. Dasselbe besteht aus mehreren kleinen Räumen für Herrn Vallot's Gebrauch, aus einer gut eingerichteten Küche, in welcher Petroleum statt des Holzes gebrannt wird, und aus zwei Außenräumen, welche der Commune von Chamonix von dem Eigenthümer zum Geschenk gemacht wurden; sie sind nie verschlossen und stehen jedem Reisenden offen.

So war es wenigstens bis vor Kurzem. Nun aber hat Herr Vallot auf dem anderen Felsen der Bosses ein besonderes Haus für Reisende errichten lassen und dadurch Platz, und vor Allem größere Ruhe, für sich selbst gewonnen.

Durch das Vorhandensein dieser hochgelegenen Bauten ist die Gefahr vermindert worden, welche einer Expedition bei schnell aufziehendem schlechten Wetter droht; ich glaube, daß schon manches Menschenleben dadurch gerettet wurde. Aber andererseit verlockt das Schutzhaus vielleicht auch zu Montblanc-Besteigungen, die sonst wohl unterblieben wären. Thatsache ist, daß drei Menschen, welche im Sommer 1891 in der Cabane Vallot nächtigten, den Montblanc nicht mehr lebendig verlassen haben. Zwei davon wurden am 21. August von einer Eislawine ergriffen, die höchst wahrscheinlich in Folge mehrtägigen schlechten Wetters niederging, und einer, noch dazu Arzt in Chamonix, der Dr. Jacottet, starb in der Hütte selbst in der Nacht vom 2/3. September, nachdem er am 1. September Herrn Imfeld auf den Gipfel begleitet hatte; es hatte ihn eine acute Lungen- und Gehirnentzündung befallen, welche nach ärztlichem Dafürhalten in Folge der dünnen Luft ungewöhnlich heftig verlief.

Als ich nach meiner Rückkehr von der zweiten Montblanc-Besteigung in Zermatt verweilte, traf ich daselbst Herrn Imfeld, welcher mir viele der hier niedergelegten Angaben machte und mich auch in den Besitz seiner Veröffentlichungen über die Tunnelbohrung setzte. Der verdienstvolle Mann hat in der That sehr schwere Zeiten durchmachen müssen. Innerhalb vier Wochen, in der Zeit vom 7. August bis 3. September, hat derselbe drei Expeditionen auf den Montblanc unternommen und hat von siebenundzwanzig Nächten nur neun in Chamonix verbracht, dagegen dreizehn auf dem Observatoire Vallot und drei auf den Grands Mulets. Die dritte Augustwoche wurde dem Aufenthalt in der Vallot-Hütte besonders verhängnißvoll. Ein Unwetter folgte dem anderen; die Verbindung mit der Tiefe

Digitized by Google

hörte auf; die Temperatur in dem Hause fiel unter Null, obwohl die Menschen in drangvoller Enge darin zusammengepfercht waren.

Die Doppelkarawane, welche Schutz gesucht hatte vor dem Unwetter, das auf der Calotte tobte, blieb hier liegen und stieg mit fünf Arbeitern Imfeld's am 21. August nach Chamonix ab. Im Ganzen waren es elf Leute, darunter zwei Reisende: Comte Faverney und Herr Rothe. Alle Elf verbanden sich durch ein Seil; man hat Mühe zu glauben, daß dies noch möglich war zu einer Zeit, wo die alpine Kunst gewisse unumstößlich richtige Erfahrungssätze festgestellt hat. In der Nähe des Petit Plateau donnerte die Lawine nieder; beide Reisende und drei Träger wurden in eine Spalte geschleudert, Graf Faverney wurde lebendig herausgezogen, Herr Rothe als Leichnam; mit ihm hatte auch ein Träger das Leben verloren.

Zwei Aerzte theilten den Aufenthalt des Herrn Imfeld in der Zeit vom 15. bis 23. August; sie machten Studien über die physiologische Einwirkung der dünnen Luft auf den Menschen. Eine Veröffentlichung darüber darf wohl erwartet werden. Die Tunnelarbeiter mußten sich erst an die Höhe gewöhnen; sie wurden anfänglich kurzathmig und ermüdeten schnell. Schlaf- und Appetitlosigkeit scheint auf allen gelastet zu haben.

Unser Aufenthalt in dem Tunnel des Montblanc währte nur so lange, als es die Orientirung erforderte. Wenn man mit dem Rücken gegen die Eingangspforte zwischen den Eiswänden der Galerie hindurch sah, so hätte man wähnen können, in dem Stollen eines Salzbergwerkes von 4800 m Höhe zu stehen. Diese phantastische Idee entfesselte andere; und was ich die Berg-Ekstase nannte, das packte mich nun mit voller Gewalt und hielt mich lange auf dem Gipfel fest.

Statt nach Chamonix abzusteigen, wählten wir den Weg, der sich am Dôme nach links abzweigt, den Weg über die Aiguille Grise. In dem Refuge Vallot machten wir eine einstündige Rast und wurden zuvorkommend von dem Verwalter Alphonse Payot, einem verdienten Führer, aufgenommen. Ich erfuhr, daß Herr Vallot in wenigen Tagen erwartet würde, und machte Payot zum Vermittler meines Dankes für die empfangene Gastfreundschaft.

In der Nähe des Dôme wurde die Kammscheide des oberen Miage-Circus betreten, und im Anblick der Aiguille de Bionnassay der Punkt 3890 m erreicht. Stücke dieses großartigen, in feiner Linie die Luft durchschneidenden Weges sind gefährlich, der Schneecorniche wegen. Wir trafen es so, daß der Ueberhang mitten auf dem Hange die Front wechselte, d. h. auf einer Strecke gegen den Bionnassay-Gletscher, auf der anderen gegen den Dôme-Gletscher auslud. Die Schneegrat-Wanderung erforderte $1^3/_4$ Stunden, und dabei passirten wir die Stelle, wo im Jahre 1890 Graf Villeneuve, J. J. Maquignaz und ein zweiter Führer höchst wahrscheinlich abgestürzt sind; von den Leichen hat man nie eine Spur gefunden.

Nun führte der Weg nach links über den steilen Hang zu dem Boden des Dôme-Gletschers nieder; hier bereiteten die sehr bedeutenden Zerreißungen des Eises ernstliche Schwierigkeiten: die einzigen während des ganzen Abstiegs. Zwei Stunden nach dem Verlassen des Kammgrates wurden die Felsen der Aiguille Grise betreten, wo in 3120 m die neue Dôme-Hütte errichtet ist.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen erfolgte der Abstieg nach Courmayeur: zuerst über den Grat der Aiguille Grise und dann halbrechts über blumengeschmücktes Felsgehänge zum oberen Glacier de Miage. Unterhalb seiner Einmündung in den Hauptgletscher schloß sich die große Curve, welche wir in zwei Tagen durchmessen hatten, und mit einem letzten Blick auf den Schauplatz unserer Thaten verließen wir das Miage-Gebiet und kehrten nach Courmayeur zurück.

Bei keiner Expedition in hohen Gebirgen habe ich das Schöne und das Großartige so unzertrennlich Hand in Hand wandeln sehen, wie bei dieser; sie hinterließ Erinnerungen, deren Glanz unverändert blieb, deren Lebhaftigkeit mich erregte, deren Inhalt diesem Aufsatz Entstehung gab.

XXI.

Die vorstehende Arbeit war geschrieben und der Druckerei anvertraut worden, als ich Anfang Juni 1892 nach Norwegen reiste, von wo ich erst Ende Juli zurückkehrte. Sie genügte mir nicht. Für gewisse topographische Angaben konnte ich nicht mit jener ruhigen Sicherheit eintreten, welche allein aus der Anschauung erwächst; die Beschäftigung mit dem Gegenstande hatte viele Fragen gezeitigt, die nur der Montblanc selbst beantworten konnte; das Streben nach Deutlichkeit war zu oft in Details ausgeartet, welche dem künstlerischen Empfinden wehe thaten und deshalb ausgemerzt werden mußten. Wer gleichzeitig Reisender und Schriftsteller ist, der übernimmt eine zweifache Verantwortlichkeit. Seine Angaben sollen nicht bloß lauter und wahr sein; nein, sie sollen sich auch zu einem Ganzen verweben, nach Vollständigkeit ringen, ohne oberflächlich zu sein, und Gründlichkeit im Gewande der Anmuth zeigen.

Daher beschloß ich, mich noch einmal an Ort und Stelle zu begeben, um meine Urtheile zu vertiefen, meine Anschauungen zu beleben. Mit der unvollendeten Arbeit in den Händen und im Angesicht des Montblanc wollte ich erproben, ob dieselbe vor diesem Throne bestehen könnte. Von Neuem wollte ich hinaufdringen zu jenen Höhen, von denen aus der Geist ordnet, was ihm in unzähligen Einzelheiten dargeboten wurde.

Doch wird der Geist auch erinnert, daß sein zügelloser Flug dem Körper Vernichtung bringen kann. In dem ersten Theil dieser Arbeit habe ich von den Gefahren des Hochgebirges gesprochen: von denen, die sich bannen lassen, und von denen, gegen welche des Menschen Kunst nichts vermag; ich mahnte zur Vorsicht und war nun dennoch entschlossen, sie geflissentlich aus den Augen zu setzen.

Denn zu meinem Vorhaben gehörte die Ersteigung des Montblanc über seine Südost-Flanke, welche in breiter, steiler Fläche gegen den Brenva-Gletscher abfällt. Daß dieses Unternehmen sehr gefährlich war, das wußte ich; aber wenn es gelang, so mußte dasselbe für meine Erkenntniß sehr fruchtbringend werden. Deshalb faßte ich den Entschluß, es zu versuchen. Von diesem Augenblick an trat ich unter den Einfluß meiner eigenen Schilderungen von all' den vielen Katastrophen, deren Schauplatz der Montblanc bereits geworden war. Der Gedanke, daß nunmehr die Reihe recht wohl an mich kommen könne, lastete periodisch auf mir, ganz gleichgiltig, wo ich weilte: in den fernsten norwegischen Fjords oder in dem Studirzimmer der Heimath.

Digitized by Google

Schließlich blieb aber maßgebend, was ich bereits mit folgenden Worten zum Ausdruck gebracht habe: man rechnet im innersten Herzenswinkel doch stets mit dem Glück und läßt diesen Stern leuchten, wenn Vorsicht ihr Haupt verhüllt. Man setzt sich in eine persönliche Beziehung zur Natur um der Motive willen, welche die That veranlassen und begleiten. Freude an der Schöpfung, Drang nach immer tieferer Erkenntniß ihres Wesens, Spiel und Gegenspiel der aufs Höchste angespannten Körper- und Geisteskräfte erzeugen in uns den schönen Wahn, daß die Natur uns auch da noch gnädig lächeln werde, wo sie sonst vernichtet.

Sie lächelte in der That, führte uns aber hart an den Rand der Vernichtung!

Die Expedition dauerte fünf Tage und nahm am 15. August 1892 ihren Anfang in Courmayeur. Während des ganzen Verlaufs blieb das Wetter von einer Klarheit und Beständigkeit, ja sogar Milde, wie es mir nur noch einmal zu Theil geworden ist, als ich im Jahre 1872 die Eiswand des Sattels zwischen dem Monte Scerscen und dem Piz Roseg in mehrtägigen Versuchen bezwang.

Wo der Brenva-Gletscher zu suchen ist, das weiß der Leser bereits; auch tritt die Lage auf dem Diagramm sehr deutlich hervor. Von allen Bug-Gletschern des Massivs liegt dieser Courmayeur zunächst. Mir ist kein anderer Gletscher von 6 km Länge bekannt, der so gleichmäßig zerrissen wäre, in welchem so häufig Zusammenbrüche des Eises erfolgten.

Er fällt fast geradlinig nach Südost gegen den Zusammenfluß der beiden Doiren und wird in seinem Ursprung von der Calotte des Montblanc beherrscht. Seine mittleren Theile sind nicht betretbar oder doch nur unter großer Gefahr, und um die obere Stufe zu erreichen, muß man längs der „Brenva-Felsen" aufsteigen, welche das linke Ufer bilden; das gegenüberliegende ist das oft genannte Contrefort von Péteret.

Nach dem, was über Sécacs und Firnzerklüftungen, über die Nothwendigkeit ihres Auftretens auf einer steilen, schnee-empfangenden Felsunterlage gesagt wurde, genügt ein Blick auf die Brenva-Seite des Montblanc, um darüber zu belehren, daß daselbst Gefahr in allen Höhenzonen lauert.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine jede der Expeditionen, welche überhaupt hier gemacht worden sind (im Ganzen drei) ihren besonderen Charakter erhielt, weil der Eispanzer des Gebirges in jedem Jahre neue Formen annimmt. Jeder Firnbruch bringt Veränderungen hervor; die Schründe schließen sich hier, öffnen sich dort; ihre beiden Ränder — stets in verschiedenen Niveaus befindlich — sind bald mehr, bald weniger von einander entfernt; die thurmartigen Massen des Firns bedrohen bald stärker bald minder durch die Schiefe ihrer Neigung und gestatten in dem einen Jahre da zu passiren, wo man in einem andern rathlos anhalten muß. So wenig wie die Meeresoberfläche in zwei Stürmen dieselbe Gestalt annimmt, so wenig ist dies in zwei verschiedenen Jahren der Fall mit der Firnfläche des Brenva-Hanges, und Niemand ist im Stande, vorauszusagen, ob ihre Ersteigung gelingen wird oder nicht. Dagegen kann man mit Bestimmtheit voraussagen, daß gewisse Abschnitte des Weges, die durchaus nicht zu vermeiden sind, unter allen Umständen von fallenden Eislawinen bedroht werden.

Digitized by Google

Eine solche Stelle findet sich in relativ tiefer Lage und läuft in circa 3600 m gegen den oberen Brenva-Firn aus; die Bergfläche ist hier zu einem Couloir, einer steilen Eisschlucht, gestaltet, die nach oben zu an einer Kesselbildung endet. Der Kesselrand trägt nichts als aufgeborstenes Eis, und jedes fallende Stück, gleich viel von welcher Seite es niedergesandt wird, nimmt seinen Weg durch das Couloir. Die einzige Vorsicht, die der Mensch hier üben kann, ist die, daß er zu möglichst früher Stunde das unvermeidliche Wagniß unternimmt.

Wir hatten deshalb so hoch wie möglich biwakirt, um der Stelle so nahe wie möglich zu kommen; auch mußte das unbekannte Terrain zuvor untersucht werden, weil der Marsch vom Biwak zu dem Ausgang des Couloirs in der Nacht stattfinden sollte. Unsere Maßnahmen konnten nach Wunsch getroffen werden. Wir fanden einen Biwakplatz in 4190 m Höhe auf Felsen, welche dem oberen Brenva-Firn angehören, und erreichten ihn zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags. Danach zogen zwei meiner Leute aus, um einen Weg durch die Eisschründe zu suchen und Stufen zu schlagen, während ich photographische Aufnahmen machte.

Das Biwak wurde am 16. August bald nach 2 Uhr Morgens verlassen, und bei dem schwachen Licht der Mondsichel der obere Gletscher von seinem linken zu dem rechten Ufer traversirt. Wegen der starken Zerklüftung im Jahre 1892 konnte dies nur in einem weiten, gegen den Mont Maudit ausgreifenden Bogen geschehen, und erst nach dreistündiger Wanderung trafen wir an dem Punkte ein, wo die eigentliche Ersteigung begann.

Während der ganzen Nacht und des vorangegangenen Abends konnte periodisch das Donnern der Lawinen vernommen werden. Vom Biwak aus hatte ich zwei beobachtet, deren Mächtigkeit, um der Stelle willen, wo sie fielen, zu einem Schrecken für mich wurde. Nun näherten wir uns dem breiten Bande der Eistrümmer, die wie erstarrte Lava auf dem fast ebenen Boden zur Ruhe gelangt waren. Ein besonders großer Block, den seine Masse weiter fortgeführt hatte, als andere kleinere, stand isolirt da, einem feindlichen Vorposten vergleichbar. Hier hielten wir an und rasteten.

Wohl besprach ich mit Rey, der wiederum der leitende Führer war, was auf Richtung und Schnelligkeit des bevorstehenden Marsches Bezug hatte, aber der Gefahr wurde nicht erwähnt, und die Stimmung schien mir bei allen meinen Leuten gut. Auch meine eigenen Befürchtungen waren aufgelöst durch die Action und den beruhigenden Einfluß des herrlichen Wetters. Denn der Tag zog in voller Glorie auf.

Die große Brenva-Flanke des Montblanc gliedert sich in drei Mulden oder Colossalnischen; von links nach rechts betrachtet liegt die erste zwischen Aiguille Blanche de Péteret und Montblanc de Courmayeur, die zweite wird von der culminirenden Calotte beherrscht, die dritte vom Col de la Brenva. Unser Lawinen-Couloir gehörte der dritten Nische an und gleichzeitig dem Contrefort, das diese von der mittleren Nische trennt. Durch das Aufsteigen in dem Couloir gelangten wir, in 3950 m Höhe, auf den Kammgrat, der sich in den oberen Theilen der großen Bergflanke verliert. Die Zone, innerhalb deren wir der Vernichtung

Digitized by Google

durch fallendes Eis preisgegeben blieben, lag zwischen den Niveaus 3700 m und 3900 m; um sie zu durchmessen, gebrauchten wir eine Stunde.

Die an Aberglauben streifende Zuversicht, daß mir nichts passiren könne, stärkte mich während der ganzen Zeit, wo wir fast ununterbrochen über den Trümmern von Lawinenresten wanderten; sie sahen so frisch aus, wie frisch gebrochener Marmor. Es beschäftigte mich die Frage: wo hört der Aberglaube auf, und wo fängt das Gottvertrauen an? Denn wir rechnen manches dem letzteren zu, wo wir nichts sind, als abergläubisch.

Ehe der Kamm des Contreforts erreicht wurde, mußte ein Firnschrund mit stark verworfenen Rändern passirt werden; oberhalb desselben war Eishang, in welchen Rey Stufen schlug; ihm folgte der zweite Führer, der die Stufen noch größer machte, dann ich; den Schluß bildete der Träger unter mir, ein kleiner, schwer beladener Mann. Die Passage an dieser Stelle war schwierig, besonders für Leute von kurzer Statur. Als wir bereits zu Dritt, in gehörigen Abständen und durch das Seil verbunden, oberhalb des Schrundes standen, suchte uns der Träger zu folgen, und bat mich, als den nächsten, ihm das Seil zu halten. Er war hinter dem oberen Rande des Schrundes verborgen, so daß seine Bewegungen nicht verfolgt werden konnten. Ich hielt das Seil, in zwei Eisstufen stehend; aber auch die beiden Führer, mir zu Häupten, hielten ihre Seilstücke fest in der Hand und sicherten ihr Gleichgewicht.

Eine Zeit lang blieb Alles unverändert, denn offenbar kam der Träger nicht von der Stelle, als ich plötzlich einen heftigen Ruck erhielt, der mich aus meinen Stufen schleuderte. Unter mir fiel der Eishang zum Brenva-Boden ab, und der Beginn einer Katastrophe war da. Ich suchte mich mit den Händen zu halten, während das Gewicht des unsichtbaren Trägers an mir hing. Nun mußten vier Menschen zu Grunde gehen oder keiner. Daß Letzteres der Fall war, blieb das Verdienst der beiden Führer, welche sich nicht von der Stelle rührten.

Der Vorgang spielte sich außerordentlich schnell ab; der Träger, wie ich selbst auch, fand bald die verlorenen Stützpunkte wieder; nicht so mein Vertrauen zu dem Manne. Seiner Versicherung gemäß war eine der Bergschrund-Stufen unter ihm ausgebrochen.

Ein Opfer hatte der entsetzliche Zwischenfall doch gefordert. Die Eisaxt war meinen Händen entfahren und lag nun ohne mich in der Tiefe des Brenva-Gletschers. Unter allen anderen Verhältnissen hätte ich den Verlust vielleicht zu schmerzlich empfunden: denn in Folge besonderen Glückes führte ich diese Axt seit vierundzwanzig Jahren bei allen großen Anlässen. Aber meinem Aberglauben that es wohl, daß der grimme Berg ein Opfer von mir gefordert hatte.

Auf dem Kammgrat waren wir zunächst unbedroht; deshalb wurde gerastet. Die Aussicht erstreckte sich vornehmlich auf die Berge zwischen Aiguille Verte und Jorasses und ließ auch das Matterhorn erkennen; man sah nieder auf den Gletscherboden und die gegenüberliegenden Felsen des Biwaks. Auch in das Val Véni konnte sich der Blick senken, und die Leute, welche unsere Besteigung, von der Cantine de la Guérison aus, mit Fernrohren zu beobachten gekommen waren, fanden nun, was sie suchten.

Digitized by Google

Während der Ruhe wurden wir durch nahes Donnern aufgeschreckt: auf die Lawinenreste, welche wir soeben überschritten hatten, stürzte eine neue Lawine aus der gegenüberliegenden Trichterwand zum Corridor nieder; zwei Minuten lang wälzten sich die grausen Massen in der Luft, schlugen auf und erfüllten die Atmosphäre weithin mit ihrem Getöse. Dann wieder Todtenstille! Ein Gemisch von Furcht, Dankbarkeit und Freude ergriff mich. Wenn man mit Augen sehen, mit Ohren hören, fast mit den Händen greifen kann, was den eigenen Untergang zu bereiten bestimmt schien, so ist die Wirkung davon tief und heftig. Das war die Lawine, von der ich so oft geträumt, die mir in der Heimath das Geständniß abgerungen hatte, daß die Brenva-Expedition vielleicht für alle Zeiten meine letzte werden könnte. Nichts als ein kurzer Vorsprung der Zeit hatte uns vor dem Tode bewahrt! Wäre das Biwak um drei Uhr Morgens verlassen worden, statt um zwei, oder wären wir in der Nacht langsamer vorwärts gekommen, so hätten wir das Schicksal Derer getheilt, die auf den Gletschern des Montblanc-Massivs zu Grunde gegangen sind!

Es folgte nun eine zweistündige Wanderung über Firnhänge, Bergschründe und Eis. Höchst selten konnte der Fuß einen natürlichen Ruhepunkt im Schnee finden; meist mußte die Axt ihm künstlich den Boden bereiten, und keine Stelle gab es, die nicht einen Abgrund beherrschte. Auf einem solchen Terrain mußte ich mich ohne ein Gletscherbeil bewegen; ich hatte nichts in der Hand und war eines, als unentbehrlich geltenden Hilfsmittels beraubt. Das machte sich weniger fühlbar beim directen Aufsteigen als bei dem horizontalen Traversiren. Anfänglich hielt ich es nicht für möglich, eine so eminent schwierige Besteigung unter so harten Bedingungen auszuführen; indessen gewöhnte ich mich an das Außergewöhnliche und achtete peinlich auf die Erhaltung des Gleichgewichts.

Gegen 10 Uhr retteten wir uns aus dem Eise auf Fels, der in 4240 m betreten wurde. Dadurch wurde die schwere Arbeit des Stufenschlagens auf eine Stunde unterbrochen. Immerhin war auch hier die Schwierigkeit so groß, daß in dieser Stunde nur 80 m erklettert werden konnten, während wir doch im vergangenen Jahre auf den Felsen des Glacier du Montblanc 200 m in derselben Zeit überwunden hatten.

Das Gestein schien mir echter Protogin zu sein, und zwar in granitischer Ausbildung; dieser stellt Bernhard Studer die schieferige Ausbildung gegenüber, welche sich — wie ich glauben möchte — auf der Miage-Flanke des Montblanc findet. Der Protogin besteht (nach der Angabe Studer's) in der Regel aus fünf verschiedenen Mineralien: Quarz, zwei Feldspath-Arten, Glimmer und Talk. In den granitischen Abänderungen herrscht der Quarz vor, den ich häufig, auch in den Felsen des Biwaks, in schönen Bergkrystallen gefunden habe, während der Talk oft ganz fehlt. Das Umgekehrte findet bei den schieferigen Abänderungen statt.

Als die Felsen in 4320 m Höhe verlassen werden mußten, trat die Expedition in ihre schlimmste Phase ein. Die andauernden Schwierigkeiten und der Reflex der überstandenen Gefahr fingen an, ihre Wirkung bei einem Jeden von uns auszuüben, wenn auch in sehr verschiedenen Formen; sie wäre nicht zum Durchbruch gekommen, wenn das Terrain nun einen sanfteren Charakter angenommen hätte;

Digitized by Google

das war aber nicht der Fall, und dazu trat noch etwas Anderes: der Zweifel über den Ausgang. Wir hatten uns zu einer Region aufgearbeitet, die einem Straßenknäuel glich, nur daß an Stelle der Häuserviertel die gleich großen Massen der Firngebilde traten. Zum ersten Male hörte der Ueberblick auf; wir waren in einer fremden Stadt aus Eis, deren Straßen steil und winklig anstiegen, wo jeder Schritt den Werth von 60 Axtschlägen, von 60 Secunden hatte. Um 10 Uhr 45 Minuten hatten wir in 4320 m Höhe gestanden; um 11 Uhr 45 Minuten schrieb ich in mein Notizbuch: verzweifelte Lage! Das Verzweifelte lag in der Vereisung des Firns und in dem Mangel jedes Ueberblicks. Da ich selbst keine Stufen schlug und in der Minute nur einen Schritt zu machen brauchte, so blieb jede körperliche Anstrengung ausgeschlossen, und ich konnte mich ganz in den Ernst einer Situation versetzen, die mich bis dahin nur mit ihrer Größe erfüllt hatte. Eines war sicher: vorwärts gehen mußten wir; der Rückweg hätte uns ja von Neuem in die Heimath der Lawinen geführt, uns selbst aber zur ewigen Heimath!

Das war auch Rey's Meinung, und jeder Schlag seiner Axt schien mir ein Ausdruck dafür. Die beiden jüngeren Führer wurden nur noch durch uns beide moralisch aufrecht erhalten; man sah es ihrer Haltung und ihrer Miene an, daß Zuversicht nicht länger in ihnen wohnte, und mit der Zuversicht schwand auch die Kraft und die Stetigkeit.

Die Minuten wurden zu Stunden; das weißliche Eis sah stets aus wie Schnee, und blieb doch Eis; rechts und links die bläulichen Schichtmassen glänzenden Firns! Nirgend wo ein rettender Ausweg!

Den Krümmungen der Gasse, die wir in fürchterlicher Langsamkeit durchschritten, dankten wir schließlich die schönste Ueberraschung, nach der wir verlangen konnten: denn plötzlich änderte sich die Lage. In 4440 m Höhe, um 12 Uhr 20 Minuten, nach mehr als zehnstündiger Arbeit, wandelte sich das Eis unter unseren Füßen in Schnee, die Firnmassen traten auseinander, der Ausblick öffnete sich gegen den oberen Hufrand des Massivs; man sah den Col de la Brenva zur Rechten und daraus aufsteigend, gegen das Ende unserer Marschrichtung, den Hang des Mur de la Côte. Die Neigung des Bodens wurde sanfter, und mit der Sicherheit, den Sieg errungen zu haben, stiegen wir zu dem Hauptkamm auf. Wir erreichten ihn gegen 1 Uhr in 4510 m Höhe und rasteten hier auf dem Kopf der Rochers Rouges.

Sechs bewegliche schwarze Punkte wurden in der neu erschlossenen Landschaft unter uns sichtbar: eine Karawane von Männern, welche das Baumaterial für eine Hütte trugen. Sie waren von den Grands Mulets gekommen. Rey und ich gingen ihnen entgegen, erkannten den ausgezeichneten Führer Frédéric Payot, der ein Jahr zuvor die Eistunnel-Arbeiten unter Imfeld geleitet hatte, und erfuhren, daß Herr Janssen hier oben ein neues Observatorium errichten lasse, also gerade gegenüber demjenigen des Herrn Vallot: zwei Arten von wissenschaftlichen Ritterburgen, die man als „Katz und Maus" bezeichnen könnte.

Die jäh vollzogene Aenderung unserer Lage aus dem Schreckhaften ins Gefahrlose, der Uebertritt von einer Gebirgsflanke auf ihren Kammgrat und der dadurch bewirkte Wechsel der Landschaftsbilder: Alles dies mußte sich nun in

Digitized by Google

dem Inneren des Menschen reflectiren. Das körperliche Befinden entscheidet darüber, ob die Reflexwirkung sich durch Niedergeschlagenheit oder Begeisterung ausdrückt; ja, es scheint, daß auch die dünnere Luft die Lebensfreudigkeit entweder mindert oder erhöht.

Von den beiden jüngeren Führern war der eine nunmehr völlig bergkrank, der andere deprimirt. Rey blieb der einzige Mann, auf den ich mich, wie stets zuvor, ganz verlassen konnte.

Bei — 3° C. ruhten wir länger als eine Stunde im Anblick der Calotte aus, die hart vor uns aufragte: ohne Spalten, ohne Vereisung, aber doch steil genug, um während des Aufstiegs die Lungen zu sehr tiefem Athmen zu veranlassen. Die Richtung zum Ostgipfel ist durch zwei kleine Felsinseln markirt: den Petit Rocher Rouge (4580 m) und die Petits Mulets (4696 m nach meiner Messung, 4666 m nach der Karte); andere Felsen gibt es hier nicht. Dies ist der Weg, auf welchem einst Balmat das Ziel erreicht hatte, wo Saussure gewandelt war; er bot weder Schwierigkeit noch Gefahr, nur für unseren Kranken war er eine Pein, und deshalb kamen wir langsam von der Stelle. Um 3 Uhr Nachmittags stand ich vor dem Tunnel, 12 m unter dem Ostpunkt des culminirenden Kammgrates, und wegen des starken Westwindes, der mit — 5° C über die Höhe wehte, kehrte ich dorthin zurück und trat durch das niedrige Doppelthor in das Innere der Calotte; nun konnte die nothwendige Hypsometer-Beobachtung leicht gemacht werden, denn die Flamme des Apparates brannte so ruhig wie im Zimmer.

Auf dem Gipfel selbst wurden einige Aufnahmen mit der sogenannten Key-Camera (Platinotype Company, London) gemacht, deren ich mich jetzt ausschließlich bediene; sie wird ohne Stativ gebraucht und gibt Momentbilder von ca. 11×8 cm Größe. Mit dieser Camera habe ich die beiden Flanken des Montblanc aufgenommen, über welche meine beiden letzten Besteigungen geführt hatten: die Miage-Flanke aus der Nähe der Aiguille de Trè-la-Tête, die andere von dem Brenva-Biwak aus. Die Resultate sind tadellos.

Seit kurzer Zeit hat Herr Janssen einen kleinen Holzbau auf dem Ostgipfel des Montblanc errichten lassen, wie man sagt, um die Schneebewegungen daselbst zu untersuchen. Daß solche vorhanden sein müssen, ist klar; denn einerseit hat der Berg in historischen Zeiten dieselbe Höhe behalten, andererseit empfängt er jährlich Schneemassen, die doch nur zum Theil durch Wind und Verdunstung fortgeführt werden. Es muß also Schnee abfließen, und wenn das Holzhäuschen trotzdem unverrückt bliebe, so würde dies nur ein Beweis für ein gleichmäßiges Abfließen nach allen Seiten sein.

Es war nun das dritte Mal, daß ich auf dem Montblanc stand; stets hatte mich das Wetter begünstigt, doch nie in dem Maße, wie heute. Denn während fast immer, auch bei heller Luft, die Wolkenballen des aufsteigenden Luftstromes sich im Süden anhäufen, war jetzt die Atmosphäre nach allen Richtungen hin klar. Nach zweistündigem Aufenthalt stiegen wir um 5 Uhr Nachmittags über die Schneide der Bosses ab. Herr Vallot war in seinem Observatorium anwesend und erwies mir die Ehre, mich in seinem eigenen Hause aufzunehmen. Dieses Recht darf derselbe nur Leuten gegenüber ausüben, die mit ihrem Besuch wissen-

Digitized by Google

schaftliche Zwecke verbinden; alle übrigen Reisenden müssen in der neuen Hütte auf der anderen Felsinsel verbleiben.

Nachdem ich am folgenden Morgen die gut übersehbaren Stellen des „Ancien Passage" und des „Corridor" geprüft und nach ihrer größeren und geringeren Bedrohung durch Eisbrüche abgeschätzt hatte, begaben wir uns über den Dôme zu der Aiguille du Goûter (3873 m); ein fünfviertelstündiger Marsch über großartige, glänzende Firngefilde mit herrlichen Ausblicken nach rechts und links. Das Wetter war warm, die Luft ruhig, ein Hauch der Freude ging durch die Natur; und in dieser selben Region irrten, etwa zehn Tage später, drei Männer rathlos im Nebel umher, mußten eine Nacht daselbst verbringen und dem Tode ins Auge sehen. Die beiden Führer kamen mit dem Leben davon, nicht so der Reisende, Professor Nettleship: er starb an Kälte und Erschöpfung auf dem Schauplatz seiner Leiden.

Unmittelbar unter dem Gipfel der Aiguille du Goûter beginnt die Westflanke: ein Felsgehänge von etwa 500 m Verticalerstreckung, wegen der losen Trümmer unangenehm zu begehen. Hier nahmen wir den Weg und gelangten schließlich zu dem Glacier des Têtes Rousses, wo die Katastrophe von St. Gervais ihren Anfang nahm.

Es handelt sich dabei um ein System mehrerer kleiner Gletscher, welche aus den steilen Schnee-Couloirs der Aiguille du Goûter entstehen; nur ihre geringe Entwicklung bewirkt, daß dieselben früher endigen, als sie den Glacier de Bionnassay erreicht haben; sonst wären sie dessen rechte Zuflüsse. In etwa 3300 m nimmt die Felsunterlage eine geringere Neigung an, und hier breiten sich die Gletscher aus. Der mittlere derselben besaß, fünf Wochen nach der Katastrophe, in 3220 m ein kraterförmiges Becken von 275 Schritt Umfang in elliptischer Gestalt; an dem unteren Ende der nach Südwest gerichteten großen Axe hatte die Kraterwand 25 m Höhe; hier fand sich das unterirdische, also subglaciale Ausbruchsthor. Der obere Rand der Kraterwandung zeigte horizontale Schichten von fünf Metern Gesammtmächtigkeit; vielleicht wird dadurch angedeutet, daß ein horizontales Dach von Eis über dem angesammelten Wasser des Beckens existirte, durch dessen Sturz die Katastrophe eingeleitet wurde. Der Kraterboden war mit großen Eistrümmern bedeckt.

Das gewölbte Ausbruchsthor führte in uncontrolirbare Hohlräume des Gletschers; sie verliefen zu dem benachbarten kleinen Gletscher rechter Hand, stellten also — eine höchst merkwürdige Thatsache — die Verbindung zwischen zwei Gletschern her, und hier stand, etwa 40 m tiefer, die Eismauer mit dem zweiten Ausbruchsthor.

Dies war der Anfangspunkt der eigentlichen Verwüstung. Sie begann in dem Niveau von 3175 m, während die Bäder von St. Gervais nur 630 m hoch liegen. Die losgelösten Eistrümmer und das Abfließen der Stauwasser haben die Katastrophe nur einleiten können, indem sie auf ihrem Wege Geröll, Erde, Bäume und schließlich Häuser in Bewegung setzten, sodaß die lebendige Kraft der bewegten Massen ins Ungeheuere anschwoll. Der verheerende Strom hat sich aber nie mit dem Eise des Bionnassay-Gletschers gemischt und streifte nur dessen rechte Seitenmoräne. Verwüstet wurden das Dorf Bionnay, die Bäder von

Digitized by Google

St. Gervais und le Fayet an der Mündung des Bon-Nant in die Arve. Intact blieben die Dörfer Bionnassay und St. Gervais.

Ich habe die Unglücksstraße in ihrer ganzen Ausdehnung durchmessen und Eindrücke erhalten, die nur zu vergleichen sind mit denen des Krieges. Das Unglück geschah in der Nacht vom 11. zum 12. Juli 1892.

Mit der geschilderten Expedition schließt auch diese Arbeit, und indem ich sie überblicke, verwundere ich mich über ihre Ausdehnung. Der ursprüngliche Vorsatz, einige Notizen über eine vereinzelte Besteigung zu geben, hat, der Lawine gleich, Alles ins Rollen gebracht, was in seiner Richtung lag; was, oft unbewußt, an Ideen in mir ruhte. Aber an Stelle der zerstörenden Kraft trat die Liebe zu dem Gegenstande, die Bewunderung für ihn, die Verehrung.

Hehr und rein ragt der Montblanc in die Lüfte; ich sehe ihn immer vor meiner Seele als das Bild der Erhabenheit, und es will mir scheinen, als schlösse die Beschäftigung mit ihm jeden niedrigen Gedanken aus. Stunden des Sinnens und Nachdenkens, des Handelns und Wollens habe ich ihm gewidmet; Stunden des Ertragens forderte er und lohnte hundertfältig durch Augenblicke der Freude; in dem Lichte seiner Strahlen und an der Hand der Begeisterung that ich einen Schritt vorwärts auf der Bahn innerer Entwicklung.

So ist dieser Aufsatz denn nicht bloß eine geographische Schilderung geblieben, sondern auch ein Stück Biographie geworden. Denn es ist des Autors Meinung, daß ein Naturgemälde nur dann vollständig sei, wenn darin auch zum Ausdruck gebracht wird, was wir bei dem Anblick der dargestellten Schöpfung empfanden.

An und für sich sind alle Dinge farblos; erst unser Auge gibt ihnen die Farbe; wir danken das Bewußtsein davon lediglich einer Empfindung. Und da sollten wir unsere Empfindungen verleugnen, wenn es sich darum handelt, nicht nur die Farbe, sondern auch die Formen zu schildern, ihren Zusammenhang zu begreifen und die Vorgänge, welche die Natur daran knüpft? Was bedeutet uns die unbelebte Natur, wenn wir nicht ihre *Rückwirkung* auf den *Menschen* ins Auge fassen? Aber dadurch erhält sie befruchtendes Leben, hört auf, etwas Fremdartiges zu sein; ihre Grausamkeiten werden zu Gesetzmäßigkeiten, ihre Widerstände zu Willensübungen, ihre Schönheiten zu Quellen des Glückes.

Digitized by Google

Arthur Chuquet.

Ein Muster objectiver Geschichtschreibung.

Von

Ludwig Bamberger.

I.

Jede den Werken eines bestimmten Schriftstellers gewidmete Besprechung dient natürlich vor Allem der Absicht, die Augen der Lesewelt auf ihn zu lenken, sei es, daß ihm, als einem noch wenig bekannten, Eingang verschafft werden soll, sei es, daß bei schon allgemeiner Bekanntheit besonderer Anlaß genommen wird, eines oder mehrere seiner Erzeugnisse als einen neuer Betrachtungen werthen Stoff ins Licht zu setzen. Im Folgenden liegt der Ausgangspunkt mehr in der Richtung des ersten als des zweiten Motivs. Unser deutsches Publicum ist mit Chuquet und seinen historischen Arbeiten lange nicht so vertraut, wie sie es verdienen, sowohl wegen des Nutzens und Vergnügens, die sie dem Leser zu bereiten angethan sind, als wegen des Interesses, welches die schriftstellerische Individualität und der Gegenstand, dem sie sich gewidmet hat, gerade in Deutschland mit vollstem Recht beanspruchen können.

Chuquet ist zwar in engen Kreisen bei uns gekannt und geschätzt; er hat Studien in Deutschland gemacht und persönliche Beziehungen angeknüpft. Germanisten und Romanisten kennen seine Ausgaben einzelner Werke unserer classischen Literatur für den höheren Sprachunterricht, und Historiker von Fach kennen seine geschichtlichen Arbeiten. Aber der große Kreis der Gebildeten, welcher bei uns, trotz aller nationalen Gegensätze, an allgemein verständlichen Erzeugnissen höherer Art in französischer Sprache nach wie vor Geschmack findet, kennt den hier näher zu betrachtenden Autor bis jetzt, so weit meine Beobachtung geht, äußerst wenig, und dieser Anomalie einigermaßen abzuhelfen, würde mir ein besonderes Vergnügen gewähren, schon aus Dankbarkeit für den Genuß, den mir Chuquet's Werke bereitet haben, aus dem ich auf den Dank Derer schließen zu können hoffe, welche meiner Empfehlung die Ehre erweisen möchten, ihr zu folgen. Auch darum scheint es mir angezeigt, zur Verbreitung ernster französischer Bücher beizutragen, weil eine neueste Roman- und Novellenliteratur

Digitized by Google

derselben Herkunft sich in Bausch und Bogen bei unserem Durchschnittspublicum einer Beliebtheit erfreut, die zwar nicht unerklärlich ist, — dazu ist sie zu alt und verbreitet — aber ihm nicht gerade zu besonderem Ruhm gereicht. Jeder Band, den eine neue picante oder auch absurde Manier in Paris auf den Markt wirft, wandert sofort in Hunderten von Exemplaren nach Berlin, prangt da in allen Schaufenstern und ist nach wenigen Wochen ein Gesprächsstoff, den zu ignoriren jede Weltdame sich schämen würde. Ich bin natürlich weder der nationale noch der sittliche Rigorist, der sich darüber entrüstet; aber es wäre schöner, wenn es anders wäre. Gewisse Mängel, die unserer eigenen schöngeistigen Productionsart erbeigenthümlich anhängen, gewisse Vorzüge, welche den Franzosen im Gegensatz dazu angeboren scheinen, machen eben ihre unmittelbare Wirkung auf die dem leichten Lesegenuß zugethane Welt in unwiderstehlicher Weise geltend. Verhält es sich doch genau ebenso oder noch mehr so mit dem Theater, obgleich es sich an ein sehr großes und gemischtes Publicum wendet. Vor etlichen Jahren führte mich der Zufall in eine kleine süddeutsche Stadt und der Abend ins Schauspielhaus. Man gab ein altes aus dem Französischen übersetztes Stück, „der Gesandtschaftssecretär", welches die Zustände unter der Julimonarchie zur Grundlage hat und in Frankreich längst von der Bühne verschwunden ist. Ich vermuthe, daß eine Menge der darin vorkommenden Anspielungen in dem dicht besuchten Hause kaum noch ein Anderer außer mir verstand. Aber die Zuhörer bis in die Galerieen hinauf amüsirten sich über die Maßen. Auch die Anziehungskraft, welche die ernstere Literatur Frankreichs auf die anderen Nationen und besonders auf die deutsche ausübt, erklärt sich zum Theil gewiß aus denselben Reizen, welche den leichteren Gattungen so breite Wege bahnt. Wie dem nun sei, es ist Thatsache, daß die Schriften z. B. von Renan oder Taine, Memoiren wie die der Frau von Remusat oder Talleyrand's eine Art höherer Popularität bei uns genießen[1]), welche ein löbliches Gegengewicht gegen die Erfolge der Zola oder Goncourt bieten. Vielleicht, und das wäre ganz natürlich, trägt zu jener Popularität besserer Art auch die Besonderheit der Stoffe bei, mit welchen sich jene Werke beschäftigen. Das Zeitalter der Revolution und des ersten Kaiserreiches berühren uns selbst in nächster Nähe, auch die philosophisch-historischen Untersuchungen Renan's und Taine's ragen stark ins Gebiet der geistigen Atmosphäre Deutschlands herein. Studien über das Leben Jesu oder über Shakespeare sind eigentlich eine vorzugsweise deutsche Specialität. Einige Neuere, welche aus demselben Grunde ein Recht auf Beachtung haben, sind Ernst Lavisse und Albert Sorel. Ersterer hat früher speciell die Geschichte der Mark Brandenburg zum Gegenstand seiner Studien gemacht, in neuerer Zeit die der Jugend Friedrichs des Großen und neben diesen streng historischen Arbeiten einen der Gegenwart entnommenen Stoff unter dem Titel: „Trois Empereurs d'Allemagne" (Wilhelm I., Friedrich II. und Wilhelm II.) behandelt[2]). Dadurch, daß ein Theil seiner Arbeiten den Weg

[1]) Aehnlicher Beliebtheit erfreuten sich in früherer Zeit bei uns die historischen Werke von Thiers und Guizot, die englischen von Macaulay und Buckle.

[2]) Paris, Armand Colin.

Digitized by Google

durch die „Revue des deux mondes“ genommen, ist auch die deutsche Lesewelt leichter mit ihm bekannt geworden. Etwas anders steht es mit Sorel, der zwar älter, aber in weiteren Kreisen Deutschlands weniger verbreitet ist als Lavisse, obwohl er es nicht minder verdient. Albert Sorel's bedeutendes Werk „L'Europe et la Révolution,“ von dem bis jetzt vier starke Bände erschienen sind, ist würdig, in jeder Bücherſammlung von Liebhabern historisch-politischer Studien zu figuriren, denn es vereinigt mit dem Ernst und der Umfassung gründlichster Nachforschung die Anziehungskraft einer freien und schwungvollen Durchgeistigung und einer eleganten fesselnden Schreibweise. In den bis jetzt veröffentlichten Bänden ist die Gesammtheit der leitenden Ideen in ihrer Entwicklung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis ans Ende des Jahres 1795 durchgearbeitet[1]). Eine mächtige Fülle des Stoffes und der Quellen fließt in der ganzen Folgenreihe charakteristischer Abschnitte wohlgeordnet und zugleich natürlich dahin; dabei ist der Reichthum der Thatsachen und Actenstücke von einem Hauch philosophischen Denkens durchweht, welchem immer neue Anregung entspringt. Sorel hat außer diesem Hauptwerk eine diplomatische Geschichte des Krieges von 1870 in zwei Bänden, einen Band über die Orientalische Frage im achtzehnten Jahrhundert und einen Band: „Essais d'histoire et de critique“ veröffentlicht, in welchem Abhandlungen über verschiedene Themata, einzelne Staatsmänner, Regenten und etliche politische Probleme der neueren Zeit vereinigt sind. Zu einem Sammelwerk hat er ein Bändchen über Frau von Staël geliefert, welches ein kleines Meisterstück ist. Was ihn, wie Lavisse und Chuquet, uns Deutschen besonders nahe rückt, ist nebst dem natürlichen Interesse, welches die von ihnen behandelten Stoffe uns einflößen, auch ihre genaue Kenntniß unserer Sprache und Literatur. Alle drei beherrschen dieselbe in hohem Maße, Chuquet insbesondere als genauer Kenner, der vortreffliches Deutsch schreibt und selbst Einzelnes in deutscher Sprache verfaßt hat; seine philologischen, dem Deutschen zugewandten Studien und Arbeiten gehen Hand in Hand mit seinen geschichtlichen. Eine in lateinischer Sprache geschriebene Abhandlung zur Erlangung der Doctorwürde an der Pariser Facultät der Sorbonne aus dem Jahre 1886 hat den Dichter Ewald von Kleist, dessen Leben und Werke zum Gegenstand: „De Ewaldi Kleistii Vita et Scriptis.“ Eine Menge kürzerer und längerer Stellen aus des Dichters Werken sind darin metrisch ins Lateinische übersetzt, und das Ganze ist von Anfang bis zum Schluß mit Liebe und ins Kleinste eingehender Sachkenntniß erläutert, wie Alles, was aus Chuquet's Feder herrührt. Bereits vorher hatte er vier Werke unserer Classiker für die obersten Gymnasialclassen herausgegeben und mit historischen, literarischen und linguistischen Glossen ausgestattet: Goethe's Hermann und Dorothea, Campagne in Frankreich von 1792, Goetz von Berlichingen und Wallenstein's Lager von Schiller. Einzelne dieser Ausgaben, vor Allem der Goetz, sind mit Einleitungen versehen, die als ästhetisch-philologische Abhandlungen in jeder deutschen Fach-Zeitschrift mit Ehren figuriren könnten. An seine große historische Aufgabe lehnen sich Goethe's Tagebuch und Hermann und Dorothea unmittelbar an. Das Tagebuch wird

[1]) Paris, Librairie Plon.

Digitized by Google

ihm zu einer vielbenutzten Quelle, und das Epos schöpft bekanntlich seinen Stoff und manche Einzelheiten aus den gleichen Erlebnissen.

II.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß unser Autor mit einer seltenen Weite des Gesichtskreises und Fülle der Mittel schafft.

Sein Hauptwerk, um welches es hier sich handelt, ist die jetzt unter dem Gesammttitel: „Les Guerres de la Revolution“ vorliegende Reihe von sieben Bänden[1]), welche die Feldzüge gegen Deutschland, Belgien inbegriffen, vom 11. August 1792 bis zum 25. Juli 1793 erzählen. Jeder Band trägt eine selbstständige Ueberschrift. Dieselben lauten der Reihe nach:

Die erste preußische Invasion (11. August bis 2. September 1792).
Valmy.
Der Rückzug des Herzogs von Braunschweig.
Jemappes und die Eroberung Belgiens (1792—93).
Der Verrath des Dumouriez.
Custine's Expedition.
Mainz.

Diese sieben Bände sind in drei Serien getheilt. Die erste umfaßt die drei ersten Bände bis nach dem Rückzug des Herzogs von Braunschweig; die zweite den belgischen Feldzug, d. h. die zwei Bände der Thaten und Unthaten des Generals Dumouriez; die dritte Serie erzählt den Zug Custine's nach dem Rhein, die Einnahme, Belagerung und Capitulation von Mainz. Die Bände sind nicht, wie die meisten französischen historischen Bücher ein großes, schweres, sondern ein gewöhnliches Kleinoctav, ein Umstand, der sie handlicher macht als die meisten ihresgleichen. Dafür ist der Druck, obgleich sehr gut, doch nicht so splendid und raumverzehrend, wie viele französische Ausgaben, die in einem Bande bedeutend weniger umfassen, als wir nach deutschen Begriffen davon erwarten. Wir haben es wirklich mit sieben respectablen Monographien zu thun, und die Erklärung dieser Ausdehnung, verglichen mit der Kürze der darin behandelten Zeit, liegt in der minutiösen Durchführung der vorgesetzten Aufgabe. Und hier ist auf das Charakteristische dieser Leistung der Nachdruck zu legen. Sie ist trotz dieser Kleinmalerei fesselnd und voll Abwechslung von Anfang bis zu Ende. Es dürfte wenige Darstellungen dieser Art geben, welche das schwierige Problem lösen, aufs Genaueste ins Einzelne zu dringen, und dennoch keinen Augenblick langweilig zu werden. Vielleicht könnte man, um das Erstaunliche der Leistung zu steigern, noch hinzusetzen, daß der Autor dies fertig bringt, obgleich er doch in Wahrheit nur eine Kriegsgeschichte oder vielmehr einen Schritt für Schritt allen strategischen und taktischen Bewegungen der verschiedenen Feldzüge folgenden Bericht erstattet. Doch dies Hinderniß ist allerdings nur ein scheinbares. Wie die Menschheit einmal beschaffen ist, werden Kämpfe und Kampfbeschreibungen auch immer ihre besondere Anziehungskraft ausüben. Eine im selben Maßstab detaillirte Berichterstattung über friedliche, noch so interessante, diplomatische oder parlamentarische, sich mehrere Jahre lang hinziehende Verhandlungen würde schwerlich im Stande sein,

[1]) Paris, Librairie Léopold Cerf.

Digitized by Google

den Leser so frisch bei Athem zu erhalten. Das Kriegswesen mit Allem, was daran hängt, besitzt nun einmal seine fascinirende Herrschaft und übt sie aus in allen Regionen des Lebens. Warum spielen die Kinder vor allem das Soldatenspiel? Warum schlägt das weibliche Herz dem Träger der Uniform so gern entgegen? Man sagt: wegen der Uniform! Das ist nur zum Theil die Erklärung, und selbst, wenn es den Grund der Thatsache erschöpfte, bliebe noch übrig, daß doch nicht rein zufällig der Vorzug der schmucken Uniform gerade dem Soldatenstand zukommt. Es ist auch nicht bloß das „zweierlei Tuch," welches mittelst seiner coloristischen Wirkung verführerisch wirkt, die Waffe gehört dazu. Es hat seinen guten Grund, daß der englische gemeine Soldat zwar in Uniform, aber ohne Seitengewehr ausgeht und der Officier sich nie außer Dienst in Uniform zeigt. Das entspricht einem Lande bürgerlicher Freiheit, in welchem das Gesetz die höchste Autorität ist. Die Sitte, mit dem Schwert an der Seite in Gesellschaft zu erscheinen, ist ein Symbol, daß die Waffe höher eingeschätzt ist als das Recht. Daß bei uns Minister in den Parlamenten mit Epauletten geschmückt und auf den Degen gestützt sprechen, ist ein Gegenstand des Befremdens für andre Europäer. Bismarck wußte wie immer, was er that, als er die Gewohnheit dieser Tracht annahm. Er hat darin übrigens nur das Beispiel des Grafen Prokesch von Osten befolgt, von dem er, als er selbst nur noch Lieutenantsuniform präsentiren konnte, von Frankfurt aus schrieb, daß er, um zu imponiren, sich stets in seiner Feldmarschallsuniform zeigte. Es könnte einmal untersucht werden, ob in früheren Jahrhunderten, wo die Tracht der höheren Classen überhaupt noch nicht so scharf gegen die militärische abstach, die soldatische Erscheinung weniger Wirkung auf die Menschen und in Sonderheit auf das schöne Geschlecht gemacht habe. Denkbar wäre es schon. Man trug ja, auch in höheren Bürgerkreisen, noch bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Degen an der Seite. Und die Waffe hat an dem Nimbus der militärischen Erscheinung einen bedeutenden Antheil. Hat doch der Anblick jeder Waffe, auch getrennt vom Träger, etwas Fascinirendes fürs Auge, als der Anblick eines Dinges, das geeignet ist, über Leben und Tod zu entscheiden. Ja, sogar der Anblick eines Gefäßes, in dem ein tödtliches Gift enthalten ist, übt etwas von dieser Gewalt über die Phantasie aus. Es gibt eben nichts Dramatischeres, als die Entscheidung über Leben und Tod, und im Krieg ist sie auf die höchste Potenz gebracht. Daher sind Kriegsgeschichten nichts weniger als ein undankbarer Stoff. Bekanntlich ist es noch gar nicht so lange her, daß die Menschheit verlangt, in ihren Geschichtsbüchern etwas weniger Schlachten und etwas mehr Cultur zu lesen; aber man darf die Behauptung wagen, dies Verlangen ist mehr ein Product der Reflexion als der Geschmacksrichtung. Wie vieles ließe sich über dies Thema noch sagen! Hier sollte nur so viel davon berührt werden, als hinreicht, um die Behauptung zu unterstützen, daß die umständliche Schilderung kriegerischer Vorgänge auch in einer sehr langen Aneinanderreihung nicht schlechthin als eine zu überwindende Schwierigkeit anzusehen ist. Allerdings kommt es, wie überall, auf das Wie? an. Und dies eben findet sich hier bis zu einer bewundernswerthen Virtuosität gesteigert. Einige von Chuquet's näheren Freunden behaupten, er sei eigentlich zum Militär geboren und würde ein guter Schlachten-

Digitized by Google

führer geworden sein. Daß er ein bedeutender Gelehrter geworden ist, beweist nicht das Gegentheil, wie die neuesten Kriegserfahrungen, auch abgesehen von Moltke, gezeigt haben. Die Beschreibung der Märsche und Gefechte, die Kritik von Sieg und Niederlage verrathen jedenfalls einen Beobachter, dem das Herz für das Fach schlägt, und da seine Feder, einem Pinsel gleich, mit der lebhaftesten Anschauungs- und Darstellungsgabe geführt wird, so ist die Wirkung auf den Leser, man könnte sagen, auf den Zuschauer, unausbleiblich. Natürlich nur, weil die Aufgabe doch ganz anders behandelt ist als in einem Generalstabswerke, welches selbst im besten Falle zu einer gewissen Trockenheit verurtheilt ist. Der Autor ist eben, wenn auch mit Sinn oder Liebhaberei für Kriegssachen begabt, vor Allem Historiker und zwar in des Wortes voller Bedeutung, ein Beobachter, der mit den Augen des Menschenkenners und Politikers schaut. Alle Ereignisse, alle Personen, die er uns vorführt, werden je nach größerer oder geringerer Wichtigkeit — aber immer mit Liebe und Feinheit — porträtirt. Das Werk ist auf fast jeder seiner — beiläufig zweitausend — Seiten mit Noten ausgestattet, und zwar stehen dieselben auf demselben Blatt unter dem Text, ein Brauch, welcher der Form eines Anhangs am Schluß des Bandes unendlich vorzuziehen ist. Mir wenigstens will es scheinen, daß ein Leser, welcher nicht durch die Ablenkung auf den Fuß der Seite gestört sein will, ein sonderbarer Kunde ist. Man kann zur Erklärung seiner Einrede doch nur vermuthen, daß er von Noten keine Notiz nehmen möchte. Denn will er sie lesen, so ist es ihm sicherlich unendlich viel bequemer gemacht, wenn er sie sofort zur Stelle findet; verlangt er nicht darnach, so kann er sie eben stehen lassen und ist überdies als ein uninteressirter auch ein so uninteressanter Leser, daß er keiner Berücksichtigung werth ist. Die besten Leser sind die, welchen die Anmerkung noch lieber ist als der Text. Freilich kommt es auch hier wieder auf das Wie? an. Es gibt Anmerkungen und Anmerkungen, fagots et fagots. Hier sind die Anmerkungen mit derselben Geschicklichkeit behandelt wie der Text. Sie sind scharf und knapp. Vor Allem sind sie dem Aufschluß über die Personen gewidmet. Beinah jeder Name, der uns vorgeführt wird, ist von dem, was man in der Polizeisprache seine Personalacten nennt, begleitet. Keiner geht unbekannt an uns vorüber. Aber wir erfahren das Nothwendige in wenigen Strichen. Vielleicht könnte man finden, daß hie und da diese Sorgfalt etwas Uebertriebenes an sich hat. Zweierlei mag den Autor dazu, ich will nicht sagen verführt, aber geführt haben. Zunächst der Wunsch, Alles urkundlich zu belegen. Er verlangt, sozusagen, für seine Erzählung und sein Urtheil keinerlei Credit vom Leser. Dieser soll überall selbst sehen. Sodann allerdings auch eine gewisse Liebhaberei. Chuquet ist das, was man auf französisch „un chercheur“ nennt. Wo ihm etwas aufstößt, will er es sofort ergründen; er verfolgt es bis in seine letzte Spuren. Eine fabelhafte Belesenheit und, ohne Zweifel damit im Bunde, ein ebenso fabelhaftes Gedächtniß kommen ihm dabei zu statten, machen ihm die Aufgabe zu einem willkommenen Spiele. Man erstaunt über alle Quellen, die er aufgetrieben hat. Die kleinsten Publicationen der Vergangenheit und der Gegenwart entgehen seinen Spürnasen nicht; das handschriftliche Material der französischen Archive ist nach allen Seiten hin durchforscht. Trotzdem sind die

Digitized by Google

Bemerkungen niemals umfangreich; selten nehmen sie mehr als einige Zeilen auf jedem Blatt in Anspruch oder nöthigen den Leser, das Blatt umzuschlagen über die Seite des Textes hinaus, auf den sie sich beziehen. Sie haben nichts von dem Lästigen und Ermüdenden mancher gelehrten deutschen Werke noch aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, welche in weitschweifigen Fußnoten, die selbst wieder mit Noten in noch kleinerer Schrift versehen sind, den Leser weit vom Standort seines Auges abführen, so daß er nach Erledigung der Note wie von einer langen Reise zu seinem Ausgangspunkt zurückkehren muß. Vielleicht hätte hier und da etwas erspart werden können, so z. B. namentlich im siebenten Band, welcher aus Anlaß der Belagerung von Mainz die Namensaufführung aller auch ganz obscurer Personen, die an gewissen Vorgängen oder Sitzungen Theil nahmen, verzeichnet. Aber da auch das ganz kurz abgethan ist, so darf man sich damit trösten, daß demjenigen, welchen gewisse Episoden besonders interessiren, damit ein Liebesdienst geleistet wird, der die dafür Gleichgültigeren nicht stört. Den denkwürdigsten Oertlichkeiten der Kriegsführung sind kleine übersichtliche Pläne beigefügt.

III.

Damit sei einstweilen über die Methode genug gesagt. Es wird auch daraus schon von selbst sich ergeben, daß der Stil ein natürlich einfacher und prägnanter ist. Die Sätze gleiten angenehm dahin und lassen keinen Augenblick den Gedanken aufkommen, daß mit der Darstellung nach irgend welcher Seite hin ein besonderer Effect erreicht werden soll. Die Form stimmt darin ganz mit dem Geist der Darstellung zusammen, welche die leibhaftige Objectivität ist. Obwohl wir es der Hauptsache und der Ankündigung des Verfassers gemäß mit einer Kriegs- und Feldzugsgeschichte zu thun haben, leuchtet doch ein, daß diese nicht losgelöst von den inneren Zuständen Frankreichs gedacht werden kann, und nichts entspräche weniger dem Sinne des Autors. Vielmehr, wenn auch die militärischen Ereignisse mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit zur Geltung kommen, die an sich schon — man darf sagen — spannend und unterhaltend wirkt, kommt doch ein gut Theil der Anziehungskraft auf den Hintergrund der Revolution selbst, über deren Schicksal die Ereignisse entscheiden. Die Zustände und Personen, die Ideen, welche eingreifen, sind eng mit den Vorgängen auf den Schlachtfeldern und — nicht zu vergessen — mit den diplomatischen Zügen und Gegenzügen verwebt. Wie das Alles, Schritt für Schritt, einsetzt und sich zusammenfügt und das Ganze dramatisch sich abwickelt, erfahren wir im Fluß der stetig und umsichtig fortgeführten Berichterstattung.

Der erste Band hebt mit der Kriegserklärung des damals noch monarchischen Frankreich vom 20. April 1792 an, welche ausschließlich gegen Oesterreich gerichtet war. Chuquet, wie alle unbefangenen französischen Geschichtsforscher, namentlich auch Sorel, spricht unumwunden aus, daß die Initiative zum Krieg nicht blos der Form, sondern auch der Sache nach von Frankreich ausgegangen ist, daß die Gironde aus inneren politischen Gründen den Krieg wollte, wozu dann noch kam, daß Dumouriez, welchen Ludwig XVI. kurz vorher zum Kriegsminister ernannt hatte, von Begierde nach Feldherrnthaten entbrannt war.

Digitized by Google

Er, wie beinah Alle, schmeichelten sich damals mit der Aussicht, Preußen von Oesterreich zu trennen und mit ersterem intimes Verständniß, auf beiderseitige Vortheile berechnet, zu erzielen. Dieser Lieblingsgedanke zieht sich durch den ganzen Verlauf der späteren Ereignisse, gebiert mit wunderlicher Zähigkeit immer neue Speculationen, auch als schon das preußische Heer im hellen Kampf mit den französischen Waffen und beinahe allein im Felde ihnen gegenüber stand. Diesen Liebeswerbungen, ihren geraden und ihren gewundenen Wegen, ihrer naiven Selbstgefälligkeit schenkt unser Berichterstatter sein besonderes Augenmerk. Es hat etwas besonders Pikantes, in heutiger Zeit, wo das Wort „Prussien" den Inbegriff alles Verabscheuenswürdigen im Volksmunde ausdrückt, die Schmeicheleien zu lesen, die damals an den König und seine Vertrauten verschwendet wurden. Vergegenwärtigt man sich dazu noch die heutige Russenliebe, so kann man sich keine wirkungsvollere Gelegenheit wünschen, die Veränderlichkeit allgemeiner Strömungen dieser Art und ihre innere Werthlosigkeit an der Quelle zu studiren.

Ein andres Moment beherrscht in noch viel höherem Maße und ausgiebiger die Aufmerksamkeit des Erzählenden. Es handelt sich um die Wahrheit über die Zustände im französischen Heere jener Epoche, über dessen Leistungen und Charaktereigenschaften. Bekanntlich hat auch auf französischer Seite, die so lange im Schwung erhaltene Apotheose der Revolutionsarmee einen gewaltigen Stoß durch das Buch von Camille Rousset, les Volontaires 1791—94, erhalten. Dasselbe erschien merkwürdiger Weise grade kurz vor Ausbruch des letzten Krieges. Das Vorwort der ersten Ausgabe ist vom März 1870 datirt; seitdem sind noch vier folgende Auflagen erschienen. Der Verfasser erklärt selbst in schlichten Worten, er habe eine Untersuchung (Enquête) über die Legende der Freiwilligen jener Revolutionsheere sich zur Aufgabe gemacht, und das Ergebniß sei die vollständige Vernichtung dieser Legende. Auch nachdem man Chuquet's sieben Bände aufmerksam zu Ende gelesen hat, kann man, wenn man Alles in ein einziges Wort zusammenfassen soll, zu keinem anderen Verdict kommen. Die Glorie eines unbegreiflichen Heldenthums, welche die republikanisch-nationale Ueberlieferung den sogenannten Volontärs ums Haupt gewunden hatte, zerfließt auch unter Chuquet's Feder in sehr trübe Nebel. Doch ist der Gesammteindruck hier viel weniger vernichtend. Es kommt bei ihm neben vielem zu Rousset's Auffassung Stimmenden doch nicht Weniges ans Licht, das besseres Zeugniß gibt. Die beiden Werke sind eben verschiedener Natur. Rousset hat eine Untersuchung angestellt und ist am Schluß derselben zu einem Antrag auf Vernichtung gelangt. Es ist die Arbeit eines öffentlichen Anklägers, der voraus weiß, auf welches Ziel er lossteuert und der seine Acten ausschließlich zu diesem Zweck sammelt. Er verfolgt damit auch eine ganz bestimmte Absicht. Er will die heilige Legende von den Wunderthaten des improvisirten Soldaten zerstören, um sein Land vor dem Vertrauen auf diesen Schutz zu warnen. So wunderbar das Zusammentreffen dieser Arbeit mit den unmittelbar darauf folgenden Ereignissen war, so kann man nicht grade sagen, daß sie in ihrer besonderen Tendenz sich an den Thatsachen bewährt habe. Im Jahre 1870 versagte nicht die improvisirte, sondern die regelmäßig geschulte und organisirte Armee, aus Mangel nicht an Tapferkeit, sondern an fähiger Oberleitung und Führung. Wenn auch im Feldzug an der

Digitized by Google

Loire im Winter 1870/71 die von Gambetta zusammengerafften Truppen nicht selten sich die Blößen gaben, die eben bei der Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung unvermeidlich waren, — und auch in seine Lebensbeschreibung Chanzy's läßt Chuquet uns darüber nicht im Unklaren — so kann man ihnen doch im Großen und Ganzen ein bedeutendes Maß von Anerkennung nicht verweigern, und dies ist bekanntlich auch von deutscher Seite immer zugestanden worden. Der Vorwurf, welcher 1792 wie 1870 den Urhebern des Krieges von ihrem eignen Lande gemacht worden ist, daß man ihn beschlossen habe, ohne bereit zu sein, trifft viel eher für den älteren als für den späteren Fall zu. Merkwürdiger Weise nämlich spielte das „on n'était pas prêt", welches hinterher kommt, auch damals eine ebenso große Rolle, wie in den rückblickenden Urtheilen unserer Tage auf den letzten Krieg. Nach den Niederlagen, welche die französischen Truppen bei den ersten Zusammenstößen erlitten, hieß es allgemein, daß man eben gar nicht vorbereitet gewesen sei. Chuquet citirt die Worte Lafayette's in einem Bericht vom 6. Mai: „Ich kann nicht begreifen, wie man hat den Krieg erklären können, während man doch in nichts bereit war (en n'étant prêt sur rien)." Und das paßte auf jene Zeit in des Wortes vollster Bedeutung, weil sowohl der Krieg selbst als der ganze dazu nöthige Apparat erst im Moment des Ausbruchs und im Lauf der Dinge improvisirt ward, Hals über Kopf und im wilden Tumult der inneren Politik. Von dem Heerwesen des zweiten Kaiserthums gilt eher das Gegentheil. Seit lange, lange hatte man an diesen Krieg gedacht. Namentlich seit 1867, seit dem Mißlingen der Mexikanischen Expedition und dem Luxemburger Streit, stand man immer auf dem Sprung. Jeden Morgen konnte man von denen, die sich auf ihre intimen Beziehungen zum Hof oder zur Armee etwas zu gute thaten, in den letzten drei Jahren vor dem Ausbruch hören, daß es demnächst losgehen werde, daß Alles bereit sei, bis auf den letzten Knopf, wie es der Marschall Leboeuf in der That versichert hatte. Neuerdings bringen die Memoiren des General Jarras sogar die merkwürdige Enthüllung, daß selbst der Marschall Niel, der für den wissenschaftlichsten, nüchternsten Generalstäbler galt, schon 1869 das „Tout prêt" erklärt hatte. „Damals sagte der Marschall in bittrem Ton zur Kaiserin, die seit zwei Jahren seinen Eifer schürte, als ob es dessen bei ihm bedurft hätte: „„Ich habe nach Ihren Wünschen gethan, Madame; ich bin bereit, und Sie sind es nicht.""" Zu demselben Herrn Rousset, der das Buch über die Volontärs geschrieben und neuerdings die Memoiren des Generals Jarras besprochen hat, sagte Niel: „Ich habe mich ans Werk gemacht, und endlich ist der Tag gekommen, an dem ich zum Kaiser sagen konnte: wir sind bereit." — Wenige Tage darauf starb Niel. (Revue des deux mondes vom 15. Juli 1892). Das ist eben der Unterschied. Die Leute der Revolution hatten sich gar nicht die Frage gestellt, ob sie bereit seien, sie gingen drauf. Die Kriegspartei Napoleon's III. hielt sich für vollständig vorbereitet; sie war es auch, nur nicht für diesen Krieg der exacten Führung, den sie nicht kannte. Sie war sozusagen nicht in einem Error facti, sondern in einem Error juris befangen, und insofern ist es nicht richtig, wenn die Gegner des gefallenen Kaisers ihm nachträglich vorwerfen, den Krieg ohne die pflichtmäßige Vorbereitung angefangen zu haben. Uebrigens hatte nicht er

Digitized by Google

ihn angefangen, sondern er wurde nur durch seine abenteuerliche Umgebung hineingetrieben, wie das Buch von Jarras abermals lehrt. Auch darin herrscht ein vollständiger Gegensatz zwischen jenen Kriegen der neunziger Jahre und den letzten, daß man Alles in Allem sagen muß: in den Feldzügen der Revolution waren die Führer besser als ihr Material, in denen der Neuzeit war bei gutem Material die Führung entschieden ungenügend.

Erst in dem letzten Abschnitte, bei dem Kampf im Herzen von Frankreich, tauchten die Chanzy und Faidherbe auf, welche von der Methode der neuesten Kriegsführung genug verstanden. Alle die Berühmtheiten aus der Krim und Italien waren ohne Erfahrung und ohne Ahnung der neuesten Kriegskunst und der hochgespannten Ansprüche, welche sie an die oberste Leitung stellt. Die Siege in der Krim waren nur mit unverhältnißmäßigen Opfern und in unverhältnißmäßig langer Zeit erstritten worden, und die Siege in Italien nur so im Ramsch davongetragen. Die Bravour hatte das Meiste gethan. Die allein sollte aber im Kampfe mit der preußischen Heeresleistung nicht mehr genügen, und weil die französische Routine das nicht ahnte, verließ sie sich auf ihre Präcedenzien. In jedem ersten Zusammenstoß zwischen der französischen und preußischen Oberleitung wäre es gerade so gegangen, wenn man auch noch länger sich vorbereitet hätte. Man war sachlich vorbereitet, aber nicht intellectuell.

Das ist der große Unterschied gegen die Bedingungen, unter denen die Revolution sich in den Krieg stürzte. Sie war weit davon entfernt, ihren Gegner zu unterschätzen. Vielmehr, sobald einmal feststand, daß man sich mit Preußen zu messen haben würde, gab man dem Gedanken Raum, daß man es mit einem in militärischer Kunst überlegenen Gegner zu thun haben werde. Der Nimbus der Friedericianischen Zeit umschwebte noch das preußische Heer, Ferdinand von Braunschweig galt für den ersten Feldherrn seiner Zeit. Mirabeau hatte den Ruhm dieser Armee neuerdings wieder nach Frankreich verkündet und sie für die erste der Welt erklärt, und Mirabeau hatte auch vom Braunschweiger geschrieben: es sei unfaßbar, aber doch wörtlich wahr, daß er ebenso tief eingeweiht und überlegen sei in den kleinsten Einzelheiten wie in den höchsten Aufgaben der Kriegsführung. Die Commandanten von Verdun und Longwy ließen in Antwort auf die erstere Aufforderung der preußischen Parlamentäre sagen, sie seien stolz, dem berühmtesten Capitän der Zeit gegenüber zu stehen. Dergleichen Aeußerungen ritterlicher Höflichkeit kehren noch oft im Verlaufe der Dinge wieder. Man hatte auch Respect vor der preußischen Bildung und legte was hinein, ihr mit Anstand zu begegnen. Das ideale Element der Freiheitsbewegung verschwand trotz der traurigsten Excesse niemals ganz aus dem Geiste der Führung und der Officiere. Wenn die herrschende Partei sich in den Krieg stürzte, so geschah es eben ohne jede weitere Berechnung ihrer militärischen Mittel, aus Gründen der inneren Politik — ein Zug, welcher eine Eigenthümlichkeit französischen Staatslebens ist. Es ist zwar gäng und gäbe in der höheren Kannegießerei geworden, daß man von jeder Regierung eines großen Staates hie und da einmal sagt, sie sei im Stande, einen Krieg heraufzubeschwören, nur um Verlegenheiten im Inneren zu entgehen. Aber im Grunde ist diese Auffassung nur französischem Gedankengange nachgebildet und thatsächlich niemals anderwärts Praxis gewesen.

Digitized by Google

Einen großen Frieden, den von Utrecht, hat England einmal aus Motiven innerer Cabinetsintriguen gemacht, aber einen großen Krieg niemals. Nur die eigenthümliche Organisation und Temperamentsart der französischen inneren Politik kennt diese Pferdekuren. Anderwärts hat man höchstens mit der künstlich erregten Furcht vor Krieg in der inneren Politik operirt. Im Frühjahre 1792 stand die Regierung mit einer desorganisirten, in Auflösung und Verwirrung gebrachten Armee da, deren Disciplin gelockert war. Man rechnete darauf, diese an Zahl unzulänglich gewordene regelmäßige Truppe durch selbständige aus Freiwilligen geworbene Körper zu ersetzen oder doch zu ergänzen. Mit dem Werthverhältniß, in welchem diese Volontärs zur Linie standen, beschäftigt sich die historische Kritik jener Zustände in erster Reihe, und sie ist für das unbefangene Urtheil zweifellos dahin gekommen, daß sie die Linie, d. h. den Rest der alten Cadres der Monarchie, bei Weitem für den tauglichsten, nach Manchen für den allein brauchbaren Bestandtheil des Heeres erklärt. Die Berichte der im Felde stehenden Generale, so sehr sie die revolutionäre Empfindlichkeit schonen mußten, deren Rache bekanntlich weder langsam noch schonsam war, können nicht umhin, immer wieder auf dieselbe Unterscheidung zurückzukommen. Nur die allerwildesten und rohesten, später nach Belgien kommenden Conventscommissare verfolgen blindlings die Tendenz, Alles, was aus der monarchischen Zeit herstammt, zu zerstören und auszurotten, Officiere, die ci-devants sind, wie die Stämme der Linie. Aber mit dieser einzigen Ausnahme bricht sich immer und überall die entgegengesetzte Auffassung Bahn, und das Problem, dessen Lösung das Pariser Kriegsministerium ununterbrochen in Athem hielt, war die Frage: auf welche Weise soll das unentbehrliche Element der Freiwilligen und des späteren Massenaufgebots mit der Linie verbunden werden? sollen die Truppentheile aus diesen zwei verschiedenen Elementen ganz getrennt bleiben, sollen sie umgekehrt durch Einreihung, Mann für Mann, aus beiden Elementen in dieselben Cadres ganz verschmolzen, oder soll der einzelne Truppentheil, z. B. das Regiment aus Bataillonen der einen und der anderen Gattung zusammengesetzt werden? Letzteres System, welches man das Amalgame nannte, triumphirte zum Schluß und gilt z. B. auch einem Skeptiker wie Rousset für das einzige und beste.

Chuquet verfolgt, wie sich bei der Art seiner Darstellung erwarten läßt, diese Fragen mit der ihm eigenen Aufmerksamkeit und Unbefangenheit zugleich. Er verwirft im Ganzen nicht unbedingt, wie Rousset, die Leistungen der improvisirten Soldaten. Das ergibt sich schon daraus, daß Rousset nur die schlagendsten Actenstücke in einem Band zusammenstellt, während Chuquet in sieben Bänden drei Feldzüge ins Einzelne hinein verfolgt und auf seinen Wegen nicht selten auch Lobenswerthem begegnet. Namentlich unterscheidet er zwischen den Freiwilligen, welche im Jahre 1791 eintraten, und denen, welche aus dem das Vaterland in Gefahr erklärenden Decret vom 11. Juli 1792 hervorgingen. Den letzteren schiebt er den bei Weitem größeren Antheil an dem Makel zu, welchen die ernüchterte Geschichtschreibung auf diese improvisirten Soldaten gehäuft hat. Und wenn hier der Mangel an jeglicher Disciplin constatirt wird, so tritt in Wechselwirkung damit der entsetzliche Mangel an Ausrüstung und Ausbildung hinzu. Man hat es schon oft gelesen, aber man liest es immer

Digitized by Google

wieder mit neuem Staunen, welche hilflosen, untauglichen Massen eine tumultuarische politische Leitung ins Feld schickte, und zu welchen Excessen gegen Freund und Feind, ja auch gegen ihre Officiere diese Banden sich hinreißen ließen. Solches ereignete sich aber nicht nur bei den Milizen. Die ersten schmählichen Niederlagen, welche die Armee bei Ezuiebrain und Mons von den Oesterreichern erlitt, kommen auf Rechnung der Linie, namentlich der Cavallerie. Chuquet glaubt nachweisen zu können, daß die Freiwilligen der ersten Aushebung von 1791 nicht mit der Verachtung behandelt werden dürfen, welche, im Rückschlag gegen die Uebertreibungen der revolutionären Apotheose, die neuere Kritik ihnen angedeihen ließ; er zeigt an vielen Gefechten, daß ihre politische Begeisterung und ihr guter Wille aus ihnen so gute Soldaten gemacht hatten, wie man es nur nach einer achtmonatlichen Vorbereitung erwarten konnte. Dabei steht er nicht im Geringsten unter dem Einfluß der Ansicht, daß man brauchbare Truppen mittelst des Enthusiasmus aus der Erde stampfen könne; er hat selbst viel zu viel Sinn für Kriegswesen, um für Dilettantisches voreingenommen zu sein. Die Legende findet an ihm keinen Augenblick eine Stütze, aber sein Gesammturtheil, welches nicht einseitig auf Mißachtung der Revolutionsarmee hinausläuft, hilft doch auch allein die Thatsache erklären, daß schließlich die Republik mit wechselndem Kriegsgeschick nicht ohne eine Reihe merkwürdiger Erfolge gekämpft hat und am Ende nicht nur unbesiegt, sondern mit großem Gewinn aus dem Frieden von 1795 hervorging. Wie viel immer an diesem Ausgang die Fehler und Schäden ihrer Gegner, die Langsamkeit der österreichischen Kriegsführung, die deutsche Uneinigkeit, vor Allem die Eifersucht über die Theilung Polens mit schuld gewesen sein mögen, alle zusammen allein können einen solchen Ausgang nicht erklären, und die Annalen der Feldzüge weisen eine Reihe von Waffenthaten auf, die augenscheinlich und nachweislich stark in die Wendung der Dinge mit eingegriffen haben. Warum hätte sonst am Ende dieses ersten großen Abschnitts das gesammte Europa, welches sich am Krieg gegen die Republik betheiligt hatte, mit Ausnahme von England und Oesterreich, die Waffen gestreckt? Wenn man unbefangen die im Weiteren von unserem Historiker aufgerollten Blätter jener Geschichte verfolgt, kommt man zu demselben Resultat, das auch er in seiner vollendeten Vorurtheilslosigkeit sich aneignet, daß nämlich trotz unendlich vieler Sünden und Thorheiten von oben und von unten, doch in den Massen der französischen Nation Tapferkeit, Geschicklichkeit und nicht zum Mindesten politische Begeisterung einen großen Antheil an dem ihr günstigen Ausgang der Dinge gehabt haben.

Sogar eine Besonderheit, welche aus der Erfahrung dieser Kriegszüge als die unzweideutigste hingestellt wird, scheint bei näherer Beleuchtung auch nicht unbedingt festgehalten werden zu dürfen. Die Erwählung der Officiere durch die Truppe muthet uns bei unseren heutigen militärischen Zuständen, die immer mehr auf eine Präcisionsmaschinerie hinzielen, als eine wunderliche Ausgeburt abstracter Gleichheitstheorie an. Aber selbst ein so strenger Richter wie Rousset vermag sie nicht ausnahmslos als unpraktisch hinzustellen. Er erwähnt einzelne Conjuncturen, in denen dies Verfahren sich bewährte. Gelangt man auch aus seiner, wie nicht minder aus Chuquet's Darstellung zum Schluß, daß die Wahl der Officiere im Ganzen nichts weniger war als ein Weg, um die bestbefähigten

Digitized by Google

herauszufinden, so sind doch die Fälle nicht selten, wo aus der Wahl Führer hervorgingen, die später zu großem Ruhm gelangten, wie denn in diesen Revolutionskriegen schon die Mehrzahl der späteren Marschälle ihre Sporen verdient hatten.

IV.

Die Geschichte der Begebenheiten, beginnend mit dem Ausmarsch der beiden Heere und den ihr diesseits und jenseits vorausgegangenen politischen Combinationen bis zu der in unserer classischen Literatur verewigten Kanonade von Valmy, ist oft erzählt worden. Sie fesselt immer wieder von Neuem aus vielen Ursachen, am meisten, weil es doch eigentlich dieser erste Abschnitt war, welcher der großen Einwirkung der Revolution auf Europa die entscheidende Wendung gab, indem ihr Sieg nach außen auch zum Sieg im Innern von Frankreich wurde. Für Deutschland hat dieser Abschnitt noch das besondere Interesse, daß die kraus verschlungenen Gebilde des zerfallenen Reiches und die unmittelbare Nachfolge der Fridericianischen Epoche diplomatisch und militärisch im Vordergrunde stehen. Dazu tritt für die heutige Generation, daß die neueste Kriegsgeschichte ihre größten und merkwürdigsten Tage auf dem Boden derselben Argonnerlandschaft, welche jenem ersten denkwürdigen Zusammenstoß zum Schauplatz gedient hat, erleben und daß Moltke's modernes Genie gerade da am nachdrücklichsten die Scharte auswetzen sollte, welche des braunschweigischen Herzogs veralteter Kunst von dem stürmischen Widerstande eines neu eingreifenden Elements beigebracht worden war. Frankreich inaugurirte damals die Aera der Volkskriege, welche Spanien und Preußen bald darauf gegen Napoleon wieder aufnahmen, beide Male mit Erfolg, bis die neueste Zeit den Volkskrieg in Gestalt des Volksheeres zum allgemeinen Princip erhob und seine Signatur allen künftigen Kriegen aufdrücken zu wollen scheint — ob mit dem Ende, daß für Europa's Cultur daraus das Verhängniß oder die Erlösung reifen werde — wer vermag es zu sagen?

Was von allen bereits erwähnten Vorzügen der Darstellung und Behandlung die in diesen beiden ersten Bänden enthaltene mit am meisten auszeichnet, ist, daß hier ein französischer Historiker einmal, so ausgiebig wie nur irgend möglich, sich auch auf deutsche Quellen stützt. Keiner der berühmten und vielgelesenen unter ihnen hat es so gethan, keiner konnte nur deutsch lesen, namentlich nicht Thiers oder Louis Blanc; auch Lanfrey hat seine Geschichte Napoleons geschrieben, ohne ein Wort deutsch zu verstehen. Erst die neuere Generation, welche gründlicher deutsch gelernt hat, war im Stande, diese zur Erforschung der Revolutionsgeschichte unerläßliche Bedingung zu erfüllen. Sorel und Chuquet sind die ersten, welche dieser Aufgabe gewachsen waren und den besten Gebrauch davon gemacht haben. Zwar deutsche Archive standen Chuquet nicht zu Gebot, aber dafür hatten unsere Bearbeiter jener Zeit dieselben gründlich ausgenützt, und der französische Historiker konnte sich ihrer Forschungen bedienen, indem er von seiner Seite aus französischen Archiven das ergänzende Material reichlich herbeiholte. In der Vorrede zum ersten Bande führt er die namhaftesten seiner deutschen Autoritäten an, vor Allem die größeren Werke von Sybel, Häusser, Ranke, eine Reihe von Memoiren und Monographien aus der Zeit, und in den am Fuße der Seiten fortlaufenden

Digitized by Google

Noten stoßen wir immer wieder auf die erfreuliche Fülle auch deutscher, weniger bekannter Schriften, die der Spürsinn des Sammlers aufgetrieben hat. Eine der meist benützten Quellen ist, wie schon Eingangs erwähnt, für diesen Abschnitt Goethe's Tagebuch aus der Campagne in Frankreich, und man irrt vielleicht nicht, wenn man der Vermuthung Raum gibt, daß für den Verfasser der erste Anstoß zur Unternehmung dieser ganzen historischen Arbeit von der literarisch-philologischen Beschäftigung mit diesem Tagebuch ausgegangen ist. Ein Blick in die Einleitung und die Fülle der historischen Anmerkungen, mit welchen diese für französische Schüler bestimmte Ausgabe des deutschen Bändchens versehen ist[1]), (sogar eine Karte ist ihr bereits beigefügt), deutet darauf hin, daß der Verfasser sich schon damals in den sachlichen Inhalt vertieft hatte und die Einzelheiten kritisch zu prüfen bestrebt war. In dem ersten Theil des geschichtlichen Hauptwerkes sind die Aufzeichnungen Goethe's mit Liebe behandelt. Einzelnes, das auf Irrthümern des Gedächtnisses zu beruhen scheint, ist actenmäßig richtig gestellt, aber bei weitaus dem größten Theil des Inhaltes wird das Zeugniß der Genauigkeit und der Glaubwürdigkeit ertheilt, ein Zeugniß, das um so bedeutsamer ist, als Goethe das Wenigste unmittelbar niedergeschrieben, vielmehr erst dreißig Jahre später aus Notizen und Erinnerungen wieder aufgebaut hat. Im siebenten Bande hat Chuquet ebenso Goethe's Erinnerungen an die Belagerung von Mainz mit besonderer Vorliebe zu Rathe gezogen. Auch in seinen sehr ausgiebigen Erläuterungen zu Hermann und Dorothea geht er überall den Spuren der Eindrücke nach, welche in dem Gedicht als Reminiscenzen aus jenen Erlebnissen auftauchen.

Die drei ersten Bände bilden gewissermaßen einen ersten eng in sich zusammenhängenden Abschnitt des ganzen Werkes: der Einmarsch der Verbündeten — la première invasion prussienne —, Valmy und der Rückzug des Herzogs von Braunschweig. Alles ist interessant, malerisch und lebendig erzählt; der Einfluß der Pariser Ereignisse, die Zustände der beiden Heere geben den genauen Einblick in die allgemeinen Bedingungen, unter denen die Begebenheiten sich entwickeln; dem preußischen Heere und seinen Führern wie den Personen des Königs und seiner Umgebung ist ebenso viel Studium zugewandt, wie denen auf französischer Seite. Das Räthselhafte, das von jeher über dem Abbruch des Feldzugs nach dem eigentlich unentschiedenen und nicht nothwendig entscheidenden Tag von Valmy schwebte, weicht auch nach dieser Schilderung keiner größeren Klarheit; aber nicht etwa darum, weil der Erzähler etwas übersieht oder unaufgeklärt läßt, sondern weil er das merkwürdige Phänomen der plötzlich eintretenden Erschlaffung auf deutscher Seite als ein solches auffaßt, das, aus Imponderabilien zusammengeballt, sich der exacten Analyse entzieht — entsprechend dem Eindruck, den Goethe's prophetischer Ausspruch auch in Form eines intuitiven und nicht eines logisch aufgebauten Urtheils verewigt hat. Aber gerade um deswillen verwendet der Erzähler seine Kunst auf die Einzelheiten des Verlaufes; er läßt uns selbst Alles sehen, damit nicht sein, sondern unser Eindruck erkläre, was diese Wendung herbeigeführt haben mag. Natürlich kommen die bekannten elemen-

[1]) Paris, M. Delagrave. Neueste Ausgabe 1892.

Digitized by Google

taren Mißgeschicke ausführlich zur Sprache, Unwetter und Krankheiten. Aber auch im französischen Lager fehlte es nicht an Plagen, und der Himmel goß seine Fluthen auf Alle herab.

Die Annäherungsversuche an König Friedrich Wilhelm und seine Umgebung, die vom ersten Anbeginn, schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, eine besondere Anziehungskraft auf die Politiker wie auf einzelne Generale ausübten, sind schon Eingangs erwähnt worden. Sie ziehen sich durch den späteren Gang des Feldzugs durch und finden schließlich ihre Rechtfertigung im Baseler Frieden. Chuquet verfolgt sie auf Schritt und Tritt mit seiner — wie überall — gänzlich unbefangenen Beobachtung, namentlich auch auf den Wegen Dumouriez', der für die Lorbeeren des Diplomaten nicht weniger Sinn hatte, als für die des Feldherrn. Die Züge, aus denen das Charakterbild dieses merkwürdigen Abenteurers sich zu einem Ganzen gestaltet, setzen parallel mit seiner Theilnahme an den Ereignissen ein. Den Abschluß findet es natürlich erst mit dem fünften Bande, der die Ueberschrift „Dumouriez' Verrath" trägt und den belgischen Feldzug bis zum ersten Rückzug aus Belgien und Holland nach der Schlacht bei Neerwinden beschreibt, nachdem der vierte Band den siegreichen Einmarsch und den Tag von Jemappes zum Mittelpunkt genommen hatte. Auch dem Abtrünnigen gegenüber bewahrt der Psychologe hier seine Objectivität. Wie überall hält ihn seine stets ins Einzelne dringende und dem allmäligen Verlauf unausgesetzt folgende Nachforschung von Einseitigkeit frei. Er gibt keine summarischen Verdicte von sich, sondern er schildert und berichtet, und so sehen wir überall Menschen mit menschlichen Fehlern und Vorzügen, welche nicht bloß durch ihre Willensbewegung, sondern auch durch den Drang der äußeren Ereignisse zu Ehren oder zu Fall kommen. Während unter der Feder Anderer, auch Sorel's, die Figur Dumouriez' von vornherein im Widerschein des Stigmas erscheint, das ihr das Ende aufdrücken sollte, führt sie sich in Chuquet's Darstellung eher mit einer gewissen bestrickenden Liebenswürdigkeit ein, welche aus dem übersprudelnden Temperament, der unermüdlichen und unbesiegbaren Widerstandskraft, dem phantasiereichen Humor dieser, trotz ihrer Abstammung aus dem flandrischen Norden, doch durch und durch französischen Natur uns entgegentreten. Sein wahrhaftes Feldherrntalent ist nie bestritten worden.

Die beiden Bände „Jemappes und Dumouriez' Rückzug" bilden zusammen den zweiten Theil des Werkes. Nicht am wenigsten findet in ihrer Schilderung der politische Grund und Boden, auf dem die Kriegsbegebenheiten sich abspielen, Berücksichtigung. Die inneren Zustände Belgiens, dessen Gährung schon vor der französischen mit der Lütticher Revolution zum Ausbruch gekommen war, das Hin- und Herwogen zwischen dem neu entzündeten demagogischen Geist und der Anhänglichkeit an die ehrwürdigen Traditionen alter Verfassungszustände, der Kampf zwischen den gläubigen und den ungläubigen Theilen der Bevölkerung, die Illusionen des ersten Aufloderns und die bittern Enttäuschungen, welche das Raub- und Plünderungswesen der Befreier heraufbeschworen, das Alles ist in lebhaften und eindringlichen Schilderungen wiedergegeben, die zum Besten im ganzen Werke gehören. An wörtlicher Berichterstattung über die kleinsten Einzelheiten geht nur die Arbeit des siebenten Bandes, welcher die Einnahme und die Be-

Digitized by Google

lagerung von Mainz zum Gegenstand hat, noch weiter. Diese, bis jetzt zwei letzten Bände, „Custine" und „Mainz", bilden den dritten Abschnitt als eine Monographie über dies erste Vordringen der Revolution an den Rhein und seine wechselnden Schicksale. Dem Autor wächst in dem Maße, als er in seiner Arbeit fortschreitet, sichtlich noch immer die Lust an ihr und in Wechselwirkung damit die Meisterschaft. Möglich wäre es, daß dem französischen Leser in diesen beiden Bänden hier und da die Frage sich aufdrängte, warum ihm die Belege in so minutiöser Aufzählung unterbreitet werden. Den Deutschen wird ein solches Bedenken nicht anwandeln. Er kann es nur dankbar anerkennen, wenn mit dem Eintritt in das deutsche Gebiet die Anstrengung und Aufmerksamkeit des Forschers noch größeren Eifer entwickelt. Für den einen wie für den andern muß natürlich die Frage sich entscheiden nach dem Reiz, den die Lectüre auf ihn ausübt. Denn auch hier kommt eben Alles darauf an, wie die Sache behandelt ist, mit wieviel Geschmack, Anschaulichkeit und Verwerthung des detaillirten Materials zur Erweckung eines endgültigen Urtheils. Der Erzähler hat Vertrauen in seine Methode und meines Erachtens mit vollem Recht. Er gibt sich genau Rechenschaft von den Einwendungen, die ihm gemacht werden könnten, und das beweist schon genug. Seine eignen Worte aus der Vorrede zum ersten Band (sie ist charakterischer Weise im Gegensatz zur objectiven Erzählung auf ganz wenige Seiten zusammengedrängt), mögen hier am besten seine Grundgedanken wiedergeben: „Vielleicht wird man mir vorwerfen, daß ich ins Kleinliche hineingerathe, auf nichtige Dinge Gewicht lege, allzusehr auf Genauigkeit bedacht sei. Aber die geschichtliche Wahrheit ist nur um diesen Preis zu haben. Man kann eine Epoche nur kennen und ihr Leben einhauchen, indem man sich bemüht, Alles zu geben . . . . Sollte man nicht reichlich mit Einzelheiten dienen dürfen, vorausgesetzt nur, daß sie bezeichnend ausgeprägt seien und daß ihre große Zahl nicht der Klarheit des Ganzen schade?"

Wie in den drei ersten Bänden die Figur Dumouriez' den interessanten Mittelpunkt der Kriegsgeschichte abgibt, so fällt in den beiden letzten das Licht am meisten auf Custine. Auch hier gilt, was von Ersterem gesagt wurde: die aufmerksame Behandlung führt im Ganzen zu einer Würdigung, die den vielfach Verurtheilten nicht aller gewinnenden Eigenheiten entkleidet, und auch hier bleiben wir schließlich unter dem Gesammteindrucke eines milderen Urtheils als bei Sorel. Für den deutschen Leser hat eine nähere Beleuchtung dieser Persönlichkeit besonderes Interesse. Custine war der erste, der die Revolution unter dem Zeichen der philosophisch-politischen Propaganda in einem mehr aus der Schwäche des Reiches als aus der Stärke Frankreichs erklärbaren Siegeszug an den Rhein führte, und das Andenken an jene viel erzählte und viel besprochene Clubbistenzeit hat sich bis auf diese Tage erhalten. Ich hörte noch in meiner Jugend bei alten Leuten von „Güschtine-Zeiten" im Gegensatze zu „Kurfürsten-Zeiten" wie mit einem landläufigen Ausdruck reden. Durch die Person seines Enkels, eines der ersten Enthüller russischer Mysterien und des Correspondenten der Rahel, ist Deutschland später noch einmal wieder an ihn erinnert worden. Der nach der Einnahme von Mainz unternommene und nach kurzem Gelingen wieder mißglückte Handstreich gegen Frankfurt, die Brandschatzung der Stadt, die Verhand-

Digitized by Google

lungen und Kämpfe dieser bösen Episode sind in dem Bande Custine mit der vollendetsten Unparteilichkeit und Genauigkeit erzählt. Gleichmäßig durch den vorletzten und durch den letzten Band zieht sich parallel die Schilderung der politischen und der kriegerischen Vorgänge der Einnahme, Belagerung und Capitulation von Mainz im Herbst 1792 bis zum Sommer 1793. Die Belagerung, welche unter die denkwürdigen dieser Art gerechnet wird, ist zwar auch hier wieder mit jener eigenthümlichen Mischung von aktenmäßiger Zeichnung und koloristischer Belebung wiedergegeben, welche das Geheimniß des Autors ist. Aber innerlich viel mehr zieht uns die Schilderung der geistigen Bewegung an, die sich zu diesen Begebenheiten gesellt. Neben den officiellen Quellen des „Moniteur" und des Kriegsarchivs liefert hier eine endlose Masse der zeitgenössischen und der späteren Publicationen, Denkwürdigkeiten, Zeitungen, Flugschriften, Abhandlungen, natürlich viel mehr in deutscher als in französischer Sprache, ein Quellenmaterial, an welchem sich der Erzähler mehr als an irgend einer anderen Stelle seines Werkes vollgesogen hat. Schwerlich ist ihm irgend ein Blatt älterer oder neuerer Zeit entgangen; in den Arbeiten des Mainzer Gerichtspräsidenten Bockenheimer, der sich Nachforschungen auf diesem Gebiete zur besonderen Aufgabe gemacht hat, fand er einen Pionier, dem er viel verdankt. Nachdem man Chuquet's Bände Custine und Mainz gelesen hat, kann man mit absoluter Gewißheit das Schlußurtheil über den qualitativen und quantitativen Gehalt der Theilnahme fällen, welche die Sache der Revolution und der Gedanke des Anschlusses an Frankreich damals am Mittelrhein aufzuweisen hatten. Unseres Historikers Bericht in allen Einzelheiten und im Gesammteindruck stimmt mit der Ansicht überein, die sich im Lauf der Zeiten immer mehr herausgebildet und festgestellt hat, daß eine Wirkung in die Breite niemals erreicht war. Wie genugsam bekannt, hatte die Revolution bis zum Ausbruch der Schreckenszeit unter den Gebildeten Deutschlands und gerade in den höchsten gelehrten Kreisen begeisterten Anklang gefunden, dem dann Abkehr und Einschüchterung folgten. Ein Kreis von Männern, welche am Sitz des letzten Kürfürsten vereinigt waren, stand örtlich und geistig der Bewegung besonders nah, und das Erscheinen der republikanischen Armee entfesselte natürlich alle bis dahin unterdrückten Regungen. Aber weitaus der größte Theil der Bevölkerung verhielt sich innerlich gleichgültig oder ablehnend, und weder das Auftreten der „Beseeier" noch die Erfolge ihrer Thaten leisteten einer tieferen Umwälzung Vorschub. Die spätere Zeit vom Frieden von Campoformio bis zu dem von Paris, ein Zeitraum von reichlich fünfzehn Jahren, schaffte mehr Boden für die Sympathie besonders mit französischen Rechtsinstitutionen, als jene erste kurze tumultuarische und schreckensvolle Epoche hinterlassen hatte, und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entspann sich daraus rückwärts eine Art Legende, als ob die Massen bei jener ersten Berührung sich gewaltig entzündet hätten. Die Gestalten von Georg Forster und Adam Lux, der Roman Heinrich Königs, „die Clubbisten", und die politische Bewegung der dreißiger Jahre, welche ihre Hauptnahrung aus den französischen Kammerdebatten zog, das Alles wirkte zusammen, um jene weiter zurückliegende Episode mehr, als es der Wirklichkeit entsprach, in die Beleuchtung einer großen Erregtheit zu rücken, welche

Digitized by Google

den Einen in einem schön romantischen, den Anderen in einem betrübend widerwärtigen Licht erschien. Seitdem hat die historische Kritik Alles aufs richtige Maß zurückgeführt, und die vorliegende Darstellung stimmt damit aufs vollkommenste überein. Genau ebenso verhält es sich mit der parallel gehenden Legende von dem schonsamen und humanen Verhalten der Invasion gegen die friedlichen Bewohner. Es gibt hier allerdings einzelne Züge zu verzeichnen, die besonders den Führern, hie und da auch den Truppen, zur Ehre gereichen. Es ist richtig und auch von Chuquet mit allen Belegen ausgestattet, daß namentlich Custine bei seinem ersten Einmarsch gegen Speyer und Mainz von der Absicht durchdrungen war, auf Mannszucht zu halten, Plünderung zu verhüten, mit einem Wort die Erklärung wahr zu machen, daß man als Befreier und Bruder komme. Auch wurden im Anfang namentlich strenge Exempel statuirt. Aber das Fleisch ist in diesem Falle noch viel schwächer als im Durchschnitt überhaupt. Im Beginn eines Feldzuges sind Disciplin und Menschlichkeit in der Regel noch leidlich beherzigt. Aber auf die Länge werden sie immer mehr vergessen, und der Sinn verhärtet. Hier, wo die wüstesten Elemente und eigene Entblößung noch so besonders stark mit eingriffen, ward die Raubsucht nun gar bald grausam entfaltet. Je länger der Krieg dauerte, je mehr die Nothwendigkeit sich aufdrängte, ihn nach alter Weise durch den Krieg zu ernähren, desto schlimmer wurden die Dinge. Bald darauf erhob bekanntlich die Pariser Regierung das Plünderungssystem und die indirecte Ausraubung durch Bezahlen mit Assignaten zum System. Namentlich in Belgien wurde danach verfahren und das Werk der „Befreiung" dadurch unvermeidlich discreditirt. Das Directorium vervollkommnete noch, was die Conventsregierung eingeleitet hatte, und Napoleon's bekannte Proclamation an seine Soldaten vor dem Niedersteigen in die reichen Gefilde Italiens gab dem nationalen Beuterecht sogar sein Pathos. Ein Theil der Befehlshaber wandte in stiller Prosa die Lehre auf ihre eigene Person an. Der Krieg wird immer ein bösartiges Handwerk bleiben, aber Proclamationen wie die genannte und Privatbereicherung der Generale sind in unserer Zeit, wenigstens in Europa, schwer denkbar. Auf chinesischem Boden haben bekanntlich noch vor wenigen Jahrzehnten etliche Fälle die Erinnerung an die Praxis der früheren Zeit wieder aufgefrischt.

Ich erwähne diesen Zug der damaligen Kriegsführung, weil er an sich Interesse hat, aber nicht etwa, um nun einen vergleichenden Seitenblick auf die in Frankreich verbreitete Meinung von einem schlimmen Verhalten der deutschen Truppen im letzten Krieg zu werfen; es wäre unbillig, ja unschön, so freimüthige und ehrliche Schilderungen, wie sie Chuquet und auch Sorel geben, zu einer Polemik gegen ihre Landsleute zu verwerthen. Dagegen verdient ein anderer Gesichtspunkt näher gerückt zu werden, weil er nicht für den Hinblick auf länger oder kürzer Vergangenes, sondern für die große immer noch schwebende Streitfrage zwischen beiden Nationen seine Bedeutung hat. Bei der Erörterung der Frage, mit welchem Recht Deutschland die zwei Grenzprovinzen im Frankfurter Frieden in Besitz genommen habe, ist es nicht müßig zu prüfen, welche Anschauung Frankreich über diese Dinge in den neunziger Jahren bekannt hat. Der Einwurf, daß auch hier die sanftere Denkart der neueren Zeit sich den Hinweis auf jene vergangenen Tage versagen müsse, gleicht sich reichlich aus

Digitized by Google

durch das Gegengewicht der Betrachtung, daß jenes zurückliegende Frankreich das der freiheitlichen Grundsätze war, auf welche noch heute das allermodernste den Adel seiner Abstammung zurückführt. Und diese Betrachtung wird noch ansehnlich verstärkt, indem wir beim Einblick in die concrete Geschichte dieser Ideen erfahren, wie eingehend, vielfach und energisch sie damals in Theorie und Praxis ausgebildet worden sind. Endlich, um auch das noch hinzuzufügen: durch die Verwerthung des von unparteiischen französischen Autoritäten gesammelten Materials, wird in diesem Falle auch nicht indiscret gegen sie verfahren. Denn es liegt nahe und ließe sich aus ihrer eigenen Behandlungsweise der Sache nachweisen, daß sie sich über ihrer Arbeit der naheliegenden Nutzanwendung auf die brennende Streitfrage vollauf bewußt waren. Sie geben freilich nicht ihre eigene Ansicht und würden sie schwerlich, wenn direct darauf angegangen, im Sinne der schlechthinigen Anwendbarkeit jener ehemaligen französischen Lehrsätze auf die Gegenwart, formuliren. Aber das wird auch von dem Historiker nicht verlangt. Genug, er schlägt uns Acten auf, welche offenbar für unseren Streitfall sehr beherzigenswerth sind. Die daraus sich ergebenden Schlußfolgerungen sind so treffender Art, daß sie ausdrücklicher gar nicht formulirt zu werden brauchen.

Indem ich dies Gebiet beschreite, gehe ich über den Rahmen des von Chuquet in den fertig daliegenden sieben Bänden verarbeiteten Stoffes hinaus. Der Gegenstand wird zwar bei Gelegenheit der belgischen und der Mainzer Episode gestreift, aber er kam damals nicht zum Austrag. Erst im weiteren Verlauf der Ereignisse nimmt er deutlicher Gestalt an, bis in den Verhandlungen, die zum Baseler Frieden führen, scharfe Erörterungen und greifbare Thatsachen hervortreten.

Allein was der Geschichtschreiber bis jetzt noch nicht vollendet hat, ist von dem Literarhistoriker bereits ins Auge gefaßt worden. In der von ihm herausgegebenen „Revue Critique d'histoire et de littérature" vom 7. März d. J. stoßen wir auf die Besprechung des vierten Bandes von Sorel's bereits mehrfach erwähntem Werke, dessen Inhalt und Geist uns immer wieder mit dem zu Grunde gelegten Werke Chuquet's zusammenführt. Dieser Band trägt den bezeichnenden Titel „Die natürlichen Grenzen" (les limites naturelles). Ich begnüge mich, einen Theil derjenigen charakteristischen Stellen wiederzugeben, welche Chuquet aus Sorel's Text heraushebt, entweder im Wortlaut oder sie dem Inhalt nach zusammendrängend. Für das genauere Studium muß natürlich auf den Band Sorel's selbst hingewiesen werden. Auf den kürzesten Ausdruck gebracht, gibt die Darstellung den Nachweis, daß die nach Robespierre's Sturz eingetretene Conventsregierung der Moderirten, später fortgesetzt vom Directorium, mehr als je den Krieg um ihrer Autorität nach innen hin wollte und wollen mußte, — Sorel hat dafür den Namen „la guerre de magnificence" — und daß als praktische Schlußfolgerung daraus die Lehre der höheren Nothwendigkeit der „natürlichen Grenzen", insbesondere der Rheingrenze, hervorging. Zunächst knüpfen die Citate an die Schwierigkeiten, welche trotz des Baseler Friedens fortbestanden: die unbesiegte Vendée, die kriegerische Haltung Oesterreichs und Englands. Da heißt es nun:

Digitized by Google

„Die öffentliche Meinung wirft sich auf die Eroberungen, sie hält den Frieden nur für gesichert, wenn die Verbündeten gedemüthigt werden und die Republik hinter der Rheingrenze geschützt steht.“ — „Die Idee der Eroberung vermischt sich gänzlich mit der Idee der Revolution, und die Aufrichtung der republikanischen Verfassung verknüpft sich mit dem Erwerb der natürlichen Grenzen; es gilt für ein Diplom des Patriotismus (brevet de patriotisme), sich für die Rheingrenze auszusprechen.“ — „Wie viele Aussprüche müßte man citiren,“ sagt Chuquet einige Zeilen weiter, „die bei den Discussionen über diesen Gegenstand gethan worden, z. B. den von Merlin: „„Um sich für die Uebel und die Unkosten des ungerechtesten aller Kriege zu entschädigen und um einem neuen Krieg vorzubeugen, darf und muß die Republik kraft des Rechtes der Eroberung, d. h. durch die Friedensschlüsse die ihr passenden Gebiete erwerben, ohne deren Einwohner zu befragen““ [1]); — den Ausspruch von Eschasseriaux: „„Man darf nicht Erobern nennen, was man thut, um sich die Mittel der Vertheidigung zu verschaffen; was Sitten und Institutionen anbelangt, mit denen wird man nach der von Regierung und dem Gesetz gegebenen Weisung fertig werden““ — oder den Ausspruch von Portiez: „„Der Wille der Völker ist gegeben durch ihr Interesse, und ihr Interesse besteht darin, mit der Republik vereinigt zu werden;““ — den Ausspruch von Carnot: „„Sie, die Mitglieder des Convents, sind es unseren Armeen schuldig, Frankreich den glorreichen Preis ihres Blutes zu erhalten; man muß den Frieden auf die Natur der Dinge selbst begründen, nicht auf Treu und Glauben eines Feindes, dessen unermüdliche Anstrengungen darauf hinausgehen werden, uns zu vernichten.““ —

„Der Convent,“ fährt nach dem Citat Sorel fort, „beschließt die Einverleibung von Belgien, Limburg, Luxemburg und Lüttich, als einen logischen Zusatz zu der Verfassung, der die eventuelle Einverleibung der deutschen Gebiete des linken Rheinufers in sich begriff. Die ermittelte und die beschlossene Grenze vermischten sich unter dem Namen der Rheingrenze. Die souveräne Versammlung legte für alle Zeiten die Grenzen der Republik fest, wie sie deren Gesetze für alle Zeiten erließ. Der Grundsatz der natürlichen Grenzen hielt seinen Einzug ins öffentliche Recht Frankreichs; er wurde gleichsam eines der Principien der Revolution. Die Idee setzte sich fest, daß man an ihnen nicht rütteln lassen dürfe, ohne sich an der Würde der Republik zu vergehen und ihre Grundlagen zu erschüttern.“ An diese Gedankenreihe knüpft Sorel eine andere, nämlich die der von den drei nordischen Großmächten durchgeführten Theilung Polens. Er findet darin das Gegenstück zu dem System, welches die Republik sich zurecht legte, um über das Schicksal anderer Bevölkerungen auf Grund des eigenen Vortheils zu verfügen und meint, Eines sei durch das Andere getragen und möglich geworden. Auch diesen Ideengang gibt Chuquet in seiner Besprechung wieder, berichtend, ohne Zustimmung oder Widerspruch hinzuzufügen. Natürlich soll schon aus diesem Grunde hier nicht tiefer auf diese Fragen eingegangen werden. Ich habe die Abhandlung der „Revue critique“ nur herangezogen, weil sie in besonders prägnanter Weise den hohen Grad unbefangener, von nationaler

[1]) Rotadene Merlin (von Douai) war zugleich der gelehrteste Jurist dieser Epoche.

Digitized by Google

Dialektik ganz freier Auffassung beider Schriftsteller zugleich zeigt, insbesondere unseres Kritikers, welcher aus dem starken Bande Sorel's vorzugsweise diese Bestandtheile wiedergibt. Dieselbe Probe besteht er auf einem Gebiete, welches ihn der stärksten Versuchung nach der entgegengesetzten Richtung hin aussetzen mochte. Dem großen, bis jetzt siebenbändigen Werke ging ein Erstlingswerk in einem Bande voraus, welches dem General Chanzy, dem heldenmüthigen Führer der Loirearmee im letzten Verzweiflungskampf gegen die damals unbestreitbar vorhandene Uebermacht der Deutschen, gewidmet ist. Die Anregung zur Arbeit entsprang wohl zumeist der Landsmannschaft. Chuquet ist wie Chanzy ein Kind des Ardennerlandes, und sein Sinn für Kriegsgeschichten führte ihn auf die Spuren der Heldengestalt, in welcher er den Retter von Frankreichs militärischer Ehre und den Sprößling der heimischen Berge verherrlichen konnte. Diesem Zweck ist das Buch geweiht[1]), und die Kraftanstrengung ist darnach bemessen. Es beansprucht, sicher auch im Geiste des Autors, nicht, seinen späteren größeren Arbeiten an die Seite gesetzt zu werden. Es ist weder mit der Fülle von Material noch mit der Vielseitigkeit aufgebaut, wie die Geschichte des Revolutionskrieges. Aber es ist schon frisch, lebendig, umsichtig behandelt und mit dem Erfolg, daß es eine anziehende und befriedigende Lektüre abgibt. Obwohl es vom Hauch patriotischer Gefühle eingegeben und erwärmt ist, sozusagen eine Zuflucht für den gedrückten Geist der Besiegten, obwohl es in seinem Helden den Typus des zornentbrannten Widerstandes gegen den eindringenden Feind zu glorificiren sich zur Aufgabe macht, wird man — und dies ist gewiß bezeichnend — kein ungerechtes Wort gegen diesen Feind in der Darstellung finden. Es dürfte unter allen Franzosen, die für die Oeffentlichkeit schreiben, vielleicht kaum einen zweiten geben, der unter diesen Umständen der Versuchung widerstanden hätte, irgendwo oder wie, wenn auch nur mit einer kurzen abfälligen Anmerkung oder kleinen Bosheit, der nationalen Eigenliebe zu opfern. Es ziemt sich aber auch, dabei zugleich anzuerkennen, daß die französische Akademie an dieser seltenen Unparteilichkeit nicht den geringsten Anstand genommen, sondern das Buch mit einem Preise gekrönt hat. Es ist 1883 erschienen und seitdem bereits sechsmal aufgelegt worden[2]).

Nach den militärischen Studien, die er aus Anlaß dieser Schrift und nach den literarischen und historischen, die er aus Anlaß zu Goethe's Tagebuch gemacht, ist wohl, aus beiden vereinigt, dem Verfasser die Lust und Liebe zu seinem tieferen und breiteren Werk aufgegangen. Die sieben Bände, die uns vorliegen, erschöpfen, wie schon bemerkt, die Aufgabe nicht. Noch zwei weitere sollen in Bälde folgen. Inzwischen hat die französische Akademie bereits auch einzelne Bände durch Preise ausgezeichnet, schließlich bei Anlaß des neuesten ihm den größten, über den sie verfügt, den sogenannten Preis Gobert ertheilt, der dem Verfasser der besten historischen Arbeit des Jahres eine sehr ansehnliche Zuwendung macht. Und ganz gewiß konnte sie sowohl dem Schriftsteller als ihrem eigenen Urtheil kein besseres Zeugniß ausstellen, als durch diese

[1]) Die Widmung lautet: „Meinen ardennischen Landsleuten."
[2]) Paris, Lépold Cerf

Digitized by Google

Anerkennung. Wenn man das Werk eines Autors krönt, krönt man offenbar gerade diejenigen Eigenschaften an ihm, durch welche er sich in hervorstechender Weise auszeichnet. Darum dürfen wir wohl dem Gedanken Raum geben, daß der höchste Senat des französischen Geisteslebens, indem er Chuquet die Palme reichte, auch seiner wahrhaft edlen und außerordentlich seltenen Objectivität die höchste Auszeichnung zuerkennen wollte. In unsern Tagen, wo das nationale Selbstgefühl zur obersten aller Tugenden gestempelt, wo seine Uebertreibung bis zur Karrikatur eines der dankbarsten Popularitätsmittel geworden, gewährt es doppelte Freude, das Auge auf solchen Erscheinungen ruhen zu lassen, und gerade auf französischem Boden, und ganz besonders wo es sich um Auseinandersetzungen mit Deutschland handelt. Schriftsteller von gleicher Objectivität, wie Arthur Chuquet, Albert Sorel, Gabriel Monod[1]) sind überall eine Seltenheit; sie sind es zumal unter den hier obwaltenden Umständen in Frankreich, und es ist nicht nur eine Freude, sondern auch eine Pflicht, dahin zu wirken, daß sie nach Gebühr verbreitet und anerkannt werden. Auch ist nicht zu vergessen, daß diese ihre Objectivität sie nicht gehindert hat, bei ihren Landsleuten reichsten Beifall zu ernten. Unter den deutschen Historikern unserer Zeit wird Keiner zu finden sein, der im Punkte der Objectivität höher als Chuquet gestellt zu werden verdiente; aber wie Manche könnten darin viel von ihm lernen! Die chauvinistische Geschichtsschreibung ist keine deutsche Erfindung, aber die neuere Zeit hat Nachahmungen dieser Methode bei uns erstehen sehen, die alle ihre Vorbilder an gewollter Einseitigkeit hinter sich zurücklassen. Der Neophytismus hat auch hier seine Neigung zum Extrem bewährt, und die Verkündung der Lehre, daß die Geschichtschreibung recht eigentlich die Aufgabe habe, den Nationalstolz, oder, in diesem Fall richtiger gesagt, das Nationalvorurtheil zu fördern, ist eines der absurdesten Erzeugnisse dieses eigenthümlichen Strebens nach nützlicher Unwahrheit. Die Frage, zu welchem Zweck man Geschichte lehren und lernen soll, die bekanntlich so oft und in Deutschland so classisch behandelt worden ist, mag jeder möglichen Beantwortung offen stehen, aber niemals wird diese Antwort vernünftiger Weise lauten dürfen: man solle keine Geschichte, sondern Erdichtetes schreiben. Und wie überall, so auch hier steht, vom Nutzen zu schweigen, der Genuß, den eine wahrhaftige Behandlung bereitet, unendlich hoch über dem falschen Kitzel, den eine dem eitlen Selbstgefühl des Lesers schmarotzende Schönmalerei erzeugt. Man lese das Werk Chuquet's als Probe darauf. Vor Allem dies Gefühl der Sicherheit! Man empfindet sofort, daß man sich in einem Hause bewegt, in dem man, so zu sagen, alle Thüren, Schubfächer und Schlösser seiner Wahrnehmung vertrauensvoll offen stehen lassen kann. Es wird nichts heraus- und nichts hineinprakticirt, nichts verkleinert und nichts vergrößert. Bei jeder Schilderung hat man die angenehme Gewißheit, wie beim Eintritt in ein wohlcivilisirtes Geschäft: feste Preise; es wird nichts darauf geschlagen, um den Unkundigen zu übervortheilen, und man braucht nicht bei jedem Schluß, der sich nahe legt, still zu stehen mit der Frage: was habe ich davon abzuziehen, um auf das Richtige zu kommen? In diesem Sicherheitsgefühl liegt

[1]) Der Herausgeber der Revue historique.

Digitized by Google

mehr als ein substantieller Gewinn, es liegt der größte Reiz darin, der dem Freund der Geschichte geboten werden kann; ein Reiz, der nicht erst aus der Reflexion entspringt, sondern sich unmittelbar in die Form ästhetischer Wahrnehmung umsetzt. Ob, wie der berühmte Naturforscher sagte, der Stil der Mensch sei, mag vielleicht nur mit einer gewissen Einschränkung gelten. Aber daß der Geist, in dem eine Aufgabe gelöst wird, sich im Stil spiegelt, ist außer Frage. Und wenn Reinheit des Geistes irgendwo die erste Bedingung ästhetischer Leistung ist, so ohne Zweifel auf dem historischen Gebiete. Es gibt nichts Wohlthuenderes auf der Wanderung durch diese buntbestandenen Gefilde vielgestalteter Dinge, als die reine Luft eines über der Parteien Haß und Gunst erhabenen Geistes zu spüren. Der schlichte Sinn, der alle seine Schärfe darauf richtet, das Thatsächliche zu erfassen und unverfälscht wiederzugeben, flößt in Zeichnung, Farbe und Licht mehr Wohlgefühl ein, als alle coloristischen Künste darstellender Rhetorik zu bereiten vermögen. Es ist auch nicht Zufall, daß Chuquet zu seinem Verfahren gekommen ist, welches man die Kleinmalerei im besten Sinne nennen könnte. Diese Methode ist unmittelbar durch seinen Wahrheitsdrang gegeben, der nur durch das Wissen des Einzelnen zu befriedigen ist. Aber da der Drang lebensvoll und lebenslustig ist, so wird unter seinem Schaffen das Kleine nicht trocken und kleinlich, sondern frisch und bedeutsam.

Hier ist nichts von der Dürre jener seminaristischen Verknöcherung, die man mit dem bezeichnenden spaßhaften Namen der „Quellenmayerei" getauft hat; es ist Blutwärme der Gegenwärtigkeit in der Erzählung. Allerdings, wer die ganze Weltgeschichte, in allen ihren Theilen und Epochen, auf diese Art erzählen oder studiren wollte, der müßte mehr als die Dauer und die Fassungskraft eines menschlichen Gehirns zur Verfügung haben. Es ist auch nicht zu befürchten, daß die ganze Geschichte so geschrieben, geschweige denn von einem einzelnen Menschen so gelesen werde. Aber es gibt Episoden der Weltgeschichte, deren Vorführung immer wieder von Neuem unsere Wißbegierde, um nicht zu sagen unser Sensationsbedürfniß reizt, und zu diesen Episoden gehört die gewaltige Erschütterung, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts von Frankreich aus über Europa gegangen ist. Genau genommen ist eine vollkommene und erschöpfende französische Geschichte der Revolution noch nicht in Ein Werk so zusammengefaßt worden, daß man auf die Frage: welche soll ich lesen? mit Einem Namen antworten könnte. Auch wird man gewiß zu diesem Zwecke nicht diese sieben Bände als das Richtige bezeichnen können. Aber da eben das Ganze nicht bei einander zu haben ist, so kann man in vollkommener Ruhe sagen, wer eine bestimmte Seite des Geschehenen mit sicherem Gewinn und Genuß kennen lernen will, der greife hier zu; er wird es nicht bereuen.

Einen besonderen Zug möchte ich noch beiläufig erwähnen, durch den gerade für den deutschen Leser ein Interesse eigenthümlicher Art erweckt wird. Wie viele Namen stoßen uns in diesen Berichten auf, die bezeugen, daß ihre Träger, sei es auf deutscher Erde geboren wurden, sei es durch Abstammung ihr angehörten. Um nur Einige zu nennen, die sich auf den ersten Griff bieten, wenn wir die französischen Waffenthaten und ihre Führer an uns vorüberziehen sehen. Da sind: Luckner, Kellermann, Neuwinger, Wimpfen, Balthasar Schauenburg,

Digitized by Google

Westermann, Stengel, Kleber, Rapp, Ney, Offenstein in erster Reihe. Die zufällige Gestaltung der Ereignisse führte sie in eine Bahn, auf welcher sie in den Ruhmestempel Frankreichs eingingen. Unter den Constellationen einer späteren Zeit hätten sie wohl auf der entgegengesetzten Seite gestanden und wären als „Briganten und Barbaren" gebrandmarkt worden. Es gibt viel handgreifliche Dummheit auf der Welt, aber nichts Dümmeres, als die Uebertragung politischer Gegensätze auf das Urtheil in Sachen menschlichen Charakters. Und doch ist dieses Verfahren so verbreitet, daß wir aufs Angenehmste überrascht sind, wenn wir einmal, wie in unserem Fall, keine Spur davon entdecken.

Arthur Chuquet ist noch nicht ganz vierzig Jahre alt. Der Umfang und die Qualität seiner bisherigen Leistungen berechtigen zu der Erwartung, daß die lesende und forschende Menschheit ihm noch viel zu verdanken haben und daß er sich einen glänzenden Platz in der Weltliteratur erobern werde. Er ist aus der École normale hervorgegangen, der so viele ausgezeichnete Männer seines Landes angehört haben; er hat seine Studien in Berlin und Leipzig fortgesetzt. Nach seiner Rückkehr aus Deutschland ward er Professor des Deutschen am Lycée St. Louis und mit derselben Aufgabe an der École normale betraut. Seit dem Jahre 1888 steht er an der Spitze der „Revue critique", wo er Gabriel Monod und Gaston Paris ersetzt hat.

Ein gewaltiger Wissens- und Schaffenstrieb mit einem Sinn von seltener Lauterkeit verbunden erinnert bei Allem, was aus seiner Feder stammt, an den Spruch: „Der Mensch ist gut in Dem, was er versteht."

Digitized by Google

Florenz und Dante.

Von

Otto Hartwig.

III.

Für die Erkenntniß eines Menschenlebens ist es nicht nur nöthig, die Beschaffenheit der Elemente, unter deren Einwirkung es sich gebildet hat, die Naturbasis und die Schicksale, den Aufzug und den Einschlag seines Gewebes, kennen zu lernen. Es ist vielmehr, da sich dieselben gegenseitig bedingen und im Wechselspiele umformen, durchaus nöthig, festzustellen, wann dieselben zuerst mit einander in Contact gekommen und sich zu beeinflussen begonnen haben. Denn nur dadurch kann es uns annährend gelingen, die Urbestandtheile zu sondern, dem Geheimnisse der Persönlichkeit näher zu kommen.

Eine derartige Analyse wird uns erleichtert, wenn ihr Object uns von Anfang an mit einer großen Energie ausgestattet entgegentritt, und seine Geschicke so groß sind, daß wir sie in ihren Rückwirkungen nicht nur auf das Auf- und Abfluthen des Lebens, sondern auf die sich im Charakter ausprägende Lebenssubstanz selbst deutlich erkennen können. Und doch, wie vorsichtig muß man in einem solchen Falle sein, wenn uns der Lebensgang einer von einem gewaltigen, klaren Willen getragenen Persönlichkeit nicht in seinem zeitlichen Aufbau vollständig vorliegt! Gar zu leicht verschiebt sich dann doch vor unseren Augen Ursache und Wirkung, und die besten Nachrichten der Zeitgenossen, ja die unverdächtigsten Selbstzeugnisse über dieses oder jenes Factum aus dem äußeren Leben oder der inneren Entwicklung geben uns nur neue Räthsel auf, statt die schon aufgeworfenen zu lösen. Und die, welche, ein Jeder nach seiner Art, versuchen, diese Räthsel zu entwirren, tragen gar oft schon früh Züge ihres eigenen Wesens in das fremde Bild, das sie zeichnen möchten, hinein. Wer in seiner Richtung Großes geleistet hat, der scheint ihnen das auch in einer anderen gethan zu haben. Die leidige Schwäche so vieler Biographen im Individualisiren verleitet sie, möglichst laut zu sprechen, als ob dadurch ihre Rede deutlicher würde und der Werth ihres Helden wüchse.

Alle diese Hindernisse, welche sich der Erkenntniß eines Menschenlebens entgegenstellen können, umlagern Dante's Lebenslauf. Er hat zwar schon sehr früh

Digitized by Google

Biographen gefunden. Aber welche! Der Novelliſt G. Boccaccio iſt mit ſeinem breitſpurigen Phraſenſchwalle das Vorbild für nur zu Viele geworden. Der hausbackene G. Villani hat ihm ein Capitel ſeiner Chronik gewidmet. Es iſt das Beſte, was wir über ihn haben, beruht jedoch ſchwerlich auf perſönlicher Bekanntſchaft mit dem Dichter, ſondern auf Hörenſagen. Sagen und Anekdoten haben das Leben des großen Dichters und Dulders früh umwoben, und auf ſeinen Namen ſind Urkunden gefälſcht, welche ſonſt die beſten Hülfsmittel für eine Biographie zu ſein pflegen, Privatbriefe. Und wie knapp und vielleicht abſichtlich in der Schwebe gehalten ſind manche der nicht allzu zahlreichen Zeugniſſe, welche der Dichter in ſeinen Werken über ſich und ſeine Geſchicke ablegt. Stünde doch wenigſtens die Chronologie ſeiner Werke feſt! Ueber die Abfaſſungszeit einer für die politiſchen Anſchauungen des Dichters ſo wichtigen Schrift, wie die über die Monarchie iſt, gehen die beſten Dantekenner ſo weit aus einander, daß die Einen ſie in die Zeit vor ſeine Verbannung ſetzen (1296—1302), die Anderen beweiſen wollen, daß ſie erſt kurz vor dem Tode des Dichters, etwa (1319—21) geſchrieben ſei. Kein Wunder, daß der, welcher zum erſten Male in dieſes dornige und dunkle Dickicht kritiſcher Unterſuchungen eindringen will, faſt noch ſehnſuchtsvoller nach einem zweiten Virgil ausſchaut als einſt der Dichter ſelbſt.

Und doch, wenn auch gar weite Strecken des Lebensweges des Dichters in tiefem Schatten liegen und das Licht, das denſelben erhellen ſoll, mehrfach eher dem fahlen Schein des Irrlichtes als dem Sonnenſtrahle gleicht, ſo verſtändlich wie uns Modernen Dante iſt, mag doch kaum ein anderer mittelalterlicher Menſch uns ſein. In allen weſentlichen Zügen ſteht ſein Bild uns klar und feſt vor Augen. Denn er iſt ſelbſt der Meiſter, der es gebildet; er hat in ſeiner größten Schöpfung ſein eigenes Lebensbild aus einer ſolchen Fülle eigenſten Geiſtes und eigenſter Kraft und mit einer ſolchen leidenſchaftlichen Wahrhaftigkeit aus ſich heraus und im Gegenſatze zu ſeiner Mitwelt geſchaffen, daß, mag auch manch einzelner Zug in ihm uns nicht ganz deutlich ſein und die Zeit an ihm gar manches abgeſtoßen haben, er doch wie ein mit edler Patina bedeckter Porträtkopf aus dem Alterthume vor uns ſteht. Ein Dichter, dem es verliehen war, die Gebilde ſeiner Phantaſie je nach der Oekonomie ſeines großen Gedichtes in plaſtiſch greifbarer Geſtalt vor uns aufzubauen, oder ſie in farbenreichen Gemälden an uns vorüberziehen zu laſſen und die zarteſten, unfaßbaren Schwingungen der menſchlichen Seele in den reinſten Accorden und Melodien ausklingen zu laſſen, ein Dichter, der ſein Werk dazu mit einer Energie des ſittlichen Urtheils über Zeiten und Menſchen und Völker durchſetzt hat, ſo daß er unter alle den ungezählten Geſtalten, die ihm auf ſeinem Gange durch Hölle, Fegefeuer und Paradies, begegnen, ſtets die intereſſanteſte Figur bleibt, der kann uns keine unverſtändliche Größe ſein.

Einer der geiſtvollſten Kenner Dante's aus der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts, Fauriel[1]), hat gemeint, das, was Dante unter allen großen Dichtern ganz beſonders charakteriſire, ſei ſein Bemühen (espèce de lutte), alle die verſchiedenen Kräfte (facultés), Fähigkeiten ſeines Genies, ſein Wiſſen und ſeine poetiſche Be-

[1]) Fauriel in den Vorleſungen über Dante et les origines de la langue et de la littérature italienne. I, 373. (Ueber die Abfaſſungszeit der Schrift über die Monarchie werden ganz neue Aufſchlüſſe ſoeben angekündigt. 1892.)

Digitized by Google

gabung, zum Ausdruck zu bringen, ein Ringen, von dem sich in der Mehrzahl seiner Werke mehr oder weniger deutliche Spuren vorfänden. Sicher ist es, daß Dante ebenso sehr danach gestrebt hat, sein die ganze damalige Zeitbildung umfassendes Wissen in den Dienst der Poesie zu stellen, als dieses durch den poetischen Ausdruck zu heben. Aber damit scheint doch nichts ganz besonders Charakteristisches über ihn gesagt zu sein, namentlich wenn man die Cultur seiner Zeit in Betracht zieht. Sie war ja eine durchaus ungebrochene, einheitliche in allen letzten Fragen des menschlichen Daseins. Ein principieller Gegensatz zwischen Glauben und Wissen bestand nicht. Es traten nur Schwankungen im Werthurtheile über Philosophie und Theologie hervor, die wohl ein Menschenleben aufregen, aber nicht mit sich entzweien konnten. So ist auch Dante an seinem Glauben niemals irre geworden[1]). Für einen Dichter dieser Zeit mußte es deshalb nahe liegen, die sich nicht ausschließenden, vielmehr zusammenfallenden Kreise der Wissenschaft und des Glaubens in einem Werke zusammenzufassen, das unter der poetischen Form einer Vision nicht nur die innere Geschichte einer einzelnen Menschenseele, sondern den Heilsproceß des gesammten menschlichen Geschlechtes aus Irrthum und Sünde durch Erleuchtung und Begnadigung zur höchsten sittlichen Freiheit und Erkenntniß Gottes darstellen sollte. Hierzu war ein universales Wissen neben der höchsten poetischen Begabung nothwendig. Da Dante beides vereinigte, war es ihm in dieser Zeit möglich, die göttliche Comödie zu schaffen. Will man aber beides gegen einander abwägen, obwohl es ja incommensurable Größen sind, und die Frage aufwerfen, welches die hervorragendere Seite des Genius von Dante gewesen sei, seine intellectuelle Befähigung oder seine dichterische Kraft, so wird man zweifelsohne sagen müssen, die letztere. Der Dichter war doch unendlich größer in ihm als der Gelehrte. Denn wenn auch Dante selbst sein Gedicht ein Opus doctrinale genannt, seine Zeitgenossen es als einen Trattato bezeichnet haben und wohl damals kaum ein Anderer als der Dichter ein solches vielseitiges wunderbares Wissen besaß — L. Muratori hat die Divina Commedia eine Fundgrube barbarischer Erudition genannt —, so hat doch nicht die von Dante in ihm aufgehäufte Gelehrsamkeit und die in ihm verwertheten feinen Syllogismen ihm die Unsterblichkeit verschafft, sondern seine unvergleichlichen dichterischen Schönheiten. Und wenn auch die Originalität seines wissenschaftlichen Denkens keineswegs für eine Zeit, in der Alles in den Banden der Autorität lag, zu unterschätzen ist, und er namentlich auf den Gebieten der Sprach- und Dialektforschung und über die Lehre vom Staate ganz selbständig nachgedacht hat, so sind doch seine wissenschaftliche und seine poetische Productionskraft nicht mit einander zu vergleichen. In dieser, und nicht in ihrer Combination mit seinem Wissen, beruht das Geheimniß seiner Größe. Bei der Analyse dieser treten uns vielmehr zwei noch viel seltener verbundene Elemente entgegen, die das Wesen des Dichters und des Menschen vor allem Andern constituiren: eine überaus fein organisirte gesunde Sinnlichkeit gepaart mit einer ebenso kräftigen, als auf das Höchste gerichteten Energie des sittlichen Wollens. —

[1]) Döllinger, Akademische Vorlesungen. I, 88.

Digitized by Google

„Nach dem Hinschwinden aramäischer, griechischer und römischer Herrlichkeit, ich könnte sagen, nach dem Untergang der alten Welt, zeigt uns der große und begeisterte Schöpfer einer neuen, Dante Alighieri, von Zeit zu Zeit das tiefste Gefühl des irdischen Naturlebens . . . Die außerordentliche Concision des Ausdruckes vermehrt in der Divina Commedia den Ernst und die Tiefe des Eindrucks." Mit diesen Worten beginnt und schließt A. von Humboldt in dem berühmten Kapitel des „Kosmos" über das „Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämme" den Abschnitt über Dante[1]). Wer möchte dem großen Naturforscher nicht beistimmen, der die göttliche Comödie auch nur oberflächlich gelesen hat! Wie kein anderer Dichter des Mittelalters und wie kaum nur ein anderer der Neuzeit zeigt er sich empfänglich für die sinnlichen Reize der Natur. Auf- und Niedergang von Sonne, Mond und Sternen, das Zittern des Frühlichtes auf dem sanftbewegten Spiegel der See, die Farbenwirkung edler Steine, wie der Blumen des Feldes und der Gärten, die Schauer des dunklen, wilden Waldes, kurz, alle lieblichen, erhabenen und schauerlichen Eindrücke der unbelebten Natur auf das Menschenherz, sie werden mit ebenso wenigen als festen Strichen gezeichnet und in ihrer Wirkung auf das empfängliche Gemüth mit unfehlbarer Sicherheit widergegeben. Man begreift vollkommen, daß Dante ein Freund Giotto's war. Die Beobachtungsgabe, die Dante der Thierwelt entgegenbringt, ist nicht minder bewunderungswürdig. Unzählige schlagende Bilder und Gleichnisse für Vorgänge des menschlichen Daseins hat der Dichter diesem seinem scharfen Sinne für das Charakteristische im Leben aller Creatur zu verdanken.

Und habe ich nöthig, in diesem Zusammenhange an die Empfänglichkeit des Dichters für die Reize der menschlichen Schönheit zu erinnern? Die Erzählung, die der Dichter selbst von dem Eindrucke, welche die achtjährige Beatrice bei Portinari auf den neunjährigen Knaben gemacht, ist gar Manchem als ein Märchen erschienen. Und doch enthält sie bei der Sensibilität des Dichters für alle Eindrücke der Außenwelt nichts weniger als etwas Wunderbares. Der Eindruck, den der „jugendliche Engel" auf den Knaben machte, der sich dann mit den Jahren steigerte und vertiefte, so daß die liebliche Erscheinung zum Ideal seines Lebens und die Liebe zu ihr zum Wege zu Gott und allen Tugenden wurde, diese keusche, reine und heilige Liebe, hinter der alles Gemeine im wesenlosen Scheine lag, sie ist wirklich nicht so wunderbar, als die Energie des Willens, mit der der Dichter durch alle Stürme seines vielbewegten Lebens doch an ihr festgehalten, und sich die Kraft bewahrt hat ihr ein Denkmal zu setzen, dem an Erhabenheit kein anderes gleicht, das ein Mensch seiner Liebe gesetzt hat. Nur einem Dichter, der in der Vision von dem Tode der Geliebten selbst an dem Tode nur Liebes sieht,

Weil du bei ihr, der holden Frau, geweilt,
Von dir kann Mitleid nur, nicht Härte kommen[2]),

[1]) Kosmos II, 52. — Daß Macaulay Dante den Sinn für die Natur abgesprochen hat, ist fast ebenso unbegreiflich, als wenn J. del Lungo ihn nicht zum Ghibellinen werden lassen will.

[2]) Morte, assai dolce ti tegno;
Tu dei omai esser cosa gentile,
Poichè tu se' nella mia donna stata,
E dei aver pietate e non disdegno.

Digitized by Google

und das Andenken an diese Liebe so zu verklären die Kraft hatte, daß sie ihm zum Inbegriff aller höchsten Tugend wurde, nur einem hohen dichterischen Genius von feinster sinnlicher Empfindlichkeit und klarster Reinheit und Hoheit sittlichen Strebens war das zu erreichen möglich.

Freilich auch Dante ist es nicht, wie keinem Menschen, vergönnt gewesen, dauernd auf dem Berge der Verklärung zu verweilen. Durch die Hölle, das Fegefeuer ist er erst in das Paradies gelangt. Nicht lange nach dem Tode der Beatrice bei Portinari gewann eine Andere Einfluß auf sein Herz. Aber er hat diese Liebe abgeschüttelt, und diese Donna pietosa oder gentile wurde ihm zu einer allegorischen Figur der Philosophie, bei der er nach dem Tode seiner ersten und wahrhaften Liebe Trost und Erhebung gesucht hatte, ohne sie zu finden. Und dann hat er ein Weib genommen, die ihm nicht viel mehr gewesen zu sein scheint als die Mutter seiner drei oder vier Kinder. Da sie dem Gatten, dem sie wohl um die Mitte der neunziger Jahre angetraut wurde, nicht in das Exil folgte, lebte der Dichter fast zwanzig Jahre von ihr getrennt. Wir wissen, daß während dieser Zeit noch mehrere andere Frauen des Dichters Herz in Flammen setzten. Wäre Dante ein Heiliger gewesen, er hätte auch die Accente der Liebe nicht gefunden, welche die Francesca da Rimini unsterblich gemacht haben. Das Mitleid, das den Dichter mit dem unglücklichen Paare ergriff und ihn wie todt niederfallen ließ, quoll sicher aus eigenster, schmerzlichster Erfahrung.

Und wie das, was ihn allein fähig machte, wahrhaftige, lebensvolle Menschen, und noch dazu in einer so wunderbaren, fremdartigen Umgebung vor unseren Augen scharf umrissen erstehen zu lassen[1]), für ihn eine Quelle von Verirrungen wurde, deren Zoll er erst auf dem Gipfel des irdischen Paradieses in dem Thränenstrome der Reue vollkommen abzahlte[2]), so wurde die Energie seines sittlichen Wollens in ihrem rücksichtslosen, ungestümen, leidenschaftlichen Vorstürmen für sein äußeres Leben die Ursache seiner schwersten Leiden. —

Hier, wo wir allein von dem Verhältnisse Dante's zu seiner Vaterstadt etwas eingehender reden wollten, können wir das innerste Gefüge seiner Persönlichkeit nur mit einigen Sätzen streifen. Von einer Ausführung kann so wenig die Rede sein als von einer Darlegung der poetischen Mittel, welche dem Dichter in reichster Fülle zu Gebote standen. Von allem Anderen abgesehen, hat seine überall berechtigte Warnung[3]), daß allzu lange Capitel „Feinde des Gedächtnisses" sind, auch hier ihr volles Recht. Sind die hier gezogenen Grundlinien seines Wesens richtig, so können wir uns auch seine Lebensschicksale in der aufgeregten, nach einer neuen Cultur ringenden Zeit, in der ihm einmal zu leben bestimmt war, verständlich machen. Und das um so mehr, als Dante trotz alles Gegensatzes gegen die seine Vaterstadt beherrschenden geistigen, socialen und politischen Tendenzen doch ein echtes Kind seiner Heimath und seiner Tage war.

[1]) A. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur, I, 317, citirt das Wort des geistreichen F. de Sanctis: Nel regno de' morti si sente per la prima volta la vita nel mondo moderno.

[2]) Purgatorio XXX.

[3]) Convivo IV, 4 am Schlusse des Capitels.

Digitized by Google

Dante gehörte von Geburt einer alten guelfischen Familie seiner Vaterstadt an. Sein väterlicher Freund und Lehrer, Brunetto Latini, war das geistige Haupt dieser Partei, die zur Zeit, da Dante zum Manne heranwuchs, die ausschließlich herrschende war. Der Jüngling, seinen dichterischen Neigungen folgend, hatte keinen bestimmten weltlichen Beruf ergriffen. Ein Geschäft hat er nicht getrieben und sich wohl nur in die Zunft der Aerzte und Apotheker aufnehmen lassen, weil die Zugehörigkeit zu einer Zunft Vorbedingung jeder politischen Thätigkeit war. Dem Kriegshandwerk, in dem die Söhne des minder begüterten Adels ein Unterkommen suchten, hat er wohl keinen Geschmack abgewinnen können. Mit der Mannschaft seines Sesto zog er selbstverständlich in den Krieg gegen die Feinde seiner Stadt. Ob er dem Entscheidungskampfe der Ghibellinen und Guelfen Tusciens auf dem Blachfelde von Campaldino 1289 beigewohnt hat, steht freilich nicht so fest als die Thatsache, daß er bei kleineren kriegerischen Expeditionen anwesend war. Wann er an dem politischen Leben seiner Vaterstadt zuerst Antheil genommen, wissen wir nicht. Vor 1290 war er in keins der Rathscollegien wählbar. Die philosophischen Studien, die Abfassung des Büchleins: La Vita nuova, welche in diese Zeit (1290) fällt, hatten seine Gedanken, so scheint es, mehr in Anspruch genommen als die politischen Kämpfe, die damals seine Vaterstadt erfüllten. Manche seiner philosophischen Canzonen sind in der Zeit vor 1295 entstanden. Ist an der Erzählung eines alten Commentators der Divina Commedia, Dante habe das Ordenskleid der Franciscaner getragen und Mönch werden wollen, etwas Wahres, so muß die Anwandlung hierzu in diesen Jahren stattgehabt haben. Psychologisch unerklärlich wäre das Verlangen des damals von verschiedenen Leidenschaften hin- und hergeworfenen jungen Mannes nach einem sicheren Port der Ruhe und des Friedens wahrlich nicht. Dem Dichter konnte eine Gestalt wie die des heiligen Franciscus nur sympathisch sein. Er hat ihn auch gepriesen wie keinen anderen Menschen, der seiner Zeit nahe stand[1]). Aber vielleicht hat, da wir von Dante selbst keine Andeutung über diese jedenfalls rasch vorübergegangene Neigung besitzen, dieses Lob des heiligen Franciscus nur die Veranlassung zu dieser Erzählung gegeben. Sicher hätte einem Manne wie Dante die Kutte auch keinen Frieden gebracht, namentlich da er sah, wie schon damals sich nur noch wenige Franciscaner „zu dem Hirten", dem heiligen Franz, wirklich hielten. Er mußte die Erfahrungen des politischen Lebens in aller Bitterkeit durchkosten.

Dante hatte wohl zunächst durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich gelenkt. Auch als Redner vor dem Volke zeichnete er sich nach dem Zeugnisse G. Villani's aus. Das mag es erklären, daß er wenige Jahre, nachdem er wählbar geworden war, schon in den Rath der Hundert kam, in jene Rathsversammlung, welcher alle wichtigeren Gegenstände zur Vorberathung überwiesen werden mußten, und welche also die einflußreichste der fünf Consiglien war. Gewiß war die Wahl des jungen Dichters in diese wichtige Körperschaft eine Folge des Ansehens, dessen er sich erfreute. Nennt ihn doch auch G. Villani einen der maggiori governatori della nostra città. Wenn aber seine Biographen

[1]) Paradiso XI, 42 f.

Digitized by Google

ihn nun als den Träger des politischen Lebens in Florenz von dieser Zeit an bis zu seiner Verbannung (1302) hingestellt haben und ihm das stolze Wort in den Mund legen, das er ausgesprochen habe, als er schwankte, ob er als Gesandter seiner Vaterstadt an die Curie gehen sollte: „Wer bleibt, wenn ich gehe, wer geht, wenn ich bleibe?" so ist das eitel Uebertreibung. Wir sind zu gut über die Vorgänge jener Jahre in Florenz unterrichtet, als daß wir solche Behauptungen nicht actenmäßig widerlegen könnten. Ein guter Theil der Beschlüsse und Protokollbücher jener Consiglien ist uns noch erhalten. In ihnen kommt der Name des Dichters nur vereinzelt vor. Nur als er im Sommer 1300 zum Prior gewählt war, sind Abstimmungen von ihm erhalten, während die Namen geistig und moralisch tief unter ihm stehender Politiker uns so zu sagen auf allen Seiten der Protokollbücher (Le Consulte) entgegentreten[1]). Wir wissen daher nicht, wie Dante in einzelnen wichtigen politischen Fragen, welche die Geschicke seiner Vaterstadt nahe berührten, in der Zeit vor seiner Verbannung gedacht hat. Denn die politischen Ueberzeugungen, die er in den Jahren seines Exils ausspricht, dürfen wir doch nicht unbesehen schon in diese Jahre hineintragen. Nur Eins ist sicher. Dante gehörte schon in jenen Jahren nicht mehr zu den reinen extremen Guelfen. Noch weniger freilich zu der radicalen, demokratischen Volkspartei, welche jeden Rest der älteren Verfassung von Florenz und des Adelsregiments beseitigen wollte. Er schloß sich vielmehr schon jetzt der Fraction an, welcher alle Vertreter der Aristokratie des Geistes im damaligen Florenz angehörten und die in der wohlhabenden, patriotischen Bürgerschaft ihre stärkste Stütze hatte, an die sogenannten weißen Guelfen. Was von den Resten der ghibellinischen Partei in der Stadt noch übrig war, hielt es mit diesen. Dadurch trat Dante in Gegensatz zu den Häuptern der guelfischen Geburtsaristokratie und deren Bundesgenossen, dem Papst Bonifacius VIII. und der französisch-angiovinischen Politik. Diese Stellungnahme des Dichters, der schon damals thatsächlich auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei stand, ist sicher mehr eine Folge sachlicher Erwägungen als persönlicher Erfahrungen und Eindrücke gewesen. Denn seine Familienverbindungen zogen ihn eher auf Seite der extremen Guelfen. Gehörte auch seine Frau Gemma nur einem Seitenzweige der Donati an, so war sein intimer Freund Forese Donati der Bruder des Hauptes der Schwarzen, des Corso Donati.

Von zwei Grundanschauungen, die sich bei dem Dichter in seinen späteren Jahren immer stärker und zusammenhängender ausbildeten, scheint er bei seiner Parteinahme schon damals beeinflußt worden zu sein: von seiner Auffassung der Bedeutung und Stellung des Adels und der Aufgabe und der Natur des Kaiserthums. Seine Ansichten hierüber bedingten nothwendiger Weise zwei andere, die über den Werth der städtischen Demokratie und die durch ihre höchsten Vertreter verweltlichte römische Kirche.

[1]) Schon Sismondi warnte vor der Ueberschätzung der politischen Bedeutung Dante's. Jetzt unterschätzt man dieselbe vielfach. Allen ist hierin voran der bissige B. Imbriani: Non apparteneva a famiglia grande e potente di clientele; era mezzo fallito; di poco sequito; aveva rappresentato in politica solo una parte meschina e secondaria etc. Studi Danteschi, 70, 126 ff.

Digitized by Google

Dante war eine durch und durch vornehme aristokratische Natur im besten Sinne des Wortes. Jede Zeile seiner Schriften beweist das und jede That seines Lebens bezeugt es. Um so lebhafter empfand er daher, in seinen älteren Tagen, den Contrast zwischen seinem inneren Werthe und seinem äußeren Leben. Er hatte kaum den vierten Theil seiner Verbannungsjahre hinter sich, als er schrieb: „Seitdem (1302) habe ich fast alle Gegenden, in welcher die italienische Sprache gesprochen wird, als Pilger und fast als Bettler durchwandert und habe gegen meinen Willen die Schicksalswunde zur Schau getragen, die man ungerechter Weise den Betroffenen häufig vorzurücken pflegt. Wahrhaftig, ich bin ein Fahrzeug gewesen ohne Segel und Steuer, wie nach verschiedenen Häfen, Buchten und Gestaden durch den heißen (secco) Wind, den die Armuth ausathmet, verschlagen." Etwas hochfahrend, eigenwillig und reizbar[1]) nennt ihn auch Villani. Der Chronist bringt diese Eigenschaften in Verbindung mit seinem Wissen. Sie scheinen vielmehr seinem ganzen Naturell entsprossen zu sein. Er, der sich selbst eine Eiferseele (alma sdegnosa) von Virgil nennen läßt und auf seinen Stolz als seine schwache Seite selbst hindeutet, würde dieser hausbackenen Charakteristik seines Wesens sicher eher zugestimmt haben, als der panegyrischen Boccaccio's, der ihn höflich und freundlich (cortese e civile) nennt. Sind die uns erhaltenen Porträts und die Büste des Dichters, welche auf Giotto zurückgeführt werden, auch nur annähernd ihrem Originale ähnlich, dann hat ihn Villani aus der Tradition seiner Zeitgenossen richtig gezeichnet. Nur würde der Dichter eher seine ganze persönliche Tüchtigkeit, seine virtù, und seine Leistungen als seine Ruhmestitel angeführt haben als sein Wissen. Denn auf die persönliche Tüchtigkeit, die virtù oder den valore, legt Dante das höchste Gewicht. Sie allein ist die Quelle des Adels, des persönlich erworbenen und des ererbten. Der mittelalterliche Dichter und Publicist des vierzehnten Jahrhunderts denkt in diesem Punkte viel aufgeklärter als Unzählige in unseren Tagen. Er war anfänglich sogar geneigt, dem erblichen Adel als solchem alle Bedeutung abzusprechen. Er nennt es einen alten, falschen Wahn, den adlig zu nennen, der nur der Sohn oder Enkel eines tüchtigen Mannes sei, an sich aber gar nichts bedeute. Noch schärfer als das Werthlegen auf den reinen Geburtsadel verurtheilt der Dichter die Meinung des Kaisers Friedrich II., der, nach dem Wesen des Adels gefragt, geantwortet habe, er bestehe in Reichthum und guten Sitten. Den zweiten Ursprungstitel, fährt der Dichter darauf ironisch fort, hätten dann Andere noch weggelassen. Ueber die Meinung Derer, der Adel müsse in so graue Vorzeit hinaufreichen, daß man die niedrigen Ahnen des Nobilitirten vergessen habe, erzürnt sich der Dichter so, daß er meint, auf eine solche „Bestialität" dürfe man gar nicht mit Worten, sondern nur mit dem Messer antworten. Ihm war Adel nur da, wo Tugend ist, nicht umgekehrt, wie da der Himmel ist, wo Sterne sind, und nicht immer Sterne sind, wo der Himmel ist.

Von dieser extremen Ansicht, zu der sich der Dichter in seinen besten Mannesjahren[2]) bekannte, ist er später in Etwas zurückgekommen. Er hat dem Erb-

[1]) Questo Dante per lo suo savere fu alquanto presuntuoso e schifo e isdegnoso, e quasi a quisa di filosafo mal graziozo non bene sapea conversare co' laici.

[2]) In der sechzehnten Canzone: Le dolci rime d'amor, ch'io solia, die im vierten Trattato des Convito ausführlich erläutert wird.

Digitized by Google

adel eine gewisse faktische Berechtigung zugestanden. Aber nur unter der Bedingung, daß er seine Stellung durch dieselben Mittel behaupte, durch die er gegründet sei, durch persönliche Tüchtigkeit. Denn er sei wie ein Mantel, den die Zeit mit ihrer Schere kürze, wenn er nicht tagtäglich erneuert werde. Auf „das bischen Adligkeit des Blutes“ [1]) schaute er immer mit etwas spöttischer Verachtung herab.

Aus der Entwicklung, welche der Adel in Florenz genommen, begreift sich diese Abneigung des Dichters gegen den Adel in Florenz vollkommen. Catilinarische Existenzen, wie die Corso Donati's, und hochgeborene Feiglinge, wie das Haupt der Ghibellinen Tusciens, der Grafen Guido Novello, konnten ihm keine große Hochachtung für diesen Stand einflößen. Es war eben die Zeit des Niederganges der altadligen Geschlechter in Italien, in welcher der Dichter lebte. Aber noch weniger vermochte er sich mit „dem neuen Geschlechte“ (la gente nuova), das emporkam und in Florenz an die Stelle des alten Erbadels den Geldadel setzte, zu befreunden. Mit der größten Verachtung redet der Dichter überall von den durch Reichthum Emporgekommenen. Sie, die aus den Dorfschaften um Florenz in die Stadt gekommen, haben mit ihrem bäurischen Gestanke und ihrer Schacherwuth Florenz erfüllt und die guten Sitten seiner edlen Bewohner zu nichte gemacht. Und wie könnte es auch anders sein? Reichthum kann keinen wahren Adel der Seele verleihen. Denn gemein ist Geld und Gut. Sie können keine Ruhe geben, kein Verlangen der Seele stillen. So haben alle Weisen des Alterthums und die heilige Schrift gelehrt. „Ja, wenn die Göttin des Reichthums so viele Schätze verleihen könnte, als die Wogen des stürmischen Meeres Sand aufthürmen und so viele Sterne am Himmel stehen, die Menschen werden doch nicht aufhören zu weinen,“ hat schon Boethius gesagt. Und wie feige macht das Geld die Menschen! Die elenden Handelsleute, welche die Welt durchwandern, erzittern bei dem Rascheln jedes fallenden Blattes, wenn sie gefüllte Säckel haben; ohne sie ziehen sie zuversichtlich, singend und plaudernd ihre Straßen [2]). Der rasch erworbene Reichthum hat daher auch den Bürgermuth in Florenz gebrochen, nur Hoffahrt und Uebermuth in der Arnostadt erzeugt. Verschwunden ist die alte Einfachheit und eheliche Treue. Schlimmer als die wüsten Weiber Sardiniens leben hier die Frauen, die ihre Reize zur Schau stellen. Wo ist die alte Ehrlichkeit geblieben?

Nun freue dich, Florenz, du stolze, große!
Die Flügel schwingst du über Meer und Land,
Und laut erschallt dein Nam' im Höllenschoße.
Wo bei den Dieben ich fünf solche fand
Von deinen Bürgern, drob dein Ruhm zu steigen
Kaum hoffen darf — ich bittre Scham empfand! [3])

Furchtbareres hat nie ein Dichter über seine Vaterstadt gesagt als Dante über Florenz, und Keiner seine Anklagen schärfer und tiefer eingegraben in das Gedächtniß der Menschen als Dante mit diesen „ehernen“ Terzinen. Sie würden

[1]) Paradiso XVI, 1.
[2]) Convivio IV, 13.
[3]) Inferno XXVI, 1. (Gildemeister.)

Digitized by Google

unser Gefühl verletzen, wenn sie nicht doch vornehmlich die heißeste Vaterlandsliebe durchbebte. Dieser Mann war in seinem leidenschaftlichen Lieben und Hassen ein echter Sohn der Stadt, deren Straßen um geringfügiger Ursachen willen sich mit Blut färbten. Und doch gehörte er noch zu den ruhigeren Seelen. Spottet nicht sein Freund Forese Donati über die Gleichgültigkeit, mit der er Beleidigungen seiner Familie hingenommen? Das ist sicher, Dante konnte kein rechtes Verhältniß zu dem seine Vaterstadt durchdringenden, sie neu gestaltenden, neu belebenden Geiste finden. Er sah nur die schlechten Wirkungen desselben, nicht das Gute, das er schon geschaffen und für die Zukunft vorbereitete. Man würde aber dem Dichter Unrecht thun, wenn man diese furchtbaren Ausfälle auf seine Vaterstadt als nur von persönlichem Groll, über die ungerechte Behandlung, die er von ihr erfahren zu haben glaubte, eingegeben ansehen wollte. Gewiß, in Dante spricht kein „weltrichtender Chor". Seine Urtheile über Personen und Vorgänge sind häufig subjectivster Art, seine Kenntniß der vaterländischen Vergangenheit durch Parteianschauungen und irrige Localtraditionen getrübt. Aber gar Vieles, was wir nur der zornmüthigen Seele des Dichters, augenblicklicher Inspiration zuzuschreiben geneigt sein könnten, wird von ihm in seinen prosaischen Schriften theoretisch gerechtfertigt. So seine Verachtung der Adelsvorurtheile, so sein Spott über die elenden Handelsleute. Nicht über Florenz allein hat auch der Dichter die Schale seines Zornes ausgegossen. Fast alle Städte Italiens bekommen ihr gut Theil ab[1]). Der Grund hiervon liegt tiefer. Die heiße Liebe des Dichters zu St. Giovanni's schöner Hürde, in der er als Lamm geschlafen, war bei ihm nicht größer als die zu „dem geknechteten Italien, dem Haus des Schmerzes, dem Schiff ohne Steuermann in wildem Sturme, nicht (mehr) Herrin von Provinzen, sondern ein Bordell."

Wer am Ende des dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Italien aus eigener lebendiger Anschauung kannte, mußte leicht zu einer solchen Auffassung der italienischen Zustände kommen. In dem Königreiche Sicilien hatte der Krieg der aragonesischen und angiovinischen Könige Jahrzehnte lang ohne Unterbrechung getobt; in Mittel- und Oberitalien sah es schon lange nicht friedlicher aus. Stadt hatte gegen Stadt im Felde gelegen, fast in jeder hatten zwei Parteien einander gewürgt und verjagt. Tyrannengestalten wie die Ezzelino's von Romano waren aufgetaucht und hatten das nicht verwöhnte Volk doch mit Entsetzen erfüllt. Eine tiefe Friedenssehnsucht rang sich aus dem Herzen des zertretenen Volkes empor. Frieden! Frieden! rufend zogen die neuen Jünger des Heilandes durch die Landschaften. Hallelujah! schreiend folgten ihnen verzückte Volkshaufen. Altverfeindete Parteien söhnten sich in den Städten mit einander aus. Communen, die seit Menschengedenken gegen einander im Felde gelegen, ließen Tausende ihrer Bürger einander den Friedenskuß geben. Aber dieser schöne Rausch verflog rasch. Alte Leidenschaften sind stärker als junge Liebe. Wer ernstlicher und tiefer über das Unheil der Zerfleischung des Landes durch die Parteien nachsann, mußte einsehen, daß mit Gefühlsaufwallungen nicht zu

[1]) Man sehe die Blüthenlese bei Bartoli, Storia della letteratura Italiana, VI, 2. S. 7 f.

Digitized by Google

helfen sei. Der Sitz des Uebels lag zu tief, als daß man hier mit guten Worten hätte helfen können. Man mußte einen starken Arm haben, der den Frieden auferlegen konnte. Und gab es diesen nicht? Nach der Auffassung Dante's zweifellos. Noch bestand das römische Reich deutscher Nation, diese Fortsetzung und Rechtsnachfolgerin des römischen Kaiserreiches. Sein Haupt war von Gottes- und Rechtswegen der Träger der höchsten Gewalt auf Erden, der Träger der Universalmonarchie, die nicht von dem Papstthum ihre Existenz, sondern von ihm nur „das Licht der Gnade" erhält, damit sie ihrer Aufgabe um so besser gewachsen sei. Den Frieden, ohne den die Menschheit ihre Aufgabe nicht erfüllen kann, herzustellen und aufrecht zu erhalten ist die Monarchie von Gott gegründet. So Dante. Wer will entscheiden, von welchen Anfängen aus sich diese Grundgedanken seines moralisch-politischen Systems entwickelt haben! Jedenfalls hängen sie aufs Engste mit seinen religiös-kirchlichen zusammen.

Während seiner politischen Thätigkeit hatte Dante bittere Erfahrungen mit dem Statthalter Gottes auf Erden gemacht. Als Florentiner wußte er, wie in der Curie für Geld Alles zu haben war. Er wurde ein Feind der päpstlichen Politik in Florenz. Das trieb ihn aus der Heimath. Seine Studien bestärkten ihn in seiner Auffassung des geschichtlichen Papstthums. Vielleicht haben Beziehungen zu den Spiritualen des Franciscanerordens ihn in seiner Abneigung bestärkt, derselben die religiöse Färbung und ihre Leidenschaftlichkeit gegeben. Denn so fest wie Dante als gläubiger Sohn der Kirche an der Göttlichkeit ihrer Institution und ihrer absoluten Nothwendigkeit zum Heil der Menschheit fest hielt, so sehr war er davon durchdrungen, daß das Papstthum die Kirche verweltlicht, sie ihrer Aufgabe entzogen, ja in ihr Gegentheil verkehrt habe. Im Paradiese eifert der Apostel Petrus gegen die Sünden-Curie, daß darob alle Lichter vor Zorn und Scham erröthen. Denn der Papst, Bonifacius VIII., hat die Grabstätte des Apostels zu einer Cloake von Blut und Stank gemacht. Kein Christ, der auf dem Boden der katholischen Kirche stand, hat je das historische Papstthum mit solchen Zornesworten angegriffen, wie dieser strenggläubige Dichter. Was soll ich weltbekannte Stellen hierher setzen, die das erhärten würden? Beweist doch schon die eine Thatsache genug, daß Dante nur die ersten Päpste rühmend erwähnt und nur Einen in das Paradies setzt, der 1276 acht Monate lang die Tiara trug und nichts vollbracht hat. Während Gottfried von Bouillon und Robert Guiscard unter die Seligen aufgenommen sind, hat weder Urban II. noch Gregor VII., noch Innocenz III. neben ihnen eine Stelle gefunden.

Diese politischen und kirchenpolitischen Grundsätze Dante's mußten ihn in den schwersten Conflict mit seiner Vaterstadt bringen.

Mochte man es ihm hier nachsehen, daß er von dem Kaufmannsstande und dessen Sitte nicht hoch dachte: seine Ideen von der Wiederherstellung der Reichsgewalt mußten auf den heftigsten Widerstand stoßen, sein Haß gegen das Papstthum die stärksten Interessen verletzen und ihm zahllose Feinde machen. Der Abgrund, der sich allmälig zwischen dem Dichter und der geschichtlichen Stellung und politischen Ueberlieferung seiner Vaterstadt aufthat, war nicht wieder zu überbrücken. Nachdem Dante, wegen seines feindlichen Verhaltens gegen

Digitized by Google

den Papst und Carl von Valois verurtheilt, aus der Stadt geflohen war, schloß er sich den „äußeren" Florentinern, wie man damals die Gesammtheit der aus einer Stadt Vertriebenen nannte, an. Das war nun eine sehr gemischte Gesellschaft. Alte verbannte Ghibellinen, denen in den langen Jahren der Verbannung die Wegelagerei zum Handwerk geworden war, weiße Guelfen aus reichen und vornehmen Familien und andere Exilirte schlossen sich zusammen, um die Rückkehr in die Vaterstadt zu erzwingen. Obwohl diese Scharen von den Städten der Nachbarschaft, z. B. Bologna unterstützt wurden, weil in ihnen die weißen Guelfen am Regimente waren, schlugen doch alle ihre kriegerischen Unternehmungen fehl. Es mangelte an einer einheitlichen Leitung, an der nöthigen Unterordnung der an sich disparaten Elemente. Kein Wunder, daß sich Dante, von den Mißerfolgen und den Zuständen innerhalb der Exilirten angeekelt, von ihnen zurückzog und eine Partei für sich allein bildete [1]). Er verzichtete zunächst auf eine gewaltsam herbeigeführte Rückkehr nach Florenz. Ein unstetes, ärmliches Leben an den Höfen großer Herren, die an ihm seine dichterische Begabung und sein Wissen schätzten, mochten sie Guelfen oder Ghibellinen sein, war von jetzt an sein Loos. Er hat bis zu seinem Tode „fremdes Brot essen und fremde Treppe steigen" müssen. Bei wem er sich die ersten Jahre nach seiner Flucht aufgehalten, ist nicht immer mit Sicherheit festzustellen. Er war in Verona bei Bartolommeo della Scala, auf den Burgen der Grafen Guidi im oberen Arnothale (Casentino), in Padua, bei den Markgrafen Malaspina in der Lanigiana. Vielleicht, daß in diese Zeit auch seine Studienreise nach Bologna und Paris fällt. Das Bruchstück des „Gastmahls" (convito), das eine Art Encyklopädie des philosophisch poetischen Könnens der Zeit werden sollte, ist gleichfalls in diesen Jahren geschrieben. Die Vollendung des Werkes, so scheint es wenigstens, verhinderte die Ankunft Kaiser Heinrich's VII. von Luxemburg.

Die Erscheinung dieses Fürsten in Oberitalien mußte elektrisirend auf den Mann wirken, der soeben noch im Convito die Grundlinien seiner Staatslehre gezogen und die Stellung der Universalmonarchie begründet hatte. Was ihm als ein Gedankenbild vor der Seele geschwebt, schien zur schönsten Wirklichkeit geworden zu sein. Es verflog die gedrückte Stimmung seiner Seele, von einer geduldeten Rückkehr in die Vaterstadt war nicht mehr die Rede. Denn der Erwählte des Herrn war erschienen. Ihm jauchzt seine Seele entgegen. Und das wird auch Italien thun. Denn der Verlassenen naht der Bräutigam, der Trost der Welt, der Stolz seines Volkes.

In diesem Tone entbot „der geringe Sohn" Italiens, Dante Alighieri aus Florenz, der unverdient Verbannte, allen Königen Italiens, den Senatoren von Rom, den Herzögen und Markgrafen, Grafen und Gemeinden den Friedensgruß.

Man wird diese Seelenstimmung des armen Exulanten begreiflich finden. „Jedem, der in seinem Vaterlande für vogelfrei erklärt ist, strömen die weltbeglückenden Ideen in Fülle zu" [2]). Aber ebenso begreiflich wird man es finden, daß die Städte und Staaten Italiens, welche bisher eine antikaiserliche Politik

[1]) Paradiso XVII, 61 f.
[2]) Fürst Talleyrand.

Digitized by Google

innegehalten hatten, sich nicht durch die Erscheinung des deutschen Königs in Italien und durch Dante's im biblischen Tone gehaltene Mahnrede von ihr abbringen ließen. Daß Florenz, die Stadt, welche am Consequentesten nach Erringung der Selbständigkeit gestrebt hatte, die Führung des Widerstandes gegen Heinrich VII. übernahm, konnte bei den Machtmitteln der Stadt keinen Politiker in Verwunderung setzen. Anders malten sich die Dinge im Kopfe des Dichters und Theoretikers, der, ein großes Ziel im Auge und persönlich nicht unbetheiligt, den hohen Flug seiner Gedanken durch die „Ruchlosigkeit" seiner Vaterstadt gefährdet und dann vernichtet sah. Im ersten Jahre der heilbringenden Rückkehr des Caesars Heinrich (1311), erließ er am 31. März von den Quellen des Arno ein Schreiben an die „verruchtesten inneren Florentiner", in dem er durch Drohungen, Erinnerung an den Untergang Mailands, Warnung vor dem Uebermuth der Parmesaner, in dem Tone eines alttestamentlichen Propheten die Florentiner leidenschaftlichst angriff.

Kurz darauf (16. April) sandte Dante ein Schreiben an den göttlichen (divus) und allerheiligsten (sanctissimus) König Heinrich, den er aufforderte, sich nicht zu lange in Oberitalien mit der Belagerung der ihm widerstrebenden Städte aufzuhalten, sondern den Feind an der Wurzel seiner Kraft, Florenz, aufzusuchen und zu vernichten. „Denn weißt Du nicht, Du erhabenster (excellentisime) unter den Fürsten, und begreifst nicht von Deiner höchsten Warte, wo das stinkende Füchslein sicher vor den Jägern seinen Unterschlupf hat? Nicht aus dem dahinstürzenden Po, noch aus Deinem Tiber trinkt die Verbrecherin (criminosa), sondern es letzen die Wogen des strömenden Sarnus (Arno) ihren Rachen. Florenz (weißt Du das etwa nicht?) heißt das greuliche Thier des Verbrechens. Dies ist die Viper, die sich gegen den Leib ihrer Mutter wendet, das Stinkthier, das die Herde des Herrn durch Ansteckung befleckt; (diese Stadt) ist die verbrecherische und gottlose Myrrha, die nach den Umarmungen ihres Vaters Cinyras entbrennt, jene ungeduldige Amata, welche, die vom Schicksal gewollte Heirath verschmähend, keine Scheu hatte, den ihr vom Schicksal verfagten Schwiegersohn[1]) sich herbeizuholen, ihn wie eine Furie zu Kriegen aufstachelte und endlich, ihr schmähliches Wagniß büßend, sich an einem Strick aufknüpfte ꝛc. ꝛc."

Selbst wenn man diese Diatribe des landesüblichen Schwulstes entkleidet, der in den Kanzleien der römischen Curie und des Kaisers Friedrich II. aufgekommen, in den Brandreden fanatischer Bettelmönche seinen höchsten Triumph feierte, so bleibt doch noch so viel übrig, daß es den Florentinern nicht zu verdenken ist, wenn sie den Schreiber dieses Briefes mit mehr als tausend Anderen von der Amnestie ausschlossen, die im September 1311 einer großen Zahl seit 1308 verbannter Guelfen auf den Antrag Baldo's di Aguglione bewilligt wurde. Doch darf man auch Dante nicht nach den Anschauungen unserer Tage verurtheilen. Es waren damals wilde Zeiten und die Leidenschaften der Menschen unbändig in Wort und That. Der patriotische Prior Dino Compagni, der einst wie Dante aus seiner Vaterstadt hatte fliehen müssen, schließt im Hinblick auf die

[1]) Vergil Aeneis VII, 343. Unter dem Eidam ist der König Robert von Neapel zu verstehen, der schlimmste Feind Heinrich's VII.

Digitized by Google

Ankunft Heinrich's VII. seine Aufzeichnungen: „O ihr ungerechten Bürger, die ihr die ganze Welt durch schlechte Sitten und unehrlichen Gewinn verdorben und befleckt habt! Ihr seid es, die ihr jeden schlechten Gebrauch aufgebracht habt. Jetzt beginnt ihn die Welt auf Euch zurückzuwälzen. Mit seiner Macht wird Euch der Kaiser zu Wasser und zu Lande aufgreifen und fangen lassen."

Die großen Hoffnungen, die Dante auf Heinrich VII. gesetzt hatte, wurden durch dessen Tod vernichtet. Der unglückliche Dichter[1]) sah sich von Neuem einer ganz unsicheren Zukunft gegenüber. Da leuchtete noch einmal ein Hoffnungsstern auf. Der Ghibellinenführer Uguccione della Faggiuola errang von Pisa aus Sieg auf Sieg über die Guelfen, so daß selbst Lucca 1214 in den Besitz des genialen Condottiere fiel. Schon hörte man in Pisa das Volk rufen: „Auf gegen Florenz!" Dieser Ruf mochte wohlgefällig auch an das Herz Dante's geschlagen sein. Er begab sich 1314 nach Lucca und fand dort wahrscheinlich freundliche Aufnahme bei dem gewaltigen Kriegshelden. Dante fühlte sich um so wohler in Lucca, als dem alternden Dichter die Liebe zu einem jungen Mädchen dort aufging. Aber nur allzubald sollte er die Ungunst des Schicksals von Neuem erproben. Nachdem die Florentiner von Uguccione im August 1315 bei Montecatini unter dem Beistande von Florentiner Ghibellinen geschlagen worden waren, sprachen sie im November von Neuem den Bann über eine Anzahl Exilirter aus. Unter ihnen befanden sich Dante und seine Söhne, die, weil sie die Befehle der Republik verletzt und andere verschiedene Verbrechen begangen, geköpft werden sollten und für vogelfrei erklärt wurden. Damals war diese Gefahr nicht allzu groß. Aber schon im April des folgenden Jahres brach die Macht Uguccione's in Lucca und Pisa ganz plötzlich zusammen, und nun konnte der Bedrohte nicht mehr in der Nähe von Florenz weilen. Und noch eine andere Enttäuschung brachte dem Gebannten dieses Jahr. Im April 1316 war der Cahorsiner Clemens V., der den Sitz der Curie nach Avignon verlegt hatte, gestorben. Dante hoffte auf die Wahl eines Italieners bei der Papstwahl, und, da bei ihm Hoffen ohne Handeln undenkbar war, richtete er ein in leidenschaftlichstem Tone abgefaßtes Schreiben an die italienischen Cardinäle und beschwor sie, der verlassenen Roma wieder ihren Bräutigam zuzuführen. Aus der verlassenen Herde will er, eines der kleinsten der von Jesus Christus geweideten Lämmer, seine Stimme erheben, er, der keine Reichthümer besitzt und nur durch Gottes Gnade ist, was er ist, den aber der Eifer seines Hauses verzehrt, um womöglich doch ihnen und den anderen, die bloß dem Namen nach Archimandriten der Kirche sind, die Schamröthe auf die Stirne zu treiben; bei dem Leichenbegängniß der Mutter Kirche soll doch wenigstens Eine Stimme laut werden. Im Tone eines alttestamentlichen Propheten, doch gleichzeitig mit Berufung auf „den Philosophen" und auf die Mythen der antiken Welt, redet er die Cardinäle an. Es war das so vergeblich, wie sein Brief von 1311 an die Florentiner. Diese, von ihrem schlimmsten Feinde befreit, waren jetzt nachsichtiger gegen ihre

[1]) Ueber die Schicksale des Dichters von 1311—1313 ist uns weiter nichts Sicheres bekannt, als daß er 1311 an den Quellen des Arno, wahrscheinlich auf einem Schlosse der Grafen Guidi, weilte, und den König Heinrich VII. damals schon gesehen hat. Wo? wissen wir nicht.

Digitized by Google

vertriebenen Bürger gestimmt. Dreimal kurz hinter einander erlaubte man den Verbannten im Jahre 1316 die Rückkehr in die Vaterstadt, wenn sie eine bestimmte Geldsumme zahlten, sich in einem Gefängniß der Stadt formell zur Bestrafung stellten und sich dann unter allerlei schimpflichen Formalitäten bei einer festlichen Gelegenheit, besonders an einem St. Johannistage, dem Schutzpatrone der Stadt zur Begnadigung darbringen ließen. Ein wohlmeinender Verwandter, wie es scheint, ein Mönch, hatte im Namen eines gemeinsamen Neffen und anderer Freunde dem Dichter angedeutet, daß er bei Erfüllung dieser Bedingungen wohl die Erlaubniß zur Rückkehr in die Vaterstadt werde erwirken können. Aber Dante wäre nicht Dante gewesen, wenn ihm dieser Kaufpreis nicht zu hoch erschienen wäre. Nur mit Bewunderung kann man den herrlichen Brief lesen, in dem der, wie er glaubte, unschuldig Vertriebene es ablehnt, auf diese Bedingung hin zurückzukommen. Es ist wahr, von diesem Briefe, dessen Wucht sich von einleitenden Dankesworten an „den seltenen Freund der Verbannten" immer bis zum Schlusse steigert, darf man nur die Worte hersetzen und kein eigenes hinzufügen. So lautet der Schluß: „Das ist nicht der Weg zur Rückkehr in das Vaterland, mein Vater. Wenn aber von Euch oder von den Anderen ein anderer gefunden wird, der dem Rufe und der Ehre Dante's keinen Abbruch thut, dann werde ich ihn ohne Zögern betreten. Wenn das aber nicht möglich ist, dann werde ich Florenz nie wieder betreten. Wie? Werde ich nicht überall das Licht der Sonne und der Sterne erblicken? Werde ich nicht überall unter dem Himmel den süßesten Wahrheiten nachsinnen können, wofern ich mich nicht vorher gegen das Volk und die Bürgerschaft von Florenz ruhmlos oder gar ehrlos benehme? Und auch das tägliche Brot wird mir nicht fehlen."

Der „andere Weg" fand sich nicht. Der Dichter und seine Mitbürger waren zu weit auseinander gekommen. Heimathlos ist der Verbannte noch fünf Jahre lang seine Straße gezogen. An dem Hofe des Can Grande della Scala in Verona hat er sich wohl wiederholt, aber nur vorübergehend aufgehalten. Längere Zeit hat er unter dem Dache des poetisch begabten und feingebildeten, gastlichen Herrn von Ravenna[1]), des Guido Novello di Polenta, geweilt. Hier hat er wohl die letzte Hand an die Göttliche Comödie gelegt, den Brief an den Can Grande zur Einführung in das Verständniß derselben und seine Schrift über die Monarchie geschrieben. Ueber die Echtheit einer physikalischen Auseinandersetzung „über das Wasser und das Land" und die lateinischen an Giovanni di Virgilio gerichteten Eklogen wird zwar noch gestritten. Aber es ist ein Zeichen des dantesken Ursprungs der Eklogen', daß in ihnen der Dichter die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Florenz ausspricht, wo ihm im Triumphe das Haupt bekränzt werden wird, „das weiße, das einst blond am Arno war". Denn hatte Dante noch bis vor wenigen Jahren gehofft, durch einen Sieg seiner politischen Freunde in die Vaterstadt zurückgeführt zu werden, so war ihm jetzt dieser Glaube für immer zerronnen. Aber die Sehnsucht seines Herzens konnte

[1]) Unter dem Titel: L'ultimo rifugio di Dante Alighieri hat kürzlich Corrado Ricci ein großes, prachtvoll ausgestattetes und mit zahlreichen Bildern und Urkunden versehenes Werk über den Aufenthalt Dante's in Ravenna herausgegeben.

Digitized by Google

nicht zum Schweigen gebracht werden. Auf die Wirkung seines großen Gedichts baut er jetzt seine letzte Hoffnung:

Wenn je den Haß besiegt mein heilig Lied,
Daran der Himmel mithalf und die Erde,
So daß seit Jahren man mich mager sieht,
Wenn ich zur schönen Hürd' einkehren werde,
Wo ich als Lamm schlief, bis man mich verstieß,
Der Wölfe Feind, die Schaden thun der Herde, —
Mit anderm Ruhm, dann komm' ich, anderm Vließ,
Ein Dichter, um den Lorbeer zu empfangen
Am Stein, wo mich mein Vater taufen ließ[1]).

Ruhiger und milder ist das leidenschaftliche, nach Wahrheit, Gerechtigkeit und Anerkennung suchende und ringende Herz geworden. Aber bei aller Sehnsucht nach Heimkehr und Ruhe, läßt er sich nicht abbringen von dem Pfade der Ehre. Was die Gegenwart verweigert, wird die Zukunft bringen. Das und der furchtbare Contrast zwischen der Idee und der Kirche Gottes macht den Dichter zu einem Seher, zu einem Propheten, der trotz Allem doch den endlichen Sieg seiner Sache vorwegnimmt. Trotz zahlloser Enttäuschungen, die er erfahren hat, ist ihm die Hoffnung nicht ausgegangen. Denn er hat nicht nur die Hölle durchwandert, sondern sich von der Liebe emporziehen lassen zu dem Schauen des Höchsten. —

In dem stillen, melancholischen Ravenna ist der Dichter sechsundfünfzig Jahre alt am 15. September 1321 gestorben, ohne die Heimkehr in sein Vaterhaus zu erleben. Was sterblich an ihm war, ruht bis auf diesen Tag in der Stadt, in der noch die einzigen Sarkophage altrömischer Kaiser auf ihren ursprünglichen Postamenten stehen. Noch schüttelt in dem Pinienhain an Chiassi's Strand der Südwind die hohen Baumkronen, unter denen der Dichter einst langsamen Schrittes gewandelt und über die Räthsel der Zukunft nachgesonnen hat. Sein Geist aber lebt und waltet in der Stadt, die er einst in stürmischer, aber unglücklicher Liebe geliebt hat, wie kein anderer ihrer Söhne, und in dem ganzen Lande, das nach viele Jahrhunderte langer Zerrissenheit aus des Dichters Seele die besten Impulse zu seiner Auferstehung dankbar geschöpft hat.

[1]) Paradiso XXV, 1 (Gildemeister).

Digitized by Google

Gegen den Strom.

Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin.

Von

Marie von Bunsen.

Vorwort.

Diese kleine Erzählung habe ich ein Stimmungsbild genannt; dem Landschafter gleich wollte ich verfahren, welcher, der Wahrheit eines vorübergehenden Eindruckes zu Liebe, diese Einzelheiten betont, jene verwischt und viele beseitigt. Erwähne ich noch, daß die hier beschriebenen Gestalten während des bedeutungsvollen Winters von 1887—1888 sich in mir verkörperten, so werden Einige sich dieser Stimmung vielleicht noch erinnern.

Erstes Capitel.

Die Gräfin Zachow.

„Ce que nous voulons n'a rien d'égoiste; c'est simplement d'être, de rester en rapport avec la lumière, de continuer notre pensée commencée, d'en savoir davantage, de jouir un jour de cette vérité que nous cherchons avec tant de travail, de voir le triomphe du bien que nous avons aimé." Renan. Marc Aurèle.

„Liebe Emmy!

„Dir steht etwas recht Schlimmes bevor — gerne hätte ich es Dir erspart! — Du mußt uns nämlich zum 1. Januar eine Wohnung suchen, denn wir kommen Alle nach Berlin. Hoffentlich, hoffentlich versüßt Dir der zweite Theil des Satzes den bitteren Anfang, aber ich mache mir keine Illusionen über die Mühe, die dieser Auftrag Dir verursachen wird, um so weniger, da mir in meiner unausstehlich regen Phantasie das Ideal einer Berliner Wohnung klar vor Augen steht. Etwas „Localton" muß es doch selbst in der neuen Reichshauptstadt noch geben; also wäre ich gern in alten, historischen Straßen, in der Nähe von einigen Rampen, verschnörkelten Thorwegen oder Monumentalgebäuden; dabei darf der

Digitized by Google

Thiergarten und der „corrupte Westen" nicht zu weit entfernt sein. Die Räumlichkeiten, vor Allem auch die Schlafzimmer sollen unbedingt groß und luftig sein, die Einrichtungen müssen den neuesten hygienischen Schrullen Rechnung tragen, und schließlich darf der Preis kein geradezu phantastischer sein. Wenn Du diese erträumte Wohnung findest, würde ich Dir allerdings fast rathen, sie selber zu behalten — aber — Du weißt nun ein wenig, was mir vorschwebt, und daß die Wirklichkeit nachher anders auszufallen pflegt — wenn nichts weiter, so haben die Jahre mir das doch schließlich beigebracht!

„Wir kommen also wirklich nach Berlin! Da die Kaiserin den diesbezüglichen Wunsch bei meiner letzten Audienz so sehr dringend ausgesprochen hatte, ließ es sich sogar kaum mit Anstand vermeiden. Ohnehin muß ich daran denken, die Mädchen (Erni ist ja schon zwanzig Jahre alt, und Cara wird achtzehn) in die Welt zu führen — also Berlin. Dann soll Hans, gegen den Ihr Alle zu freundlich gewesen seid, zwar in seiner Kaserne wohnen, doch brauche ich Dir nicht zu sagen, wie gern ich den lieben Jungen, der mich so an seinen armen Vater erinnert, in meiner Nähe wissen werde — also nach Berlin! und schließlich hege ich selber nach meinem diplomatischen Wanderleben, welches, auf meine im Auslande verbrachte Jugend folgend, mich dem neuen, kaiserlichen Deutschland schrecklich entfremdet hat, nun auch den Wunsch, am Herzen des Reiches die Pulsschläge zu beobachten und mich mit dem großen Organismus eins zu fühlen. Also nach Berlin!

„Du kannst Dir auch denken, daß dieses Wort durch seine Beziehungen zu Euch einen sehr guten Klang für uns Alle besitzt, und wir hoffen, daß Euch Eure „Verwandten vom Lande" in keiner Weise lästig sein werden — woran ich also, um logisch zu sein, nochmals die Bitte anknüpfe, Dich nach Wohnungen umzusehen, und wenn Du die erwünschte Perle gefunden hast, es mir zu berichten.

„Stets in Liebe Deine Maja."

So schrieb die Gräfin Zachow eines Herbsttages an ihre Schwägerin, die Frau von Kesseldorf, und in den ersten Tagen des folgenden Januars befand sie sich mit ihren Töchtern im Eisenbahnwagen des Schnellzuges nach Berlin.

Die Reise leitete mehr ein als die bloße Vertauschung des Landaufenthaltes mit der Stadtexistenz; ein Lebensabschnitt war zu Ende, und ein neuer begann. Sinnend schloß die Gräfin ihre Augen und ließ die Vergangenheit an sich vorüberziehen, ein langer Zug, der oft genug vom hellen Spuk der Zukunft kraus durchbrochen wurde. Es war der erste bedeutsame Schritt seit dem Tode ihres Mannes; denn als er damals vor drei Jahren als deutscher Botschafter in P . . . . . plötzlich starb, hatte es sich fast von selbst verstanden, daß sie sich auf ihre eigenen Erbgüter in der Rheinprovinz zurückziehen würde. Dort war die Trauerzeit verflossen — allein mit ihren Kindern, aber nicht einsam. Maja Zachow kannte die Einsamkeit nicht; deutet diese doch, wenn nicht gar Langeweile, so doch die Entbehrung des Umganges an, und Maja hatte, seit sie den Kinderschuhen entwachsen war, stets Umgang gehabt — Beschäftigungen, Bücher, ihre eigenen Gedanken. „Woher dieser Atavismus," rief sie wohl scherzend, „welche Ahnfrau hat diesen Grübler- und Gelehrtengeist in unser feudal-

Digitized by Google

strammes, mehr oder minder ehrbares und ehrenhaftes, aber meistentheils recht uninteressantes Geschlecht hineingeführt! Woher kommt es, daß ich den Geruch alter Scharteken instinctmäßig liebe, daß ein metaphysisch kühner, dunkler Gedankengang mich entzückt und halb berauscht?" Aber bei ihr war es nicht nur ein ästhetisch verfeinertes Genießen, sie arbeitete, studirte mit wahrer Leidenschaft. Selbst in den reich gedrängten Jahren der Gesandtschaft hatte sie mit gestählter Willenskraft sich die Stunden abgerungen, um mit dem Hauslehrer ihrer Söhne Sophokles und Plato nicht nur verstehen sondern auch lieben zu lernen. „Warum nur, liebes Kind," hatte lächelnd und achselzuckend ihr Mann sie gefragt; „warum nur, Excellenz," bemerkte man in ihren Kreisen achtungsvoll, aber recht unangenehm berührt, wenn etwa die compromittirende Thatsache verlautete. Warum? Vielleicht war es theilweise der dunkle Instinct, über den sie sich selbst wunderte, und dann doch auch — ihr Pflichtgefühl! Sie hätte es Niemandem gesagt, Niemand in ihrer Umgebung hätte sie verstanden; aber das Kant'sche „Du sollst", dieser Brennpunkt ihres Daseins, den sie zu einem „Du darfst" verklärte, gebot ihr die volle Ausnützung nicht nur der Pflichten und Vortheile ihres Familienlebens, ihrer gesellschaftlichen Stellung, sondern auch ihrer reichen Begabungen.

„Das Endergebniß einer wissenschaftlichen Moral ist nicht nur, Anderen zu nützen, auch die Vervollkommnung und Vollendung unserer selbst — die eigene Seele ist eine ernste Verantwortung. Ich weiß," sagte sie sich, „daß ich jede Beziehung zum Nächsten, zum Leben besser erfüllen kann, wenn ich durch diese geistige Erziehung und Hebung und Läuterung gestählt und gebessert worden bin. Es mag Anderen nicht Pflicht sein, es mag Anderen nicht nützen — wenn man es erkannt hat, muß man." — „Eigenthümlich," sagten die jungen Frauen der Legationssecretäre, „wie gut sie sich bei alledem anzieht" — „merkwürdig," sagten die Helden der Clubs und Cafés, „wie amüsant sie trotzdem sein kann" — „in der That auffallend," bemerkten die gestrengen Tanten, „daß sie nichtsdestoweniger ihrem großen Hausstand so praktisch vorsteht und in allen Geldangelegenheiten einen so klaren Blick hat." — „Trotzdem?" lächelte für sich die Gräfin. —

Ja, sie hatte die stille Wittwenzeit ausgenützt, das mußte sie sich selber sagen: die Erziehung der Kinder war mehr oder minder vollendet und zwar anscheinend mit Erfolg; aber sie gab zu, daß sie dieselben zu leidenschaftlich liebte, um sie unparteiisch beurtheilen zu können. Ihre Güter waren in musterhafter Ordnung, die Finanzlage, welche durch die kostspielige Gesandtschaftszeit etwas ins Arge gerathen war, erholte sich, und sie selber hatte in diesen Jahren viel gearbeitet, gelesen, gelernt und wußte sich reifer und reicher. — Jetzt stand sie vor dem ersten Lebensabschnitt, den sie ohne ihren Mann beginnen sollte, und plötzlich fühlte sie sich vereinsamt, hülflos, schwach — und doch sagte ihr eine ironische, leise Stimme, daß er ihr nur die physische, der äußeren Welt gegenüber repräsentirende Stütze gewesen sei, daß der moralische Beistand, die treibende und ausführende Kraft auch früher nur in ihr selbst gelegen hatte. — Aber — es war doch süß gewesen, sich an den liebenden und geliebten Mann zu lehnen!

Digitized by Google

Das Verhältniß der Gräfin Zachow zu ihrem Mann war eigenthümlich gewesen. Bei ihrer verwittweten Mutter, der Fürsten Olar in Italien, aufgewachsen, hatte sie von Kindheit auf jene weiche und doch strenge Schönheit in sich aufgesogen, wie nur ein Nordländer und nur in Italien es zu thun vermag. Ihre Mutter verkehrte in Rom viel in musikalischen, kosmopolitischen Kreisen, Liszt war ihr naher Freund, und wie die meisten ihrer Bekannten hatte sie ihren Roman — vielleicht ihre Romane — durchlebt. Die schlanke, zarte Maja sah diesem Treiben mit ihren großen Augen schweigsam zu; sie war frühreif, verstand die Verhältnisse und beurtheilte sie mit jugendlicher Herbheit, wenn auch, mit der ihr angeborenen Feinfühligkeit, nur im Verborgenen des Herzens. Nur ungern ging sie in die Gesellschaft, aber schon an der Schwelle des neuen Lebens trat ihr der damals in Turin angestellte preußische Legationssecretär Graf Zachow entgegen. Ein großer, hübscher Mensch mit sehr gewandten Umgangsformen, war er der „beau prussien“ der diplomatischen Welt. Sie verliebte sich gleich in ihn — warum? — wer kann es sagen! — und ihre Liebe überdauerte alle Enthüllungen seines Charakters oder vielmehr seines Mangels an Charakter, alle Enttäuschungen, alle Veränderungen. Ja, als er nach fast zwanzigjähriger Ehe in ihren Armen starb, hatte die süße und traute Macht der Gewohnheit die Leidenschaft der jungen Jahre so erfolgreich abgelöst und ersetzt, daß sie ehrlich sagen konnte, sie liebe ihn wie am ersten Tag. — Und doch hatte sie ihn bereits nach wenigen Monaten durchschaut, doch achtete sie ihn eigentlich nicht mehr, doch bildete ihre Liebe zu ihm, im Grunde genommen, die einzige Schwäche und Halbheit ihres Lebens.

Solcher anscheinend gut anschlagenden, glücklichen, gesegneten Ehen des „schlechteren Ichs“ gibt es ja nicht wenige.

Verworren und mannigfach zogen bunte Bilder der Vergangenheit vorüber, und dann empfand sie drastisch dazwischen die Wirklichkeit des Augenblicks, die beklemmende Luft der über Eisen geführten Heizung, das Blättern im „passenden“ französischen Roman, den sie für ihre Tochter aus der Bibliothek hervorgeholt hatte, das halberstickte Gähnen des anderen jungen Mädchens, und dazu das leichte, aber aufreibende Schütteln des dahinsausenden Zuges. Sie sah mechanisch zum Fenster hinaus — weite, weiße Strecken, dunkle Raben auf röthlich braunem Gestrüpp und darüber ein kalter, harter Sonnenschein.

„Bright reason shall mock thee,
Like sun from a wintry sky,“

sagte sie halb unwillkürlich vor sich hin.

Da hielt der Zug an einem Bahnhof, und ein jüngerer Herr stieg bei ihnen ein. Es war Siegfried Halbers, dessen ästhetisch literarische Arbeiten ihm schon einen gewissen Namen verschafft hatten. Aus wohlhabender, aber kleinbürgerlicher Familie stammend, hatte er Alles, Begabung, Gesundheit, Freunde, Mittel — Alles, nur keine vornehme, gesellschaftliche Stellung, und die gerade wünschte er sich. Nicht nur des Hochhinauswollens wegen, sondern auch aus ästhetisch verfeinerten Wünschen nach Idealen der Formen, der Gesinnungen, der Umgebungen, der Traditionen, wie er sie in seinen Kreisen nicht fand und wie er sie sich als in „der Gesellschaft“ bestehend dachte. Hatte ihm Lassalle etwas

Digitized by Google

vorgespukt? Wer weiß — keinenfalls aber was seine (wenigstens ausgesprochenen) politischen Gesinnungen betraf; denn wenn er Farbe bekennen mußte, war diese so kornblumenblau, national und gesinnungstüchtig, wie die „Kölnische Zeitung" es nur verlangen konnte. — Er war zu Weihnachten bei einem Freunde, dem Gerichtsassessor Wolfgang Stern, gewesen, und die Beiden hatten wieder einmal recht empfunden, wie viel angenehmer es gewesen wäre, mit vornehmem Vatersnamen auf die Welt gekommen zu sein, und jetzt mit den alten, historischen Adelsfamilien der Umgegend das muntere Weihnachtstreiben mitzumachen. — So dachten sie jetzt wieder, als sie die lebhafte, lachende Abschiedsscene beobachteten, die sich zwischen mehreren Gardeofficieren, die nach Berlin heimkehrten, und ihren sie auf die Bahn begleitenden Verwandten abspielte. „Mit all' diesen Leuten verkehrte mein Vorgänger," flüsterte ihm achselzuckend und ärgerlich sein vor dem Wagen wartender Freund zu, „aber ich ....." Jetzt setzte sich der Zug in Bewegung, und während Siegfried Halbers sich bequem in den rothen Plüschpolstern zurechtsetzte, betrachtete er seine Reisegesellschaft näher, die er beim Hereintreten nur flüchtig gegrüßt hatte.

Zufälligerweise erblickte er die neunzackige Krone auf der schweren, juchtenen Reisetasche, und durch den letzten Gedankengang angeregt, betrachtete er von seiner dunklen Ecke aus sich die Damen auf das Genaueste. „Das wären also einige von Denen," sagte er sich; „es freut mich, daß ich erster Classe gefahren bin, vielleicht sind sie interessant."

Ihm gegenüber saß die Mutter, eine mittelgroße, noch jugendlich schlanke Frau; das feine Gesicht war schmal und zeigte ausdrucksvolle Linien um Stirn und Augen. Mit dreißig Jahren muß jede bedeutende Frau schöne Augen haben, hat eine bekannte Schriftstellerin einmal gesagt; war hier der Ausdruck der Augen dem Seelenleben oder dem Zufall der Vererbung zuzuschreiben — genug, die dunkelgrauen Augen waren schön und, wenn sie einen ansahen, fast beängstigend durchdringend. Hände und Füße waren recht lang, aber bewunderungswürdig geformt, und die vollendete, kostspielige Einfachheit ihrer Sealskinjacke und des knappen Tuchkleides entzückte Halbers, der für alles Vornehme eine platonische Neigung empfand. Eine glühendfarbene Bellagiodecke glitt halb von ihren Knieen herunter; sie lehnte sich an mehrere seidenbezogene Luftkissen und Atlaspuffs, und auf der einen entblößten, sehr weißen Hand schimmerten große Diamanten und Sapphire. Die jüngere Tochter hatte eine schlanke, zierliche Gestalt, aber unregelmäßige Züge und blasse, nichtssagende Farben; die andere dagegen war eine auffallend hübsche Erscheinung in goldblondem Haar. Sein Blick kehrte aber bald zur Mutter zurück — hübsche Mädchen gibt es überall, meinte er, aber eine elegante, graziöse Frau in den Vierzigen weist auf eine hohe Civilisation und auf Rasse. Einige neue Monatshefte und Zeitschriften lagen neben der Dame und darauf eine Zeitung, deren Titel Halbers zu entziffern suchte; die Gräfin bemerkte seine unwillkürliche Neugierde und bot ihm freundlich das Blatt an. Er ergriff die Zeitung und die Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen und machte eine Bemerkung über den Tod des berühmten italienischen Staatsmannes M., dessen Name an der Spitze des ersten Leitartikels stand.

Digitized by Google

„Ja, die Nachricht ist mir, weiß Gott, nahe gegangen; ich habe ihn sehr gut gekannt," antwortete sie ernst mit ihrer etwas umflorten, schwachen, aber doch klangvollen Stimme. Dann fuhr sie leise sprechend fort: „Alles in Allem genommen, war er vielleicht der vollkommenste Charakter, dem ich je begegnet bin."

„Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich ihn nur dem Namen nach und nur als Politiker kannte," erwiderte Halbers.

„Ach, er war unendlich viel mehr als das," antwortete die Gräfin, „er war ungeheuer belesen, ungemein thatkräftig, ein Mann der großen Welt und von den ausgesuchtesten Formen. Er war künstlerisch, er war idealgesinnt, er war witzig, er war tactvoll — was war er nicht!"

Sie schwieg, aber Halbers versuchte sie wieder zum Reden zu bringen. „Frau Gräfin hatten seine Bekanntschaft wohl in Italien gemacht?"

Bei dieser Anrede zuckte sie überrascht mit den Augenbrauen, fuhr aber fort: „Gewiß, in der so überaus interessanten Zeit der capitale in Florenz und auch vorher verkehrte er sehr viel in unserem Hause, und durch seine Augen habe ich manches zu sehen gelernt."

„Und doch standen Ihre Ansichten den seinigen vielleicht etwas schroff gegenüber," bemerkte Halbers als tappenden Versuch.

„Doch nicht; ich war als junges Mädchen viel in Venedig gewesen und entwickelte dort allmälig einen geradezu leidenschaftlichen Haß auf die Fremdherrschaft. Vielleicht beruht der Ursprung meiner liberalen Weltanschauung auf der ernsten Zurückweisung, welche in meiner Gegenwart ein junger preußischer Diplomat von seinem Vorgesetzten erhielt, als er es wagte, auch nur im engsten Kreis seine Sympathien für die Italia unita und seinen Glauben an das Haus Savoyen auszusprechen: ‚solche Gesinnungen wären eine Schmach für einen preußischen Beamten.' Diese Worte und dieser Ton fielen mir ein, als ich im Jahre 1866 mit Italien jubelte und es auch officiell thun durfte. Es war im großen historischen Saal der Signoria in Florenz, und über Toscanas Anschluß an Italien sollte abgestimmt werden. Der eigentliche Akt ging fast still und lautlos vor sich, die Meisten waren merkwürdig blaß — da zählt der alte Capponi, ein Nachkomme des Gino Capponi, der vor vierhundert Jahren auch an einem Ehrentage der Stadt das Wort hatte führen dürfen, die Zettel, und mit halb ersticktem Ton verkündet er, daß die Vereinigung einstimmig beschlossen! Ich habe nie einen solchen Sturm der Begeisterung erlebt und werde ihn wohl nie wieder erleben. Ich saß vorn (mein Mann war damals an der Gesandtschaft), und mir war's, als werde man von der Kraft des historischen Augenblicks in Höhen hinaufgetragen, in der eine arme sterbliche Brust fast umkommen müsse. Ich weiß auch gar nicht mehr, wie wir den Saal verließen; ich weiß nur, daß ich, zu Hause angekommen, weinte und Gott dankte und," fügte sie hinzu, wieder in den gewöhnlichen Gesprächston fallend, „mich von meiner Umgebung wegen gänzlich übertriebener, unnöthiger Theilnahme an den zweifelhaften Angelegenheiten meiner Mitmenschen ausschelten und auslachen lassen mußte."

„Nun ja," versetzte Halbers, „dem Einen ist die Menschenwelt das Nicht-Ich, dem Anderen das Ich noch einmal."

Digitized by Google

Maja Zachow erkannte die Phraseologie. „Ich liebte Schopenhauer früher, aber er ist jetzt wirklich zu sehr Modeartikel geworden," seufzte sie.

„O, Frau Gräfin, vielleicht weniger, als Sie befürchten; geruhen Sie sich zu gedulden. In Damenbücherschränken finden Sie X . . und Y . . doch noch weit häufiger als unseren Pessimisten."

Ein längeres Gespräch über den gegenwärtigen Stand der deutschen Literatur entspann sich nun zwischen den beiden Reisenden. Die Gräfin hatte die meisten bedeutenden neuen Bücher gelesen und sich ein sehr eigenes Urtheil gebildet, welches den jungen Schriftsteller, der nur zu oft unter dem formelhaften Nachbeten der Zeitungskritiken gelitten hatte, ungemein anzog. Auf der anderen Seite war es der in der letzten Zeit so vereinsamten Frau viel werth, sich über die geistigen oder geistlosen Strömungen des Tagesgeschmacks unterweisen zu lassen. Sie deutete lächelnd auf die Wochen- und Monatsschriften zu ihrer Seite. „Trotz dieser verdammenden Zeugen lese ich wirklich sehr wenig Zeitungen und fast gar keine Kritiken. Ein Buch ist schon eine Belehrung aus zweiter Hand — eine Kritik aus dritter — weshalb nicht vor dem Quell knieen und das, was einem Noth thut, selber schöpfen?"

Hier lag es nun auf der Hand, daß Halbers sich als einen der verschmähten Kritiker zu erkennen gab, und es gelang ihm, seinen Beruf und dessen Berechtigung auf eine feine und geistreiche Weise zu vertheidigen. Bald hatte er sich in ein Feuer hineingeredet, welches, wie er selber wußte, seinen dunkeln, sprechenden Zügen besonders gut stand, und er ließ helle Lichter auf sein Thun und Treiben, noch mehr aber auf seine Ziele und seine Träume fallen. Das Wort „ideal" benutzte er gern und immer mit dem Ton der Ueberzeugung.

Aufmerksam hörte ihm die Gräfin zu. Sie war sich noch nicht darüber einig, ob der junge Mann ihr entschieden sympathisch oder das Gegentheil sei — er konnte beides in hohem Maße sein, meinte sie schließlich, und gerade solche Naturen interessirten sie. Der Ton klang ihr allerdings ein klein wenig hohl; doch konnte sie sich irren, und war er echt, so ließ sich Manches von dem jungen Menschen erwarten. „Im schlimmsten Fall wäre er immerhin ein Schlüssel, um Dich in die geistigen Kreise Berlins einzuführen; denn gerade zu denen fehlen Dir ja leider die Beziehungen gänzlich. Die Kinder werden allerdings die Nase rümpfen," seufzte sie, „aber schließlich soll er ihnen ja auch nicht aufgedrängt werden, und was mich anbetrifft, so wäre es doch eigenthümlich, wenn ich für nichts und abermals nichts Excellenz und eine Olar wäre und mir nicht den Luxus gestatten könnte, mir meinen Bekanntenkreis nach Gutdünken auszuwählen!" Diese Gedanken durchkreuzten ihren Kopf, während sie, seinen Auseinandersetzungen lauschend, seine auffallende Beredtsamkeit bewunderte.

Bald kam das Gespräch auf Berliner Verhältnisse.

„Berlin ist mir Neuland, unberührter Boden," sagte sie, „und kaum werden Sie sich vorstellen können, wie ich mich darauf freue, dort diesen Winter über Studien anzustellen."

Halbers wollte antworten, stockte aber und sah zum Fenster hinaus, um doch nach einer Pause, die Gräfin groß anblickend, zu erwidern: „Verzeihen Sie

Digitized by Google

mir die gehorsamste Bemerkung . . ich kann Sie mir nicht recht in Berlin vorstellen!"

„Wie so?" war die etwas überraschte Entgegnung.

„Nun, Ihre Kreise werden wohl die der oberen Eintausend sein . . . ich bin indiscret genug gewesen, aus Ihrem Monogramm und aus Ihren Andeutungen die Vermuthung zu schöpfen, daß ich die Ehre habe, mich der Wittwe unseres einstigen Botschafters in P . . gegenüber zu befinden!"

Maja kniff wieder die Augenbrauen etwas unwillig zusammen, neigte aber zustimmend den Kopf, und er fuhrt fort: „Gestatten Excellenz dann auch, daß ich mich vorstelle. . . Dr. Siegfried Halbers . . Nun, Ihren Kreis kenne ich vielleicht gar nicht oder nur sehr oberflächlich; ich glaube aber trotzdem ziemlich bestimmt, daß Sie, Excellenz, mit den weitsichtigen, liberalen Ansichten, welche Sie mir anzudeuten die Gnade hatten, einen weißen Raben in der Berliner Gesellschaft abgeben werden."

„Ach," lächelte sie ungläubig, „ein bischen Fronde steckt nun einmal in mir; in der Minderheit fühle ich mich am wohlsten, und an der Minderheit, mag sie noch so klein sein, kann es doch in Berlin nicht gänzlich fehlen. Nein, ich hoffe auch dort meinen Boden zu finden, und" — fügte sie gnädig hinzu — „vielleicht, daß Sie sich persönlich davon überzeugen. Es würde mich freuen, Sie bei mir zu sehen; ich habe in der Voßstraße 44 eine Wohnung auf ein paar Jahre genommen."

Halbers verneigte sich tief und freute sich mehr, als er auch sich selber zugegeben haben würde. Die hübsche Erni war über diesem langen Gespräch eingeschlafen; Cara, die Jüngere, lauschte aber athemlos und betrachtete wohlgefällig den sorgfältig gekleideten jungen Mann, seine geschmeidige Gestalt und seine dunklen, regelmäßigen Züge.

Sie näherten sich der Reichshauptstadt, und etwas nervös unruhig sah die Gräfin zum Fenster hinaus. Weithin zieht sich die Ebene, und dunkel heben sich die Fichtenwälder vom dämmernden Abendhimmel ab. Jetzt erblickt man im dunstigen Schein die ersten Lichter der großen Stadt; dicht fährt man zwischen den hohen Häusern hindurch, an all diesen Tausenden von unbekannten, nie zu kennenden, zu verstehenden Existenzen vorbei; der Zug hält, sie betreten den Boden von Berlin. Alles um sie herum ist groß, hell und nüchtern, die Ordnung ist gut, der Schutzmann gibt die Marken, Droschkenkutscher, Dienstmänner, Gepäckträger, Alles ist stramm uniformirt, greift tüchtig zu, und die Damen können sofort ihren sie erwartenden Wagen besteigen. Schnell fahren sie dahin — dort ragt schwer und unschön, aber mächtig in ihrem goldenen Glanz und bedeutungsvoll mit ihren blutig erkämpften drohenden Kanonenläufen die große Siegessäule aus den Bäumen hervor.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Strömungen.

Halte eine Residenzstadt nur für eine Collecte von Dörfern. Jean Paul.

Ein bis zwei Tage genügten den Zachows, um sich in der neuen Wohnung bereits heimisch zu fühlen, war doch ihr „Fräulein" zugleich mit dem jüngsten Sohn Erich und dessen Hauslehrer vorausgeschickt worden, um Alles gehörig in Stand zu setzen. Nun gab die Gräfin selbst den Zimmern das wünschenswerthe eigene Gepräge, stellte die Photographieen, Stickereien, Majoliken und was sie noch sonst aus Schloß Lohen mitgenommen hatte, zu discreten, nicht zu sinnlosen Stilleben in verschiedenen Ecken der Wohnzimmer zusammen, und als ihre Töchter das berühmte Frankensteiner Porzellan erblickten, jubelten sie: „jetzt glauben wir erst, daß Du wirklich vorhast, in Berlin zu bleiben."

Dann aber galt es, die statistische Grundlage der geplanten Geselligkeit festzustellen. Lange Listen wurden mit Hülfe der Schwägerin, Frau von Kesselsdorf, aufgesetzt, und Erni fuhr mit dem Fräulein aus, um die Karten der Familie abzugeben. Für abgestumpfte Menschen ist dies vielleicht das ödeste Geschäft auf Gottes Erdboden; aber Erni durchzuckte es mit wonnigen Schauern, auf die Rampen heraufzufahren und den Lakaien die Karten für die betreffenden Hofdamen, Hofchargen und dergleichen einhändigen zu lassen. Die großen Thüren standen offen, marmorne Wände, Kamine, Freitreppen wurden einen Augenblick sichtbar; „hier wirst Du in den neuen Ballkleidern hereinrauschen und nach herrlichen Stunden, mit Cotillonbouquets beladen und von einigen „speciellen" Tänzern begleitet, wieder den Wagen besteigen — ach, wäre es doch schon so weit!" seufzte sie ahnungsvoll beglückt.

Aber so glatt geht das Leben nicht immer; das nächste Mal mußte die Gräfin Zachow mit ihrer eigenen Person bezahlen, und von der sie officiell in der Berliner Welt einführenden Schwägerin und ihren Töchtern begleitet, fuhr sie bei der Oberhofmeisterin vor. Hierdurch bekunden hoffähige Damen in Berlin ihren Wunsch, an den derzeitigen Hoffestlichkeiten theilzunehmen; fällt irgend ein zweifelhaftes Licht auf die betreffenden Damen, oder ist der zum neuen Adel verhelfende Reichthum ganz besonders schnell oder wenig glorreich erworben, so zieht die einführende Dame es vor, erst die Sache mit der Oberhofmeisterin durchzusprechen, und in solchen Fällen kommt es wohl vor, daß (wenn nicht die Protection sehr mächtig ist), höflich „abgewinkt" wird. Hiervon konnte selbstverständlich gar nicht die Rede sein; die Damen schritten das schöne Treppenhaus hinauf, in dem der Parfum der königlichen Gemächer buchstäblich eine „Hofluft" verbreitete, und durch das helle, halb altmodische, halb Rococo gehaltene Vorzimmer betraten sie den Empfangsraum der Oberhofmeisterin. Diese erhob sich und begrüßte die beiden Frauen, während sie die Verbeugung der jungen Mädchen nur mit leichtem Kopfnicken erwiderte. („Sie hätte uns auch die Hand geben können," murrte Cara; „wir hätten sie ihr ganz hübsch abgeküßt, und so im großen Zimmer stehend einen tiefen Knix machen zu müssen, ist geradezu eklig

Digitized by Google

schwer.") Man nahm Platz und bildete mit den bereits anwesenden Leidensgenossinnen eine große feierliche Runde.

Ihre Excellenz war sehr liebenswürdig und sehr „grande dame", aber keineswegs gesprächig, auch war sie wohl durch diese täglich sich wiederholenden Empfänge erschlafft und ermüdet. Mit beträchtlichen Pausen wurden die nothwendigen Redensarten, Erkundigungen und Antworten in mattem Ton gewechselt, dann empfahl man sich, während bereits andere Namen angemeldet wurden und neue Wagen vorfuhren.

„Tante," rief Erni mit gepreßter Stimme, „das zu Hofe-Gehen ist ja geradezu schaurig!"

„Ach, beruhige Dich nur, dies ist die schlimmste „corvée"; schon seit zehn Jahren mache ich es durch, und noch jetzt überrieselt es mich kalt, wenn ich in dieses wohlbekannte Empfangszimmer trete und die verängsteten Damen vom Lande feierlich dasitzen sehe. Doch jetzt wollen wir zur Frau von Kottritz fahren; bei dem Geschrei ihrer drei hübschen, dicken Töchter vergißt man schon die eben durchlebte, drückende Stille."

Unterdessen wurden die Listen durchgesehen, und sie fuhr fort: „Bei den Gesandten läßt Du also jetzt nur Deine und meine Karten; wenn Du sie erst kennst, suchst Du sie an ihren Nachmittagen auf, und was die einheimischen Minister und anderen Excellenzen anbetrifft, so mußt Du selbst entscheiden. X. Y. Z. und vielleicht auch A. und B. werden dieses Jahr nothgedrungen tanzen lassen müssen; sie haben in den letzten Jahren von den beliebten Ausflüchten der eben zu Anfang der Saison so bequem verblichenen Schwiegermütter oder nächstens erwarteten Sprossen so wie so ausgiebigen Gebrauch gemacht, und jahraus jahrein kann man die Repräsentationsgelder doch nicht einstecken. Die Räumlichkeiten sind durchgängig vorzüglich; es sind massenhaft Garde-Infanteristen-Tänzer vorhanden, aber nur wenige Gardecavalleristen; was wenigstens junge Mädchen anbetrifft, nicht viel Hofclique, dafür aber um so mehr „Ressorttöchter", wie Frida die betreffenden Geheimrathsmädchen nennt. Sie und Elschen sind immer sehr gern zu diesen Bällen hingegangen, und ich würde es Dir wenigstens für den ersten Winter anempfehlen. Nachher ist es ja so leicht, alle zu schneiden, wenn Dir das besser paßt."

„Danke schön, liebe Emmy," entgegnete ironisch lächelnd die Gräfin, „es ist mir schon wirklich Vieles klarer geworden. Wenn wir noch lange fahren, höre ich von Dir am Ende noch eine zuverlässigere und ebenso amüsante „Société de Berlin", als die des Vassili."

„Zuverlässig!" rief Frau von Kesseldorf aus; „ach, hätte er nur mehr gelogen — es war viel Infames drin, es war grenzenlos parteiisch, einseitig und gehässig, aber doch beängstigend viel Wahres, und das verursachte ja gerade den Eindruck! . . . Warte 'mal . . was könnte ich Dir erzählen . . am meisten Staub hat im vorigen Jahr die Geschichte von der Frau von Widerhofen und dem Prinzen Kinski aufgewirbelt . . Er war der Regimentskamerad vom Max Widerhofen, und ich glaube wirklich, daß seine Neigung mit dem bestgemeinten Mitleid für die arme Gerda anfing. Sie war blutjung und der Max brutal gegen sie; seine Eltern sollen ihn so mit dieser Cousine gequält haben, daß er

Digitized by Google

schließlich, halb von ihrer Schönheit geblendet, halb um des lieben Friedens willen sie heirathete. Dann wurde er ihrer überdrüssig und soll sie geradezu mit Vorbedacht schlecht behandelt haben, um sie zu einer Scheidung zu zwingen, durch die er wieder frei geworden wäre. Nun betete sie der Kinski an, und das arme Ding entfloh mit ihm . . Da sitzen aber diese Kinder und verschlingen jedes Wort," sagte sie, sich halb ärgerlich zu ihren Nichten wendend.

Wohl hatte Erni jedes Wort gehört; das Gespräch interessirte sie sogar ungemein, da sie den betreffenden Herrn von Widerhofen kannte. Diesen Sommer war sie bei ihrer Tante, der alten Prinzeß Olar, zum Besuch gewesen, und der zu einem dortigen Cavallerieregiment commandirte Dragoner verbrachte während des Manövers zwei Tage bei ihnen. Er hatte sie anscheinend so bewundert, daß, obwohl die alte Großtante nichts merkte und ihre Mutter nie von dem Anbeter hörte, sie selber sich einen Antrag des reichen, flotten Majoratsherrn ganz bestimmt versprach; die Gelegenheit zur näheren Bekanntschaft mußte nur noch kommen, und dazu sollte der Winter in Berlin dienen. So interessirten sie die Einzelheiten dieser Geschichte, von der sie nur die allgemeinen Umrisse gehört hatte, begreiflicherweise lebhaft, und sie saß und lauschte und erschien entzückend jugendfrisch in ihrem dunkelgrünen, pelzverbrämten Winteranzug, und unter den wallenden Federn des großen Hutes strahlten rein und unschuldig ihre Augen in die Welt hinaus. Sie bedauerte das eben Gehörte, es war eigentlich recht häßlich — aber am Ende . . Vollkommenheit gibt es nun einmal nicht auf der Welt, und sie hielt es für gar nicht so sehr unwahrscheinlich, daß ihr keine wünschenswerthere Partie je angeboten werden würde. Sie beschloß also, falls sich nichts Besseres in Sicht zeigte, das Gehörte zu ignoriren, und jetzt lächelte sie ihre Tante etwas erröthend an, was ihr ganz allerliebst stand.

Die persönlich abzumachenden Besuche waren nun erledigt, und so schlug Frau von Kesselsdorf vor, nach Hause zu fahren und die jungen Mädchen, die sich nach Bewegung im Freien sehnten, zu Fuß nach ihrem Vortrag ins Victoria-Lyceum zu schicken.

„Doch nicht allein?" frug Gräfin Zachow, „oder sollte das in Berlin Sitte sein?"

„Es ist rein eine Sache des Geldbeutels; ist man so vermögend, daß stets ein Fräulein, eine Jungfer, eine Miß oder Mademoiselle oder Signorina zur Stelle sein kann, so findet man in unsern Kreisen, daß die Straßen Berlins jungen Mädchen Gefahren bieten. Ist dieses Alles aber nicht der Fall, und es ist meistens nicht der Fall, ist die Mutter im Hause beschäftigt oder sind viele Töchter vorhanden, so kann jedes junge Mädchen auch der besten Familien am Tage mit wenigen Ausnahmen in allen Straßen ihren Besorgungen, Stunden oder Besuchen nachgehen — so halten es meine Töchter, und so halten es die meisten ihrer Freundinnen."

„Hm," meinte die Gräfin, welche in ihrer Jugend nie einen Schritt allein aus dem Hause gethan hatte, „unser Fräulein Ebert ist ja da, auch hat die Jungfer der Mädchen Nachmittags sozusagen nichts zu thun, und da ich nur zwei Töchter habe, könnten sie eigentlich begleitet werden — sie sind in Berlin

Digitized by Google

so unbewandert, sie könnten überfahren werden," fügte sie, sich halb entschuldigend, hinzu.

So gingen denn die beiden Zachows mit ihren Cousinen und vom Fräulein „vorm Ueberfahrenwerden" bewacht nach dem Lyceum, wo sie den Vorträgen des Professors Z. über Goethe's Faust anzuwohnen wünschten. Cara Zachow und Friedchen Kesseldorf gingen voran und plauderten unermüdlich. „Ach, sie werden Dir gewiß gefallen," meinte Letztere, von den Vorträgen sprechend; „ich sage Dir, er spricht famos, fabelhaft schwungvoll und furchtbar spannend. Es überläuft einen dabei heiß und kalt. Einige alte Jungfern finden, daß er manchmal etwas „tolle" Sachen sagt — aber das weiß Mama, Gott sei Dank, nicht. Es ist immerhin eine nette Abwechselung, und es stört ja das Schlittschuhlaufen nicht; wir gehen direct vom Neuen See hin und lassen die Schlittschuhe draußen hängen. Neulich entstand dadurch ein solches Geklapper und so Viele verspäteten sich, daß die Vorsteherin sich nachher erhob und einige spitzige Bemerkungen über die nicht erwünschte Concurrenz mit der Eisbahn machte. Das gab natürlich ein Hauptvergnügen! Ich tausche mir heute wieder Bücher ein; es gibt hauptsächlich nur Klassisches, aber Du glaubst gar nicht, was, wenn man ordentlich darin blättert, in diesen alten Scharteken für amüsante Sachen stehen! Und dabei hat man den Vortheil, daß diese Bücher ohne Weiteres die Censur passiren und nicht, wie die von Nicolai, erst von Mama durchgesehen werden müssen. Es gehen sehr viele reiche Jüdinnen ins Lyceum, „Thiergartenstraßenmädchen," und ich rathe Dir sehr, heute Kleiderstudien zu machen; es ist doch viel anschaulicher, als sich die Ideen aus der „Modenwelt" zu nehmen — aber ich vergesse ja, daß Ihr zu Eckstein geht, da braucht Ihr Glücklichen überhaupt nicht eigene Ideen zu haben." So plauderte Friedchen Kesseldorf mit Berliner Redseligkeit, fließend wie eine gut geölte Nähmaschine, immer weiter drauf los.

Am Abend gab das Garde-Cavallerie-Regiment, in welches Hans, der älteste Zachow'sche Sohn, seit Kurzem eingetreten war, einen Ball, auf dem Maja ihre Töchter in die Berliner Geselligkeit einführen sollte. An der Thür des ersten Empfangszimmers im neuen, glänzend eingerichteten Offizierscasino erwartete sie Hans in freudiger, etwas aufgeregter Stimmung; da stand auch schon der Regimentsadjutant mit den Tanzkarten; der Commandeur führte die Excellenz in den Ballsaal, wo, ehe der erste Walzer erklang, die nothwendigsten Vorstellungen erledigt und die Karten der Töchter zur vollen Zufriedenheit ausgefüllt waren. Der Ball verlief wie hundert andere; für die beiden jungen Mädchen (wegen der Trauer war auch Erni noch gar nicht ausgegangen) hatte es den berauschenden Reiz der gänzlichen Neuheit, der Offenbarung, und für die Mutter das Interesse einer ihr noch unbekannten Localfarbe. Auch war es die Erneuerung des früheren Lebens, die Erinnerung der glücklichsten Jahre — wieder strahlte der Olar'sche Diamanten- und Sapphirschmuck auf ihrem von den Jahren unberührt gebliebenen, schönen Hals; den tiefen Ausschnitt ihres Brocatkleides schloß das Pathengeschenk der Königin von Sardinien, eine ungeheuere große graue Perle von abwechselnd rosa und gelblichen Diamanten eingefaßt, die ebenso kostbar wie verhältnißmäßig unansehnlich waren. Ein königlicher Prinz führte sie jetzt nach einer mit ihm getanzten Quadrille auf ihren Platz zurück, und es konnte ihr un-

Digitized by Google

möglich verhohlen bleiben, daß ihr Auftreten, ebenso wie das der Töchter sehr aufgefallen war und daß man sich in der liebenswürdigsten Weise um sie kümmerte. Man wußte, daß sie eine große, schöne Wohnung genommen hatte; sie wollte tanzen lassen — sie galt für eminent geistreich, aber — fügte man entschuldigend hinzu — „wirklich sehr liebenswürdig;" vor Allem war es etwas Neues und die Mutter und Töchter fast die einzigen, vorher ganz unbekannten Erscheinungen des Winters in diesem verhältnißmäßig kleinen, eng zusammenhaltenden Kreise.

In angeregtester Stimmung, deren Hintergrund jedoch in einer leisen Selbstironie bestand, plauderte sie jetzt mit einem General, der in diplomatischen Aufträgen viel in der Welt herumgekommen war.

„Sie werden mir zugeben, daß ein Ball, wie dieser, Alles in Allem genommen, kaum hübscher sein könnte; es wird vorzüglich getanzt, mit Ausnahme von Wien besser als irgendwo anders; kein junges Mädchen wird vernachlässigt, alle betheiligen sich mit Zug und mit Lust. Die ganze Gesellschaft ist, wenn Sie wollen, zu cliquenhaft, aber unter einander herrscht keine Abschließung, keine eisige Abwehr, wie man sie jetzt (vielleicht nothgedrungen) in Paris, London, Rom, fast überall beobachten kann.

„Present company" und die allerliebsten Töchter „always excepted" könnte man vielleicht mehr Schönheit beanspruchen," meinte der General, der in diesem Punkte Feinschmecker und Kenner war.

„Ja, vielleicht sieht man anderswo mehr hübsche Gesichter, aber schwerlich viel schöner gebaute Menschen, auch findet man kaum allzuhäufig diese vielleicht etwas zu sehr militärischen, aber doch durchgängig guten und geschliffenen Formen wie hier."

„Excellenz sehen ja Alles ungemein rosenfarbig an," sagte der General, ein Maja sehr ungewohntes Lob, über welches sie sich freute.

„Das thut die Neuheit der Ballmutterpflichten," entgegnete sie; „in optimistischer Stimmung sehe ich nicht die öde Perspective der langen nachmitternächtlichen Stunden, in denen ich, traurig auf den „Drachenfels" gebannt, unter stumm duldenden Gefährtinnen das Ende der nimmer endenden Tanzmusik und das fern und ferner winkende Bett ersehne!" Sie brach das Gespräch ab und lächelte, denn eben holte Hans seine Schwester zu einer Extratour ab, und die beiden schlanken, hübschen Gestalten flogen an ihr vorbei, während sie das lustige Ballkleid, die kleinen rosa Schuhe und die knapp anliegende Uniform, über der das wohlbekannte frische Gesicht des jungen Mannes erschien, mit stolzen Mutteraugen verfolgte. Jetzt aber wurde ihr ein langer, hagerer Civilist vorgestellt, Herr von Dankeln, und da sie viel von ihm gehört hatte, bat sie ihn, zu ihrer Linken Platz zu nehmen. „Nun wollen wir einmal diesen Vertreter der neuen conservativ-orthodoxen, praktisch-christlichen Richtung näher untersuchen," sagte sie sich, und mit dem richtigen Tact einer welterfahrenen Frau brachte sie ihn binnen Kurzem auf das erwünschte Geleise. Er erzählte von seiner Thätigkeit unter der Arbeiterbevölkerung des Nordostens von Berlin, setzte ihr auseinander, weshalb er sich von dem großen „christlichen Verein junger Männer" losgelöst hatte, um so ganz nach seinen eigenen Ansichten zu arbeiten. Die Aufopferung aller

Digitized by Google

seiner Mußestunden, seiner Abende, wovon sie bereits anderweitig gehört hatte, verschwieg er, aber er berief sich mit berechtigtem Stolz auf seine Erfolge, auf die wachsende Zahl der Mitglieder seines Arbeitervereins, auf das Zeugniß, welches verschiedene Fabrikherren seinen „Leuten" als ihren besten und tüchtigsten Arbeitern gegeben hatten. Dann wurde er breitspuriger, verstieg sich auf abstracte Fragen, wie die der geschichtlichen Entwicklung der arbeitenden Klassen, der Ausbreitung der Socialdemokratie und deren Abhülfe, dabei eine Unwissenheit, eine Engherzigkeit, einen Mangel an Denkkraft bekundend, den die Gräfin, die nur zu willig den Altruismus, unter welcher Fahne er sich auch befand, von ganzem Herzen verehrte, schmerzlich bedauern mußte. „Ist klares Denken und weiter Blick ein so verhängnißvoller Luftzug," frug sie sich, „daß die großen, warmen Eigenschaften der Selbstlosigkeit sich davor im dumpfen Winkel zu schützen haben?" Sie unterhielt sich noch lange mit dem jungen, enthusiastischen Regierungsassessor, versprach sein Arbeitsfeld im Nordosten einmal zu besuchen, und war so erfüllt von dem Gehörten, daß sie mit dem nächsten Bekannten, auf den sie stieß, dem Grafen Westerland, über den socialen Apostel zu sprechen begann. Sie wußte von dem Grafen, obgleich er entfernt mit ihrem Mann verwandt war, fast nichts, ließ daher in ihrer anerkennenden Beurtheilung des Herrn von Dankeln nur ganz leise eine feine Kritik durchschimmern und war angenehm überrascht, beim halben Wort verstanden zu werden und sich auf gemeinsamem Boden zu finden. Beide bedauerten sie den neuen herrschenden Geist, das anscheinend spurlos im Sande verlaufene Streben so vieler tief und hoch denkender Geister.

„Einst hat eine Höhenluft geweht," sagte der noch junge Mann, „jetzt entsteigt dem fetten Boden nur der Erdgeruch, und wir können, wir dürfen nicht einmal zugeben, daß wir damals klareren Himmelsathem eingesogen haben."

„Dürfen?" frug die Gräfin.

„Ja, meiner Ansicht nach dürfen wir nicht; was nutzlos ist, kann geradezu schädlich werden. Das Große, das in unsern Tagen errungen worden ist, muß außer mit Blut und Eisen noch unendlich theurer bezahlt werden, und zwar mit dem vorsorglichen Dämpfen des freien Geistesstrahles, mit dem Ersticken jeder Individualität, mit dem Ausrotten jeder als unpatriotisch verschrienen, reinmenschlichen Verbrüderung."

Er sprach leise und mit zurückgehaltener Erregung; sie sah ernst vor sich hin und versetzte dann im selben halblauten Ton: „Vielleicht haben Sie nicht Unrecht, vielleicht complicirt man nur nutzlos das Leben durch das Schwimmen gegen den Strom — und doch möchte ich es lieber mit Herbert Spencer halten, welcher sagt, man dürfe nicht vor dem Aussprechen einer höchsten Wahrheit, wie weit diese auch der Zeit voraus sein mag, zurückschrecken; denn die eigene Meinung sei ein Theil der allgemeinen Kraft, welche früher oder später jeden socialen Fortschritt hervorbringt."

Graf Westerland blickte sie bewundernd an: „Vor lauter Schneidigkeit sind wir wohl moralisch feige geworden," sagte er bitter. „Sie haben mehr Optimismus und mehr Kampfesmuth als ich."

Digitized by Google

„Denn ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein," antwortete Maja ganz leise.

Es entstand eine kleine Pause; dann bemerkte Westerland im veränderten Ton: „Wenn ich Sie, Excellenz, ansehe, Ihre jetzige Umgebung berücksichtige und den Namen, den Sie tragen, kann ich kaum glauben, daß Sie es auch wirklich sind, der ich das eben geführte Gespräch verdanke."

„Als ich Ihre Uniform betrachtete, Ihre Umgebungen und Ihren Namen mir vergegenwärtigte, wagte ich, während Sie mir Ihre Ansichten entwickelten, kaum meinen Ohren zu trauen," versetzte Maja lächelnd.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubt haben, mich gegen Sie auszusprechen; es war eine langentbehrte Erleichterung," sagte Westerland warm.

„Warum suchen Sie denn nicht gleichgesinnte Freunde auf?" war die Antwort.

„Weil es die für mich nicht gibt! Ich hatte die Wahl zwischen vielen angenehmen, liebenswürdigen, zuverlässigen Bekannten (das Wort Freund stelle ich sehr hoch) und einer vollständig isolirten, zweideutigen Stellung."

„Ach, Sie übertreiben!"

„Wie lange sind Excellenz in Berlin?"

„Zehn Tage."

„Nun ja, das erklärt Alles . . Gestatten Sie mir gnädigst, am Schluß des Winters noch einmal mit Ihnen auf dieses Kapitel zurückzukommen!"

Sie wurden unterbrochen, denn die „Commandeuse" segelte im schweren Sammtkleid heran und bat um Erlaubniß, die Generalin von Löschwitz der Excellenz vorzustellen, sie hätten ja eine nahe gemeinsame Bekanntschaft. Sehr bereitwillig erhob sich Maja und begrüßte die Frau Generalin; hatte ihr doch eine Freundin lang und breit von der rührenden Freundlichkeit, die ihr von dieser Dame während einer Erkrankung im Bade bewiesen worden war, erzählt und auch sonst die ganze Familie und deren Beisammenleben nicht genug zu rühmen vermocht. Allerdings war das Aeußere dieser Mustermenschen etwas enttäuschend. Mutter Löschwitz trug ein violettes, mit schwarzen Spitzen besetztes Atlaskleid, welches der Körperfülle kaum Stand zu halten schien, und als Schmuck große Brochen, in Gold eingefaßte Milchzähnchen und Haararmbänder; wulstige falsche Zöpfe thürmten sich über der glänzenden Stirn, die gerötheten Backenknochen waren etwas hervorstehend, ihr Ausdruck aber klug und freundlich. Der Redefluß der guten Dame war etwas überwältigend, doch besaß sie eine gewisse Gewandtheit, wenn auch weder Grazie noch Feinheit. Die Töchter waren das Abbild der Mutter ins Jugendliche und Frische übertragen; Maja winkte sich ihre Mädchen herbei und stellte sie den andern vor, was Erni nicht zu gnädig aufnahm. „Lade uns nur nicht die ganze Familie auf den Hals," bat sie flüsternd, „denke Dir nur," fuhr sie geknickt und ärgerlich fort, „mein Pech! . . . ich tanze den Cotillon mit dem Sohn . . . ein Generalstäbler!" fuhr sie höhnisch fort, dann mit stark anwachsender Steigerung, „er war früher Infanterist, Linieninfanterist! Und nun den ersten Cotillon! Ich hatte ihn dem Donnerstein und dem Potbos abgeschlagen, weil der eine zu klein und häßlich ist und der andere einen maßlos anöden soll, und in einem unbewachten Augenblick

Digitized by Google

hat dieser „Himbeerkragen" sich für den Tanz aufgeschrieben und läßt nicht davon ab!"

„Aber was hast Du denn gegen ihn, er ist aus ebenso guter Familie wie Du, und fiel mir unter den sich mir vorstellenden Officieren als ein besonders hübscher, distinguirter Mensch auf!"

„Ach, Mama, ich weiß ja, wie man hier über solche Dinge denkt! Frida Kesseldorf hat mir schon Alles haarklein auseinandergesetzt; sie würde lieber sterben, als einem Linieninfanteristen einen Cotillon geben!" Hier wurde sie unterbrochen, der Walzer ging eben an, und vor ihr stand, sich verbeugend, der betreffende Tänzer — gleicherweise einer von der Garde du Corps.

Maja sah ihrer Tochter mit schmerzlichem Lächeln nach. „Wirklich meine Tochter?" dachte sie unwillkürlich. Woher kam es, daß außer dem lieben, begabten aber leider so zarten Erich keines ihrer Kinder einen Tropfen ihres Blutes geerbt zu haben schien, keines nur irgend eine tiefere Wirkung ihrer so sorgfältigen Erziehung aufzuweisen hatte? Kaum daß sie die Kinderschuhe abgestreift, so standen sie da, sicher, weltlich, praktisch — mit einem Worte: die Kinder des Vaters. Traurig mußte sie es zugeben — auch der hätte sich in zehn Tagen gänzlich acclimatisirt, den Geist des Ortes, wie fremd er auch den bisherigen Anschauungen gegenüberstand, blindlings angenommen, um in vollendeter Sicherheit mit dem Strom zu schwimmen. Sollten die wirklich Recht behalten, welche die nothwendige, bedingungslose Unveränderlichkeit des Charakters lehren? Sie hatte mit John Stuart Mill an eine zielbewußte Umbildung der den Willen bezwingenden Umstände geglaubt, hatte gehofft, daß man diesen Frohnherrn selbst auf andere bessere Bahnen weisen könne. Sollte dieser Aussicht auf Freiheit die augenblicklich bevorzugte Schicksalsgöttin: der Fluch, der Zwang der Abstammung entgegenstehen?

Mit diesen Gedanken trug sie sich herum, während sie schweigsam und schnell durch die leeren Straßen in den frühen Stunden des Wintermorgens dahinfuhren.

Drittes Capitel.

Bismarck-Rede und Cour.

Never leave growing till the life to come.
Browning (Bishop Blougram).

Selbstverständlich hatte sich Maja fest vorgenommen, bei der nächsten Gelegenheit Bismarck sprechen zu hören; war dies doch der Wunsch der oberflächlichsten Hochzeitsreisenden aus der Provinz, der vergnügungssüchtigsten Amerikanerinnen, wie viel mehr mußte darauf der Sinn einer Frau stehen, welche den „Puls der Ereignisse" fühlen wollte. Ein ihr bekannter Reichstagsabgeordneter, Herr von Masserode, hatte betheuern müssen, ihr das nächste „Auftreten" des Kanzlers ganz unfehlbar und zeitig zu melden (ein allzu rasches Versprechen, wodurch schon mancher Volksvertreter sich schlimme Stunden bereitet hat). Diesmal gelang es; Gott sei Dank stand Bismarck's Erscheinen, menschlich geredet, felsenfest, denn die erste Lesung des großen . . . . . Gesetzes befand sich auf der Tagesordnung. Maja's Schwager, der Flügeladjutant, Oberst von

Digitized by Google

Kesfeldorf, begleitete sie hin, und bald hielten ihre Pferde vor der Leipzigerstraße, Portal II, wo die davor aufgestellten berittenen Schutzleute und dichte Gruppen von Männern aus allen Ständen eine große Sitzung — eine Bismarck-Rede — verkündeten. Sie gingen an den tief sich verneigenden Dienern, civilanstellungsberechtigten, mit Kriegsmedaillen geschmückten Männern vorbei, die mit schweren Teppichen belegten Treppen hinauf.

„Das muß ich Dir schon im Voraus sagen," bemerkte der Schwager, „von der Hofloge aus hört man erbärmlich schlecht; auch wirkt die ungetrübte Ansicht dieser zwei- bis dreihundert Glatzen einigermaßen deprimirend. Jedoch in der Präsidentenloge ist die Akustik ziemlich genau dieselbe, und wenn es auch sehr amüsant ist, so direct über dem Ministertisch zu sitzen, zu sehen, wie man sich räuspert und dergleichen, so darf man doch kein Opernglas gebrauchen, da dem „Fürsten dieser Welt" schon einmal von dort sitzenden Damen gut geschriebene Actenstücke abgelesen worden sind."

Die Loge war schon ziemlich voll, ein alter Ceremonienmeister, welcher durch sein Erscheinen sich jugendlicher stempeln wollte, befand sich da, dann einige Kammerherren, Adjutanten und ein kleinstaatlicher Prinz, der für socialdemokratisch angesehen wurde, weil er (wie er behauptete, um des Feuilletons wegen) ein Vierteljahr lang ein sehr liberales Blatt gehalten hatte. Vorne neben der kleinen Hoheit nahm die Gräfin Platz und ließ sich während der Rede eines berühmt breitspurigen Centrumsherrn die verschiedenen, ihr nur dem Namen nach bekannten Löwen zeigen. Bald aber entsteht eine Bewegung auf der Ministerbank, die Diener stürzen beflissen heran. Bleistifte, Tintenfaß, Acten und Papiere werden mit fieberhafter Hand symmetrisch geordnet, im Hintergrunde sieht man den Kanzlersohn, sich über Gläser beugend, in denen er aus Cognac und Selterswasser ein Getränk für den bereits angemeldeten Vater braut. Die Thür öffnet sich, und herein tritt die hohe, imponirende Gestalt, auf die sich die Tausende von Blicken jetzt wenden.

Der Centrumsherr empfindet schließlich selber, daß er diesen schwer greifbaren Gegenstand, das Ohr des Hauses, nicht mehr beherrscht, und schließt mit kunstvollem Crescendo. Der Präsident wendet sich nach rechts: „Der Reichskanzler Fürst Bismarck hat das Wort."

Eine Todtenstille verbreitet sich im großen Saale, lautlos drängt sich eine schwarze Masse von Abgeordneten concentrisch nach der Rednerbühne zu, und der eiserne Kanzler richtet sich auf. Er spricht ziemlich langsam, ziemlich stockend, als ob er die ungeheure Tragweite eines jeden seiner Sätze nur zu gut empfände. Die Stimme ist klangvoll und sympathisch und seine Aussprache gleich weit von platter Nachlässigkeit wie von hochtönendem Schwung entfernt. Nervös spielt er mit dem langen „Bismarckblei" oder mit den Knöpfen des Waffenrocks, oder greift wohl auch mit den etwas aufgedunsenen und doch charakteristischen Händen nach dem Glas, welches der Sohn immer von Neuem wieder anfüllt. Das Reden wird ihm heute schwer, die Zwischenrufe der Opposition versetzen ihn erst in eine starke Gereiztheit, aber dann scheinen sie den auf ihm lastenden Druck zu beseitigen, und schwungvoll folgen sich die kernigen, wuchtigen Sätze, in denen eingestreute witzige Wendungen mit Jubel aufgenommen werden. Die Stimme

Digitized by Google

steigert sich, und die Kraft steigert sich, und athemlos folgt das Haus, um, als sich der große Mann erschöpft, aber mit ausgesprochenem Selbstgefühl niedersetzt, in lautem Beifall sich Luft zu machen.

Gräfin Zachow wurde vor Aufregung abwechselnd roth und blaß: „Ich möchte jetzt lieber nichts weiter hören," sagte sie ihrem Schwager; „es war eine mächtige Rede .... sieh' nur, jetzt schütteln Moltke und er sich die Hände — ich fühle mich auf dem Welttheater!"

Der Kanzler verließ nun den Saal, die weitere Lesung des Gesetzes wurde unerwarteter Weise vertagt, und nicht nur die Reihen der Zuschauer, sondern auch die der Mitglieder lichteten sich schnell. Herr von Masserode erwartete die Excellenz unten und machte gern von ihrer Aufforderung Gebrauch, sie nach der Rousseau-Insel zu begleiten; er war noch ziemlich jung, breit und massig gebaut, mit plumpen Zügen, die, seiner Ansicht nach, ein sehr stattlicher Vollbart „herausriß". Leidenschaftlich gern disputirte er mit erhobener Stimme, fuchtelte dazu mit seinen breiten, schlecht gepflegten Händen in der Luft herum, während er bei eindrucksvollen Stellen auf die nächste Tischplatte oder Stuhllehne dröhnend schlug. Zuerst einigten sich die Beiden in der Bewunderung der machtvollen Persönlichkeit, unter deren Banne sie eben erst gestanden hatten, aber bald segelte er in die breiten Fahrwasser des so schnell landesüblich gewordenen, schreiendsten Chauvinismus. (Eigenthümlich, daß in den letzten fünfzehn Jahren noch kein Bedürfniß für eine Verdeutschung dieses Wortes empfunden worden ist!) Hier konnte ihm die feingebildete, welterfahrene und ältere Frau nicht mehr folgen; erst schwieg sie verstimmt, sagte sich aber bald, daß sie, welche das neue Berlin verstehen lernen wolle, doch unmöglich dieser bezeichnendsten Strömung aus dem Wege gehen könne, und so hörte sie ihm mit ironischem Interesse zu. Eben jetzt war er auf dem Höhepunkte einer leidenschaftlichen Anklage Englands angelangt.

„Ja," sagte sie salbungsvoll, „möge uns der liebe Gott den Haß anderer Nationen bewahren und bestärken."

Das zukünftige Licht der Conservativen stutzte.

„Wie herrlich haben sich die Zeiten geändert," fuhr sie fort, „wer hatte früher ein hartes Wort gegen „das Volk der Dichter und Denker", und wie allgemein werden wir jetzt, Gott sei Lob und Dank, *verabscheut*! Wie loderte früher der jetzt fast nur noch geschichtliche Nationalhaß gegen Frankreich; vielleicht wird der große Tag auch unserer Generation noch dämmern, an welchem wir das hinfällige, zersplitterte England *lieben* können!"

Masserode schwieg einen Augenblick, ihm war die Sache nicht ganz geheuer, dann fuhr er ohne die gewohnte Sicherheit fort: „Es freut mich aufrichtig, bei Excellenz meine Gesinnungen über England bestätigt zu finden."

Die Gräfin hob unwillkürlich die feingezeichneten Augenbrauen: „Sie haben England gewiß nicht nur aus der Ferne studirt?" fragte sie höflich.

„Ich!" fuhr er auf und setzte leidenschaftlich fort, „seit meiner Tertianerzeit hege ich einen wahren Abscheu vor dieser vermaledeiten Nation; und nie habe ich, nie würde ich einen Fuß britischer Erde betreten!"

Digitized by Google

„So," entgegnete die Gräfin im selben ausgesucht höflichen Tone, „das konnte ich mir ja auch eigentlich denken," und halb ironisch, halb ernsthaft setzte sie ihm auseinander, wie ihrer Ansicht nach Englands anscheinende Größe nur das Resultat des Rechtes der Erstgeburt, des Lawn-Tennisspielens und des Bibellesens sei. Masserode wurde das Gespräch ungemüthlich; Frauen mit eigenen Ansichten waren ihm verhaßt, und der jetzt angestrebten naturgemäßen Entwicklung der weiblichen Fähigkeiten, den Emancipationsgelüsten, wie er diese Richtung nannte, entgegenzuarbeiten, gehörte mit zu seinem schneidigen Programm.

Die Gräfin ließ sich weder von dem bunten Schauspiel des belebten Parkes bestechen noch von den Bitten ihrer Töchter erweichen. Der Wagen stand schon bereit, das opferwillig am Ufer auf- und abgehende Fräulein Ebert wurde nach Hause geschickt, und die jungen Mädchen mußten sich die Schlittschuhe abschnallen lassen und sich von ihren Bekannten verabschieden. „Ja, Tante Kesseldorf hat es mir noch besonders auf die Seele gebunden, Euch nicht zu lange laufen zu lassen; Ausruhen, ein solides Mittagessen und die weitesten Atlasschuhe wären die unerläßlichen Vorbedingungen zu einer Cour," meinte sie, „sonst hielten Fleisch und Blut diese Operation nicht aus."

Schon um halb fünf Uhr begann die perfecteste aller perfecten Jungfern die blonden Haare ihrer Herrinnen zu kämmen; bald nach sechs war die Toilette beendet. Die jungen Mädchen in weißen, seidenen Schleppen mit langen weißen, silberdurchwirkten Schleiern gingen voran; ihnen folgte die Mutter, deren Kammerfrau die drei Meter lange, von Goldstickerei strotzende Sammetschleppe mit unnachahmlicher Grandezza trug. Im Hintergrunde des „Berliner Zimmers" hatte sich das Dienstpersonal aufgestellt; bis zum Küchenmädchen fühlte sich ein Jeder gehoben und mehr oder minder intim mit dem Hof und den höchsten Regionen der Gesellschaft verknüpft, und das gefällte Urtheil war ebenso begeistert wie andachtsvoll. In dem Empfangszimmer warteten befreundete Damen, Stiftsfräulein, frühere Erzieherinnen und dergleichen, und die Schleppen wurden zur Erbauung der gerührten und bewundernden Versammlung lang über den glatten Fußboden ausgebreitet. Dann wurde der Wagen angemeldet, und scharf fuhr der Kutscher durch die erleuchteten Straßen, um aber bereits vor dem Opernhaus ins Stocken zu kommen und sich in die Reihe begeben zu müssen. Nur ganz langsam bewegte sich der Zug, laut tönte das aufgeregte Rufen und Schreien der Schutzleute, und vor dem Schloßportal kam es zu förmlichem Stillstand. Unwillkürlich wurde die Gräfin von den mit Vorfahrkarten versehenen bequem vorbeirollenden Wagen der Gesandten und höchsten Persönlichkeiten ärgerlich berührt. Es war das erste Mal, daß sie ohne solche Karte einem Hoffeste beiwohnte, aber sie lächelte über die eigene Thorheit. Endlich trennten nur noch drei Wagen sie von dem heißersehnten inneren Portal. Dann strahlte ihnen die Helle entgegen, der Wagenschlag wurde von Lakaien aufgerissen, und die drei Damen standen in der großen Schlüter'schen Vorhalle. Die hellen, pelzgefütterten Mäntel nahm der eigene Diener über den Arm (Garderobe gibt es bei Hofe nicht), und erleichtert schritt man die breiten Stufen hinauf. An den Treppenabsätzen konnte man den Gesammteindruck der Toilette in den hohen Spiegeln prüfen und sich die kalten Arme vor den flackernden Holzscheiten des

Digitized by Google

Kamins einen Augenblick erwärmen; dann kam man im ersten Stock an und ging an den kräftigen Gestalten der Schloßcompagnie in ihren spitzen Blechmützen vorbei in die Reihe der strahlend erleuchteten Prunkgemächer.

Ceremonienmeister, Kammerherren und Kammerjunker eilten geschäftig in ihren goldgestickten Uniformen umher, und man geleitete die Gräfin Zachow in das Zimmer der Excellenzen, während die Töchter in der boisirten Galerie ihrem Schicksal überlassen werden mußten. Hören wir die Erlebnisse der jungen Mädchen, wie sie der Mutter und dem Bruder während des sie zu Hause erwartenden Abendbrotes mitgetheilt wurden: „Die Galerie war also von uns Unverehelichten vollgepfropft; auf der einen Seite standen die bereits Vorgestellten, welche etwas blasirt waren und sich, meiner Ansicht nach, „hatten", und ihnen gegenüber wir Debutantinnen. Die X's, Y's und Z's kannten wir ja, und wurden Anderen vorgestellt, respective ließen die sich vorstellen („das Letztere zog Erni entschieden vor," schaltete Cara ein). Wir hatten Alle schrecklichen Bammel" — („Um Gotteswillen, Du bist doch kein Berliner Gassenjunge," seufzte unbeachtet die Mutter) — „und frugen einander, ob die Taille auch nicht zu tief ausgeschnitten sei, ob der Schleier richtig hänge, und dann machten wir uns Probeknixe. Die eine Gräfin Aspern, die sehr hochnasig und gar nicht mehr übertrieben jung ist, that sich sehr weise und rieth uns, nicht zu tiefe Knixe zu machen, das sei provinziell; auch nicht die Hände krampfhaft überm Magen zu drücken; ihr Vetter, der als Adjutant hinter den Herrschaften stände, amüsire sich immer todt über all' die Neuankömmlinge, welche das thäten .... Wir bekamen immer mehr und mehr Angst, und ich vermuthe, daß meine Lippen grün wurden als es nun wirklich so weit war und wir uns in Bewegung setzten. Jede nahm die Schleppe der Vorgängerin, um sie dann im nächsten Saale auf den Boden auszubreiten, und nicht wahr, Mama, es ist doch ein herrliches Gefühl, mit dieser ewiglangen Atlasschleppe über das glatte Parkett zu gleiten! Ich kam mir großartig vor!" und ihre Augen leuchteten bei der Erinnerung. „In diesem Saal standen all' die Generäle und Minister; Excellenz X. kannte uns und schüttelte uns ermuthigend die Hände. Das that wohl; denn trotz des erhebenden Gefühls der Schleppe war mir flau zu Muthe. Jetzt, ehe ich es ahnte, kam ich durch die Thür in den Thronsaal herein. Es war eine Grabesstille .... ich weiß nur, daß ich zwischen einer Doppelreihe von rothen Pagen ging, daß es vor mir funkelte und flimmerte, und daß ich halb hypnotisirt der langen rosa Schleppe meiner Vorgängerin folgte. Dann verschwand auch die, und dicht vor mir sah ich die Majestäten; die Kaiserin lag auf dem Rollstuhl, und all' die Diamanten strahlten und funkelten und die rothe Schleppe lag groß ausgebreitet, und daneben stand der gute, alte Kaiser und lächelte freundlich, und dann hörte ich in dieser Todtenstille meinen Namen von der Oberhofmeisterin nennen, machte meinen tiefen Knix, kam, Gott sei gelobt, ziemlich gerade wieder in die Höhe herauf, und nun, an den Prinzen vorbei, hoch aufathmend, in den nächsten Saal. „Dieses war der erste Streich," aber nun kam noch die Bildergalerie, und Du weißt ja, Mama, wie man sich vor der ‚Lästergasse' grault!"

„Na, Kinder," unterbrach Hans, „Ihr habt gut reden, Ihr wißt aber nicht, wie schaurig es ist, zwei Stunden lang mit dem gesammten Officiercorps der

Digitized by Google

Garnison in dem schmalen Raume zusammengepfercht zu stehen! Das demoralisirt am Ende auch einen Erzengel, und man leistet sich schließlich das Vergnügen und macht unterdrückte Bemerkungen („unterdrückte," citirte Cara ironisch) über die vorbeigehenden Damen und wendet den Debutantinnen vor Allen eine ermuthigende Aufmerksamkeit zu. Euch beiden ging es ja auch ganz gut, Ihr hattet Fritz Kesseldorf's Rath befolgt, gabt Bekannten und Verwandten beim Vorbeigehen ruhig die Hand, statt wie gehetztes Wild todtenbleich vorbeizusausen — das provocirt."

„Wozu?" fragte lächelnd die Gräfin.

„Natürlich nur zur ermuthigenden Aufmunterung! — Dann waret Ihr ja aber schöne 'raus und konntet Euch im Weißen Saal ausruhen, während wir armen Teufel nun vorbeidefiliren und uns dann herumdrücken mußten, wenn man nicht den Dusel — („Dusel!" seufzte die Gräfin) — hatte, vom Oberst ungesehen, auskneifen zu können."

„Na, unser Vergnügen war auch mäßig," fuhr Erni fort; „auf den hintersten Bänken wurden wir Unvermählten zusammengestaut, der Saal und das weiße, flimmernde Licht war ja auch entzückend und der Eintritt des Hofes mit dem großen Vortritt und all' dem Unfug sehr amüsirlich — aber leider hungerte mich zu sehr, um das Concert zu genießen. Zu Euch, alten Herrschaften, kamen die Lakaien mit Eis und anderen Herrlichkeiten, aber wir im Hintergrund Sitzenden lechzten vergebens."

„Trotzdem schien Erni sich sehr gut zu unterhalten, als der Herr von Widerhofen sich hineinzwängte und ihr furchtbar den Hof machte," schaltete Cara ein.

„Ja, das wurde mir sofort gemeldet," fuhr Hans fort, „und auch daß die alte Excellenz Knobel und die Seiffert, welche beide auf ihn Jagd machen, gelb und grün angehaucht wurden!"

Die Gräfin kniff die Augenbrauen zusammen: „Ein höchst unsympathischer Mensch — ich hoffe, Erni, daß Du ihm weder Cotillon noch Souper auf den kommenden Bällen geben wirst."

Hans pfiff leise vor sich hin, Cara zuckte mit den Achseln, und Erni antwortete ruhig, daß sie ihm leider heute Abend zu den bereits angezeigten fünf Hofbällen einen Tanz gegeben hätte. „Es ist schon eingetragen, Mama," fügte sie hinzu und wies auf das winzig kleine Engagementsbuch, welches, im Handschuh getragen, eine so große Rolle im Ballleben spielt . . . . „also ist es jetzt zu spät." Sie verschwieg, daß sie gerade das Souper und den Souperwalzer ihm versprochen hatte, und zwar im „Abonnement", für die ganze Saison, wie der schöne technische Ausdruck lautet. Wohl wußte sie bereits jetzt, daß ein solches Verfahren sehr bemerkt werden und unfehlbar Verlobungsgerüchte verursachen würde; aber diese praktische Jungfrau war der Anstrengungen seitens der Mütter unversorgter Töchter schon gewahr geworden und spielte darum die etwas gewagte Karte kaltblütig aus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Entstehung der Müllerlieder.

Eine Erinnerung an Frau von Olfers.

Von

Max Friedlaender.

Nicht klanglos ist die verehrungswürdige Frau, deren Verlust wir seit dem December betrauern, dahin gegangen. Man konnte des Verses gedenken:

„Auch ein Klaglied zu sein im Munde der Guten ist herrlich,"

wenn man die schönen Gedenkworte las, die Frau von Olfers von den Freunden ihres Hauses gewidmet wurden.

In den folgenden Blättern sei es verstattet, aus dem reichen Leben der Verstorbenen eine Episode herauszugreifen, welche bisher nicht genauer beachtet worden ist; ein erfreulicher Fund aus der letzten Zeit ermöglicht es, jene nicht nur in biographischer Hinsicht wichtigen Tage näher zu beleuchten.

Hedwig von Olfers war das Urbild der „Schönen Müllerin".

Im Hause ihres Vaters, des Geheimen Staatsraths von Stägemann, hatte sich im Winter des Jahres 1816—17 ein Kreis von jungen Talenten versammelt, der einander dichterische Aufgaben stellte. Der mit Amtsgeschäften überbürdete Hausherr selbst mußte freilich fern bleiben. Er, der sich in den eben beendeten Freiheitskriegen durch formschöne Oden auf König und Vaterland begründeten Dichterruhm erworben hatte, überließ es jetzt gern dem jungen Volke, die künstlerischen Traditionen des Hauses zu pflegen. Seine edle Gattin, deren Bild in Gentz' Briefen und Stägemann's „Erinnerungen an Elisabeth" so liebevoll wie treu gezeichnet worden ist, vertrat ihn. Sie und ihre jugendliche Tochter, die spätere Frau von Olfers, bildeten den Mittelpunkt der Vereinigung, zu der unter Anderen auch der kaum zweiundzwanzigjährige, schnell berühmt gewordene Wilhelm Müller gehörte. Rellstab gibt uns einen interessanten Bericht[1]) über jenes fröhliche Gesellschaftsdichten. Man wählte einmal, erzählt er, das Thema: Rose, die Müllerin — wohl in Anlehnung an La bella Molinara, die vielbeliebte Oper Paisiello's — und gab damit dem Dichterbunde eine Art dramatischer, durch eine Kette von Liedern zu lösender Aufgabe. Rose, die schöne Müllerin, wird von dem Müller, dem Gärtnerknaben und dem Jäger geliebt; leichten, fröhlichen Herzens gibt sie dem Jäger den Vorzug, nicht ohne früher den Müller begünstigt und zu Hoffnungen angeregt zu haben. Die Rollen wurden nun in dem Kreise vertheilt. Die geistvolle Tochter des Hauses, die mit einem glücklichen Dichtungstalent begabt war, übernahm die Müllerin. Wilhelm Müller mußte

[1]) Er steht an etwas versteckter Stelle, in dem 1846 veröffentlichten Werke: Ludwig Berger. Ein Denkmal. Von Ludwig Rellstab. Ich gebe ihn mit einigen Vervollständigungen.

Digitized by Google

seines Namens wegen den Müller vertreten, Wilhelm Hensel, der spätere Gatte Fanny Mendelssohn-Bartholdy's, den Jäger; andere, minder bedeutende Aufgaben waren an Andere vertheilt. Jeder mußte sich in Liedern aussprechen, für die im Voraus das genaue Verhältniß angegeben wurde. Das Spiel gewann bald großen Reiz, welcher noch erhöht wurde, als eine glückliche Wahl oder der Zufall den Componisten Ludwig Berger in das Haus führte. Dieser wurde der musikalische Genosse des Kreises; er sollte das Ganze zusammenfügen und that dies in seiner Weise: langsam, zaudernd, vielfach verwerfend. Das Talent Wilhelm Müller's scheint er aber sofort erkannt zu haben. Er bat ihn, den fertigen Liedern des Müllerburschen einige verknüpfende, vermittelnde Gedichte beizugesellen und dadurch ein einheitliches Ganzes zu schaffen. Der Dichter war bereit und bearbeitete nun das Thema in so vielfältigen Variationen, daß später ein ganzes Liederbuch daraus entstand. „Ich war oft Zeuge," schreibt Rellstab, „wie Berger den Dichter quälte, wie er diese und jene Wendung nicht für das Ganze passend, diese Zeile unmusikalisch, jenes Wort unbequem für den Rhythmus fand. Müller hatte manches zu leiden, doch er fühlte auch, daß Berger oft Recht hatte und gewahrte die Ausbeute, die ihm diese unerbittliche Kritik brachte."

Bei solchen Mittheilungen konnte in einem Freunde der Müllerlieder wohl der Wunsch rege werden, wenn möglich auch die Beiträge der anderen Genossen kennen zu lernen. Leider haben aber Müller und Hedwig von Olfers nur eine geringe Anzahl von Papieren aus jener Zeit aufbewahrt — bei Frau von Olfers erklärt sich das aus mehrmaligen Umzügen ins Ausland — und es ist deshalb als ein freundlicher Zufall zu betrachten, daß sich durch Berger's Musik wenigstens einige der Dichtungen erhalten haben, diejenigen nämlich, deren Composition Berger für druckreif gehalten hat.

In der königlichen Bibliothek zu Berlin wird ein Originalexemplar jener Berger'schen Noten aufbewahrt. Das kleine Heft, „Gesänge aus einem gesellschaftlichen Liederspiele die schöne Müllerin" betitelt, enthält fünf Lieder des Müllers, eines des Jägers und je zwei des Gärtnerknaben und der Müllerin. — Zu diesen vier handelnden Personen mag, wie wir aus den Texten schließen können, noch eine fünfte getreten sein: der Junker, welcher zugleich mit den anderen Troubadours in den Wettbewerb um die schöne Müllerin eintrat. Friedrich Förster übernahm diese Rolle.

Den Reigen der Gedichte eröffnet Wilhelm Müller mit dem Liede, das seitdem zu einem der volksthümlichsten unserer Literatur geworden ist. „Des Müllers Wanderlied" ist es hier überschrieben:

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Thal es rauschen,
So frisch, so wunderhell.

In ihrer schlichten Schönheit nehmen uns diese Verse unwiderstehlich gefangen — sie wirken wie ein Volkslied und sind auch unter dem directen Einflusse eines Volksliedes entstanden:

Ich hört' ein Sichlein rauschen
Wohl rauschen durch das Korn,

so beginnt ein Lied aus „Des Knaben Wunderhorn", dessen Schlußstrophe lautet:

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
Ich weiß nicht, wie mir wird;
Die Bächlein immer rauschen,
Und keines sich verirrt.

Brauche ich hier erst an Müller's Verse:

Laß singen, Gesell, laß rauschen

und:

Ich weiß nicht, wie mir wurde

zu erinnern?

Digitized by Google

Eigenthümlich ist es, daß die bekannte Strophe:

Hinunter und immer weiter
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte
Und immer heller der Bach,

sowohl hier bei Berger wie in einem späteren Einzeldrucke fehlt; erst in der Gesammtausgabe des Cyclus hat sie der Dichter hinzugefügt.

Als zweites Lied folgt Wilhelm Müller's:

Am Bach viel kleine Blumen stehn,
Aus hellen, blauen Augen sehn;
Der Bach, der ist des Müllers Freund,
Und hellblau Liebchens Auge scheint:
Drum sind es meine Blumen.

Dem Dichter selbst scheinen die Verse gefallen zu haben, denn er hat sie noch vor der Aufnahme in die Sammlung seiner Gedichte an zwei Stellen zugleich veröffentlicht: in Fouqué's „Frauentaschenbuch" und in Gubitz' „Gaben der Milde für hülflose Krieger", beide vom Jahre 1818.

Während diese Gedichte mit dem vollen Namen des Autors unterzeichnet sind, weisen die jetzt folgenden beiden Lieder des Gärtnerknaben nur die Unterschrift: Luise auf. Wir können hier aber mit Sicherheit Henfel ergänzen. Fräulein Marie von Olfers in Berlin besitzt noch ein Manuscript mit dem vollen Namen, und Professor F. Max Müller in Oxford schreibt mir, sein Vater habe Luise Henfel, ein Mitglied jenes Müllerlieder-Kreises, sehr lieb und werth gehalten. In den beiden Jugendgedichten zeigt sich die später so ausgezeichnete Dichterin noch keineswegs auf ihrer Höhe, aber Einfachheit und Herzlichkeit wird man auch den Versen nachrühmen können, in denen der Gärtnerknabe von der schönen Müllerin singt:

Und meine schönsten Blumen,
Die trag' ich zu ihr hin,
Daß sie mit Duft und Schimmer
Die Holde stets umblühn.
Ich will mit Blumen immer
Ihr liebes Haus umziehn.

Ich möchte ganz sie bergen
In Blumen süß und schön —
Warum, ihr lieben Blumen,
Will ich euch leis' gestehn:
Daß alle Junker und Jäger
Und Müller sie nicht sehn!

Einen kräftigeren Ton schlägt ihr Bruder, der Maler Wilhelm Henfel, an, der die Rolle des Jägers vertrat:

Gärtnerbursche hat gepflanzet
Grüne Kräuter mannigfalt,
Müllerbursche hält umschanzet
Dich mit grünem Maienwald,
Doch am grünen Maienfeste
Bring' vom Grünen ich das Beste.

Sieh', wie an des Hauses Schwelle
Hier die schlanke Tanne lauscht
Und vor deiner trauten Zelle
Liebesmelodien rauscht,
Blume schwelgt im Staube lebend,
Tanne singt, sich stolz erhebend.

Und der hohen Tanne Liebchen
Gleicht der grüne Waidgesell u. s. w.

Digitized by Google

Daß sein frisches Werben Erfolg gehabt hat und der überbescheidene, sentimentale Müller aus dem Felde geschlagen ist, zeigt das folgende erste Gedicht der schönen Müllerin. Es ist Hedwig (von Stägemann) unterzeichnet und rührt von der sechzehnjährigen Tochter des Hauses her[1]):

Morgengesang vor der Müllerin Fenster.

Tirili tirili eia,
Der Mai ist da!
Wiesenblümchen, müßt nicht so stolz sein!
Blickt nicht,
Nickt nicht
So viel in die Quellen und Bächlein hinein!

Tirili tirili eia,
Boten sind da!
Fliegen vor dein blank Fensterlein hin;
Grüße,
Küsse
Künden die Vöglein aus lustigem Grün.

Tirili tirili eia,
Waidmann ist nah'!
Hat uns zu dir herübergeschickt.
Rose,
Lose,
Sahn wir nicht, wie du jüngst noch ihm zugenickt?

Tirili tirili eia,
Müller, weg da!
Höhnst uns den Maien, willst nicht grün sein;
Harrt dein
Auch kein
Liebend Feinsliebchen am Fensterlein?

Tirili tirili eia,
Der Mai ist da!
Rose, wie steht dir das Grün so fein,
Rose,
Lose,
Mußt immer bei uns im Grünen sein!

Der arme Müller hat nun nichts mehr zu hoffen. In halber Verzweiflung singt er:

Ich möchte ziehn in die Welt hinaus,
Hinaus in die weite Welt,
Wenn's nur so grün, so grün nicht wär',
Da draußen in Wald und Feld;

und alle Qualen der Eifersucht und verschmähten Liebe hören wir aus den Schlußversen:

Horch, wenn im Wald ein Jagdhorn ruft,
Da klingt ihr Fensterlein,
Und schaut sie auch nach mir nicht aus,
Darf ich doch schauen hinein:

O binde von der Stirn dir ab
Das grüne, grüne Band,
Ade, ade und reiche mir
Zum Abschied deine Hand!

Ungerührt von dieser bewegten Klage preist die hartherzige schöne Müllerin ihre Lieblingsfarbe in einem Gedicht, dessen Reise und Formschönheit bei einer so jugendlichen Verfasserin überraschen:

[1]) Auch die anderen Theilnehmer des Kreises waren sehr jung: Luise Hensel zählte achtzehn, Wilhelm Hensel wie Wilhelm Müller zweiundzwanzig Jahre.

Digitized by Google

Wie's Vöglein möcht' ich ziehen,
In grüne Wälder fliehen,
Ich hab' das Grün so gern!
Will grün verhängen mein Fensterlein,
Den Boden mit grünem Kalmus streu'n,
Ich hab' das Grün so gern!

Horch, hörst den Waidmann pfeifen?
O könnt' ich mit ihm schweifen,
Ich hab' das Jagen so gern!
Hinaus mit dem rufenden Hörnerklang
Durch sonnendurchflochtenen Fichtengang:
Ich hab' das Jagen so gern!

Wie's Knöpflein möcht' ich leben,
Mit Grün mich dicht umweben,
Ich hab' das Grün so gern!
Nein, blick' mich nicht so fragend an,
Sieh' nicht so bleich, du Müllersmann:
Ich hab' das Grün so gern!

Jedem Kenner der Müllerlieder wird hier Wilhelm Müller's Lied: „Die liebe Farbe", in den Sinn kommen:

In Grün will ich mich kleiden,
In grüne Thränenweiden,
Mein Schatz hat's Grün so gern.
Will suchen einen Cypressenhain,
Eine Haide von grünem Rosmarein,
Mein Schatz hat's Grün so gern.

Wohlauf zum fröhlichen Jagen!
Wohlauf durch Haid und Hagen!
Mein Schatz hat's Jagen so gern.
Das Wild, das ich jage, das ist der Tod,
Die Haide, die heiß' ich die Liebesnoth,
Mein Schatz hat's Jagen so gern.

Grabt mir ein Grab im Wasen,
Deckt mich mit grünem Rasen,
Mein Schatz hat's Grün so gern.
Kein Kreuzlein schwarz, kein Blümlein bunt,
Grün, Alles grün so rings und rund!
Mein Schatz hat's Grün so gern.

Ob diese Verse, die den vorangehenden bis in die Einzelheiten entsprechen, als Antwort des Müllers gedacht sind, oder ob der Dichter bei der Zusammenstellung seines Cyclus das Lied der schönen Müllerin umarbeitete, läßt sich jetzt nicht sicher feststellen. Ich glaube, wir haben eine einfache Umdichtung Müller's vor uns, und möchte dem Liede der schönen Müllerin als dem ursprünglicher empfundenen und einfacher ausgeführten den Vorzug geben. Der Anfangsvers beider Gedichte ist wieder dem Volksmunde entnommen; ein von Arnim, dem Freunde des Stägemann'schen Hauses und Müller's, aufbewahrtes Volkslied [1]) beginnt:

In Schwarz will ich mich kleiden,
Dieweil das Trauern bedeutt;

und es folgen dann Strophen: In Weiß, in Roth, in Blau will ich mich kleiden.

Der Schluß des Berger'schen Heftes bringt noch Müller's „Trockene Blumen" und das ergreifende Lied, das der Bach dem armen Müllerburschen, der in seinen Wogen Ruhe gesucht hat, zum Abschiede rauscht:

[1]) Es ist erst lange nach Arnim's Tode im vierten Theil des „Wunderhorns" veröffentlicht worden.

Digitized by Google

Gute, gute Ruh',
Thu' die Augen zu,
Wandrer, du müder, du bist zu Haus,
Die Treu' ist hier,
Sollst liegen bei mir.

Beide Gedichte sind durch Müller's Cyclus bekannt geworden. Nicht bekannt ist aber eine merkwürdige Thatsache, deren Mittheilung ich der Güte von Fräulein von Olfers verdanke: Das phantastische Spiel des Stägemann'schen Kreises ging schließlich über die anfänglich gestellte Aufgabe so sehr hinaus, daß die reuige schöne Müllerin sich dem Müller in den Bach nachstürzt und der Jäger auf dem Grabe der beiden Liebenden ein wehmüthiges Trauerlied anhebt. Also wie bei Goethe: erst der Müllerin Verrath, dann der Müllerin Reue. Es sind hiervon aber mehr Entwürfe als vollständige Gedichte auf uns gekommen. —

Ob Berger's Antheil an der letzten Form der Müllerlieder so bedeutend war, wie Rellstab angibt, lassen wir dahingestellt. Den fünf Liedern, die Berger componirt hatte, fügte Wilhelm Müller später noch neunzehn andere hinzu, und er veröffentlichte Theile des Cyclus in Gubitz' „Gaben der Milde zum Vortheil hülfloser Krieger" (1818), ferner in Gubitz' Zeitung „Der Gesellschafter (1818), und in Fouqué's „Frauentaschenbuch" (1818 und 1821). Erfreulich ist es, zu sehen, wie sorgfältig der Dichter alle diese Lieder feilte, als er sie 1821 in die erste Ausgabe seiner Gedichte aufnahm. Die Sprache ist gedrängter und poetischer, der Rhythmus straffer und der Hiatus zumeist entfernt worden. Wie anziehend es aber auch wäre, die Entwicklung der Müllerlieder von der archaischen Form bei Berger bis zu den Lesarten der Anthologien und Zeitschriften und schließlich der Gesammtausgabe zu verfolgen, so muß ich mich doch auf zwei Beispiele von allgemeinerem Interesse beschränken. In dem bekannten Liede: Der Neugierige lautet die erste Lesart (im „Gesellschafter"):

O Bächlein meine Liebe,
Wie bist du heut' so still?
Da ich von allen Worten
Doch eins nur wissen will!

„Ja" heißt das eine Wörtchen,
Ich hoff', es heißt nicht: „Nein";

und bei dem zwölften Liede des Cyclus („Mein!") vergleiche man die erste Form vom Jahre 1818:

Bächlein laß dein Rauschen,
Räder, steht nur still!
Kommt heran zu lauschen,
Wer das schönste Liedchen hören will!

Still, ihr Nachtigallen,
Lerchen, Finken, still!
Laß ein eitel Schallen,
Wer das schönste Liedchen lernen will!

Sonne, gieb herunter
Deinen hellsten Schein:
Frühling, strahle bunter:
Die geliebte Müllerin ist mein!

mit der ungleich lebendigeren, schwungvolleren der Gesammtausgabe:

Bächlein, laß dein Rauschen sein!
Räder, stellt eu'r Brausen ein!
All' ihr muntern Waldvögelein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut' ein Reim allein:

Digitized by Google

Die geliebte Müllerin ist mein!
Mein!
Frühling, sind das alle deine Blümelein?
Sonne, hast du keinen hellern Schein?
Ach, so muß ich ganz allein,
Mit dem seligen Worte mein,
Unverstanden in der weiten Schöpfung sein?

Ich freue mich, hier noch ein zur „schönen Müllerin" gehöriges Lied Wilhelm Müller's abdrucken zu können, das der Dichter zwar 1817 einzeln veröffentlichte, nachher aber weder in den Cyclus noch überhaupt in seine Gedichte aufnahm:

Ein ungereimtes Lied.

Kein Liedchen mehr!
Aber Küsse, Küsse!
Und Herz an Herz,
Und schwimmende Blicke,
Und Thränen d'rin!
Und Thränen so selig,
Und Seufzer dazu,
Und Seufzer so süß!

Und wer sie sucht —
Und will nicht plaudern —
Am Erlenbach,
Wo die Blümlein stehn,
Die kleinen, die blauen,
Und unter der Linde
Im Mühlengarten,
Da wird er sie finden,
Da wehen sie hin
Und wehen sie her,
Im Abendwind,
Im Sternenschimmer!

Ach, wer sie hörte,
Und recht verstände,
Und wieder sänge
In Vers und Reim:
Die Lieder dort!

Auf Schwingen der Musik haben die Müllerlieder ihre Verbreitung gefunden. Um so verlockender wäre es deshalb für einen Musiker, über die verschiedenen Compositionen dieser Lieder zu sprechen; an dieser Stelle aber kann ich das Thema nur streifen.

Berger's Musik zu dem Liederspiel gehört zu dem Besten, was wir in Norddeutschland an Gesängen aus jener Zeit besitzen. Er hat die Gedichte in einfachster Weise strophisch componirt (selbst: „Ich hört' ein Bächlein rauschen" zählt im Ganzen nur elf Tacte Musik!) und seinen schlichten, warmen Melodien eine Begleitung gegeben, die meist nur die nothdürftigste harmonische Unterlage bringt. Selbständig tritt das Clavier fast nie hervor. So erscheint Berger als würdiger Nachfolger der norddeutschen Musiker Schulz und Reichardt, deren Ideal bei der Liedcomposition eine einfache, leicht faßliche, der Harmonisirung nicht bedürfende Melodie war.

In die höchste Kunstsphäre wurden die Müllerlieder aber erst durch den Musiker gehoben, der nicht nur Berger, sondern auch alle späteren Componisten dieser Gedichte, Ludwig Spohr, Reißiger, Curschmann, weit in den Hintergrund gedrängt hat: Franz Schubert. Mit unvergleichlicher Genialität der Nachempfindung durchlief Schubert die Stimmungen, die der Dichter angeregt hatte, er schuf Melodien von hinreißender Süße, Zartheit und Kraft und gesellte ihnen in der Begleitung den ganzen berauschenden Reichthum der durch Beethoven erschlossenen instrumentalen Kunst hinzu. So lange deutsche Ton- und Dichtkunst leben, werden Wilhelm Müller's und Schubert's Müllerlieder zum kostbarsten Besitz unseres Volkes gerechnet werden.

Daß die herrliche Frau noch unter uns weilte, zu deren Preise jene Lieder gedichtet worden waren, mögen aber nur Wenige von den vielen Tausenden gewußt haben, die sich seit siebzig Jahren an den Gesängen erfreuten. Sie selbst dachte gern an die glückliche Zeit zurück, in der das Liederspiel entstand. Ein Gruß, der der schönen Müllerin im vorigen Spätherbst am Tage der Enthüllung des Wilhelm Müller-Denkmals aus Dessau gesandt wurde, hat als einer der letzten Sonnenstrahlen in ihren Lebensabend geleuchtet.

Digitized by Google

Die großen Todten.

Les dieux s'en vont. Immer mehr wird es still und einsam auf den Höhen; einer nach dem anderen unserer großen Zeitgenossen geht dahin, und sie folgen sich rasch. Innerhalb einer Woche, nur durch den Zwischenraum weniger Tage getrennt, ist in der Frühe des 2. October Ernest Renan, und in der Nacht vom 5. zum 6. Alfred Tennyson gestorben — der muthige Forscher, der es gewagt hat, dem überirdischen, übersinnlichen Element in der Religion eine menschlich schöne Deutung zu geben; der grübelnde Poet, dem im Gegentheil alles Sinnliche nur ein Symbol und alles Irdische von jenem Mysterium umhüllt war, „wo Gott im Menschen Eins ist mit dem Menschen in Gott" (Enoch Arden). Sicherlich, der Gott Tennyson's war nicht der Renan's. Und dennoch, hätte der Dichter nicht mit dem Philosophen ausrufen können: „Wie weit sind wir von Dir, theurer Meister? Wo ist Deine Sanftmuth, Deine Poesie? Du, den eine Blume entzückte und in Begeisterung versetzte, erkennst Du wohl als Deine Schüler an diese Hadernden, diese Menschen, welche sich um ihrer Vorrechte willen befehden, welche wollen, daß Alles abhänge von ihnen allein? Sie sind Menschen, Du warst ein Gott!" (Saint Paul, S. 327.) Echte Frömmigkeit bildet einen der Grundzüge der Tennyson'schen Dichtung; aber wer, der Renan's Schriften wirklich gelesen hat, darf in Abrede stellen, daß auch er ganz erfüllt war von einer heiligen Liebe zu seinem Gegenstande? Friedlich, von der stets noch steigenden Bewunderung seiner Nation getragen und mit allen Ehren überschüttet, die königliche Gunst zu gewähren hat, ist der Eine; lange verfolgt, seiner Aemter entsetzt und mit einer immer zunehmenden Schar von Feinden wider sich, ist der Andere seine Bahn gewandelt; aber am Ziele sind beide sich begegnet: für den großen Geschichtsphilosophen hat das Pantheon, für den großen Dichter Westminster Abbey sich geöffnet, und trauernd an ihren Gräbern steht die ganze civilisirte Welt, ein feierliches Zeugniß dafür ablegend, daß dieses Ziel beider war, die Menschheit zu veredeln und die Grenzen ihrer Erkenntniß zu erweitern.

Wenn es Etwas gibt, was uns über die Kämpfe des Tages und die Nichtigkeiten des Augenblicks hinwegzuheben vermag, so sind es die mächtigen und spontanen Impulse von der Art des Eindrucks, den das Scheiden dieser Beiden gemacht hat. Der Eine war Engländer, der Andere Franzose; doch der Schmerz, den man in Deutschland empfand, hätte nicht aufrichtiger sein können, selbst wenn uns ein theurer Landsmann entrissen worden wäre. Renan, wiewohl ein Franzose, stand Deutschland näher als Tennyson, von dem es noch nicht einmal ausgemacht ist, ob er unsere Dichter in unserer Sprache gelesen, und in dessen Dichtungen kein Wort, keine Spur verräth, daß sie von irgend welchem Einfluß auf ihn gewesen. Renan dagegen hat niemals, auch in der schlimmsten Zeit der nationalen Entzweiung nicht, die deutschen Freundschaften verleugnet, und immer, vor wie nach dem Kriege, dankbar anerkannt, was er der deutschen Wissenschaft schuldete.

Tennyson war durchaus ein englischer Dichter; erst sehr spät und ganz vereinzelt hat er antikisirende Stoffe behandelt: als ein Ganzes betrachtet, trägt seine Dichtung so sehr das Gepräge der britischen Heimath, daß sie kaum irgendwo das Gebiet derselben überschritt. Aber freilich — für den englischen Poeten der Gegenwart wie für den römischen der Kaiserzeit umfaßte das Reich die Welt. Wenn Tennyson den Frieden des englischen Dorfes und den sanften Reiz der englischen Landschaft besang, so weckte sein melodischer Vers einen mächtigen Widerhall in Tausenden von Herzen, die Tausende von Meilen weit voll Sehnsucht nach dem „alten Lande" schlugen.

Digitized by Google

Sie fanden es wieder in seinen Gedichten. Wie kein Anderer vor ihm war Tennyson der poeta laureatus des englischen Volkes, auf das Innigste mit seinen Neigungen und Abneigungen, ja sogar mit seinen Vorurtheilen verwachsen, und dennoch, aus diesen heraus, Alles hervorholend und emporhebend, was den englischen Typus im edelsten Sinne charakterisirt. Man athmet, wenn man ihn liest, den süßen Duft des englischen Heckengäßchens, man athmet den Seegeruch. Man sieht die Klippen und die Dünen; man sieht das Schiff und den Hafen. Man hört den Sturz der Brandung am Gestade und das Sonntagsgeläut der ländlichen Kirchenglocke. Man hört nicht minder das Brausen der City, „high over roaring Temple-bar," wenn man mit Will Warterproof in das Chophouse zum „Cock" eintritt, „to which I most resort." Unübertroffener Meister des Idylls, erweitert er diese Gattung und schmückt sie mit all' dem wundersamen Schimmer und Glanz des Ritterthums in den „Idylls of the King"; während er in der anheimelndsten und erschütterndsten zugleich seiner poetischen Erzählungen, in „Enoch Arden", aus den einfachen Verhältnissen des täglichen Lebens uns zu den „goldenen Inseln" führt und „den Sommer der Welt" vor unseren Augen aufthut. Voll stolzer Männlichkeit er selber, hat er das englische Haus und britische Tüchtigkeit in Mann und Weib gesungen und der Freundschaft in der Sammlung „In Memoriam" ein Denkmal errichtet, wie keine zweite Literatur es besitzt. Die Helden feiert er, der frühesten Vorzeit wie diejenigen, die für Englands Ruhm in der Krim und in Indien gestritten haben; Godiva, die holdselige Gräfin von Coventry, „clothed on with chastity," und Boadicea, die Königin der Icener, welche die Britannier zum letzten Verzweiflungskampf gegen die neronischen Legionen führt. Es ist ein hoffnungsloses Beginnen. Rom wird eine Weile noch Britannien unter die Füße treten; aber Britannien wird der Erbe Roms sein. Wie Triumphgesang erklingt es von ihren Lippen: hoch auf dem Streitwagen steht sie, löwengleich, eine Rasende, „mad and maddening all that heard her," die Königin ihres Volkes und die Verkünderin seiner künftigen Geschicke: „Fürchte dich nicht, Insel des blühenden Waldlandes, Insel der silbernen Brustwehren! Ob dich der römische Adler beschatte, ob der umringende Feind dich bedränge, du wirst wachsen, und er wird schwinden, du wirst einst die Mächtige sein! Dein die Freiheit und dein die Glorie, dein die Thaten, die hoch man feiert, dein des Meers Myriaden Wogen, Licht und Schatten unbegrenzbar, dein des ewigen Sommers Länder, mannigfach blühende Paradiese, dein der Nord und dein der Süd, dein der Schlachtendonner von Gott."

Es ist nicht „Milton's Orgelstimme", die wir in diesen heftig bewegten Rhythmen vernehmen; aber eben darin, in seiner bald stürmischen, bald gedämpften Bewegung liegt der Zauber des Tennyson'schen Verses; bald der gewaltigen Symphonie der Elemente gleich und bald dem leisen Murmeln des Baches:

For men may come and men may go,
But I go on for ever.

Scheinbar in seiner Sphäre begrenzter als der französische Schriftsteller, der mit seinen „Anfängen des Christenthums" die Tiefen der ganzen denkenden Welt aufwühlte, hat der englische Dichter, der sich ausschließlich an seine Nation wandte, dennoch über diese hinaus eine weite Verbreitung und einen Platz in der Weltliteratur gefunden. Eine von den Glorien des Zeitalters der Königin Victoria, wird er mit dem Andenken desselben für immer leben. Erfüllt hat sich nun für ihn, was er in einem seiner letzten und nicht am wenigsten schönen Gedichte, „Crossing the bar", sagt:

I hope to see my pilot face to face,
When I have cross the bar.

Aber auch Renan hat uns ein trostreiches Wort hinterlassen in dem Schlußsatz der Zeilen, mit welchem er sein „Leben Jesu" der „reinen Seele" seiner zu Byblos verstorbenen Schwester widmet: „Révèle-moi, ô bon génie, à moi que tu aimais, ces vérités qui dominent la mort, empêchent de la craindre et la font presque aimer." Diese beiden, die Wahrheit und die Schönheit, besiegen den Tod.

J. R.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Sowohl im deutschen Reichstage als auch im preußischen Parlamente wird sich die bevorstehende Session ungemein lebhaft gestalten. Während in Preußen die Steuerreform fortgeführt werden soll, darf auch jetzt bereits als gewiß gelten, daß die Militärvorlage dem Reichstage in dieser Session zugehen wird. Die wesentliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke, sowie die daraus erwachsende Mehrbelastung des Kriegsbudgets, die in der Vorlage enthalten sind, werden unzweifelhaft einer scharfen Kritik unterzogen werden, während andererseits nicht außer Betracht bleiben darf, daß, falls es gelingen sollte, die gesetzliche Einführung der zweijährigen Dienstzeit für die Infanterie zu erlangen, immerhin ein Aequivalent geboten wäre, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Dem deutschen Reichstage wird es daher obliegen, pflichtgemäß zu prüfen, in welchem Maße die Leistungsfähigkeit des Landes noch in Anspruch genommen werden darf. Die Erwägung, daß Frankreich behufs Erhöhung der eigenen Wehrkraft alle Hebel in Bewegung setzt, kann trotz der Bedeutsamkeit dieses Argumentes doch nicht für unbedingt ausschlaggebend erachtet werden.

Die Säcularfeier der Ausrufung der ersten französischen Republik ist in ganz Frankreich mit großem Pompe begangen worden. Auch unterließen die Republikaner nicht, mit dieser Feier diejenige des Gedenktages der Kanonade von Valmy — jenseits der Vogesen pflegt man von der „bataille de Valmy“ zu sprechen — zu vereinigen. Wenn mit Fug darauf hingewiesen wird, daß die Franzosen am 20. September 1792, da sie sich in einer gefährlichen Stellung befanden, dem preußischen Heere hätten unterliegen müssen, falls der Herzog Karl von Braunschweig als Führer der preußischen und österreichischen Truppen die günstige Conjunctur besser benutzt hätte, so sind die Franzosen doch berechtigt, jenen Tag zu feiern, weil die wirkungslose Beschießung der französischen Stellung den ganzen Feldzug scheitern ließ und den Rückzug der Preußen veranlaßte. Am 22. September 1792 erklärte die Convention nationale das französische Königthum für abgeschafft und proclamirte die Republik. Dem französischen Nationalstolze mußte es nun besonders schmeicheln, die republikanische Feier mit einem militärischen Gedenktage zu verknüpfen. Auch wäre es unbillig, in Abrede stellen zu wollen, daß die dritte französische Republik, die nach dem Sturze Louis Napoléon's ausgerufen wurde, alle Ursache hat, mit den Fortschritten zufrieden zu sein, die hinsichtlich der Befestigung der inneren Einrichtungen seit dem 4. September 1870 erzielt worden sind. Schritt für Schritt hat sich die republikanische Regierungsform ihr Terrain erobert, und es braucht nur an das Satyrspiel des Boulangismus erinnert zu werden, das im ersten Verlaufe selbst von ernsthaften Politikern irrig für ein Drama gehalten wurde, um zu zeigen, wie widerstandsfähig die französische Republik geworden ist.

An Widersachern fehlte es dieser keineswegs. Mit dem Hinscheiden des Grafen von Chambord räumten die alten Legitimisten das Feld, die sich dann dem Grafen

Digitized by Google

von Paris, dem orléanistischen Prätendenten, anschließen mußten. Der Imperialismus verlor gewissermaßen seine raison d'être, als das „Kind von Frankreich", Prinz Napoléon, am 1. Juni 1879 bei einem Recognoscirungsritte von den feindlichen Zulus erschlagen wurde. Immerhin durften die verbündeten Parteien der Rechten sich der Hoffnung hingeben, daß es ihnen gelingen könne, im Hinblick auf die nie ausbleibenden Fehler der republikanischen Machthaber von Neuem Einfluß zu erlangen, als ihnen von Seiten eines vermeintlichen Bundesgenossen der schwerste Schlag zugefügt wurde. Wird man doch sicherlich nicht bei der Annahme fehlgehen, daß Papst Leo XIII., als er den französischen Klerikalen dringend und zu wiederholten Malen den Anschluß an die republikanischen Institutionen anbefahl, den royalistischen und imperialistischen Bestrebungen, welch' letztere sich in dem älteren Sohne des „rothen Prinzen", dem Prinzen Victor, verkörpern sollten, gewissermaßen den Todesstoß versetzt hat. Es kann daher nicht überraschen, daß aus diesem Anlasse zwischen dem Papste und den französischen Monarchisten ein Conflict entstanden ist, der dadurch noch einen besonderen Charakter erhält, daß im klerikalen Feldlager selbst die Ansichten getheilt sind. Während die Einen die Autorität des unfehlbaren Papstes, auch wenn dieser nicht ex cathedra docet, gelten lassen wollen, sträuben sich Andere gegen diese Auffassung, so daß man mit großem Interesse der weiteren Entwicklung dieser Streitfrage entgegensehen darf.

Der orléanistische Prätendent, Graf von Paris, hat nun in diesen Tagen den ihm vom Vatican hingeworfenen Fehdehandschuh offen aufgenommen, nachdem bereits sein Vertrauensmann, Graf d'Haussonville, bei einer von den Royalisten des Départements Tarn-et-Garonne veranstalteten Säcularfeier des Tages von Valmy das orléanistische Banner entrollt hatte. In einem vom 27. September 1892 datirten Schreiben, das der Graf von Paris aus seinem Exile in Stowe-House an den Grafen d'Haussonville gerichtet hat, wendet er sich zwar nicht unmittelbar gegen den Papst selbst. Da nun aber sein Vertrauensmann unter dem Beifalle der Royalisten betont hatte, daß der Gehorsam, der dem Papste in Sachen der Religion geschuldet werde, sich nicht auf politische Angelegenheiten erstrecke, so genügt die unbedingte Zustimmung des orléanistischen Prätendenten zu den Erklärungen des Grafen d'Haussonville, um zu erhärten, daß der Gegensatz zwischen dem Vatican und dem Grafen von Paris aufgehört hat, in latentem Zustande zu beharren. „Ich beglückwünsche Sie," schreibt der orléanistische Prätendent an seinen officiellen Vertreter in Frankreich, „so beredte Accente gefunden zu haben, um den Freunden sowie den Gegnern zu zeigen, weshalb die Monarchisten einen Act des Patriotismus und der Voraussicht verrichten, indem sie sich selbst treu bleiben."

Im Vatican wird dieser Hinweis wohl verstanden werden, der bedeutet, daß die römische Curie sich auf dem falschen Wege befinde, wenn sie mit der französischen Republik, in der die Radicalen früher oder später maßgebenden Einfluß erlangen müssen, paktiren zu können vermeint. Der Politik des Papstes wird deshalb indirect vorgeworfen, daß sie der „prévoyance" ermangle, die der orléanistische Prätendent für sich selbst und seine Parteigänger in Anspruch nehmen zu dürfen glaubt. Zutreffend ist, daß die französischen Radicalen bei jeder Gelegenheit betonen, die Beseitigung des Concordates sei nur eine Frage der Zeit, wie sie denn auch die Aufhebung des französischen Botschafterpostens beim Vatican, ja die Nichtbewilligung des gesammten Cultusbudgets verlangen. Sollte es daher den Radicalen glücken, an die Regierung zu gelangen, so müßte die Stellung der römischen Curie gegenüber der französischen Republik in der That eine eigenartige werden. Der Graf von Paris beschränkt sich jedoch in seiner jüngsten Kundgebung keineswegs darauf, gegen die versöhnlichen Anwandlungen des Papstes Front zu machen; vielmehr bemüht er sich, an der Hand der historischen Entwicklung Frankreichs den Beweis zu führen, daß, wenn das neunzehnte Jahrhundert trotz so vieler Kriege und Katastrophen in der Geschichte als eine Epoche der Größe und des Fortschrittes verzeichnet werden wird, der Ruhm durchaus nicht der Republik gebühre. Im Gegentheil wird hervorgehoben, daß die

Digitized by Google

moralischen und materiellen Fortschritte der letzten hundert Jahre sich in gleicher Weise auf andere Völker Europa's erstreckt haben, ohne daß diese von denselben politischen Wechselfällen betroffen worden wären, wie Frankreich. Im Kassandra-Tone heißt es dann weiter: „Diejenigen, welche sich vor hundert Jahren nicht scheuten, Angesichts der fremden Invasion eine Revolution zu machen, mochten den alten nationalen Pakt zerreißen, der acht Jahrhunderte hindurch die glorreiche Entwicklung unseres Vaterlandes begünstigt hatte; ihn zu zerstören waren sie jedoch nicht im Stande. Das historische Recht dauerte fort. Dieses wird auch das nothwendige Hülfsmittel in der vielleicht nahen Stunde einer furchtbaren Krisis sein."

Daß der Graf von Paris im Hinblick auf diese „furchtbare Krisis" die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich als das Universalheilmittel bezeichnet, ergibt sich aus seiner ganzen Stellung. Er unterläßt aber auch nicht, sein Interesse für sociale Reformen zu betonen, das er seit mehr als fünfundzwanzig Jahren bekundet habe. Freilich macht er in dieser Hinsicht einen Unterschied zwischen den nützlichen gesetzgeberischen Reformen, den Schutzmaßregeln für die in wirthschaftlicher Beziehung Schwachen, der loyalen Anwendung der Associationsfreiheit und den gefährlichen Utopien Jener, die den Staat, indem sie ihm die Rolle der allgemeinen Vorsehung zutheilen, in verhängnißvoller Weise zu einer materiellen und moralischen Katastrophe führen würden. So erblickt der orléanistische Prätendent alles Heil in der Tradition, die soeben durch die Gedenkfeier des Tages von Valmy in charakteristischer Form symbolisirt worden sei. Nicht ohne einen elegischen Anflug berichtet der Graf von Paris am Schlusse seiner Kundgebung, wie er wenige Monate vor seiner Ausweisung aus Frankreich zunächst nach Domremy la Pucelle, dem Geburtsorte der Jungfrau von Orléans, und dann nach Valmy gewallfahrtet sei, um dort bei der historischen Mühle den Spuren seines Großvaters nachzugehen, „des jungen Generals, der, nachdem er im französischen Heere unter Dumouriez und Kellermann ein Asyl gefunden hatte, das bedrohte Vaterland vertheidigte, ohne sich in dessen innere Zwistigkeiten einzumischen."

Keineswegs dürfte diese jüngste Kundgebung eine große politische Tragweite haben. Dagegen ist sie wohl von dem Gesichtspunkte aus bedeutsam, daß die Orléanisten in aller Form dem Papste den Gehorsam versagen, falls er sie zur Anerkennung der republikanischen Einrichtungen bestimmen will. Allerdings fehlte es schon längst nicht an Stimmen, die versicherten, im Vatican bleibe man gegenüber den auf die Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich abzielenden Bestrebungen um so mehr kühl bis ans Herz hinan, als das Haus Orléans sich niemals besonders opferwillig erwiesen habe.

Jedenfalls hat die französische Republik in absehbarer Zukunft von diesen Bestrebungen nicht das Geringste zu befürchten, und man darf der Auffassung zustimmen, der bei der großen Nationalfeier im Pariser Pantheon übereinstimmend von dem Conseilpräsidenten Loubet, dem Vicepräsidenten des Senates, Challemel-Lecour, und dem Präsidenten der Deputirtenkammer, Floquet, Ausdruck geliehen wurde. Die drei Redner konnten mit mehr berechtigter Zuversicht als der orléanistische Prätendent auf die Zukunft hinweisen, wobei mit Anerkennung hervorgehoben werden darf, daß in keiner dieser patriotischen Ansprachen die chauvinistische Note angeschlagen wurde. Gemeinsam ist ihnen dagegen, daß in jeder der socialen Reformen gedacht wurde, die von der Republik verwirklicht werden müßten. Am entschiedensten betonte der Kammerpräsident Floquet eine derartige Nothwendigkeit, indem er ausführte, daß diese socialen Reformen zu jeder Zeit die eifrige Fürsorge der Republikaner gebildet haben. Indem er den Präsidenten der Republik selbst apostrophirte, hob er hervor, daß an die Lösung der schwierigen Frage mit Billigkeit und „brüderlichem Herzen" gegangen werden müsse. Floquet erinnerte zugleich daran, wie Carnot selbst unlängst gesagt habe, daß diese Lösung in friedlicher Weise, ohne Gewalt, aber auch ohne Schwäche erfolgen müsse, indem sowohl der Freiheit, dem Gesetze, der Revolution, als auch der Solidarität, der Bürgschaft der Schwachen, der berechtigte und gleichmäßig abgewogene

Digitized by Google

Antheil gewährt würde. Der glückliche Verlauf der nationalen Festlichkeiten in Frankreich legt jedenfalls vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß die republikanischen Institutionen in sich gefestigt sind, und dies darf im Interesse der Aufrechterhaltung des Weltfriedens nur mit Genugthuung begrüßt werden.

Dieselbe Anerkennung kann dem Präsidenten der Republik Carnot aus Anlaß seiner jüngsten Rundreise in den südöstlichen Departements gezollt werden. Auch bei den Feierlichkeiten, die in Savoyen zur Erinnerung an die vor hundert Jahren vollzogene Vereinigung mit Frankreich stattfanden, äußerte sich der französische Staatschef in ebenso taktvoller, wie gemäßigter Weise. Ohne im Einzelnen auf die Wechselfälle einzugehen, von denen Savoyen berührt wurde, bis es im Jahre 1860 von Neuem an Frankreich fiel, rühmte Carnot die Dienste, die Savoyen dem Gesammtstaate geleistet habe. Zugleich nahm er Veranlassung, die Zielpunkte seiner eigenen Politik zu bezeichnen, unter denen er die Annäherung aller Franzosen unter dem Banner der Republik, die Vereinigung sämmtlicher lebendiger Kräfte des Landes als die ersten hervorhob. Das Resultat dieser Bestrebungen soll dann darin bestehen: ein Frankreich zu schaffen, das im Innern wohl gedeiht, im Ausland geachtet, im Bewußtsein seiner Kraft ruhig und friedlich ist. Heißt dies doch, wie der Präsident der Republik bemerkte, der Welt Vertrauen zur Republik einflößen.

Im Sinne des Friedens bemerkenswerth war auch der Besuch, den ein französisches Panzergeschwader bei Gelegenheit der Columbus-Feierlichkeiten in Genua in den italienischen Gewässern abstattete. Wie dieser Vorgang selbst, bekundete auch das von dem französischen Admiral dem Könige Umberto überreichte Handschreiben des Präsidenten der Republik eine freundnachbarliche Gesinnung, von der gehofft werden darf, daß sie sich als eine dauernde und zuverlässige erweisen möge. Ist doch nichts verfehlter als die Annahme, daß das Friedensbündniß Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn einen Gegensatz zu Frankreich bedinge. Vielmehr läßt der durchaus friedliche Zweck des Dreibundes es nur erwünscht erscheinen, wenn dieser Zweck zugleich von den übrigen europäischen Nationen gebilligt und angestrebt wird. Aus demselben Grunde befinden sich auch diejenigen im Irrthum, die ein gespanntes Verhältniß zwischen Deutschland und Rußland für eine Voraussetzung der Tripelallianz erachten.

Daß Italien, selbst wenn sich dessen Beziehungen zur französischen Republik freundschaftlicher gestalten sollten, an dem Dreibunde treu festhalten wird, ergibt sich aus der politischen Gesammtlage, ganz abgesehen davon, daß sich schwer absehen ließe, wie die französische Regierung zugleich Italien und den Papst zufrieden stellen soll. „On ne peut contenter tout le monde et le Saint-Père" — so etwa ließe sich das Wort: „On ne peut contenter tout le monde et son père" variiren. So viel steht jedenfalls fest, daß in Italien Volk und Regierung keinen anderen Wunsch hegen, als mit aller Welt in Frieden zu leben und die Reformen im Innern zu verwirklichen, die im Interesse des Landes geboten erscheinen.

Die in der ersten Mitte des November bevorstehenden Neuwahlen für die Deputirtenkammer sind daher von besonderer Wichtigkeit, da es vom Ausfalle dieser Wahlen abhängen wird, ob das Ministerium Giolitti-Brin, das nach Wechselfällen aller Art an die Stelle des Cabinets Rudini-Nicotera getreten ist, über eine geschlossene Regierungsmehrheit verfügt. Um dieses Ergebniß zu erreichen, bedient sich der Conseilpräsident eines eigenartigen Mittels, indem er verkünden läßt, die Opposition möge sich als solche organisiren und ihre Candidaten aufstellen. Zum Verständniß dieser Taktik muß daran erinnert werden, wie bei den letzten Neuwahlen unter dem Cabinet Crispi die Candidaten der jungen Rechten mit Rudini an der Spitze sich beeilten, ins ministerielle Feldlager überzugehen, um sich bei den Wahlen die Unterstützung des Regierungsapparates zu sichern. Ob diese Partei damals bereits die Absicht hegte, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit mit klingendem Spiele ins oppositionelle Feldlager überzugehen, muß eine offene Frage bleiben; Thatsache ist jedenfalls, daß Crispi, der den Versicherungen seines sicilianischen Landsmannes Rudini allzu leicht vertraut hatte, sich von diesem und von dessen Anhängern im entscheidenden Augenblicke im

Digitized by Google

Stiche gelassen sah. Diese Erfahrung hat nun dem gegenwärtigen italienischen Ministerpräsidenten Giolitti als heilsame Lehre gedient, so daß er vor den Neuwahlen, die in Folge der Auflösung der Deputirtenkammer stattfinden, volle Klarheit in die parlamentarische Lage gebracht wissen will. Die Regierung sucht eben zu verhüten, daß sich abermals unter dem Deckmantel der ministeriellen Candidatur „falsche Brüder" in die Majorität einschleichen, welche letztere sich dann abermals als eine trügerische erweisen würde. Müssen nun aber Rudini und dessen Parteigänger ihre Wahltaktik erkannt sehen, so sind sie doch allem Anschein nach gewillt, dieselbe der Bevölkerung gegenüber fortzusetzen. Hiernach werden die bevorstehenden Wahlen für die italienische Deputirtenkammer das eigenartige Schauspiel darbieten, daß unter den echten ministeriellen Candidaten vielfach solche auftreten, die unter falscher Flagge kämpfen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß das allgemeine Stimmrecht in Italien zumeist der Regierung Recht gibt. Diese wird jedenfalls vor den Wahlen auch ihr politisches Programm kundgeben, in dem insbesondere der auf die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte bezügliche Theil von Wichtigkeit sein wird. Durch den Umstand, daß die Staatseinnahmen Italiens in jüngster Zeit eine Besserung erfahren haben, wird die schwierige Aufgabe Giolitti's, Ordnung in den Finanzen zu schaffen, erleichtert, obgleich bis zu dem angestrebten Ziele des „pareggio", des Gleichgewichtes noch ein weiter Weg ist.

Die Schwierigkeit wird insbesondere darin bestehen, ohne neue Steuern größeren Umfangs und ohne jede Umgestaltung der gegenwärtigen Steuern, die eine wesentliche Mehrbelastung der Bevölkerung hervorrufen würde, dennoch größere Einnahmen zu erzielen. Da nun ein der italienischen Regierung nahe stehendes Organ versichert hat, es sei dem Ministerrathe bereits gelungen, die Berathung über die von dem Finanzminister Grimaldi vorgeschlagenen Finanzmaßregeln zu erledigen, so darf man dem Programme des Cabinets Giolitti-Brin mit um so größerem Interesse entgegensehen, als es geglückt sein soll, nicht bloß für die Differenz zwischen den wirklichen Einnahmen und Ausgaben, sondern auch für das Deficit volle Deckung zu finden. Allerdings wird sich wohl erst bei der vollen Beleuchtung der parlamentarischen Verhandlungen, in denen die erforderliche Kritik an den geplanten Finanzmaßregeln geübt werden kann, zeigen, ob in diesen nicht ein allzu weit gehender Optimismus zum Ausdruck gelangt. Als gewiß darf jedoch gelten, daß das italienische Cabinet dem neuen Parlamente in gestärkter Stellung gegenübertreten wird, um so mehr, als die Feste in Genua, an denen die Flotten und Panzer der großen Nationen Theil nahmen, gezeigt haben, daß Italien, wie es die volle Achtung der Völker genießt, auch mit Frankreich trotz der entgegengesetzten Behauptungen der italienischen Radikalen freundliche Beziehungen unterhält.

Dieser friedliche Charakter der politischen Gesammtlage wurde auch von dem Kaiser Franz Josef in der am 3. October zu Pest ertheilten Antwort auf die Ansprache des Präsidenten der Delegationen in unzweideutiger Weise betont. Der Kaiser von Oesterreich wies darauf hin, daß die auswärtige Lage sich seit der letzten Session der Delegationen nicht wesentlich verändert habe, und daß die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu allen Mächten durchaus friedliche und vertrauensvolle geblieben seien. Insbesondere hob Kaiser Franz Josef hervor, daß das Zusammenhalten mit den verbündeten Reichen, mit Deutschland und Italien, nach wie vor seine heilsame, friedliche Wirkung bewähre. Durchaus zutreffend erscheint der Hinweis, daß das Ruhebedürfniß der Völker und die Sorge um ihr materielles Wohl einen mäßigenden Einfluß auf die internationalen Verhältnisse ausübe. Des Weiteren durfte dann ausgeführt werden, daß die Bemühungen der Regierungen von Oesterreich und Ungarn gerade im verflossenen Jahre auf die Regelung der wirthschaftlichen Fragen und insbesondere darauf gerichtet waren, die Handelsbeziehungen der österreichisch-ungarischen Monarchie durch den Abschluß von Verträgen für eine Reihe von Jahren auf eine gesicherte Grundlage zu stellen. Brauchte in dieser Hinsicht doch nur auf die in Kraft stehenden Handelsverträge mit Deutschland, Italien, der Schweiz und Belgien,

Digitized by Google

desgleichen auf den inzwischen ebenfalls zum Abschluß gebrachten Vertrag mit Serbien hingewiesen zu werden. Wenn trotz dieser befriedigenden Lage das Gesammterforderniß für das Landheer und für die Marine eine Erhöhung aufweist, so wird geltend gemacht, daß es sich zumeist um wiederholt erörterte Forderungen handle, die aus finanziellen Rücksichten früher vertagt werden mußten, jetzt aber für die fortschreitende Erstarkung und die technische Vervollkommnung der Wehrkraft nothwendig erscheinen.

Damit es jedoch in dem Gesammtbilde der auswärtigen Politik nicht an einigem Schatten fehle, hat die russische Botschaft in Constantinopel der türkischen Regierung einen neuen Protest gegen die freundliche Haltung der Pforte gegenüber Bulgarien überreicht. Daß der russische Geschäftsträger bereits nach der Audienz, die der Sultan dem bulgarischen Ministerpräsidenten Stambulow während dessen Aufenthaltes in Constantinopel gewährte, der türkischen Regierung die russische Auffassung über diese Audienz kundgab, ist bekannt. Damals war die Pforte in der Lage, darauf hinzuweisen, daß es dem Sultan doch freistehen müsse, einen seiner Unterthanen zu empfangen. Der neue Protest Rußlands ist allem Anscheine nach durch die Entsendung eines türkischen Commissars zur Ausstellung in Philippopel hervorgerufen worden und wiederholt die bekannten russischen Anschauungen über Bulgarien, wobei das Verhalten der türkischen Regierung gegenüber dem Fürstenthume einer Kritik unterzogen wird. Eine Drohung Rußlands, die Rückstände der Kriegsentschädigung mit größerer Entschiedenheit zu fordern, findet sich in der Abschrift des Erlasses an den russischen Botschafter, die der Pforte überreicht worden ist, nicht; vielmehr beschränkte sich die russische Botschaft in dieser Hinsicht auf eine mündliche Mittheilung. Allerdings wurde sogleich angekündigt, daß der Pforte bei Gelegenheit auch eine formelle Note übermittelt werden solle, in der die Forderung hinsichtlich des Stillstandes der türkischen Kriegsschuld erhoben wird. In diplomatischen Kreisen Constantinopels herrschte die Auffassung vor, daß die russische Regierung, abgesehen von dem Verhalten der Pforte gegenüber Bulgarien, auch auf die schwebenden Handelsvertragsverhandlungen mit der Türkei einen gewissen Druck ausüben wolle. Eine ernstere Bedeutung als früher bei ähnlichen Schritten wird jedoch dem jüngsten Vorgehen Rußlands keineswegs beigemessen, so daß diejenigen allem Anscheine nach im Unrechte sind, die im Hinblick auf die neuesten Vorgänge im Osten die bekannten „dunklen Punkte am politischen Horizonte" wahrnehmen und das Wort: „Ex oriente lux" bereits in das Gegentheil: „Ex oriente tenebrae" verkehrt sehen.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

David Grieve.

The History of David Grieve by Mrs. Humphry Ward. Tauchnitz Collection 2805—2807. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1892.

Die Verfasserin dieses Werkes, das drei knapp gedruckte Bände der Tauchnitz-Ausgabe umfaßt, hat schon vor einigen Jahren mit ihrem Roman „Robert Elsmere" großes, gerechtfertigtes Aufsehen und weitläuftige Erörterungen, die Gladstone's Kritik anregte, hervorgerufen. Auch diesmal wird die Geschichte eines ganzen Lebens aufgerollt, und auch hier ringt sich ein Mann durch die schwersten Schicksale und Prüfungen zu einer Art geläuterten praktischen Christenthums empor, die der Autorin offenbar das reifste und wichtigste Ergebniß unserer heutigen Entwicklung scheint. Hier wie in der früheren Erzählung wird auf die Möglichkeit hingewiesen, die ungeheuer sich auftürmenden Schwierigkeiten der socialen Fragen durch eine, altchristlichen Ideen verwandte Association und durch eine nicht bloß belehrende, sondern unmittelbar ins Leben eingreifende Wirksamkeit der Kirche zu vermindern und vielleicht zu überwinden. So ist denn auch dieses Mal das Verhältniß der verschiedenen Hauptfiguren zum Christenthum eine Sache von großer Bedeutung, obschon es nicht so viel Raum einnimmt als in „Elsmere". Das neue Werk, welches in seinem ganzen Aufbaue einigermaßen an „David Copperfield" erinnert, hebt mit einer ungemein breit dargestellten Kindheitsgeschichte an, die, für sich genommen, mit ihrem wohl verwendeten Hintergrunde der Hügel- und Moorlandschaft des mittleren England, den am meisten ausgeglichenen und befriedigenden Theil des Romanes ausmacht. David Grieve's weitere Lebenskämpfe, sein Reifen zu voller Männlichkeit, sein herbes Geschick, das er fest und heldenhaft erträgt, entfalten sich vor uns mehr ruckweise, in Episoden, als in langsam fortgleitender Entwicklung. Einzelne dieser Abschnitte zeichnen sich durch kräftige Farbengebung aus, z. B. der entscheidende Aufenthalt von David und Louise in Paris, wenngleich ich den englischen Recensenten nicht zustimmen kann, die den Schilderungen in dieser Partie einen männlichen Charakter beimessen. Ein Mann hätte das Pariser Kunstleben anders gezeichnet, und es ist nicht einmal nöthig, dabei an Daudet und Zola zu denken; man braucht sich nur an die älteren, an Henry Murger, selbst an den mit Unrecht ganz in Mißachtung gekommenen Xavier de Montépin zu erinnern. Was Mrs. Ward andererseits leisten kann, wenn sie sich auf ihrem eigensten Gebiete befindet und die englische Gesellschaft schildert, hauptsächlich die an den Rändern der hohen Aristokratie sich bildenden Kreise, das zeigt die meisterhafte Beschreibung des Besuches, den das Ehepaar Grieve, auf Betreiben der Frau, bei Lord Drieffield auf seinem Landgute abstattet: da ist jeder von den feinen, boshaften und schlimmen Zügen der Wirklichkeit abgelauscht und mit voller Sicherheit geordnet wiedergegeben. Die letzte Partie des Buches, Lucy's Krankheit und Tod, hat mir

Digitized by Google

einen peinlichen Eindruck gemacht. Gerne gebe ich zu, daß auch diese härteste Prüfung David Grieve nicht erspart bleiben durfte, wenn er zu dem ergebungsvollen und werkthätigen Christenthume emporgehoben werden sollte, das die Autorin ihn erreichen lassen will; aber die Geschichte des Sarkoms ist doch ein sehr weitgehendes Zugeständniß an den Realismus. Technisch freilich ist es das Interessante an dem Werke und, literarhistorisch angesehen, vielleicht das Wichtigste, daß diese hochbegabte Erzählerin, die einzige, die heute mit Recht in England nach Jane Austen und George Eliot genannt werden darf, es geboten erachtet, ihre aus ganz anderen Regionen stammenden Stoffe mit den Mitteln des Realismus — innerhalb gewisser frauenhafter Grenzen — auszuarbeiten. So mächtig und unwiderstehlich sind heute schon die Forderungen dieser Richtung!

Alles in Allem ist „David Grieve" von Mrs. Humphry Ward gewiß ein starkes Buch, das erhebliche Fortschritte der Verfasserin in ihrer Kunst bezeugt. Wenn es nicht vollauf befriedigt, so liegt das vielleicht mehr an den Brüchen, Aergernissen und Widersprüchen des Lebens der Gegenwart, aus denen es geschöpft ist, als an der Arbeit selbst; vielleicht auch an der Empfindlichkeit des Kritikers, der eben ein altmodischer Mensch ist.

Graz. Anton E. Schönbach.

„Badische Biographien".

Von Herrn Archivdirector Dr. F. von Weech in Karlsruhe werden wir um Aufnahme der nachfolgenden Richtigstellung ersucht:

„Soeben erst finde ich, daß in einer Anzeige meiner ‚Badischen Biographien' im September-Heft S. 475 der unrichtige Satz steht: ‚Weech ist nur Herausgeber'. Dieser Behauptung gegenüber darf ich darauf hinweisen, daß neun Biographien, darunter die von Friedrich Hecke, Minister v. Freydorf, Architekt Kachel, Schauspielerin Lange-Scherzer und General v. Werder mit meinem vollen Namen unterzeichnet sind. Daß auch fast alle ohne Namen eines Verfassers erscheinenden Biographien von mir bearbeitet sind, mag nebenher auch noch erwähnt sein."

Digitized by Google

e. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Neunzehnter Band. Jahres-Supplement. 1891—1892. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1892.

Immer mehr gestalten diese Supplementbände zu Meyer's Konversations-Lexikon sich zu wirklichen Jahresrevüen, in denen man kein wichtigeres Ereigniß des bezeichneten Zeitraums, keine während derselben hervorgetretene Persönlichkeit vergeblich suchen, und in der encyklopädischen Form, verbunden mit einer Uebersicht des Inhalts, um so leichter finden wird. Politik und Wissenschaft, Kunst und Literatur, Erziehungs- und Verkehrswesen, Heer und Marine, Technologie und Maschinenkunde sind mit der gleichen Vollständigkeit, Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit behandelt, alle Fragen des Tages, so weit möglich, unter dem historischen Gesichtspunkt erörtert, auch abweichende Richtungen oder zweifelhafte Entwicklungen, wie z. B. im Literaturbericht, mit äußerster Objektivität beurtheilt. Wo man den stattlichen Band aufschlägt, wird man Interessantes, Neues und sogar Manches lesen, was den Reiz des literarischen Kuriosums hat, z. B. das nach den Titeln alphabetisch geordnete Verzeichniß deutscher Romane, welches von der ältesten Zeit deutscher Romandichtung (dem 17. Jahrhundert) bis in die neueste reicht (Ende 1891). In den neu hinzugefügten Einzelbiographien erhalten wir sehr werthvolles Material zur Geschichte der Gegenwart auf allen ihren Gebieten. Zahlreiche Karten und Abbildungen illustriren den Text in der gewohnt trefflichen Weise.

v. **Allerhand Sprachdummheiten.** Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Häßlichen. Ein Hülfsbuch für Alle, die sich der deutschen Sprache bedienen. Von Dr. Gustav Wustmann, Stadtbibliothekar und Direktor des Rathsarchivs in Leipzig. Leipzig, F. W. Grunow, 1891.

Die „Deutsche Rundschau", vor Anklagen auf Sprachmengerei geschützt, hat durch Schriftsteller wie Scherer, Rümelin, Herman Grimm, Gildemeister sattsam erklären können, wie sie zu der Sprachmeisterei steht. Sie begrüßt es, wenn in diesem weit verbreiteten Büchlein „die Sprache des Tent mit Lange und Sand" von unnützen Fremdwörtern, leeren Redensarten und schmarotzerhaften Mißbildungen gesäubert, wenn in so manchen Fällen haltloses Schwanken grob, aber sicher gefestigt, wenn die steife Herrschaft des durch Otto Schröder gekennzeichneten großen „Papierenen" gelockert wird, und sie glaubt, daß Schulen und Aemter, Handel und Wandel, Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Norddeutschland und Süddeutschland sich gar Vieles aus der polternden Schelträde zu Gemüthe führen sollen. Aber der Strafprediger, der sein patriotisches Scheuerfest fortwährend mit Entrüstungsrufen wie „schamlos" begleitet und ein „frug" oder ein Relativ „welcher" als Brandmal der Unsittlichkeit verabscheut, entbehrt der sprachgeschichtlichen Bildung, des Stilgefühls, des Gehörs für den Rhythmus und die Gliederung der Sätze. Dem altsächsischen Magistergeschlecht der Adelung entsprossen, will er überall festnageln, was Rechtens sei. Er sitzt zu Gericht über die ersten Schriftsteller wie über den Handlungsreisenden. Er schmarcht die Juden, die Zeitungsschreiber, die Oesterreicher an. Er hat vom gesprochenen und geschriebenen Deutsch sehr unklare Vorstellungen. Seine Apotheke bietet außer willkommenen Heilmitteln auch gefährliche Gifte des Dünkels und der Schulmeisterei. Wir verweisen unsere besonnenen Sprachfreunde auf die kleinen Gegenschriften von Minor (Allerlei Sprachgrobheiten. Stuttgart, Cotta, 1892) und Blümner (Zum schweizerischen Schriftdeutsch. Zürich, Müller, 1892), anderer vorläufig zu geschweigen, und freuen uns, daß in Leipzig außer dem befehlerischen Grenzwächter ein so zartsinniger Sprachforscher wie Rudolf Hildebrand waltet.

ζ. **Comme quoi la France pourrait nourrir cent millions d'habitants.** Une révolution agricole. Georges Ville et les engrais chimiques par Emile Gautier (du Figaro). Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1892.

Herr Georges Ville ist Professor der Pflanzenphysiologie am Museum in Paris. Geboren in einer armen Familie 1824 und als Knabe bei einem Uhrmacher in die Lehre gegeben, kostete es ihn schwere Kämpfe, sich durch eigene Mittel so weit fortzubilden, um, schon als erwachsener Mensch, bei einem Apotheker als Gehülfe eintreten zu können. Seine ausgesprochene Anlage zu naturwissenschaftlichen Studien und sein eiserner Fleiß förderten ihn aber rasch. Als er zur Abiolvirung der für Apotheker vorgeschriebenen Studiensemester nach Paris kam, erregte er die Aufmerksamkeit des Professors Regnault. Mit dessen Hülfe widmete er sich ganz der Chemie und wurde bald von der Regierung angestellt. Seit jener Zeit arbeitet er mit ganzer Kraft an der Fortsetzung und Ergänzung jener Versuche, welche den Namen Justus von Liebig's weltberühmt gemacht haben. Er studirte die Daseinsbedingungen der Pflanzen und besonders der Nutzgewächse mit unermüdlichem Eifer und gelangte schließlich dazu, die Mischungen von Mineralien zu entdecken, welche ausschließlich, selbst ohne jede Erde, im Stande sind, die wichtigsten Kulturpflanzen zu voller Entwicklung zu bringen. Die vorliegende Broschüre, lediglich eine Zusammenstellung von Artikeln, die ursprünglich im „Figaro" erschienen sind, soll dazu dienen, die Resultate der Villeschen Studien dem größeren Publicum bekannt zu machen. Der Autor der Schrift nimmt es daher nicht immer mit den Thatsachen ganz genau, wie schon der etwas reklamehafte Titel beweist. Wenn er Georges Ville als den größten Agriculturchemiker der Welt ansieht und meint, daß selbst Liebig vor ihm verschwinde, so ist das eine Ansicht, die kaum viel Beifall in der wissenschaftlichen Welt finden wird. Immerhin ist die Darstellung Gautier's recht interessant und für Deutschland nicht minder lehrreich als für Frankreich.

Digitized by Google

ζ. **Die Einheitszeit nach Stundenzonen, ihre Einführung im Weltverkehr und im gewöhnlichen Leben.** Von Ernst v. Hesse-Wartegg. Leipzig, Karl Reißner. 1892.

Am 1. Juni 1892 ist im innern Betriebe der preußischen Eisenbahnen die Berliner Zeit in aller Stille durch die mitteleuropäische ersetzt worden. Seit dem 1. October gilt diese Zeit für den Betrieb aller deutschen Bahnen. Diese Maßregel, welche im Publicum keine Beachtung gefunden hat, ist für die Vereinfachung und Sicherheit des Verkehrs von höchster Bedeutung. England sowohl wie Schweden, Nordamerika, Italien, Belgien, Frankreich, Rußland und sogar Japan haben daher ein ähnliches System schon seit Jahren eingeführt, dessen Annahme im deutschen Reichstage schon Feldmarschall Moltke aufs Wärmste empfohlen hat. Nun ist freilich von der Einführung der Einheitszeit im innern Dienste noch ein weiter Schritt zu der im äußeren Bahnbetrieb und im Leben überhaupt. Aber es ist anscheinend nur noch eine Frage der Zeit, daß auch dieser Schritt gethan werden wird. In den Vereinigten Staaten, wo noch vor wenigen Jahren die 700 Eisenbahngesellschaften so ziemlich ebenso viel verschiedene Zeiten hatten und noch 1883 nicht weniger als 49 Eisenbahnzeiten bestanden, ist allein durch Privatinitiative nunmehr das ganze ungeheure Gebiet in fünf Zonen getheilt, deren jede eine einzige Zeit benützt. Erst wurde die Neuerung nur im Eisenbahndienst eingeführt, aber bald nahmen auch die großen Städte die Einheitszeit an, obwohl es sich dabei um Differenzen von 35—40 Minuten mit der Lokalzeit handelte. Der Vortheil für den Eisenbahnbetrieb sowohl wie für das ganze Leben in einem Staate bei dem neuen Systeme liegt auf der Hand. Ganz abgesehen vom Reisenden, welcher nicht mehr genöthigt ist, nach jeder Fahrt seine Uhr zu stellen, muß der Betrieb bei Wegfall der Zeitdifferenzen ganz bedeutend an Sicherheit gewinnen. Herr v. Hesse-Wartegg, bekanntlich ein sehr weitgereister Mann, ist competent, wie nur Wenige, in dieser Angelegenheit zu urtheilen. Er beherrscht den Stoff aufs Vollkommenste und hat seine kleine Schrift so eingerichtet, daß auch der völlig uneingeweihte Leser ein klares und durchsichtiges Bild des Gegenstandes erhält. Den Widerspruch, welcher von Seiten der Landwirthe und Sternwarten gegen die neue Einrichtung erhoben worden ist, führt er lediglich auf Bequemlichkeit und Kurzsichtigkeit zurück. Sein Ideal ist Annahme von Zonenzeiten auf dem Erdball, welchen er zu diesem Zwecke in 24 Streifen zerlegt. In Verbindung damit wünscht er zur Vereinfachung der Kursbücher und dergleichen die heutige Stundenzählung nach Vor- und Nachmittag aufgegeben und dafür Numerirung der Stunden von 1—24 eingeführt zu sehen. Ob es freilich so bald dazu kommen wird, ist uns immerhin etwas zweifelhaft.

μλ. **Vorschläge zu einer natur- und zeitgemäßen Reform unserer städtischen Volks- und Mittelschulen.** Ein Beitrag zu den schulhygienischen Bestrebungen der Gegenwart von Ph. Zimmermann. Frankfurt a. M., Reitz und Köhler. 1892.

Der Verfasser findet, daß trotz aller von ärztlichen Autoritäten angeregten und von den Schulbehörden eifrig ins Werk gesetzten Verbesserungen auf dem Gebiet der Schul-Gesundheitspflege unsere Schuljugend doch auf dem Wege des Verkümmerns ist und schlägt deshalb vor, das erste Schuljahr nur mit Anschauungs-, Sprech- und Bewegungsübungen auszufüllen, einen Theil des Unterrichts ins Freie zu verlegen, bis zum zehnten Lebensjahr innerhalb der Lehrstunden, für ältere Schüler zwischen den Stunden Zimmergymnastik einzuflechten und dem Schlafbedürfniß der Jugend zu Gefallen den Unterricht nie vor acht Uhr Morgens, für die jüngsten Schüler erst um neun beginnen zu lassen.

μλ. **Die Charakteristik des Kindes.** Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedrich Scholz, Director der Kranken- und Irrenanstalt in Bremen. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Anschließend an sein schnell in weiten Kreisen bekannt gewordenes und bereits in zweiter Auflage vorliegendes Werk: „Die Diätetik des Geistes" beleuchtet hier der kundige und geistvolle Verfasser das pathologische Seelenleben des Kindes, vor dessen Erscheinungen Eltern und Erzieher oft rathlos dastehen. Er weist mit einem durch reiche Erfahrung unterstützten ärztlichen Scharfblick auf den von Pädagogen oft nicht genug gewürdigten Zusammenhang zwischen leiblicher und seelischer Verkümmerung hin, ohne jemals, wie manche Aerzte thun, das sittliche Moment in der Erziehung bei Seite zu schieben oder doch zu unterschätzen. Dem Gesetz der Vererbung wird sein Recht, den Einflüssen, welche den erworbenen Charakter bilden helfen, nicht minder. In treffend gezeichneten Gattungsbildern werden alle häufiger auftretenden Kindesfehler auf dem Gebiet des Fühlens und Empfindens, der Vorstellung, des Wollens und Handelns vorgeführt und Rathschläge für ihre Behandlung gegeben, die wohl fast ausnahmelos die Zustimmung erfahrener Erzieher finden dürften. Dem Selbstmord der Kinder, der Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, der Erziehung des Geistes durch körperliche Erziehung, den Erziehungsmitteln, den Eigenschaften des Erziehers sind besondere Abschnitte gewidmet. Der edle, durchgebildete Stil macht das Lesen des Buches zu einem Genuß, so daß man hoffen darf, es werde seinen Weg in das deutsche Haus, in die Hände von vielen Vätern und Müttern finden, die leider noch zu wenig gewohnt sind, sich in ihrer verantwortungsvollen Aufgabe durch die abgeklärten Erfahrungen Anderer weisen zu lassen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Blum. — Juwala. Socialer Roman aus der Gegenwart von Hans Blum. 2 Bde. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Brahm. — Heinrich von Kleist. Von Otto Brahm. Gekrönt mit dem ersten Preise des Vereins für deutsche Literatur. Dritte Auflage. Berlin. F. Fontane & Co. 1892.

Brahm. — Karl Stauffer-Bern. Sein Leben, seine Briefe, seine Gedichte. Von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Briefe von Gustav Freytag. Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1892.

Bulthaupt. — Durch Frost und Gluthen. Gedichte von Heinrich Bulthaupt. Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. A. Schwarz.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Fünfte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung. A. Schwarz. 1892.

Busch. — England unter den Tudors. Von Dr. Wilhelm Busch. Erster Band. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Buße. — Gedichte von Carl Buße. Großenhain und Leipzig. Baumert und Ronge (Heinrich Ronge).

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807 bis 1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Adolf Ernst. Berlin. Julius Springer. 1892.

Die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Theodor Kulpinus. Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel). 1892.

Engels. — Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigner Anschauung und authentischen Quellen von Friedrich Engels. Zweite, durchgesehene Auflage. Stuttgart. J. H. W. Dietz. 1892.

Ernst. — Neue Geschichte von Otto Ernst. Hamburg. Conrad Kloß. 1892.

Eucken. — Die Grundbegriffe der Gegenwart. Historisch und kritisch entwickelt von Rudolf Eucken. o. ö. Professor an der Universität Jena. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig. Veit & Comp. 1892.

Fraas. — Scenerie der Alpen. Von Dr. Eberhard Fraas. Leipzig. T. O. Weigel Nachfolger. (Chr. Herm. Tauchnitz). 1892.

Garborg. — Müde Seelen. Roman von Arne Garborg. Deutsch von Marie Herzfeld. Berlin. S. Fischer. 1892.

Gerok. — Karl Gerok. Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt von Gustav Gerok. Stuttgart. Karl Krabbe.

Gottschall. — Studien zur neuen deutschen Litteratur. Von Rudolf von Gottschall. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1892.

Grazie. — Italische Bignetten. Von M. J. delle Grazie. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1892.

Gregorovius. — Römische Tagebücher. Von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Halbe. — Eisgang. Modernes Schauspiel in vier Aufzügen von Max Halbe. Berlin. S. Fischer. 1892.

Harnack. — Das Apostolische Glaubensbekenntniß. Ein geschichtlicher Bericht nebst einem Nachwort von Dr. Adolf Harnack. Berlin. A. Haaf 1892.

Hauptmann. — College Crampton. Komödie in fünf Akten von Gerhard Hauptmann. Berlin. S. Fischer. 1892.

Heim. — Frieda's Mädchenjahre und andere Erzählungen für junge Mädchen von Clementine Helm. Stuttgart. Karl Krabbe. 1892.

Henne am Rhyn. — Die Frau in der Kulturgeschichte. Von Otto Henne am Rhyn. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 1892.

Huch. — Evoé! Dramatisches Spiel in fünf Aufzügen von Ricarda Huch. Berlin. Wilhelm Herz (Bessler'sche Buchhandlung). 1892.

Jentsch. — Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens von Carl Jentsch. Leipzig. Fr. W. Grunow. 1892.

Kirchbach. — Das Leben auf der Walze. Roman von Wolfgang Kirchbach. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892.

Leixner. — Geschichte der Deutschen Litteratur. Von Otto von Leixner. Mit 411 Textabbildungen und 56 theilweise mehrfarbigen Beilagen. Leipzig. Verlag u. Druck von Otto Spamer. 1892.

Lessing. — G. E. Lessing's Ueberlegungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. Im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin. Wilhelm Herz (Bessler'sche Buchhandlung). 1892.

Lowell. — The eve of the french revolution. By Edward J. Lowell. Boston and New-York. Houghton, Mifflin and Company. 1892.

Matthias. — Sprachleben und Sprachschäden. Ein Führer durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs von Dr. Theodor Matthias. Leipzig. Richard Richter. 1892.

Maurenbrecher. — Gründung des Deutschen Reiches 1859—1871. Von Wilhelm Maurenbrecher. Leipzig. C. E. M. Pfeffer. 1892.

Mauthner. — Glück im Spiel. Eine Selbstmordgeschichte von Fritz Mauthner. Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden. 1892.

Riffel. — Ausgewählte dramatische Werke von Franz Riffel. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1892.

Paulsen. — Einleitung in die Philosophie von Friedrich Paulsen. Berlin. Wilhelm Herz (Bessler'sche Buchhandlung). 1892.

Poems from the German. Translated by C. M. Aikman. With preface by Professor Georg Fiedler. London. Swan Sonnenschein & Co.

Rau. — Die Baupolizei. Eine gründliche Abhandlung über das ganze Gebiet der Baupolizei nebst einem Anhang über Statik und Festigkeitslehre im Hochbau, zum Studium und praktischen Gebrauch für Architekten und Hochbautechniker, sowie Bauaufsichtsbeamte, Verwaltungs-, Sanitäts- und Gemeindebeamte, Parlamentarier, sowie sonstige Interessenten des Baufaches von Albert Rau, Pforzheim. Selbstverlag des Verfassers. 1892.

Reissmann. — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke von August Reissmann. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. List & Franke 1893.

Reuling. — Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Tännerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen von Gottlieb Gottfried Reuling. Berlin. Hans Lüstenöder. 1892.

Scalea. — Donne e Gioielli in Sicilia nel Medio Evo e nel Rinascimento. Del Pietro Lanza di Scalea. Palermo-Torino. Carlo Clausen. 1892.

Schlaf. — Meister Oelze. Drama in drei Aufzügen von Johannes Schlaf. Berlin. S. Fischer. 1892.

Schlegel-Wasehrd. — Moral-Philosophie des Morgenlandes. Aus persischen Dichtern erläutert von O. Freiherrn v. Schlechta-Wssehrd. Leipzig. H. Haessel. 1892.

Schroeder. — Mangoblüthen. Eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachdichtung von Leopold von Schroeder. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Schulze. — Deutsche Erziehung von Dr. Fritz Schulze. Leipzig. Ernst Günther's Verlag. 1893.

Seebaussen. — Graf Albrecht von Mansfeld. Erzählende Dichtung aus dem Zeitalter der Reformation. Von Dr. R. Seebaussen. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1892.

Strauß. — Katechismus der Mimik und Gebärdensprache. Von Karl Strauß. Leipzig. J. J. Weber. 1892.

Stelz. — Goethe und die Brüder Grimm. Von Reinhold Steig. Berlin, Wilhelm Herz (Bessler'sche Buchhandlung). 1892.

Thele. — In stillen Stunden. Gedichte von Hugo Thele. Saarlouis. M. Hausen. 1892.

Trinius. — Alldeutschland in Wort und Bild. Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat von Aug. Trinius. 1/2 Lfg. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

In der Geisterstunde.

Von

Paul Heyse.

I. Die schöne Abigail.

Wir hatten nach dem Abendessen in einem befreundeten Hause bei Bowle und Cigarre bis in die späte Nacht hinein geplaudert, zuletzt über die Entlarvung eines spiritistischen Gauklers, die gerade in den letzten Tagen gelungen war und bei Gläubigen und Spöttern großen Lärm gemacht hatte. An den Bericht über den Vorgang — Einer aus unserem Kreise war zugegen gewesen — hatte sich ein endloses Gespräch über das Für und Wider jener räthselhaften Erscheinungen gereiht, die auf der helldunkeln Grenze zwischen Seelen- und Nervenleben stehen und selbst von der hochmüthigsten Wissenschaft nicht länger mit Schweigen und Achselzucken abzufertigen sind. In das lebhafte Gewirre der widerstreitenden Meinungen hinein erklang plötzlich der tiefe Ton der alten Standuhr, die Mitternachtsstunde ankündigend. Als der letzte der zwölf harten, langsamen Schläge verhallt war und eine kleine Stille entstand, hörten wir aus dem Sophawinkel heraus die helle Stimme der jungen Schwester der Hausfrau, die in ihrer drollig trockenen Tonart ausrief: „So! die Geisterstunde wäre nun glücklich angebrochen. Ich erlaube mir den Vorschlag zu machen, daß jetzt die Debatte über Suggestion, Telepathie, Autohypnose und wie der confuse Spuk sonst noch heißen mag, geschlossen wird und wir uns endlich mit etwas Soliderem beschäftigen, ich meine mit echten und rechten Gespenstergeschichten, wie sie zur Geisterstunde passen. Ich glaube zwar an die tanzenden Nonnen in „Robert der Teufel" so wenig wie an den fliegenden Holländer, trotzdem aber kann ich mich eines angenehmen Gruselns nicht erwehren, wenn sie gut gespielt und gesungen werden, und nichts hab' ich lieber, als wenn mir — in guter Gesellschaft — die Haut ein bischen schaudert und das Haar zu Berge steht. Gerade daß man weiß, es ist Alles Unsinn, und doch hat es diesen wunderlichen Effect, ist das Hübsche daran, wie man es ja auch bei allem Poetischen erfährt, das uns mit fortreißt, obwohl wir wissen, es ist ein Spuk der Phantasie. Verzeihen Sie, Herr Doctor," wandte sie sich lächelnd zu mir, „ich schwatze da

Digitized by Google

sehr unbescheiden über Dinge, die Sie besser verstehen. Aber warum sind Sie Alle, nachdem die Uhr Zwölf geschlagen, so wie auf Verabredung verstummt? Der Erste, der den Mund öffnet, wenn ein Engel durchs Zimmer geflogen ist, sagt bekanntlich immer etwas Dummes."

„Alle sieben Weisen könnten nichts Klügeres über die Wirkung der Poesie sagen, als was Sie eben geäußert haben, liebes Fräulein," erwiderte ich, mich gegen sie verneigend. „Ich freue mich, eine so tapfere Idealistin in Ihnen zu begrüßen, welcher Schiller, wenn er sie hätte reden hören, seine Hochachtung bezeugen würde als einer werthen Gesinnungsgenossin. Denn in der That meinte er ja auch: Was sich nie und nirgend hat begeben, das allein veraltet nie. Aber lassen wir diese ästhetischen Principienfragen und kommen zu unserer mitternächtigen Tagesordnung. Sie wollen Spukgeschichten hören? Wenn nun aber Niemand von uns eine recht ausbündige, die nicht gar zu kindisch und köhlergläubisch ist, in Bereitschaft hat?"

„Nein," sagte das kluge Mädchen lachend, „das versteht sich, es darf nicht etwa auf einen bloßen Bademantel hinauslaufen, der, zum Trocknen aufgehängt, vom Winde hin und her geweht wird und sich für ein Gespenst ausgibt, wie ich selbst als kleines Mädchen einmal erlebt habe. Es muß Etwas sein, was einem vernünftigen Menschen, und der auch kein Hasenfuß ist, was aufzurathen gibt und wofür auch nicht gleich eine prosaische Aufklärung bei der Hand ist. Wie wär's, wenn wir Umfrage hielten, und wer nichts derart aus seiner eigenen Erfahrung oder nach glaubwürdiger Mittheilung zu erzählen wüßte, müßte ein Pfand geben?"

„Dann rücke Du selbst nur gleich mit Deinem Pfand heraus," sagte ihre Schwester lächelnd, „denn schwerlich sind Dir außer jenem Bademantel überirdische Gesichte zu Theil geworden."

„Wer weiß!" versetzte die Muthwillige, und bemühte sich, eine geheimnißvolle Miene zu machen. „Aber ich komme zuletzt. Der Doctor hat jetzt das Wort. Wir bitten um ein recht hübsches Gespenst, Herr Doctor, Wahrheit oder Dichtung, in Prosa oder in Versen ist uns gleich, nur daß es uns recht eiskalt dabei über den Rücken läuft und zu gleicher Zeit uns mit einer sanften ätherischen Hand das Gesicht streichelt."

„Damit kann ich nun freilich nicht dienen," versetzte ich, „wenn ich nicht etwas zusammenfabeln will, was ich so aus dem Stegreif nicht wagen würde. Das Höchste in dieser Art hat schon ein Höherer geleistet, der Dichter der Braut von Korinth. Mir selbst ist nur ein unscheinbares Erlebniß in der Erinnerung, das für eine geheimnißvolle Wirkung in die Ferne, die längst durch tausend Thatsachen bestätigt ist, ein neues Zeugniß ablegt. Ich war als ein junger Mensch von dreiundzwanzig Jahren in Rom und hatte in Berlin die beiden Menschen zurückgelassen, denen von all' meinen Nächsten ich am meisten fehlte: meine Mutter und meine Braut. Im frühen Frühling des Jahres 1853 nun, an einem dunklen, stürmischen Abend, sitzt meine Liebste ruhig mit einer Handarbeit bei ihren Geschwistern, als sie heftig unten an der Hausthür klingeln hört und mit dem Rufe: das ist Paul! hinaus- und die Treppe hinuntereilt, um selbst das schon verschlossene Hausthor zu öffnen. Niemand stand draußen

Digitized by Google

an der Schwelle, und sie mußte sich, da sie zurückkam, von den Brüdern mit ihrer „bräutlichen Phantasie“ necken lassen. Am anderen Morgen besucht sie meine Mutter, die kommt ihr mit den Worten entgegen: „Denke nur, was mir gestern Abend begegnet ist“ — und erzählt genau denselben Hergang, wie sie die Hausglocke habe erschallen hören, mit dem lebhaften Ton, den ich anzuschlagen pflegte, zu meinem Vater hineingeeilt sei und ebenfalls ausgerufen habe, das müsse ich sein, der unten stehe, worauf sich auch hier das Ganze als eine Sinnestäuschung erwiesen habe. Oder als etwas Anderes? Denn acht Tage später kam ein Brief aus Rom mit der Nachricht, ich hätte an einem Malariafieber bedenklich krank gelegen, und gerade an jenem Abend sei die Gefahr auf ihre Höhe gestiegen.“

Wieder ward eine kleine Stille in der Runde. Dann sagte das Fräulein ruhig: „Eine nachdenkliche Geschichte, von der ich jedes Wort glaube. Denn von den Wirkungen der Seelen auf einander ohne die Vermittlung sinnlicher Zwischenträger haben wir ja heute Abend schon genug unwidersprechliche Beweise gehört. Und so sollen Sie ohne Pfand sich gelöst haben, obwohl es keine eigentliche Gespenstergeschichte ist, keine solche, die unglaublich ist und uns doch gruseln macht. Jetzt ist die Reihe an dem Herrn Obersten. Ich fürchte nur, der wird uns auch im Stich lassen. Denn so viel ich weiß, haben die Gespenster einen heiligen Respect vor Leuten, die Waffen tragen und schon aus Beruf Courage haben müssen.“

Sie wandte sich mit diesen Worten an meinen Nachbar, der sich während der letzten Stunde, so lange das Gespräch sich um die Geheimnisse des Zwischenreichs gedreht, auffallend schweigsam verhalten hatte. Ein stattlicher Mann, zu Anfang der Fünfziger, Haar und Bart vorzeitig ergraut; die wetterbraune Farbe des Gesichts stach mit einem gewissen coloristischen Reiz dagegen ab, und nur ein leises Zucken, das dann und wann den festen Mund umzog, verrieth ein geheimes Leiden. In der That hatte der treffliche Mann, der mit Leib und Seele Soldat war und im deutschen Kriege anno 70 und 71 mit Auszeichnung gedient hatte, wegen tief eingenisteter rheumatischer Beschwerden, der Folge seiner Feldstrapazen, vor zwei Jahren den Abschied nehmen müssen, mit Oberstenrang und allen sonstigen Ehren, die ihn jedoch über seine gezwungene Unthätigkeit so wenig zu trösten vermochten, wie die kriegsgeschichtlichen Studien, mit denen er seine Muße ausfüllte.

Wir Alle schätzten ihn sehr und freuten uns, daß er in unserem Kreise seiner schwermüthigen Stimmung Herr zu werden im Stande war und bei den witzigen Thorheiten, auf welche die Schwester der Hausfrau zuweilen verfiel, das dankbarste Publicum abgab.

Desto bestürzter sahen wir nun, wie er auf die letzten Worte des Fräuleins erblaßte, den Blick zu Boden kehrte und eine Weile unschlüssig schien, was er erwidern sollte.

Es war offenbar, daß irgend eine wunde Stelle in seinem Innern berührt worden war, und daß er nach seiner angeborenen Tapferkeit sich bemühte, den Schmerz zu verwinden und nichts davon zu Tage kommen zu lassen.

Eben wollte das betroffene Mädchen, das bei all' seinem Uebermuth einen feinen Herzenstact besaß, die unliebsame Uebereilung wieder gut machen und

Digitized by Google

unter einem scherzhaften Vorwande den Oberst von der Pfänderpflicht freisprechen, als dieser die Augen mit ruhigem Entschluß wieder aufhob und sagte:

„Ich hätte allerdings etwas zu erzählen, was den Anforderungen, die Sie an eine richtige Spukgeschichte stellen, hinlänglich entsprechen möchte. Ich müßte aber, um verständlich zu machen, warum dies Erlebniß mir so nahe ging, ziemlich weit in meine Vergangenheit zurückgreifen und allerlei Herzensabenteuer berühren, die Ihnen nicht wichtig sein können. Zudem ist die Polizeistunde längst überschritten —"

Das Fräulein ließ ihn nicht ausreden. „Ich bin nicht die Hausfrau," sagte sie mit einem lieblichen Erröthen, „und habe überhaupt wohl schon zu dreist das Wort geführt. Aber wie ich meine Schwester kenne — von dem lieben Schwager gar nicht zu reden — so ist es ihr nie zu spät, eine merkwürdige Geschichte erzählen zu hören, zumal wenn es sich um Herzensabenteuer eines so verehrten Hausfreundes handelt. Ueberdies ist die Bowle noch nicht zur Hälfte ausgetrunken, was mich, die ich sie gebraut habe, kränken muß. Lassen Sie mich also Ihr Glas wieder füllen, dann will ich mäuschenstill sein und recht mit Wonne mich graulen."

Sie merkte, daß sie doch nicht den rechten Ton gefunden hatte, denn auf seinem Gesicht erschien kein Lächeln, wie sonst bei ihrem schalkhaften Geplauder. Auch wir Anderen geriethen in eine etwas beklommene Stimmung, da wir den Freund jetzt aufstehen und ein paar Mal das Zimmer durchschreiten sahen. Er stand endlich an dem längst erloschenen Ofen still, lehnte sich mit dem Rücken daran und begann seine Geschichte.

* * *

Was ich Ihnen erzählen will, liegt schon eine ziemliche Strecke Zeit hinter mir, über zehn Jahre. Doch bei der leisesten Erinnerung daran steht Alles wieder so leibhaft vor mir, als hätte sich's gestern zugetragen, und ich habe ganz dieselben Schauer von Gluth und Frost in meinem Blute zu überstehen, wie in jener wundersamen Nacht.

Ich schicke dies voraus, damit Sie mich nicht im Verdacht haben, Ihnen einen leeren Traum vorzutragen. Träume pflegen zu verschäumen. Was ich damals erlebte — doch ich will ohne weitere Vorrede zur Sache kommen.

Es war also im Jahre 1880, im Hochsommer. Ich hatte mir vier Wochen Urlaub ausgewirkt, da mein rheumatisches Leiden eben damals anfing, mich unerträglich zu peinigen. Das Wildbad aber, auf das ich meine Hoffnung gesetzt hatte, that Wunder. Nach drei Wochen fühlte ich mich wie neu geschaffen, und da die Hitze in jenen Thalgründen mir im Uebrigen nicht wohl that, sprach der Badearzt mich nach den üblichen einundzwanzig Bädern frei und rieth mir, den Rest meiner Ferien in einer kühleren Gegend zuzubringen, mit aller Vorsicht freilich, um nicht wieder einen Rückfall heraufzubeschwören.

Nun hatte ich in V. einen Jugendfreund, mit dem ich seit dem Frieden nicht wieder zusammengekommen war. Nach dem Kriege, den er als Regimentsarzt gerade in meiner Compagnie mitgemacht, hatte er in dieser seiner Vaterstadt die Leitung des Krankenhauses übernommen, sich verheirathet und nur durch

Digitized by Google

die Zusendung der Geburtsanzeigen seiner fünf oder sechs Kinder die Fäden unserer alten Freundschaft fortgesponnen.

Um so wohlthuender war mir's, da ich ihn jetzt unvorbereitet überfiel, den guten Kameraden ganz so herzlich gesinnt wieder zu finden wie damals, als ich von ihm Abschied nahm, um nach meinem Wundbette in Mainz evacuirt zu werden. Ich mußte zu Tische bei ihm bleiben — die einzige Zeit des Tages, neckte ihn seine liebenswürdige Frau, wo er nicht dem ersten Besten mehr gehörte als seinem eigenen Fleisch und Blut — und da ihn über den Rest des Tages seine Stadtpraxis wieder in Anspruch nahm, verabredeten wir, daß ich ihn Abends nach dem Theater in einem Weinhause, das er mir bezeichnete, erwarten sollte.

Mein einsamer Nachmittag verging rasch genug. Ich kannte zwar, außer meinem Kriegskameraden, keine lebende Seele in der schönen alten Stadt, die ich als Fähnrich vor langen Jahren einmal flüchtig durchwandert hatte. Aber es gab an allen Ecken und Enden so viel Merkwürdiges zu schauen, so Manches reizte mich, ein paar Striche in meinem Skizzenbuch zu machen, und das Wetter war so lieblich durch ein Morgengewitter gekühlt worden, daß ich das Theater — eine sehr fragwürdige Sommerbühne — fahren ließ und die Zeit bis zu unserem Stelldichein lieber mit einem Spaziergang die baumreichen Flußufer entlang in der stillen Abendluft ausfüllte.

Ich hatte mich dabei so in meine Gedanken eingesponnen, daß ich erst an den Rückweg dachte, als es völlig Nacht geworden war. Eine Nacht freilich, in der sich's so anmuthig lustwandelte wie am Tage: denn der Mond ging fast schon mit seinem vollen Schein über den Erlenwipfeln auf und erhellte die Gegend dergestalt, daß man an den flachen Uferstellen die Kiesel durch die Wellen wie kleine Silberkugeln schimmern sehen konnte.

So auch erschien die Stadt von einem silbernen Duft umwoben, wie aus einem Märchen vor mich hingepflanzt, als ich mich ihr wieder näherte. Es schlug schon Neun von der alten Domkirche, ich war müde und durstig von meinem langen Streifzuge und hatte mir die Rast in dem Weinhause, zu dem ein gefälliger Bürgersmann mich hinwies, wohl verdient. Da ich meinen Freund noch nicht vorfand, ließ ich mir etwas zu essen geben und einen Schoppen leichten Weins, mit dem ich den ersten Heißdurst löschte. Noch immer ließ der Doctor auf sich warten. Er mußte nun aber jeden Augenblick kommen, und so bestellte ich im Voraus einen feurigen Rauenthaler, von dem er mir bei Tische gesprochen hatte, um ihm gleich in diesem edlen Tropfen Willkommen zuzutrinken, sobald er einträte. Es war wirklich ein „Trank voll süßer Labe", würdig, die Blume alter Freundschaft damit zu begießen. Doch verfehlte er seinen Zweck. Statt meines guten Kameraden erschien, so gegen Zehn, ein Bote mit einer Karte, auf der der Freund sein Ausbleiben zu entschuldigen bat; er sei über Land gerufen worden zu einem schweren Patienten und könne nicht absehen, ob er in dieser Nacht überhaupt zurückkehren würde.

So war ich auf mich selbst angewiesen und auf den Wein, der mich leider nicht heiter zu stimmen pflegte, wenn ich ihn nicht in freundlicher Gesellschaft trank. Seit ich meine Frau verloren habe, damals ging es ins dritte Jahr, überfiel

Digitized by Google

mich bei der einsamen Flasche regelmäßig eine tiefe Melancholie, die geflissentlich zu nähren ich nicht mehr jung und sentimental genug war. Um ihr auch diesmal nicht zu verfallen, griff ich nach den Zeitungen, die mir fast alle zu Gebote standen, da die wenigen Stammgäste an ihren abgesonderten Tischen sich eifrig ihrer Scat- oder Schachpartie hingaben.

Was mir zunächst — auf der letzten Seite des Localblattes — ins Auge fiel, war die Liste der städtischen Sehenswürdigkeiten. Da ich den ganzen morgigen Tag noch zu bleiben gedachte, war mir dieser Wegweiser ganz erwünscht, und ich notirte mir Einiges, was meine Neugierde reizte, in mein Taschenbuch. Da fiel mein Blick auf eine Anzeige, die meine Gedanken plötzlich in eine weit entlegene Zeit zurücklenkte. „Jeden Montag und Donnerstag ist die Windham'sche Gemäldesammlung im Erdgeschoß des Rathhauses unentgeltlich geöffnet."

Windham! Nein, ich irrte mich nicht; das war der Name gewesen. Ein Windham hatte im letzten Capitel meines Jugendromans die Hauptrolle gespielt. Nun dämmerte es auch in mir auf, daß ich später einmal gehört hatte, dieser Windham habe sich mit seiner jungen Frau hier in B. niedergelassen. Seitdem war er mir verschollen geblieben. Und nun hier so unverhofft an ihn erinnert zu werden! —

Aber Sie können ja nicht verstehen, was mich an der unscheinbaren Zeitungsnotiz so seltsam aufregte. Ich muß nun doch noch weiter ausholen.

Sie wissen, daß ich als Sprößling einer unterfränkischen Soldatenfamilie im Cadettenhause zu München erzogen worden bin und daß ich es in dem Jahre vor Ausbruch des französischen Krieges zum Oberlieutenant gebracht hatte. Ich war neunundzwanzig Jahre alt und hatte außer meinem Beruf, dem ich mit Leib und Seele anhing, nicht viel erlebt. Eine sehr ideale Fähnrichsliebe, die ein albernes Ende nahm, hatte mich vor den mancherlei Verirrungen meiner Altersgenossen bewahrt, mir aber das weibliche Geschlecht nicht im besten Lichte gezeigt. Doch posirte ich nicht als Weiberfeind, und da ich ein leidenschaftlicher Tänzer war, selbst noch auf der Kriegsakademie, machte ich auch den Carneval des Jahres 70 als einer der Flottesten mit, ohne mir die Flügel zu verbrennen.

Bis auch meine Stunde geschlagen hatte.

Auf einem der öffentlichen Bälle erschien so um die Mitte des Februar eine auffallende junge Schönheit, die alle bisherigen Ballköniginnen verdunkelte.

Sie war erst vor Kurzem mit ihrer Mutter, da der Vater vor Jahr und Tag gestorben war, aus Oesterreich herübergekommen, um, nachdem sie die Trauer abgelegt hatte, noch etwas Winterfreuden zu genießen. Ihre Gestalt, ihr Benehmen, ihre Art sich auszudrücken, all' das hatte einen fremdartigen Reiz, der schon aus der seltsamen Mischung ihres Blutes zu erklären war. Denn ihre Mutter, eine hochgewachsene, röthlich blonde Schottin von strenger, puritanischer Haltung und langsam ungelenken Gebärden, hatte einen steirischen Edelmann geheirathet, der sich auf einer Reise durch ihr heimathliches Hochland in das junge Mädchen verliebt hatte. Sie war ihm nach seinem Gut gefolgt, hatte sich aber dort nicht zu acclimatisiren verstanden. Trotzdem hatte sie in einer glücklichen Ehe mit dem leichtblütigen katholischen Gatten gelebt und seinen Tod noch immer nicht verwinden können, als sie mit ihrer Tochter auf Reisen ging.

Digitized by Google

Diese, damals schon in den ersten Zwanzig, hatte von der Welt bisher nichts gesehen, als was auf zehn Meilen in der Nachbarschaft ihres Landsitzes sich ihr dargeboten hatte. Der Vater, der im Punkt der ehelichen Treue vielleicht nicht der Gewissenhafteste gewesen war und alljährlich viele Monate in Wien zubrachte, hatte seine Frau den Versuchungen der großen Stadt sorgfältig fernzuhalten gewußt und die Tochter vollends vor allem Verkehr mit jungen Männern behütet. Beide hätten es wahrlich nicht bedurft, da ihr kühles Temperament sie hinlänglich schützte. Denn hierin war Abigail — so war das Fräulein nach einem uralten Brauch der mütterlichen Familie getauft worden — das echte Kind ihrer Mutter, der sie äußerlich durchaus nicht ähnlich sah, nicht einmal durch die Farbe des Haares, die bei der Tochter durchaus keinen röthlichen Schimmer hatte.

Ich will aber nicht den thörichten Versuch machen, diese reizende junge Schönheit Ihnen zu beschreiben. Nur Zweierlei fiel mir gleich bei dem ersten Begegnen auf und verfolgte mich bis in meine Träume: der seltsam glanzlose Blick ihrer großen grauen Augen, die immer ernst blieben, auch wenn der Mund lächelte, und daß sie die schönsten Arme hatte, die ich je gesehen. Sie trug sie gegen die damalige Sitte ganz entblößt, an den Achseln nur durch einen schmalen Florstreifen von den herrlichen Schultern abgetrennt, was die Damen, zumal die Mütter, scandalös fanden, obwohl die Wiener Mode diese Tracht sanctionirte und das Fräulein im Uebrigen sich in Worten und Gebärden aufs Züchtigste betrug. Aber die Arme waren zu schön, um nicht Aufsehen zu machen und Neid so viel wie Bewunderung zu erregen. Eine Farbe wie etwas vergilbter, weißer Atlas, mit einem matten Glanz, und in der Biegung des Ellenbogens eine zarte, blaue Ader. Selbst die kleinen, hellen Narben am linken Oberarm, die von der Nadel des Impfarztes herrührten, hatten einen eigenen Reiz, als wären sie mit absichtlicher Koketterie der glatten Haut eingeätzt worden, um deren edle Feinheit desto mehr bemerklich zu machen.

Und so die Hände, als sie beim Souper die Handschuhe abstreifte, der schönste Fuß im weißseidenen Schuh, ein Ebenmaß und eine Schmiegsamkeit der Glieder, die sie dem österreichischen blauen Blut, nicht der schottischen Hochlandsrasse, verdankte.

Ich war, so wie ich den ersten Blick auf das herrliche Geschöpf geworfen hatte, unter dem Zauber dieser fremden, kühlen Augen. So unbefangen ich sonst selbst den reizendsten Frauen gegenübertrat, das Herz schlug mir heftig und meine Rede verwirrte sich, als ich ihr vorgestellt wurde und sie um einen Tanz bat.

Auch fand ich meine Besinnung nicht so bald wieder, während ich mit ihr durch den weiten Saal mich umschwang, und war wüthend auf mich selbst, daß ich eine so unbeholfene Figur machte. Beständig mußte ich denken: Sie ist kein Weib wie alle anderen. Eine Göttin! Kein Wunder, daß ihre Blicke so kühl auf das armselige Menschengewühl herabsinken. Ist es zu denken, daß man einen solchen Mund küssen dürfte? Und der Sterbliche, um dessen Hals sich diese Arme schlängen, müßten dem nicht die Sinne vergehen und er in diesem übermenschlichen Glück zu einem Aschenhäufchen verlodern?

Digitized by Google

Sie sehen, es war eine richtige Bezauberung. Was man vom Blitz und Schlag einer plötzlichen Verliebung redet, hatte ich an mir erleben sollen.

Ich gewann aber bald so viel Herrschaft über mich, daß ich mich mit guter Manier in mein Schicksal ergeben und an diesem ersten Abend die Rolle eines ritterlichen Verehrers spielen konnte, ohne mich zu so überschwänglichen Huldigungen fortreißen zu lassen wie die Meisten meiner Kameraden. Das kam mir mehr zu statten, als wenn ich an Schönheit und Liebenswürdigkeit Alle überglänzt hätte. Denn das seltsame Mädchen, obwohl dies ihr erster Ballwinter war, nahm doch alle Auszeichnungen, die ihr zu Theil wurden, zumal die süßen Reden ihrer Tänzer, mit so kühler Miene entgegen, als ob es ihr beim Tanz einzig und allein auf die Bewegung ankäme, und die eitlen, jungen Herren, so schön geputzt und frisirt sie waren, ihr nur als Mittel zum Zweck willkommen wären.

Das gestand sie mir denn auch ganz harmlos, als wir beim Souper mit einander plauderten, und daß es ihr eher lästig und langweilig sei, wegen ihrer Schönheit beständig begafft und umschmeichelt zu werden. Keine Spur von Koketterie konnte ich an ihr bemerken, doch einen Hang zur Ironie und Menschenverachtung, der in einem minder reizenden Wesen sehr abstoßend gewirkt hätte, an Fräulein Abigail aber nur wie ein seltsames Schmuckstück, etwa ein blanker Stachelgürtel um den schmiegsamen Leib, sich ausnahm.

Da ich ihr nicht ein einziges schmeichelndes Wort sagte, wurden wir gleich an diesem ersten Abend sehr gute Freunde, und ich erhielt sogar von der Mutter die Erlaubniß, sie in ihrem Hause aufzusuchen.

Ich machte, wie Sie denken können, gleich am anderen Tage davon Gebrauch. Ich mußte doch fragen, wie der Ball ihnen bekommen sei, und fand die Damen in einer möblirten Wohnung so behaglich eingerichtet, daß mir klar wurde, sie lebten in den bequemsten Verhältnissen. Gleichwohl hatte die Mutter kein Hehl daraus gemacht, daß sie nur gekommen sei, um für die Tochter einen Mann zu finden, wozu auf dem abgelegenen Landsitz keine Aussicht sei. Das Mädchen hörte jede Aeußerung, die in diesem Sinne fiel, mit dem äußersten Gleichmuth, wie wenn es sich durchaus nicht um sie selbst dabei handle, sondern um eine Laune der Mama, die hoffentlich auch wieder vergehen werde.

Das Zutrauen, das sie so rasch zu mir gefaßt hatte, entzog sie mir auch nicht wieder, sondern gab mir immer neue Beweise, daß ihr meine Gesellschaft angenehm sei, meine Art, Welt und Menschen zu betrachten, ihr die richtige scheine. Sie erzählte mir ihr ganzes Leben, was freilich keinem Roman ähnlich sah. Verliebt war sie nie gewesen und konnte sich von dem Zustand eines leidenschaftlichen Herzens überhaupt keine Vorstellung machen. Geliebt hatte sie nur Einen Menschen, ihren Vater. Mit der Mutter verstand sie sich in keiner Sache und beobachtete alle kindlichen Pflichten fast mechanisch, ohne das Geringste dabei zu empfinden. „Ja," sagte sie mir einmal, „es ist vielleicht so, wie Sie sagen, ich habe kein richtiges Mädchenherz, und doch —"

Dabei drückte sie die Augen ein, lehnte den schönen blonden Kopf zurück, und ihre halb geöffneten Lippen hatten einen halb schmerzlichen, halb wilden Ausdruck von Dürsten und Verlangen.

Digitized by Google

Gleich darauf lächelte sie und fing eine spöttische Rede an über gewisse junge Damen, die sie kennen gelernt und die beständig Bulletins über die Zustände ihrer zärtlichen Herzen ausgaben.

* * *

All' diese Vertraulichkeiten waren weit entfernt, mich eitel zu machen und kühne Hoffnungen in mir zu wecken.

Ich verbrachte aber fast einen Abend wie den anderen in der Gesellschaft der beiden Damen, theils, so lange der Carneval dauerte, bei öffentlichen Festen, wo ich nun bereits für den unzertrennlichen Cavalier und begünstigten Bewerber galt, theils an ihrem behaglichen Theetisch als einziger Hausfreund männlichen Geschlechts. Nur dann und wann fand sich eine ältere Dame, eine österreichische Bekannte der Mutter, dazu, und es wurde ein kleiner Tarok gespielt, bei dem Abigail die Zuschauerin machte. Sie verhehlte ihre Langeweile nicht, wie sie überhaupt mit keiner ihrer Empfindungen je zurückhielt. Und doch blieb ein räthselhaft dunkler Grund in ihrem Wesen, der zuweilen in unbewachten Augenblicken durchbrach und mich jedesmal mit einem leisen, unheimlichen Frösteln überschauerte.

Ich war im Verlauf der Wochen und Monate so offenherzig gegen sie geworden, daß ich selbst dies nicht gerade schmeichelhafte Gefühl der schönen jungen Freundin nicht verhehlte.

Sie sah ruhig und mit unbeweglichen Augen ins Leere.

„Ich weiß, was Sie meinen," sagte sie. „Es ist Etwas in mir, wovor ich mich selbst fürchte, und kann es doch nicht näher bezeichnen. Vielleicht die Ahnung, daß ich nie erfahren werde, was Glück ist, freilich auch Anderen kein Glück zu bringen bestimmt bin, ohne eigene Schuld, und daß mein innerstes Wesen sich dann empört und auf irgend Etwas sinnt, um sich für diese Zurücksetzung zu rächen. Wissen Sie, wie ich mir vorkomme? Wie ein Eiszapfen, der eine Flamme lustig flackern sieht und sich schämt, so starr und kalt zu bleiben, und nun näher heranrückt und dabei nichts weiter erreicht, als daß er langsam abschmilzt; wenn aber die letzte eisige Starrheit geschwunden ist, wird er selbst nicht mehr vorhanden sein. Das Gleichniß hinkt auf beiden Füßen, ich weiß es wohl; aber es ist doch Etwas daran, und Sie wissen vielleicht auch, was mit der Flamme gemeint ist."

Es war das erste Mal, daß sie auf meine längst nicht mehr verborgene Neigung anspielte, freilich unbarmherzig genug, da sie mir jede Hoffnung abschnitt. Wer weiß aber, wohin das Gespräch noch geführt hätte, wenn die Mutter nicht dazugekommen wäre.

Und freilich hinkte das Gleichniß. Denn auch die Flamme loderte nicht so lustig, wie ein rechtschaffenes Liebesfeuer soll, sondern hatte wunderliche Anfälle von Kühle und Versuchungen völligen Erlöschens.

So recht ins Lodern gerieth sie nur, wenn ich mit dem wundersamen Mädchen unter vier Augen war oder im lichterhellen Saal ihre ganze Schönheit an mir vorüberschwebte. War sie meinen Augen entrückt, so kam sie mir durchaus nicht aus dem Sinn, ja ich mußte nun erst recht an sie denken, dann aber stets mit einer räthselhaften Abneigung, obwohl ich ihr nichts Bestimmtes vorwerfen konnte.

Digitized by Google

War's eine Sünde, mich nicht zu lieben? oder von der Liebe überhaupt noch keinen Hauch gespürt zu haben? Und jener dunkle Grund, der ihr selbst unheimlich war, konnte er sich nicht eines Tages als ein ganz unschuldiger Hintergrund erweisen, auf welchem allerlei lichte Freuden sich desto farbiger und reizender ausnahmen?

Und dennoch, die Thatsache stand fest: ich wünschte, ich hätte das schöne Mädchen nie kennen gelernt, das mich doch immer von Neuem zu sich hinzwang und, wenn ich in ihrer Nähe war, meine Sinne in einen magischen Aufruhr brachte.

Nur Einmal meinen Mund auf diese durstigen Lippen zu drücken, nur Einmal von diesen weichen, schlanken Armen umfangen zu werden — ich bildete mir ein, damit würde der Zauber gebrochen und ich mir selbst zurückgegeben werden.

Die Mutter sah mich kommen und gehen, ohne sich über mein Verhältniß zu ihrem Kinde besondere Gedanken zu machen. Daß ich verliebt war, fand sie nur in der Ordnung, aber ganz ungefährlich bei der Sinnesart des Mädchens, die sie nur zu gut kannte und nicht zu bekämpfen suchte, da sie ihrem bei aller äußerlichen Frömmigkeit weltlich speculirenden Geist sehr erwünscht war. Sie wollte höher hinaus mit ihrer gefeierten Tochter, als ein schlichter Oberlieutenant es ihr bieten konnte, und hoffte von mir vor Allem, daß ich durch meine Bekanntschaften ihr den Eintritt in die aristokratischen Kreise erleichtern würde. Dann würde es, calculirte sie, auf die Länge an einem gräflichen oder gar morganatischen Schwiegersohn nicht fehlen.

Der Sommer machte zunächst einen Strich durch diese Rechnungen, da die „Gesellschaft" sich zerstreute und aufs Land hinauszog. Auch meine beiden Damen miethteten eine Villa in Tegernsee, zu meinem Leidwesen, da ich jetzt nur einmal alle sieben Tage sie besuchen konnte. Die Entbehrung schürte nun allerdings die Flamme dergestalt, daß ich von Samstag zu Samstag in einer fieberhaften Ungeduld hinlebte, zugleich in steter Angst, während meiner langen Entfernung möchte sich irgend Jemand an die einsamen Frauen herandrängen, der den Ansprüchen der Mama genügte und der Tochter nicht unwillkommener als irgend ein Anderer wäre.

Diese Sorge war überflüssig. Dagegen verfinsterte sich plötzlich die Luft über der ganzen deutschen Welt so drohend, daß alle Einzelgeschicke davon überschattet wurden.

Der französische Krieg brach aus. Ich begrüßte ihn freudig, auch weil er meiner eigenen unerträglichen Situation ein Ende machte. Nur mit genauer Noth, indem ich einen nächtlichen Ritt daran setzte, konnte ich die Zeit zu einem Abschiedsbesuch in Tegernsee erschwingen. Ich fand, am frühen Morgen, das schmerzlich geliebte Mädchen im Garten, da sie mein Kommen nicht erwartet hatte. Sie hatte ein Bad genommen und die Morgenluft schauerte über ihre blasse Haut und das blonde Haar, das ihr wie ein weicher Mantel über den Rücken hinabhing. Als sie hörte, was mich zu so ungewohnter Zeit hinausgeführt, wechselte sie die Farbe keinen Augenblick, nur ihre Augenlider senkten sich, als ob sie einen Vorhang vor das niederlassen wollte, was in ihr vorging.

Digitized by Google

„Nun," sagte sie, „da wird ja Ihr sehnlichster Wunsch erfüllt. Non più andrai farfallon amoroso — Sie werden Wunder der Tapferkeit verrichten und als ein berühmter Sieger zurückkehren. Ich wünsche Ihnen das beste Glück und werde Ihrer täglich gedenken."

„Werden Sie das wirklich?" sagte ich. „Und etwas herzlicher als jedes anderen Muttersohnes, der seine Stirn und Brust pro patria den Kugeln der französischen Mitrailleusen aussetzt?"

„Wie können Sie daran zweifeln!" sagte sie, eine Blume abbrechend, deren Duft sie wieder mit jenem sehnsüchtigen Ausdruck einsog. „Sie wissen, daß ich Ihnen sehr gut bin und Ihnen mehr vertraue als noch je irgend einem jungen Mann. Sind Sie damit nicht zufrieden?"

„Nein, Abigail," sagte ich, „und Sie wissen ja auch sehr gut, warum." Und nun schüttete ich — zum ersten Mal, da ich dachte, es sei vielleicht das letzte Mal — Alles, was ich für sie fühlte, in leidenschaftlicher Erregung vor sie hin. „Ich weiß," schloß ich, „Sie empfinden gar nichts Aehnliches. Der Blitz, der in mein Herz eingeschlagen, hat Ihnen nicht ein Haar Ihrer Stirnlöckchen versengt. Ich bin auch nicht so verblendet, zu glauben, Sie würden aus bloßem Mitleid, um mich nicht ganz hoffnungslos ins Feld ziehen zu lassen, ein wärmeres Gefühl heucheln. Es mußte aber einmal von meinen Lippen, zu meiner eigenen Erleichterung — und nun empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, deren Morgentoilette ich nicht stören will, und bewahren Sie mir ein geneigtes Andenken."

Da schlug sie die Augen auf und sah mir gerade ins Gesicht, sehr ernsthaft, während ihre sonst immer gleichmäßig gefärbten Wangen eine leichte Röthe überflog, die sie sehr verschönerte.

„Nein," sagte sie, „so dürfen Sie denn doch nicht von mir gehen, und Gott weiß, ob man sich je wieder sieht. Ich will Ihnen das Geständniß mit auf den Weg geben, daß ich fest überzeugt bin, wären Sie noch ein paar Wochen oder Monate wie bisher freundlich und gut gegen mich gewesen, so hätte sich der bewußte Eiszapfen in ein frisch grünendes Reis verwandelt und Blüthen getrieben — wieder ein hinkendes Bild, aber Sie verstehen mich. Vielleicht denken Sie an dieses Frühlingsmärchen, wenn Sie im kalten Bivouac Nachts nicht einschlafen können, und erwärmen daran Ihr fröstelndes Herz."

Ich kann nicht schildern, wie mir bei diesen Worten zu Muthe war.

Was ich in dem ersten Schwindel und Wirbelwind aller Gefühle gestammelt habe, mögen die Götter wissen. Nur aus ihrer Erwiderung, die ich Wort für Wort behalten habe, muß ich schließen, daß ich unter Anderem die Zumuthung an sie stellte, nun sofort zur Mutter zu gehen, sie um ihren Segen zu bitten und dadurch unser Einverständniß zu einer regelrechten, bündigen Verlobung zu stempeln.

„Wenn Sie mit meiner Erklärung nicht zufrieden sind", sagte sie kaltblütig, „so thut mir's leid; zu mehr aber fühl' ich mich für jetzt nicht aufgelegt" — wahrhaftig, aufgelegt sagte sie, und sah dabei zum Verrücktwerden reizend und marmorkühl aus. „Wenn wir uns in aller Form verlobten, würde ich keine ruhige Stunde haben, sondern mir immer wie Bürger's Lenore vor-

Digitized by Google

kommen. Nicht bloß die ewige Unruhe: bist untreu, Wilhelm, oder todt? fürchte ich, sondern noch etwas viel Schlimmeres. Ich bin nämlich entsetzlich abergläubisch, oder vielmehr, ich glaube steif und fest, daß jene Ballade nicht eine bloße schaurige Fabel ist, sondern so oder anders, aber in der Hauptsache sich wirklich zugetragen hat. Wenn Ihnen etwas Menschliches begegnete, lieber Freund, und Sie hätten ein festes Anrecht auf mich, als auf Ihre feierlich Ihnen angelobte Braut — ich schliefe keine Nacht mehr und weiß bestimmt, daß irgend ein Spuk meinem armen Dasein ein Ende machen würde. Also lassen Sie uns das Weitere der Fügung des Himmels anheimstellen und ziehen Sie ins Feld von meinen herzlichsten Gedanken überall begleitet."

Das war nun danach angethan, meine hochgespannte Stimmung unsanft herabzudrücken. Umsonst versuchte ich, mit Ernst und Scherz sie zu rühren, daß sie mir etwas mehr einräumte. Doch nicht einmal das Versprechen, mir zu schreiben, konnte ich ihr abgewinnen und mußte mich endlich mit sehr getheilten Gefühlen von ihr losreißen. Nichts von wahrer warmer Hingebung hatte ich gespürt in der Umarmung, die sie mehr duldete als erwiderte, und die so lang ersehnten Lippen, die ich flüchtig berühren durfte, waren von einer Kühle, als hätten sie nicht soeben ein freundliches verheißungsvolles Wort gesprochen.

Gleichviel: als hoffnungsloser Liebhaber war ich gekommen, und als glücklicher, wenn auch noch nicht erklärter Bräutigam ritt ich wieder davon.

Das Glück war nun freilich nicht überschwänglich groß. Es bestand nur darin, daß ich in allen dienstfreien Augenblicken daran denken konnte, welch' ein Siegespreis nach Beendigung des damals unabsehlichen Krieges meiner wartete, vorausgesetzt, daß man sich „dazu aufgelegt" fühlen würde, meine Liebe und Treue zu belohnen, und daß ich von Zeit zu Zeit die Versicherung eben dieser Lieb' und Treue nebst Berichten vom Kriegsschauplatz nach Tegernsee, später nach München schicken durfte.

Eine Antwort kam nie.

Anfangs hatte ich kein Arg dabei. War's nicht ganz correct, daß ein junges Mädchen einem jungen Manne, mit dem sie nicht in aller Form verlobt war, keine zärtlichen Briefe schrieb? Und andere als zärtliche hätten mich doch nicht glücklich gemacht.

Wer weiß auch, ob die puritanische Mama, die ohnehin das Verhältniß nicht billigen konnte, nicht ein entschiedenes Verbot eingelegt hatte.

Aber alle Mütter der Welt, alle correcten Grundsätze hätten ein wahrhaft liebendes Herz nicht abhalten können, dem von Entbehrungen und Gefahren umringten Liebsten ein wenig Trost in die Ferne zukommen zu lassen. Wie beneidete ich meine Kameraden um gewisse Briefchen, mit denen sie sich in irgend einen stillen Winkel schlichen, um im Genuß solcher „Liebesgabe" nicht gestört zu werden. Ich ging leer aus bei jeder Post, der ich doch meinerseits mehr als mancher Beglücktere zu thun gab. Und eines Tages schämte ich mich der allzu selbstlosen Rolle, die ich spielte. Ich beschloß, keine Zeile mehr zu schreiben, ehe eine Nachfrage nach mir geschehe. Mochte sie mich nun für „untreu oder todt" halten — es war an ihr, zu zeigen, ob mein Leben oder Sterben den geringsten Werth für sie hätte.

Digitized by Google

Wochen und Monate vergingen seit diesem Entschluß — und keine Zeile kam. Doch wenn Sie dächten, ich hätte unter diesem völligen Zusammenbruch meiner Hoffnungen schwerer gelitten, so würden Sie sich täuschen. Ich empfand vielmehr eine Erleichterung und erkannte, daß ich all die Zeit in einer trügerischen Illusion von Glück und Liebe befangen gewesen war, da im Grunde nur meine Sinne mit im Spiel gewesen und vielleicht mehr noch ein geheimer Trotz, diesem unnahbaren Wesen doch endlich näher zu kommen und das Eis zu schmelzen.

Was mir nun geschehen war, gab mir noch zeitig genug eine heilsame Lehre. Das war keine Frau, wie ich sie brauchte. Ein Glück, daß ich noch mit gutem Gewissen zurücktreten und stehen bleiben konnte, wo ich stand, ohne zu erleben, daß sie mir einen Schritt entgegenthun möchte.

* * *

So ging das Jahr zu Ende; wir hatten weder einen Weihnachts- noch einen Neujahrsgruß ausgetauscht. Im Februar wurde ich verwundet und nach Mainz transportirt. Wie ich in dem Hause, in welchem ich wochenlang die liebevollste Pflege fand, Die kennen lernte, die im nächsten Jahr meine Frau wurde, gehört nicht hierher. Das Wort, das unser Schicksal entschied, war noch nicht zwischen uns gesprochen worden, wir wußten nur, daß wir einander fürs Leben gefunden hatten, da kam eines Tages ein Brief Abigail's, sie habe in der Zeitung von meiner Verwundung gelesen und frage bei mir an, ob ich in irgend etwas ihrer Hülfe bedürfte, ob sie und die Mutter kommen sollten, mich zu pflegen. Von bräutlichen Gefühlen keine Spur, ein Brief, dessen Inhalt aus dem unpersönlichsten Gebot allgemeiner Nächstenliebe hervorgegangen sein konnte.

Vielleicht hatte die Mama ihn dictirt. Aber mußte die Tochter so sklavisch nachschreiben?

Ich bat Helene, der ich damals zuerst von meinem nun gelösten Verhältniß erzählte, in meinem Namen für das freundliche Anerbieten zu danken. Es fehle mir nichts, und ich sei in der besten Pflege.

Das war das letzte Lebenszeichen, das ich von meinem angebeteten „Bild ohne Gnade" erhielt. Ein allerletztes, das im Herbst 71 von mir ausging, die Verlobungsanzeige, kam als unbestellbar aus München zurück. Als ich kurz darauf selbst wieder nach Hause kam, erfuhr ich, die Damen seien schon vor dem Einmarsch der siegreichen Truppen fortgezogen, Niemand wisse, wohin, vielleicht nach Oesterreich zurück auf ihren Landsitz.

Doch schon im nächsten Jahr drang das Gerücht zu uns, die schöne Abigail habe sich ebenfalls vermählt, mit einem hochbejahrten reichen Norddeutschen, der sie in einem Badeorte kennen gelernt. Uebrigens ein feiner und überall hochgeachteter Mann, großer Kunstfreund und Besitzer einer ausgewählten Gemäldesammlung neuerer Meister, der das schöne Fräulein wohl mehr als eine Zierde seiner Galerie, ein plastisches Kunstwerk sich angeeignet habe, da er fünfunddreißig Jahre älter sei und von schweren gichtischen Gebrechen geplagt.

Daß der kalte Fisch, wie man Abigail nannte, sich nicht lange besonnen habe, eine solche Heirath einzugehen, schien Niemanden zu verwundern.

Digitized by Google

Seitdem hatte ich nie wieder ein Wort von ihr gehört; der Ort, wo sie lebte, war mir nicht im Gedächtniß geblieben, nur den Namen Windham hatte ich behalten. Und nun las ich ihn in dem Localblatt, das ich ahnungslos überflogen hatte, und konnte nicht zweifeln, es war ihr Gatte, von dessen Bildergalerie hier die Rede war.

Ich rief den Kellner und fragte, ob er mir Näheres von dem Besitzer dieser Galerie und seiner Familie sagen könne. Er wußte nicht mehr, als daß Herr Windham vor etlichen Jahren gestorben sei und seine Sammlung der Stadt vermacht habe. Ob er eine Frau gehabt, könne er nicht sagen. Vielleicht wisse es der Wirth. Der sitze aber in seinem Privatzimmer mit ein paar Freunden beim Scat und liebe es nicht, dabei gestört zu werden.

Ich verbat das auch und suchte mir vorzureden daß ich durchaus kein Interesse daran hätte, ob eine Frau Abigail Windham als Wittwe in dieser Stadt lebe, oder etwa mit ihrer Mutter wieder auf dem steirischen Landgut. Was war mir diese alte Flamme? Ein Bild und ein Name. Und vielleicht war auch das Urbild in diesen elf Jahren stark verblichen oder nachgedunkelt, und ein Wiedersehen konnte keinem von uns wünschenswerth sein.

Lassen Sie mich gestehen, daß auch ein nie ganz unterdrücktes Gefühl eigener Verschuldung sich wieder in mir regte.

Im Grunde, was hatte ich ihr vorzuwerfen? Sie hatte nur nicht gehalten, was sie nie versprochen hatte, und meine eigene Thorheit war es gewesen, von ihr zu erwarten, was ihrer Natur nun einmal versagt war. Wer weiß, wenn ich mich auf ihr einfaches Wort verlassen und Alles der Zukunft anheimgestellt hätte, wäre der zarte Keim einer Neigung zu mir am Ende wirklich kräftig zur Blüthe gediehen und ein so langsam erschlossenes Herz hätte doch wohl keinen geringeren Werth gehabt, als eines, das über Nacht sich entscheidet. Nein, es war ein schnöder Wankelmuth gewesen, mich plötzlich von ihr abzuwenden. Freilich, ob ich mit ihr so glücklich geworden wäre, wie mit meiner armen Helene —! Aber darauf kam es nicht an. Ich hatte ihr meine Treue gelobt, und war's eine Uebereilung gewesen, als Ehrenmann war ich verpflichtet, sie nicht im Stich zu lassen.

Aehnliche Betrachtungen hatte ich im Lauf der letzten Jahre mehr als einmal angestellt und sie immer mit Sophismen zurückzudrängen gesucht. An jenem Abend gewannen sie eine solche Macht über mich, daß ich in sehr trübseliger Verfassung dasaß, einen bittern Geschmack auf der Zunge, den selbst der edle Wein nicht wegspülen konnte.

Darüber war es spät geworden. Die Spieler hatten das Local verlassen, nur eine einzige Schachpartie zog sich hartnäckig in die Länge. Ich brach endlich auf und merkte nun erst, daß schwerer Wein und schwere Gedanken nicht gut zusammen taugen. Denn der Kopf brannte mir, und am Herzen fühlte ich einen lästigen Druck. Das besserte sich aber, als ich in die linde Nachtluft hinaustrat und meinen wohlbekannten Weg nach dem Gasthof einschlug. Keiner Menschenseele begegnete ich, als einem Nachtwächter, der in dieser alterthümlichen Stadt noch mit Spieß und Laterne die Runde machte — damals wenigstens. Die Laterne war überflüssig, denn ein zauberhafter Mondschein lag auf Dächern und

Digitized by Google

Gassen und ließ die krausen Ornamente der alten Erker und selbst die Inschriften über den Hausthüren taghell hervortreten. Die Nacht war so wundervoll, daß ich noch einen weiten Umweg machte, eh' ich mich entschloß, mein Zimmer aufzusuchen, was über Tag ziemlich schwül gewesen war. Hoffentlich hatte das Zimmermädchen die Fenster offen gelassen.

So erreichte ich das Hôtel, fand die Thür noch angelehnt, den Portier aber in seiner Zelle in tiefen Schlaf versunken. Ich gönnte ihm seine Ruhe, zumal ich den Zimmerschlüssel hatte stecken lassen. Den Weg zur Treppe hinauf konnte ich auch bei dem schläfrigen Gaslicht ohne Führer finden. Ich hoffte, einen langen Schlaf zu thun, denn ich fühlte eine bleierne Müdigkeit in allen Gliedern. Als ich aber meine Thür öffnete, sah ich Etwas, das plötzlich alle träumerische Dumpfheit von mir nahm und mich mit einem jähen Ausruf der Ueberraschung an die Schwelle festbannte.

Die beiden Fenster des Zimmers gingen nach einem freien Platz hinaus und ließen das grelle Mondlicht breit hereindringen. Desto dunkler war es in der hinteren Ecke, wo das Bett stand, und gegenüber an der andern Wand bei dem Sopha. Und doch sah ich deutlich, daß Jemand auf dem Sopha saß, eine schwarzgekleidete Frauengestalt, nichts Helles an ihr, als das Gesicht. Das sah unbeweglich aus einem schwarzen Schleier hervor, der von der einen Hand unter dem Kinn zusammengehalten wurde, während die andere einen Blumenstrauß gegen das Gesicht hielt. Sie mußte ihn aus dem Glase genommen haben, das auf dem Tische vor dem Sopha stand, ein paar Rosen und Jasminblüthen, die mir die Frau meines Freundes nach Tische in ihrem Garten gepflückt hatte.

Auch bei meinem Eintritt regte sich die verhüllte Gestalt nicht im mindesten. Erst als ich mich ermannte und dicht an den Tisch trat — die Worte versagten mir, ich traute noch immer meinen Augen nicht — hob die Fremde den Kopf, den sie auf die Lehne des Sophas hatte zurücksinken lassen, und ich sah nun, trotz der Dunkelheit ganz deutlich, zwei große graue Augen auf mich gerichtet.

„Abigail!"

Die Gestalt blieb ruhig sitzen. Sie schien durchaus nicht verlegen, an diesem Ort, zu dieser mitternächtigen Stunde sich mir gegenüber zu befinden. Nur die Hand mit den Blumen ließ sie in den Schoß sinken. Dann, nach einer Weile, hörte ich sie sagen — die Stimme klang mir unheimlich fremd:

„Kennen Sie mich wirklich noch? War alle Mühe, die Sie sich gegeben haben, mich zu vergessen, umsonst? Nun, das macht Ihnen alle Ehre. Ich sehe, daß ich Sie doch richtig taxirt habe."

„Abigail!" rief ich wieder. „Ist es denn möglich? Sie hier? Wie kommen Sie in dieses Zimmer, zu so ungewohnter Zeit?"

Ich hatte mich jetzt an das Helldunkel gewöhnt und sah deutlich, daß ein lauernder Zug ihren Mund entstellte. Uebrigens erschien sie mir schöner, als ich sie im Gedächtniß hatte, nur blasser, und die Brauen zogen sich zuweilen schmerzlich zusammen.

„Wie ich hierher gekommen bin?" erwiderte sie langsam, mit einer etwas heiseren Stimme, wie Jemand, der einsam lebt und das Sprechen oft Tage lang nicht mehr übt. „Das ist sehr einfach. Ich hörte, Sie seien hier, auf

Digitized by Google

kurze Zeit. Daß Sie mich nicht aufsuchen würden, wußte ich. Da mußte ich mich wohl entschließen, zu Ihnen zu kommen. Den Weg hier herauf zeigte mir freilich Niemand. Der Portier schlief. Aber ich las Ihren Namen auf der schwarzen Tafel unten und dabei die Nummer Ihres Zimmers. Da war ich so frei, mich hier häuslich niederzulassen, um Sie zu erwarten. Ich möchte doch gern, da ich jetzt so einsam bin — mein Mann ist vor drei Jahren gestorben — einen alten Freund einmal wieder begrüßen. Wie Sie wissen, on revient toujours —. Freilich, so ein armer revenant macht eine traurige Figur, aber wenn ich häßlich geworden bin, Sie dürfen mir's nicht vorwerfen, Sie sind doch Schuld daran — aber davon wollen wir jetzt nicht reden. Man muß sich das bischen hübsche Gegenwart nicht durch unliebsame Rückblicke verderben."

Noch immer fand ich kein Wort. Was ich aus dem ganzen Abenteuer machen sollte, war mir räthselhaft. Abigail, die ich so stolz und zurückhaltend gekannt hatte, jetzt hier um Mitternacht auf meinem stillen Gasthofszimmer, nur um mich wieder zu begrüßen. —

„Es ist so dunkel hier," stammelte ich endlich. „Erlauben Sie, daß ich Licht mache."

„Nein, lassen Sie!" fiel sie mir ins Wort. „Es ist hell genug, daß wir unsere Augen sehen können, und weiter bedarf es nichts. Ich bin eitel, müssen Sie wissen. Sie sollen nicht auf meinem Gesicht die Spuren der vielen Jahre sehen, die seit unserm letzten Begegnen verflossen sind. Ich habe die Zeit nicht gerade sehr lustig zugebracht. Wenn Sie mich nicht hätten sitzen lassen, wäre ich vielleicht vergnügt gewesen, und wer sich glücklich fühlt, altert nicht!"

„Gnädige Frau —!" rief ich und wollte ihr sagen, daß ich mich zwar nicht frei von Schuld fühlte, sie aber, was geschehen, mitverschuldet habe. Sie ließ mich aber nicht zu Worte kommen.

„Nennen Sie mich mit meinem Mädchennamen, nicht „gnädige Frau!" sagte sie. „So lange mein Mann lebte, mußte ich mir diese Anrede gefallen lassen, die mir doch nicht zukam. Ich war nur die barmherzige Schwester meines guten Mannes, nicht sein Weib. Und noch etwas freilich: sein Modell, das er vergötterte, anbetete, dessen Schönheit zu preisen er nicht müde wurde. Anfangs machte mir das Vergnügen, bald aber langweilte mich's. Und daß er mich in hundert Stellungen und Lagen zeichnete, erschien mir vollends als eine unausstehliche Frohne. Aber was sollt' ich machen? Es war seine einzige Freude, und die durfte ich ihm nicht stören, er war ein so edler, lieber Mensch, weit besser als Sie. Und doch fühlt' ich mich wie erlöst, als er endlich seinen Leiden erlegen war."

„Abigail," sagt' ich, „es ist mir lieb, daß ich es einmal vom Herzen wälzen kann, was mich so lange bedrückt hat." — Und nun sagt' ich ihr Alles, meinen Kummer über ihre Kälte, die getäuschte Hoffnung, während des langen Feldzuges werde das Band von ihrem Herzen springen, und daß ich endlich verzweifelt wäre, jemals das Eis um ihrer Brust zu schmelzen.

„O," sagte sie, mit einem leisen Zittern in der Stimme, „Sie stellen das sehr zu Ihrem Vortheil dar, mein schöner Herr. Wenn Sie mich wirklich geliebt hätten, wäre Ihnen die Geduld nicht ausgegangen, darauf zu warten, daß ich,

Digitized by Google

da ich die Liebe nicht erst mühsam buchstabiren mußte, endlich bis zum Z gelangte, nachdem ich doch einmal A gesagt. Aber sobald Sie im Felde waren, hörte ich auf, für Sie zu existiren."

„Wie können Sie das sagen! Alle Briefe, die ich Ihnen schrieb —"

„Ich habe nicht einen einzigen bekommen."

Wir starrten einander an. Jedem von uns drängte sich derselbe Gedanke auf, daß die Mutter meine Briefe unterschlagen habe. Aber Keiner brachte das über die Lippen.

„Je nun," sagte sie endlich, „was hilft es, sich über verlorene Dinge den Kopf oder gar das Herz zu zerbrechen! Sie haben einen hinlänglichen Ersatz gefunden, und auch ich hätte es viel schlimmer haben können. Am Ende wären wir Zwei nicht einmal glücklich mit einander geworden. Ich gestehe Ihnen ehrlich, ich weiß immer noch nicht, ob ich im Grunde gut oder schlecht bin. Vielleicht bin ich keines von beiden. Vielleicht denkt die Natur, wenn sie einen Menschen besonders schön geschaffen hat, sie habe nun genug für ihn gethan und brauche ihm weiter nichts ins Leben mitzugeben. Mein Mann, der ein Kunstenthusiast war, verlangte auch nicht mehr. Sie aber — ich glaube, es hätte Sie bald gelangweilt, meine schönen Schultern und Arme anzugaffen."

Damit schlug sie den schwarzen Schleier zurück und lag hingegossen in der reizendsten Haltung, mit einem ernsten Blick an sich selbst hinunterschauend. Aber ohne Eitelkeit, nur wie man ein Bild betrachtet. Sie war in der That noch schöner geworden mit der größeren Reife, die blassen Arme ein wenig voller und auch jetzt nur oben an der Achsel mit einem schmalen Band umschlungen, das alle Augenblicke herabzurutschen drohte, worauf sie es ruhig wieder in die Höhe schob. Ich sah wieder die drei kleinen Narben am linken Oberarm, und wieder fühlte ich das Gelüst, meine Lippen darauf zu drücken und von den glatten weichen Schlangen ihrer Arme meinen Hals umstrickt zu fühlen.

Endlich, als fühlte sie sich durch meine zudringlich prüfenden Blicke belästigt, nahm sie die Falten des Schleiers über ihrer Brust wieder zusammen und stand auf.

„Dieses Sträußchen nehm' ich zum Andenken mit," sagte sie. „Ihr habt viel schönere Blumen, als wir, auch duften sie, was unsere nicht thun."

Sie zog eine Hand voll Immortellen hervor, die sie im tiefen Ausschnitt ihres schwarzen Sammetkleides getragen hatte. „Wollen Sie sie haben? Auch zum Andenken? Wozu soll ich mich auch sonst putzen, als für einen guten Freund? So gut wird mir's nicht alle Tage."

„Abigail!" rief ich, jetzt vollends, da sie in ihrer ganzen Schönheit am mondbeschienenen Fenster vor mir stand, das blonde Haar unter dem Schleier vorleuchtend, „soll dies unser letztes Begegnen gewesen sein? Sie sind wieder frei, und ich so einsam wie Sie, und daß wir nicht früher zusammenkommen konnten, — wir haben jetzt eingesehen, daß es nicht unsere Schuld war. Liebe Abigail — können Sie sich — kannst Du Dich jetzt noch entschließen, mein Weib zu werden?"

Ich stürzte auf sie zu und wollte sie in meine Arme ziehen. Sie trat aber einen großen Schritt zurück und streckte beide Hände abwehrend gegen mich aus.

Digitized by Google

„Nein, mein schöner Herr!“ sagte sie, und ein kühler, spöttischer Ausdruck des weißen Gesichts schlug meine Wallung nieder. „Machen wir keine Dummheit. Sie haben mich darum gebracht, zu erfahren, wie das Leben an der Seite eines geliebten Menschen sein könnte. Das holt man nie wieder nach. Sie würden beständig Vergleiche anstellen zwischen mir und der guten kleinen Frau, die Sie so glücklich gemacht hat und so ganz anders war als ich — oder können Sie leugnen, daß Sie glauben, eine bessere Frau habe nie ein Mensch besessen? — Nun und ich, wenn ich auch gewünscht hätte, mein Mann möchte dreißig Jahre jünger gewesen sein, — wie er mich angebetet, wird mich Niemand mehr anbeten. Also einen Strich darunter und ohne Winseln und Wehklagen! Aber ich seh' es Ihnen an, Sie sind jetzt sehr verliebt in mich, nun, und warum sollte ich Sie verschmachten lassen? Ich bin ja jetzt ganz unabhängig und kann über meine Person nach Belieben verfügen. Wenn man's einmal verscherzt hat, sich am Glück satt zu trinken, warum soll man verschmähen, sich wenigstens eine kurze Illusion von Glück zu verschaffen, zumal in einer so schwülen Nacht, wo ein armes Menschenkind eine Erfrischung wohl brauchen kann?“

Ich kann nicht beschreiben, wie wunderlich diese Worte auf mich wirkten. Dieser Ton von Schwermuth und Leichtfertigkeit, von Resignation und Genußsucht war mir so fremd an dem einst so spröden und kühlen Wesen, daß ich mich erst eine Weile fassen mußte, eh' ich etwas gewiß sehr Einfältiges erwidern konnte.

Ich hörte sie auch leise lachen. „Sie wundern sich, daß ich trotz meiner puritanischen Erziehung so wenig prüde bin. Nun, das vergeht einem mit den Jahren; der dunkle Grund dringt immer mehr herauf, vor Wuth und Gram über ein verlorenes Leben könnte selbst ein Engel zu einer Teufelin werden. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben; ich dränge mich Ihnen nicht auf. Ich sagt' es ja schon, ein armer revenant darf nicht große Ansprüche machen. Also leben Sie wohl und gute Nacht!“

Sie hatte das mit so eigenthümlich gedämpfter Stimme, wie ergeben in ein trauriges Schicksal, gesprochen, daß mein ganzes Herz ihr wieder entgegenschlug. Ich streckte den Arm aus, sie an meine Brust zu ziehen, aber wieder trat sie zurück.

„Nicht hier!“ flüsterte sie. „Was würden die Leute im Hause von mir denken, wenn ich morgen früh die Treppe hinunterginge! Begleiten Sie mich in meine Wohnung, da sind wir ungestört, und kein Hahn kräht danach, wenn ich mir Gesellschaft einlade. Wollen Sie? Nun so kommen Sie und lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren. Die Stunden eilen, und das Glück enteilt mit ihnen.“

Sie wandte sich nach der Thüre, und ich sah wieder mit Entzücken ihren leichten, schwebenden Gang, der unhörbar über den Teppich glitt. All' meine Sinne fieberten, als ich ihr folgte, die Treppe hinab, wo das Gas jetzt ausgelöscht war, zu dem unverschlossenen Hause hinaus. Draußen wollte ich mich ihres Armes bemächtigen, sie schüttelte aber stumm den Kopf und ging ruhig ihres Weges, doch so dicht neben mir, daß, wenn sie sich zu mir wandte, der kühle Hauch ihres Mundes mich berührte.

Digitized by Google

Das geschah nicht oft. Meist sah ich nur ihr Profil, und wieder fiel mir der durstige, lechzende Ausdruck ihres Mundes auf, halbgeöffnet, daß die Zähne vorschimmerten, die Oberlippe ein wenig vorgestreckt. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen, das Haar war aufgegangen und floß unter dem Schleier über ihren Rücken, die nackten Arme lagen übereinander geschlagen unter der entblößten Brust, die sie dem Nachtwind preisgab. „Friert Dich nicht?“ sagt' ich. Sie schüttelte nur wieder den Kopf. Dann warf sie mir plötzlich einen argwöhnisch lauernden Seitenblick zu.

„Du genirst Dich, so mit mir über die Straße zu gehen,“ sagte sie. „Aber sei unbesorgt, ich compromittire Dich nicht. Auch wenn uns Jemand begegnete, er würde nicht denken, ich führte Dich jetzt zu einer Schäferstunde. Ich habe einen sehr guten Ruf, Niemand würde wagen, ihn anzutasten. Man weiß, daß ich ganz ehrbar und abgeschieden wohne und keinen Mann über meine Schwelle lasse, außer dem alten Gärtner, der mir meine Blumen in Ordnung hält. Auch komm' ich gar nicht an die Luft, was hätte ich auch draußen zu suchen? Heute habe ich eine Ausnahme gemacht, um Deinetwillen, on revient toujours à ses premières amours; aber das hab' ich Dir ja schon gesagt, man wiederholt sich, wenn man liebt, was liegt daran? Du wirst mich darum nicht verachten.“

In diesem Augenblick kam uns ein verspäteter Nachtschwärmer entgegen. Er ging aber an uns vorbei, als sähe er nur mich, nicht das schöne, seltsam gekleidete Weib an meiner Seite, dessen prachtvolle Schultern unter dem schwarzen Schleier sichtbar genug hervorschimmerten. Ich hörte sie leise lachen. „Hab' ich Dir's nicht gesagt? Er ist nur so discret, um mich nicht verlegen zu machen. Meinetwegen könnte er dieses Zartgefühl sparen. Was kümmert mich mein Ruf? Wen geht es was an, wenn ich einem alten Freunde, obwohl er's nicht um mich verdient hat, etwas zu Liebe thun will?“

Während sie sprach, eilte sie so rasch vorwärts — immer so lautlos, als ginge sie auf nackten Füßen — daß ich kaum Schritt mit ihr halten konnte. So kamen wir vors Thor. Diese Gegend war mir unbekannt. Einige ärmliche Häuser, in denen Arbeiter wohnen mochten, standen rechts und links von der staubigen, mit Pappeln bepflanzten Chaussee, und endlich hörte jede Spur einer Ansiedlung auf. Der Mond war hinter eine Wolkenschicht gegangen, ein stärkerer Wind hatte sich aufgemacht und sauste durch die Wipfel über uns. „Sind wir bald am Ziel?“ fragte ich, da ein unheimliches Gefühl mehr und mehr meine Brust beengte. „Bald!“ flüsterte sie. „Du siehst schon die Mauer meines Gartens dort zur Linken. Meine Wohnung liegt mitten darin. Bist Du aber müde? Willst Du umkehren?“

Statt aller Antwort suchte ich sie an mich zu ziehen. Ich fühlte ein brennendes Verlangen, sie auf den weißen Hals zu küssen. Aber wieder entwand sie sich mir und sagte: „Warte nur! Was Du wünschest, wird Dir früh genug. Und da sind wir schon. Du wirst Dich wundern, wie hübsch ich wohne.“

Wir standen vor einem breiten eisernen Gitter, das den Eingang in einen weiten Garten verschloß. Von den Anlagen sah man nichts als eine Allee, die geradeaus sich weit in den Hintergrund erstreckte, aus cypressenartigen Taxussträuchern und Tuyabäumchen gebildet, zwischen denen hie und da ein Marmor-

Digitized by Google

bild vorleuchtete. Am äußersten Ende ragte ein einstöckiger Bau in die Höhe, mit einem halbrunden Dach; das mußte die Villa sein. Es war aber so finster am Himmel geworden, daß man in solcher Entfernung nichts genau unterscheiden konnte.

„Willst Du nicht aufschließen?" fragte ich. „Die Nacht vergeht."

„O, sie ist noch lang genug," antwortete sie leise, mit einem höhnischen Ton. „Und ich habe den Schlüssel vergessen. Was fangen wir nun an?"

„Da ist eine Klingel neben der Pforte," sagt' ich. „Sie wird den Gärtner wecken, wenn der schon schlafen sollte."

„Unterfteh Dich nicht, die Glocke zu ziehen! Niemand darf wissen, daß ich Dich bei mir einlasse, der alte Mann am wenigsten. Er würde mich verachten und meine Blumen nicht mehr begießen. Aber wir brauchen auch Niemand. Wenn wir uns nur ein wenig schmiegen, geht es auch so."

Indem sie das sagte, sah ich, wie sie durch den Zwischenraum zweier Eisenstäbe hindurchglitt, so leicht, als wäre statt der üppigen Frauengestalt eine Wolke hineingeschwebt.

Nun stand sie drüben, sich mit beiden Händen am Gitter festhaltend. „Wer mich lieb hat, folge mir nach!" rief sie, wieder mit ihrem schadenfrohen Lachen. Zugleich aber leuchtete mir nun ihre reife Schönheit voll entgegen, daß ich vor Sehnsucht und Ungeduld aus der Haut zu fahren dachte.

„Spiele nicht so grausam mit mir!" rief ich. „Du siehst wohl, auf diesem Wege kann ich nicht zu Dir kommen. Hast Du mich so weit gelockt, so vollende nun Dein gutes Werk, hole den Schlüssel und laß mich ein!"

„Das könnte dem Herrn wohl gefallen!" höhnte sie durch das Gitter, und ihre Augen blitzten mich an. „Und morgen früh, wenn die Hähne krähen, ginge er auf und davon und ließe mich einsame Wittwe ohne alle Gewissensbisse zurück. Denn ich bin nur schön bei Nacht. Wenn die Sonne scheint, darf ich mich nicht sehen lassen. Nein, schöner Herr, es war mir nur um ein sicheres Geleit zu thun, da eine tugendsame Frau um Mitternacht nicht gern allein auf der Straße betroffen wird. Und nun bedank' ich mich für den Ritterdienst und wünsche dem Herrn Major, oder was er sonst sein mag, eine glückliche Reise."

Sie machte einen tiefen Knix, wobei sich die reizende Gestalt verführerischer als je darstellte, und wandte sich dann langsam ab, um die Allee hinaufzuschreiten.

„Abigail!" rief ich außer mir, „ist es möglich! So unmenschlich kannst Du mich behandeln, mir erst alle Himmel offen zeigen und mich dann erbarmungslos in die schadenfrohe Hölle stürzen? Wenn ich es verscherzt habe, Dich je die Meine zu nennen, stoß mich wenigstens nicht ohne jeden Trost von Dir, gib mir einen Tropfen Liebe zu kosten, daß ich meine durstige Seele damit beschwichtige, nur einen Kuß, Abigail, aber nicht wie damals, als Dein Herz nicht auf Deinen Lippen war, sondern wie man einen Freund küßt, dem man ein schweres Vergehen verziehen hat!"

Sie war stehen geblieben und drehte sich ruhig wieder nach mir um. „Wenn dem Herrn mit so wenig gedient ist," sagte sie — „Abigail ist nicht grausam,

Digitized by Google

obwohl das Leben ihr selbst grausam mitgespielt hat. Und überdies hätte ich auch wohl einmal Lust zu küssen, was ich mein Lebtag nicht recht gelernt habe."

Sie kehrte um und trat wieder dicht an das Gitter heran. Mit den beiden glatten weißen Armen griff sie durch die Stäbe hindurch und zog meinen Kopf rasch an ihr Gesicht heran. Ganz nahe sah ich ihre großen grauen Augen, die auch jetzt ohne Liebe und ohne Haß in kaltem Glanze strahlten. Dann fühlte ich, wie ihr Mund sich auf den meinen preßte, und ein seltsamer Schauer, halb Angst halb Seligkeit, rann mir durch das Blut. Ihre Lippen waren kalt, aber ihr Athem glühte mich an, und mir war, als saugte sie mir die Seele aus dem Leibe, vor meinen Augen wurde es schwarz, der Athem verging mir, ich suchte angstvoll mich loszumachen, aber ihr kühler, weicher Mund blieb fest auf meinen gedrückt — ich strebte danach, mich der Umstrickung ihrer Arme zu entwinden, — die weichen Schlangen umschnürten meinen Nacken wie stählerne Reifen, und wo war die Kraft meiner Arme geblieben? Wie wenn das Mark in ihnen durch jenen Kuß aufgezehrt würde, sanken sie kraftlos herab, der Todesschweiß trat mir auf die Stirn, wie ein halb ohnmächtiger armer Sünder, der die Folter erleidet, hing ich an dem Gitter, ich wollte schreien, und kein Ton durchbrach den so fest verschlossenen Mund, die Gedanken ras'ten mir durchs Hirn, wie bei einem ins tiefe Meer Versinkenden, noch zwei Augenblicke in dieser Qual, und es war um mich geschehen — da brach ein Schall wie das Klatschen einer Peitsche in die grauenhafte Stille hinein, sogleich löste sich der Mund drüben von dem meinigen, ein helles Gelächter erscholl zwischen den Stäben, ich verlor die Besinnung und brach zusammen.

* * *

Als ich wieder zu mir kam, sah ich meinen Freund, den Doctor, neben mir knieen, beschäftigt, mir mit irgend einer Essenz, die er aus seiner Handapotheke geholt, Stirn und Schläfe zu reiben. Sein Wagen stand dicht dabei in der Allee, ich begriff, daß ich seinem Kutscher die Erlösung von dem Gespenst zu verdanken hatte, da das Knallen der Peitsche es verscheuchte.

„Was Teufel, alter Freund, hast Du hier draußen am Friedhof in der Geisterstunde zu suchen!" rief der Arzt, als ich mich ein wenig ermuntert hatte und, von ihm unterstützt, dem Wagen zuwanken konnte. „Du zitterst an allen Gliedern, Deine Lippe blutet — wenn Du geglaubt hast, daß es eine passende Nachkur nach Wildbad sein möchte, hier im Nachtthau auf der kalten Erde zu schlafen, so bist Du in einem großen Irrthum."

Nicht um die Welt hätte ich es übers Herz gebracht, ihm den wahren Zusammenhang mitzutheilen. Der feurige Wein habe mich noch so spät umgetrieben, sagte ich, und so sei ich zuletzt dort am Gitter, wo ich einen Augenblick hätte rasten wollen, von einem Schwindel überrascht und zu Boden geworfen worden.

Das klang nicht unwahrscheinlich. Auch verfiel ich, nachdem mein hülfreicher Freund mich in meinem Gasthofsbette zur Ruhe gebracht, sofort in einen tiefen, gesunden Schlaf, den Niemand ängstlich zu bewachen brauchte. Als ich am späten Morgen aufstand, durch den Besuch des Doctors ermuntert, schien jede Spur des unheimlichen Nachtbesuches verschwunden.

Digitized by Google

Dennoch war ich durchaus nicht so tapfer, wie es einem Soldaten geziemte, und wie Sie, liebes Fräulein, es mir gütigst zugetraut haben. Als der Abend kam — den Tag hatte ich in beklommenem Brüten auf meinem Zimmer zugebracht — schrieb ich ein Billet an den Freund, ich müsse noch mit dem Nachtzuge abreisen. Auch jetzt gestand ich den wahren Grund nicht ein. Ein Arzt — ein Skeptiker von Beruf — wie hätte ich denken können, daß er meinem Bericht Glauben geschenkt hätte? Muß ich nicht fürchten, daß ich selbst Ihnen, verehrte Freunde, entweder als ein sonderbarer Schwärmer oder als ein fabulirender Phantast erscheine, der diese Geschichte sich aus den Fingern gesogen, um sein Pfand nicht hergeben zu müssen?"

Wir waren Alle verstummt. Auch das Fräulein schwieg eine Weile und sah nach der Zimmerdecke, an der der runde Lichtschein der Lampe spielte. Endlich sagte sie:

„Wenn ich ehrlich sein soll — aber ich darf Sie nicht dadurch verstimmen, lieber Herr Oberst — Ihre ganze Spukgeschichte halte ich nur für einen starken, ungewöhnlich hellen und zusammenhängenden Traum, den Sie geträumt haben. Der Portier des Hôtels kann Ihnen nicht als Zeuge dienen, da er geschlafen haben soll, als zuerst die Frau und dann Sie selbst die Treppe betraten. Uebrigens wenn wirklich der Wein dies ganze Abenteuer in Ihrem Kopfe gedichtet haben sollte, auch diesmal wäre im Weine Wahrheit gewesen — Ihr Gefühl für die verlassene Geliebte und die Nemesis, die sich Ihnen durch die tödtliche Umarmung des Alps offenbart hätte."

„Ich war auf diese Erklärung gefaßt," sagte der Oberst und sah still vor sich hin. „Aber was sagen Sie zu Träumen, die in der Wirklichkeit sichtbare Spuren zurücklassen? Als ich am Morgen an meinen Tisch trat, war der Strauß von Rosen und Jasmin aus dem Glase verschwunden. Auf dem Sopha aber lag ein dürres Sträußchen verblichener Immortellen."

Digitized by Google

Maupertuis.

Von

E. du Bois-Reymond *).

Jeune et vaillant héros, dont la haute sagesse
N'est point le fruit tardif d'une lente vieillesse,
Et qui seul, sans ministre, à l'exemple des dieux,
Soutiens tout par toi-même, et vois tout par tes yeux,
Grand Roy . . . .

mit diesen Versen, deren Klangfülle stets für einen Gipfel französischer Kunstpoesie galt, redete 1664 Boileau den jugendlichen Sonnenkönig an, den Roy-soleil, wie seine Bewunderer ihn später nannten. So vergöttert wurde in Frankreich der Monarch, der fast noch als Knabe sein Parlament mit Füßen trat; dessen Größenwahn in dem: „l'État c'est moi" sich verkörperte: dessen Ehrgeiz und Eroberungsgier eine fast ununterbrochene Reihe von Raub- und Cabinetskriegen entzündeten; dessen Marschälle die Pfalz verbrannten; dessen persönliche Heldenthat sich darauf beschränkte, daß er mit seiner Heeresmacht einer Handvoll Feinde gegenüber einen schmalen und seichten Rheinarm überschritt; dessen Bauluft, Prunksucht und verschwenderische Hofhaltung die Finanzen des reichsten Landes Europas auf ein Jahrhundert hin zerrütteten; der die Maitressenwirthschaft auf dem Throne zu einer französischen Staatsinstitution machte; der, von einem listigen Weibe gegängelt, das Werk Heinrich's IV. vernichtete, und das Richelieu's vollendete, indem er die Reform unterdrückte und den besten Theil seiner Unterthanen ihres Glaubens wegen ruchlos verfolgte und aus der Heimath vertrieb; endlich dessen Rechtspflege darin bestand, daß er gegen neuntausend Lettres de cachet ausgab. Insofern seine fünfundfünfzigjährige Mißregierung den Grund zur Revolution legte und er in seiner äußeren Politik als gekrönter Chauvinist sich gebärdete, kann man sagen, daß sein verderblicher Geist es ist, welcher noch

*) Aus der in der öffentlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften zur vereinten Geburtstagsfeier Friedrich's II. und Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 28. Januar gehaltenen Rede (Sitzungsberichte u. s. w. S. 393 ff.; — Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen u. s. w. S. 229 ff. — Hier finden sich die etwa gewünschten litterarischen Nachweise).

Digitized by Google

heute Europa nicht zur Ruhe kommen läßt, und es rechtfertigt sich Ranke's weltgeschichtliche Antwort auf Thiers' Frage, gegen wen wir denn nach Sedan noch Krieg führten: „Gegen Ludwig XIV.“.

Beim ersten Blick ist schwer zu verstehen, wie Ludwig trotz seiner Fehler im Andenken der Franzosen bis heute einen so hohen Rang hat behaupten können. Die Vermuthung liegt nicht fern, daß er, als Chauvinist auf dem Throne, im Stillen doch ein Mann nach dem Herzen vieler Franzosen war und blieb. Aber bei Voltaire ist sonst von dem heute als Chauvinismus gebrandmarkten verkehrten Nationalgefühl keine Spur, und als Vorkämpfer für Gewissensfreiheit, Gerechtigkeit, Menschenwürde mußte er sogar, wie man meinen sollte, fortwährend in tiefem Gegensatz zu der geschichtlichen Figur sich fühlen, die ihn, wenn sie seiner habhaft geworden wäre, mit seinen staatsgefährlichen Träumereien vermuthlich in der Bastille lebendig begraben hätte. Gleichwohl schrieb Voltaire ein eigenes Werk zu Ludwig's Verherrlichung, und seitdem heißt sogar Ludwig's Jahrhundert: Le grand siècle.

Die Erklärung dieser auffallenden Verirrung des Urtheils bei den Franzosen, und unter ihnen bei Voltaire, ist vielmehr in einer sehr schätzenswerthen und preiswürdigen Seite ihres Volksgeistes zu suchen, in ihrer leicht entflammten Empfänglichkeit für ästhetische Schönheit, ihrer begeisterten Verehrung für die nach ihrem Geschmack gelungenen Schöpfungen ihrer Dichter und Schriftsteller, ihrer treuen Pietät für das Andenken dieser selber, auch solcher, die sich im Laufe der Zeit überlebten. Ludwig hatte das Glück, daß unter seiner Herrschaft die sogenannte classische Litteratur der Franzosen ihre höchste Blüthe erreichte und die französische Sprache die Weltsprache der Gebildeten ward, und es muß ihm gelassen werden, daß, wie sein Volk, auch er für diese Art der Größe und des Ruhmes wohl empfänglich war, und daß er ihre Träger gebührend ehrte und belohnte. Corneille, Racine, Molière, Boileau, Lafontaine in der Poesie; Pascal, Fénélon, Le Sage in der Prosa; dazu die Kanzelredner Bossuet, Bourdaloue, Fléchier, Massillon (denn noch gab es in Frankreich keine andere Rednerbühne) sind es, welche für den künstlerischen Sinn der Franzosen über Ludwig's Fehler einen zauberischen Schleier breiten, durch dessen Glanz und Reiz geblendet sie den darunter verborgenen häßlichen Anblick gern vergessen.

So stark ist dieser Zauber, dem auch wir uns nicht ganz entziehen können, daß man darüber zu leicht übersieht, wie Bedeutendes unter Ludwig zugleich für die Wissenschaft und in ihr geschah. Richelieu hatte 1635 die Académie française gestiftet. Jetzt gründete Ludwig's großer Minister Colbert 1666 die Académie des Sciences, und begnügte sich nicht damit, in Paris solchen Mittelpunkt für die französische Wissenschaft zu schaffen, sondern rief auch aus dem Auslande Kräfte ersten Ranges herbei, wie Huygens, mit welchem unser Leibniz dort zusammentraf. Im Umgang mit ihm auf die Bahn seiner mathematischen Entdeckungen gelenkt, wäre er sogar in Paris dauernd gefesselt worden, wenn er sich bereit gefunden hätte, seinen Glauben zu wechseln. Colbert ließ in den Jahren 1667 bis 1672 durch Claude Perrault die Pariser Sternwarte bauen, welche, so wollte es Ludwig, an Pracht alle ähnlichen Gebäude seit der Sternwarte zu Bagdad übertreffen sollte, ebendeshalb aber wenig zweckmäßig ausfiel.

Digitized by Google

Die Direction der Sternwarte erhielt 1669 der Italiener Giovanni Domenico Caſſini, der Stammvater des erſt um die Mitte dieſes Jahrhunderts erloſchenen Geſchlechtes von Gelehrten. An der Pariſer Warte maß 1675 der Däne Olof Römer die Geſchwindigkeit des Lichtes im Weltraume; von hier zog 1672 Richer aus, um auf Cayenne die Pendelbeobachtungen anzuſtellen, aus welchen ſich die Abnahme der Schwere nach dem Aequator zu ergab. Ebenda wurde der aſtronomiſchen Ortsbeſtimmung eine neue Aera dadurch eröffnet, daß Abbé Picard das Fernrohr mit den winkelmeſſenden Inſtrumenten verband, und von dort ging auch gleich eine umfangreiche Anwendung der verbeſſerten Apparate aus, indem Picard ſelber 1669—70 zwiſchen dem ein Drittel Grad ſüdlich von Paris gelegenen Malvoiſine und Amiens die erſte brauchbare Gradmeſſung ausführte: auf derſelben Strecke zum Theil, wo 1528 der Leibarzt Heinrich's II. Jean Fernel, von dem der Name der Phyſiologie herrührt, ſolche Meſſung durch Zählung der Umdrehungen ſeines Wagenrades verſucht hatte. Picard's Gradmeſſung ſollte in der Geſchichte der Wiſſenſchaft eine denkwürdige Rolle ſpielen.

Schon war geraume Zeit verfloſſen, ſeit Sir Iſaac Newton, durch die Peſt aus Cambridge vertrieben, in ſeinem Garten zu Woolsthorpe den berühmten Apfel fallen ſah. Er wird wohl nicht gerade dieſes Anblicks bedurft haben, um die Idee zu faſſen, daß dieſelbe Urſache, welche hienieden jeden Körper dem Mittelpunkt der Erde zutreibt, es auch ſei, welche den Mond in ſeiner Bahn um die Erde und dann auch die Planeten in ihrer Bahn um die Sonne erhält, und daß dieſe Kraft im umgekehrten Verhältniß mit dem Quadrat der Entfernung abnehme. Iſt dies der Fall, ſo muß man aus gewiſſen Daten, deren Feſtſtellung unter Anderem die Kenntniß des Halbmeſſers des Erdballs erfordert, die Kraft berechnen können, welche den Mond in ſeiner Bahn erhält. Der Halbmeſſer des als Kugel gedachten Erdkörpers aber folgte aus der Meſſung der Länge eines Breitegrades an der Erdoberfläche. Als Newton obige Rechnung anſtellte, und dabei einen ohne Zweifel aus den beſten ihm bekannten Gradmeſſungen erſchloſſenen, jedoch um etwa ein Siebentel zu kleinen Werth für den Erdhalbmeſſer zu Grunde legte, fand er das vermuthete Geſetz nicht beſtätigt, ſondern den Fall des Mondes gegen die Erde um etwa ein Siebentel geringer, als es verlangt. Seltſam genug, hätte er die von Fernel mit dem Wagenrade gefundene Zahl genommen, ſo wäre der gewünſchte Erfolg nicht ausgeblieben, und der Menſchengeiſt ſchon damals einer ſeiner höchſten Errungenſchaften theilhaftig geworden. So jedoch ließ Newton entmuthigt die Sache auf ſich beruhen und wandte ſich optiſchen Unterſuchungen zu.

Dies war 1666, und angeblich verfloſſen ſechzehn Jahre, ohne daß er in Bezug auf die Mechanik des Weltalls einen anderen Fortſchritt machte, als daß er den Fallverſuch erſann, wodurch die Umdrehung der Erde um ihre Axe bewieſen wird, welcher aber erſt um den Anfang dieſes Jahrhunderts Benzenberg ſicher gelang; zu deſſen Wiederholung jetzt wohl der Eiffelthurm einlüde, hätte nicht Léon Foucault's Pendelverſuch die Drehung der Erde noch unmittelbarer zu veranſchaulichen gelehrt. Da ſoll Newton 1682 in der Royal Society zufällig von der Picard'ſchen Gradmeſſung gehört haben, aus welcher ſich ein bedeutend größerer Erdhalbmeſſer ergab als der früher von ihm angewandte. Die

Digitized by Google

Legende will, daß er zu Hause sogleich seine alte Rechnung mit Zugrundelegung des neuen Werthes für den Erdhalbmesser wieder aufnahm, und indem er sich der Endgleichung näherte, schon erkannte, daß diesmal das gesuchte Ergebniß herauskommen würde. Im Anblick des unermeßlichen ihm gelungenen Fundes ergriff ihn solche Aufregung, daß er, unfähig die Rechnung weiter zu führen, sie einem Freunde anvertraute, der sie mit dem gewünschten Erfolge beendete.[1] Vier Jahre später übergab er der Royal Society das Manuscript der Principia mathematica.

Allein die Gradmessungen sollten für Newton's Lehre noch eine andere Bedeutung erlangen. Aus der Drehung der Erde um ihre Axe folgt, daß bei ihrer Bildung oder, wie man es früher sich dachte, nach ihrer Erschaffung im Lauf ihres Bestandes, durch Centrifugalkraft eine größere Anhäufung von Materie am Aequator habe stattfinden müssen, als an den Polen. Dann aber muß, nach Newton, die Schwere am Aequator geringer sein, als an den Polen; wozu noch kommt, daß die Centrifugalkraft auch in der Gegenwart die Schwere am Aequator unmittelbar vermindert. Diese Schlüsse aus Newton's Theorie schienen durch Richer's Beobachtungen völlig bestätigt zu sein. Das paßte aber nicht zu den damals in Frankreich herrschenden Meinungen. Bis in den Schoß der Akademie, ja bis zu ihrem beständigen Secretar Fontenelle, war man dort gut cartesisch gesinnt. Die Anziehung durch den leeren Raum hielt man für ein unmögliches Hirngespinnst, durch welches die Qualitates occultae der Scholastik wiederbelebt würden, und erklärte die Mechanik des Himmels durch Wirbel einer den Raum stetig erfüllenden Materie. Es braucht nicht gesagt zu werden — Condorcet selbst spricht es unverblümt aus, — daß hinter der Parteinahme für Descartes wider Newton ein gutes Theil nationaler Eifersucht sich barg.

Die bisherigen Gradmessungen von Eratosthenes bis zu Picard hatten nur den Zweck verfolgt, die Größe der als Kugel gedachten Erde zu bestimmen. Nach Newton's Lehre sollte aber die Erde keine Kugel, sondern an den Polen abgeplattet sein. Schon hatte 1666 Cassini am Jupiter, dessen schnelle Drehung um seine Axe seine Flecke verriethen, solche Abplattung wahrgenommen, der Erdschatten bei Mondfinsternissen konnte indeß nichts davon erkennen lassen. Um über die Gestalt der Erde Gewißheit zu erlangen, mußten offenbar Meridiangrade in möglichst verschiedenen Breiten gemessen werden. Ist die Erde an den Polen abgeplattet, hat sie hier einen größeren Krümmungshalbmesser als am Aequator, so müssen in höheren Breiten die Grade länger als in niedrigeren Breiten gefunden werden. Domenico Cassini wurde beauftragt, die Gradmessungen in diesem Sinne auszudehnen. Aus seiner Messung des Meridianbogens zwischen Paris und Dünkirchen einerseits, andererseits Paris und Collioure am westlichsten Punkte der Französischen Mittelmeerküste, ging aber die Erde, statt an den Polen abgeplattet, vielmehr als ein von Pol zu Pol gestrecktes Sphäroid hervor. Jacques Cassini wiederholte seines Vaters Messungen mit verschiedenen Instrumenten und Methoden und auf verschiedenen Strecken, und immer mit dem nämlichen, Newton widersprechenden Erfolge.

Dies war der Anfang eines großen Zwistes in der Académie des Sciences, der sich weit über das siebzehnte Jahrhundert hinaus hinzog. Die Cartesianer,

Digitized by Google

die Mathematiker alter Schule, die sich auch gegen die Neuerungen der Infinitesimalrechnung ablehnend verhielten, stemmten sich gegen die Newton'sche Theorie des Weltgebäudes, während ein jüngeres Geschlecht sich dieser Lehre nicht verschloß und die dafür sprechenden Gründe schon für beweiskräftig hielt. Immer blieb die Schwierigkeit bestehen, daß die Gradmessungen mit der theoretisch geforderten Abplattung der Erde an den Polen nicht stimmten, so daß noch 1720 der nachmalige Secretar d'Ortous de Mairan den verzweifelten Ausweg vorschlug, anzunehmen, die Erde sei ursprünglich noch spitzer an den Polen gewesen, als die Cassini sie gefunden hätten, und ihre geringere jetzige Zuspitzung sei die Wirkung eben der Ursachen, aus welchen Newton, von der Kugelgestalt ausgehend, ihre Abplattung folgerte. Man muß diese heute für uns fast unbegreiflichen Vorgänge vor Augen haben, um die Bedeutung der wissenschaftlichen Thaten zu verstehen, welche ihnen ein Ende machten, und um das Verdienst der Männer gehörig zu würdigen, welche Solches vollbrachten.

Unter jenem jüngeren Geschlechte französischer Mathematiker und Astronomen ragt als einer der Ersten hervor Pierre-Louis Moreau de Maupertuis, 1698 zu Saint-Malo geboren, wo auch La Mettrie und Chateaubriand das Licht erblickten. Sein Vater, René Moreau de Maupertuis, einer der angesehensten Männer der Stadt und der Provinz, war von altem Adel, seine Mutter Jeanne-Eugénie Baudran von bürgerlicher Herkunft. Sein erster Unterricht war häuslich. Als sechzehnjähriger Jüngling kam er nach Paris in ein Collège, wo sein Wissensdurst zwei Jahre lang mit Cartesischer Philosophie abgespeist wurde. Schon hier erwachte in ihm Mißtrauen gegen einen Philosophen, der mit de omnibus dubitandum begonnen und mit ausschweifender Speculation geendet hatte. Sonderbarerweise ahmte er ihm aber in Einem Stücke nach. Wie Descartes ward er zuerst Soldat. Er trat 1718 bei den grauen Musketieren ein und erhielt später eine Compagnie in einem zu Lille garnisonirenden Cavallerie-Regiment. Die so gewonnene körperliche Tüchtigkeit sollte ihm in seinem bewegten Leben später wohl zu statten kommen. Einstweilen konnten sein Feuergeist und seine entschiedene mathematische Neigung es im ruhmlosen Müßiggang des damaligen Offizierlebens im Frieden nicht lange aushalten, und er nahm bald den Abschied. Geschrieben hatte er um diese Zeit noch nichts, aber in dem Café Procope, welches bis in unsere Tage ein Sammelplatz wissenschaftlicher und litterarischer Größen blieb, hatte er im Winter 1722 einflußreiche Verbindungen aus akademischen Kreisen angeknüpft, und es gibt einen Begriff von der Macht seiner Persönlichkeit und seinem glänzenden Talent, daß nicht allein diese Freunde in ihn drangen, sich der Wissenschaft zu widmen, sondern daß er auch sogleich, am 11. December 1723, fünfundzwanzig Jahre alt, von der Akademie als Adjoint géomètre aufgenommen wurde. Erst elf Monate später trat er dann mit seiner ersten Abhandlung hervor: Ueber die Gestalt der musikalischen Instrumente, aber schon 1725 wurde er zum Associé astronome der Akademie befördert. Die Bedeutung und Möglichkeit solchen Fortschrittes ist in uns nicht ganz durchsichtigen Einrichtungen der damaligen Akademie zu suchen; jedenfalls geht abermals daraus das auf die Zukunft des jungen Maupertuis gesetzte Vertrauen hervor.

Digitized by Google

Dies rechtfertigte sich bald, denn das Jahr darauf beginnt die eine Zeit lang dicht gedrängte Reihe seiner mathematischen Arbeiten. Sie sind meistens analytisch-geometrischen und -mechanischen Inhalts und behandeln Curven höherer Art, ein durch die neuen Rechnungsmethoden erst vor Kurzem zugänglich gemachtes Feld von reizvollen Entdeckungen, welches dadurch noch anziehender wurde, daß die Mathematiker aller Länder sich gegenseitig Aufgaben aus diesem Gebiete stellten. Newton selber, Leibniz, die Bernoulli betheiligten sich an diesem internationalen Wettkampf, in den nun auch Maupertuis eintrat. Ueber den Werth von Maupertuis' mathematischen Leistungen urtheilte vor siebenundzwanzig Jahren an dieser Stelle und am gleichen Tage kein Geringerer als Hr. Kummer: „Er nahm," sagte er, „unter den besten Mathematikern seiner Zeit einen ehrenvollen Platz ein, und seine Arbeiten in diesem Felde haben nicht bloß ein hohes geschichtliches Interesse, sondern sind auch noch heut als bleibendes Eigenthum der Wissenschaft erhalten."

Nachdem Maupertuis es in Paris soweit gebracht hatte, zog es ihn, durch Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern. Er wandte sich zuerst (1728) nach England, der Heimath der Attractionstheorie, deren Urheber er nicht mehr am Leben traf, als deren Apostel in Frankreich er aber mit offenen Armen aufgenommen und zum Mitglied der Royal Society erwählt wurde; dann nach Basel, damals dem Hauptsitz der neueren Mathematik. Jacob Bernoulli I. — nach Poggendorff's Notation — war zwar auch schon gestorben, aber sein Bruder Johann I., beider Neffe Nicolaus I., Johann's I. Söhne Nicolaus II., Daniel und Johann II. fuhren fort, die Fahne der Analysis des Unendlichen hochzuhalten, und gaben das merkwürdige Beispiel einer Dynastie von Mathematikern, wie die Cassini einer solchen von Astronomen, die Jussieu einer von Botanikern. So strenge waren in Basel die akademischen Formen, daß Maupertuis sich als Student immatriculiren lassen mußte, um den Unterricht des älteren Johann Bernoulli zu genießen. Dies verhinderte indeß nicht, daß er mit den Bernoulli, besonders Johann II., einen Freundschaftsbund für das Leben schloß.

Nach Paris zurückgekehrt, fand er in der Akademie den Streit zwischen Cartesianern und Newtonianern heftig entbrannt. Er stürzte sich in diesen Kampf mit der ganzen Wucht seiner Energie, seines Talentes, seines Wissens, und half durch zahlreiche Schriften theils in streng mathematischer, theils in mehr gemeinfaßlicher Form den Sieg der neuen Lehre zuwenden, zu der nun auch andere jüngere Kräfte ersten Ranges, wie Clairaut und de La Condamine, sich laut bekannten. Uebrigens zeigte sich hier schon Maupertuis' Neigung zu teleologischen Speculationen, welche in seiner späteren Laufbahn ihn in die Irre führen sollte. Anstatt die Abnahme der Schwere im umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung einfach als Folge davon aufzufassen, daß dieselbe Kraftgröße sich über Kugelschalen verbreitet, welche wie das Quadrat des Halbmessers wachsen, zerbricht er sich den Kopf darüber, welche Gründe wohl den Schöpfer bewogen haben, das Gesetz der umgekehrten Quadrate allen anderen möglichen Gesetzen vorzuziehen.

Digitized by Google

Zuletzt spitzte sich der Gegensatz in der Akademie wieder zu der Frage nach der Gestalt der Erde zu, worüber noch immer die durch die Cassini'schen Gradmessungen erzeugte Unsicherheit schwebte. Mehr und mehr befestigte sich die Ueberzeugung, daß man in dieser Frage zu einem Abschluß nicht anders gelangen könne, als durch eine dem Aequator nahe vorgenommene Gradmessung. La Condamine, erst kürzlich von Troja zurückgekehrt, erbot sich zur Reise nach Cayenne, wenn der König ihn hinschicken wolle. Obschon er erst Adjoint der Akademie war, wurde, nach einigen Zwischenfällen, sein Anerbieten angenommen, und von dem Minister Maurepas, dem Colbert Ludwig's XV., den der Haß der Pompadour noch nicht gestürzt hatte, das Unternehmen sogar in erweiterter Gestalt ins Werk gesetzt. La Condamine, Bouguer und Godin verließen am 16. Mai 1735 La Rochelle auf einem Kriegsschiff, gelangten über La Martinique, San Domingo und Cartagena nach Portobelo, überschritten die Landenge von Panama, segelten nach Guayaquil, wo La Condamine sich von seinen Gefährten trennte, und fanden sich endlich nach dreizehn Monaten wieder zusammen in Quito, welches der Mittelpunkt ihrer Operationen werden sollte. Unter beispiellosen Anstrengungen, Fährlichkeiten und Entbehrungen, in stetem Kampfe mit einer fremdartig riesenhaften Natur und einer fanatisch feindseligen Bevölkerung, vollendeten sie in acht Jahren die große peruanische Gradmessung auf der Hochebene der Andes, und brachten als Nebengewinn auch noch die von Newton vorhergesagte, durch den Chimborazo auf das Loth geübte Ablenkung mit nach Hause. Wie ein Roman liest sich in Condorcet's Éloge die Schilderung der Abenteuer La Condamine's, von der Landung in Guayaquil bis zu dem Augenblicke, wo er auf der Heimfahrt, von seinen Indianern verlassen, auf einem aus Lianen geflochtenen Floß durch die Stromschnellen des Pongo de Manseriche in die breiten Wasser des unteren Marañon schießt, die vor ihm kein wissenschaftliches Auge erblickt hatte. Man hat in Frankreich La Condamine den Humboldt des achtzehnten Jahrhunderts genannt, und trotz tiefer sonstiger Unterschiede trifft dies darin zu, daß beide denselben Welttheil durchforschten, beide alle Natur-Erscheinungen und -Gegenstände mit gleicher Wärme erfaßten, beide ihr ansehnliches Privatvermögen ihren wissenschaftlichen Zwecken opferten, endlich beide in ihren Schriften die Zier einer schönen Darstellung nicht verschmähten; da denn La Condamine auch zum Mitglied der Académie française gewählt wurde.

Unterdessen war Maupertuis nicht müßig geblieben. Er war 1731 zum Pensionnaire géomètre vorgerückt, was etwa unserem ordentlichen Mitgliede entspricht. Es gelang ihm, die Akademie und Maurepas davon zu überzeugen, daß, um die Frage nach der Gestalt der Erde wirklich zum Austrage zu bringen, eine zweite Expedition nöthig sei, welche eine Gradmessung in möglichst hoher Breite ausführe. Der Unterschied zwischen den Graden am Aequator und denen in Frankreich würde noch zu klein sein, um mit voller Sicherheit daraus auf den kleineren Krümmungshalbmesser in niederen Breiten schließen zu können. Erst wenn in höheren Breiten ein weiterer Unterschied in demselben Sinne sich ergäbe, würde jeder Widerspruch verstummen müssen. Als Oertlichkeit für ein solches

Digitized by Google

Unternehmen schlug er Lappland vor, wo man in der Breite des Polarkreises eine Gradmessung vornehmen könnte.

Zwischen der französischen Wissenschaft und dem skandinavischen Norden fehlte es nicht an Beziehungen. Descartes war bei der Königin Christine gestorben, Picard hatte auf der Insel Hveen die Trümmer von Tycho Brahe's Uranienborg aufgesucht, und eine Zeit lang dort beobachtet; durch ihn war Olof Römer nach Paris gezogen worden, wo auch der Astronom Celsius aus Upsala sich aufhielt. Unzweifelhaft hat wohl Celsius dazu beigetragen, Maupertuis' Aufmerksamkeit auf Lappland zu lenken. Doch hatte schon 1681 der Lustspieldichter Regnard, in jener an merkwürdigen Naturen so reichen Zeit eine der merkwürdigsten, gerade die Gegend besucht, in welche wir jetzt Maupertuis zu begleiten haben, und von seinen dortigen Erlebnissen und Wahrnehmungen eine höchst lebendige und anschauliche Schilderung entworfen. Diese war erst eben, 1731, erschienen, und ward vielleicht auch, obschon es sich nirgend gesagt findet, von Wichtigkeit für Maupertuis' Entschlüsse.

Umgeben von einem förmlichen Stabe von Gehülfen, segelte Maupertuis am 2. Mai 1736 auf dem „Prudent" von Dünkirchen ab nach Stockholm. Er hatte bei sich die drei Akademiker Clairaut, Camus und Le Monnier, überdies den Abbé Outhier, Correspondenten der Akademie in Bayeux, welcher sich um die Expedition besonders verdient gemacht hat, indem er sein sorgfältig geführtes Tagebuch mit einer Fülle anziehender Einzelheiten und zwar rohen, doch lehrreichen Abbildungen herausgab.[2] In Stockholm bereitete der König-Gemahl Friedrich von Hessen-Cassel in Person den Reisenden den besten Empfang und gewährte ihnen jede Art von Unterstützung. Celsius, der sich von Paris aus der Expedition angeschlossen hatte, wurde ihr hier dauernd beigesellt, wegen seiner Kenntniß des Landes und der Sprache ein unschätzbarer Zuwachs. Von Stockholm wendeten sich die neuen Argonauten (als solche besang sie Voltaire) nach dem nördlichen Ende des Bottnischen Meerbusens, wo, vom Lappländischen Gebirge her, Lappland von Finnland scheidend, ein ansehnlicher Strom, die Torneå-Elv, in die See sich ergießt. In seiner weiten Mündung liegt auf einer Insel, die im Sommer zur Halbinsel wurde, die damals noch nicht Russische Stadt Torneå. Das jetzt in der Meteorologie oft genannte Haparanda, etwas westlich von Torneå am Meere gelegen, wurde erst viel später gegründet, obgleich der Name schon auf Outhier's Karte steht.

Maupertuis' Plan war gewesen, die zahlreichen, dort vor dem Festland zerstreuten Inseln zu seiner Messung zu benutzen, zwischen denen der nöthige Verkehr leicht durch Boote herzustellen gewesen wäre; unvollkommene Karten hatten ihn jedoch über ihre Lage und Beschaffenheit getäuscht. Er sah sich genöthigt, von Torneå aus nach Norden die Gelegenheit für seine Operationen zu suchen, welche sich glücklicherweise in dem ungefähr in dem Meridian verlaufenden Flußthal der Torneå-Elv fand.

Inzwischen warteten seiner und seiner Gefährten ungeheure Schwierigkeiten. Das Stromgebiet der Torneå-Elv war zu jener Zeit eine unbeschreiblich rauhe Wildniß, auf welche Leopold's von Buch anmuthende Beschreibung derselben Gegend, die er 1807 bereiste, nur wenig mehr paßt. Von den Ufern des Bott-

Digitized by Google

nischen Busens steigt, wie von Buch's Profil es zeigt, das Land sehr allmälig zum Fuß des Gebirges an, welches an dem Nordcap steil in das Eismeer abfällt. Einzelne Berge von nur einigen Hundert Fuß Höhe ragen wie Inseln aus dem sonst nur mäßig bewegten Gelände hervor. Ueber Alles aber erstreckte sich ein grenzenloser Urwald riesiger Fichten, Tannen und Birken auf einem Untergrund von weißem Rennthiermoos. Reißende Gebirgsbäche, Sümpfe, unzählige kleine Seen erschwerten im Sommer die Fortbewegung, wo von Buch die vortrefflichen Kunststraßen rühmt. Die Torneå-Elv selber ist wegen häufiger Wasserfälle nur streckenweise schiffbar. Der Winter ist nicht so hart, wie unter gleicher Breite in Amerika; immerhin dauert er von Mitte September bis Mitte Mai, und bedeckt das ganze Land mit mannshohem feinpulverigem Schnee, der durch wüthende Windstöße herumgewirbelt den Wanderer des Gesichtes und der Richtung beraubt. Die Sonne geht monatelang nur für wenige Stunden auf, und nur der unstete blutige Schein der Nordlichter erhellt die traurig ermüdende Nacht. Der lange Sommertag vermag wohl einige Blumen hervorzulocken, wie denn Maupertuis überrascht war, am Ufer eines Baches wilde Rosen blühend zu finden; doch wird jeder Lebensgenuß durch eine schon von Regnard eindrucksvoll geschilderte Qual verkümmert: durch so zahlreiche und dichte Schwärme von Stechfliegen und Mücken, wie selbst heiße Länder sie nicht kennen. Nur indem man wie die Eingeborenen sich in Rauchwolken von grünem Holze hüllte, oder Gesicht und Hände mit Theer beschmierte, konnte man dieser Harpyien sich erwehren, welche beim Beobachten natürlich nicht minder lästig waren als beim Essen und Schlafen. Uebrigens wimmelte der Wald von Federwild, die Elv von Lachsen und Hechten. Die Bevölkerung bestand zu Maupertuis' Zeit, abgesehen von spärlichen schwedischen Ansiedlern, aus Finnen und Lappen. Die Finnen bewohnten sogenannte Dörfer aus wenigen weit zerstreuten elenden Hütten; sie zeigten sich als kühne und gewandte Bootsleute auf der Elv. Die Lappen lebten nomadisch unter wollenen Zelten vom Ertrag ihrer Rennthierherden, welche auch die üblichen Zugthiere stellten. Der Reisende wurde in einem aus leichten Brettern mit Rennthiersehnen zusammengenähten, einem Canoe ähnlichen Gefährt, Pulka genannt, festgebunden, und durch das unbändig dahinstürmende Rennthier über den gefrorenen, oder auch durch den weichen, über ihm zusammenschlagenden Schnee geschleift. Doch kommen bei Outhier auch Pferde vor, die er als Ponies beschreibt. Im Sommer mußte man zu Fuß durch den Wald häufig seinen Weg mit der Axt sich bahnen. Ein einigermaßen genügendes Obdach fand man nur in wenigen weit auseinander gelegenen Pfarren und Meierhöfen.

So war das Land beschaffen, wo nun Maupertuis und seine Begleiter an das Werk gingen. Das Erste war, die Endpunkte des zu messenden Gradbogens festzustellen. Als der eine dieser Punkte wurde eine Warte in Torneå selbst dem dort als Signal dienenden Kirchthurm nahe gebaut; als der andere eine solche auf einem Hügel Namens Kittis, der beinahe genau in dem Meridian von Torneå, fast um einen Grad nördlich davon entfernt, jenseit des Polarkreises, sich dazu geeignet fand, und in dessen Nähe ein Meierhof, Korten-Niemi bei Pello, eine bequeme Unterkunft bot. Hier hat noch siebzig Jahre später von Buch, mit eigenen Empfindungen, denselben Raum bewohnt, wie die französischen Akademiker.

Digitized by Google

„Noch stand," sagt er, „jedes Gebäude genau, wie Outhier sie äußerst getreu in seiner Reisebeschreibung gezeichnet hat; . . . selbst die kleine Treppe vor dem Fremdenzimmer schien noch dieselbe." Das Zweite war, den Ort für die unmittelbar zu messende Basis zu bestimmen. Als solche wurde in Aussicht genommen eine hinreichend lange Strecke auf einer seeähnlichen Weitung des Flusses, die sich ja mit Eis bedecken mußte und alsdann den Vortheil vollkommener Ebene mit dem freier Bahn verband. Das Dritte endlich war die trigonometrische Messung der Strecke Kittis-Torneå mit Hülfe der Basis vorzubereiten. Dies geschah mittels eines kunstreich angelegten Netzes von Dreiecken in Gestalt eines länglichen Heptagons, dessen verschiedene Punkte durch Bergspitzen längs der Torneå-Elv gebildet wurden. Alle diese Gipfel, unter welchen der des Awasaxa eine besondere Bedeutung erlangte, waren mit mächtigen Fichten bestanden. Hier erwies sich eine aus Torneå der Expedition mitgegebene Mannschaft vom Westerbottischen Regimente sehr nützlich, indem sie die Gipfel entwaldete und Signale errichtete.

Als Stern, durch dessen Zenithdistanz der Breitenunterschied zwischen Torneå und dem Kittis erkannt werden sollte, wurde der ganz nahe nördlich vom Zenith der beiden Stationen culminirende Stern δ Draconis gewählt. Zu dieser Beobachtung diente ein von einer zwölf Fuß hohen Pyramide getragener Zenithsector von neun Fuß Halbmesser, mit einem ebenso langen Fernrohr. Er war von Graham in London eigens zu diesem Zweck nach dem Muster dessen gebaut, mit welchem Bradley erst vor Kurzem die Aberration entdeckt hatte, und seinen nur $5^1/_2{}^0$ umfassenden Limbus hatte Graham mit eigener Hand getheilt. Man kann sich denken, welche Hindernisse zu besiegen waren, bis dieser mächtige Apparat in Torneå ausgeschifft, über mehr als hundert Kilometer eines Geländes wie das beschriebene auf den Kittis geschafft, dort zusammengesetzt und mit seinem Limbus in dem Meridian aufgestellt worden war. Dies mühselige Geschäft kehrte aber sogar mehreremal wieder, denn nachdem am 30. September die Beobachtung auf dem Kittis beendet war, mußte der Sector nach Torneå zurückgebracht werden, um hier die Zenithdistanz desselben Sternes aufzunehmen, was erst zu Anfang Novembers zu Stande kam. Hiermit nicht zufrieden, beschloß man diese ganze Operation im Frühjahr mit einem anderen Sterne, α Draconis, zu wiederholen, welcher nahe ebenso weit südlich vom Zenith der beiden Stationen entfernt blieb. Sehr nahe dem Zenith gelegene Sterne zog man vor, weil für sie die etwaigen Fehler in der Annahme des Betrages der atmosphärischen Strahlenbrechung und des Einflusses des Durchbiegens des Fernrohres verschwinden. Nachdem also die Zenithdistanz auch dieses Sternes in Torneå gemessen worden war, mußte der große Sector wieder nach dem Kittis und zurück nach Torneå wandern, wo die Theilung des Limbus nochmals geprüft und in guter Uebereinstimmung mit dem vom Verfertiger angegebenen Werthe gefunden wurde.

Die Winkelmessungen, mittels welcher die Strecke Kittis-Torneå auf die Basis reducirt werden sollte, wurden großentheils schon während des Sommers mit einem zweifüßigen Quadranten ausgeführt. Sie gestalteten sich insofern noch beschwerlicher wie die Beobachtungen auf dem Kittis, als sie einen häufigen

Digitized by Google

Wechsel des Standortes und längeren Aufenthalt in ganz unwirthbaren Gegenden mit sich brachten, wo es sich doch nicht lohnte, größere Veranstaltungen zu treffen. Zehn Tage lang blieben so Maupertuis, Clairaut und Outhier auf dem Gipfel des Awasaxa, schliefen unter freiem Himmel auf einer Rennthierhaut auf Felsboden und lebten zum Theil von Fischen und Waldbeeren, welche die Finnen ihnen zutrugen. Im Ganzen wurden auf diese Weise dreiundsechzig Tage mit Aufnahme des Dreiecknetzes zugebracht.

Der Winter war da, die wenige Tage vorher noch durch Schwäne belebte Elv war in eine weite Fläche von Eis und Schnee verwandelt, und es konnte zur Messung der Basis geschritten werden. Mit Hülfe einer aus Paris mitgebrachten eisernen Toise bereitete Camus, offenbar der Mechaniker der Expedition, aus Fichtenholz acht dreißig Fuß lange Maßstäbe. Holz bot unter Anderem den Vortheil, daß es durch die Kälte sich nicht merklich zusammenzieht; merkwürdig aber ist Maupertuis' Angabe, daß diese Maßstäbe sich durch die Kälte eher etwas auszudehnen schienen, was er durch das Gefrieren in ihren Poren noch enthaltenen Wassers erklärt. Am 21. December, wo die Sonne um Mittag kaum aufging, fing endlich am Nordende der Basis die Messung an, während welcher die Beobachter diesmal bei dem Pfarrer von Oefwer-Torneå ein Unterkommen fanden. Die Gesellschaft theilte sich in zwei Abtheilungen, deren Messungen sich gegenseitig controlirten. Maupertuis beschreibt in ergreifender Weise die furchtbaren Beschwerden, unter denen er und seine Begleiter bei dieser Arbeit zu leiden hatten: „Das Gehen durch den zwei Fuß tiefen Schnee, beladen mit den schweren Stangen, die fortwährend hingelegt und wieder aufgenommen werden mußten; bei einer Kälte, wobei Zunge und Lippen sofort an der Tasse anfroren, und nur blutend wieder abgerissen werden konnten, wenn man Branntwein trinken wollte, die einzige Flüssigkeit, welche flüssig genug blieb, um sie trinken zu können; einer Kälte, wobei mehreren von uns Finger erfroren, und welche uns mit noch größeren Gefahren bedrohte. Während unsere Gliedmaßen erstarrt waren, machte die Anstrengung uns schwitzen. Da der Branntwein unseren Durst nicht löschte, mußte man in das Eis tiefe Brunnen graben, welche fast augenblicklich wieder zufroren, und aus welchen das Wasser kaum flüssig in den Mund gelangen konnte; und man mußte sich dem gefährlichen Gegensatz bloßstellen, welchen dies eiskalte Wasser in unseren erhitzten Körpern erzeugen konnte." Bei diesen Schilderungen darf man indeß nicht vergessen, daß die Erzähler aus einem vergleichsweise fast warmen Klima stammten, und daß man zu jener Zeit weder arktische Reisen noch Gletscherfahrten gemacht hatte, so daß man im Umgang mit Eis und Schnee, und den Mitteln, der Kälte zu begegnen, noch völlig unerfahren war.

Nach sechs Tagen blieben nur noch fünfhundert Toisen (nicht ganz ein Kilometer) zu messen übrig, für welche die Richtung noch nicht durch Pfähle vorgemerkt war, und die Arbeit wurde auf einen Tag unterbrochen. Anstatt einiger Ruhe zu pflegen, benutzte der unermüdliche Maupertuis diesen Tag, um mit einem Quadranten nochmals den benachbarten Awasaxa zu besteigen und eine vergessene Beobachtung nachzuholen, in dieser Jahreszeit ein unerhörtes Wagniß, bei welchem Outhier ihn begleitete und der Pfarrer Brunnius mit seinen Lappen ihn unterstützte. Der Frost war so stark, daß das von den Lappen angezündete Feuer

Digitized by Google

durch das Schmelzen und Wiedergefrieren des Schneees ringsum wie in einem Eiskessel zu brennen schien.

Tags darauf, am 28. December, wurde das Werk vollendet. Die letzte Stange wird hingelegt. Die Basis ist 7406 Toisen 5 Fuß lang, länger als irgend eine je vorher gemessene. Die Messungen der beiden Abtheilungen stimmen, bei einer so großen Strecke ein fast wunderbarer Erfolg, bis auf vier Zoll überein. Es war in Maupertuis' Leben der krönende Augenblick. Man sieht ihn stehen im Schnee, in sein Rennthierfell gehüllt, vielleicht beim Schein eines die Polarnacht schwach erhellenden Kienspans in seinem Taschenbuch die kleine Rechnung ausführend, aus welcher die Abplattung der Erde an den Polen, der Sieg Newton's, sein eigener Sieg sich ergab. Ihn so darzustellen, wäre wohl besser gewesen, als in der von Voltaire verspotteten Weise, zwar auch in lappländischem Anzuge, aber mit der Hand auf einem Globus, als ob er den noch knetbaren Erdball am Nordpol abplatte.[3]

Es versteht sich, daß nichts unterlassen wurde, um das Ergebniß vollends zu sichern. Alle damals erdenklichen Correctionen, auch die neue wegen der Aberration, wurden angebracht, alle Gegenproben durchgeführt. Die Summe der Winkel des Siebenecks mußte wegen der Krümmung der Erde etwas größer sein als zehn Rechte, sie wurde zu 900° 1′ 37″ gefunden. Wir sahen schon, wie zum Ueberfluß noch der Unterschied der Zenithdistanz eines zweiten Sternes auf dem Kittis und in Torneå, durch völlige Wiederholung dieses Theiles der ganzen Operation, bestimmt wurde. Dennoch hat es sich zu Anfang dieses Jahrhunderts bei einer von den schwedischen Gelehrten Svanberg und Ofverboom auf derselben, aber nord- und südwärts noch verlängerten Strecke und mit noch besseren Hülfsmitteln vorgenommenen Gradmessung gezeigt, daß Maupertuis' Zahl nicht ganz richtig war, sondern die Abplattung der Erde etwas zu groß erscheinen ließ. Dies vermindert sein Verdienst nicht, durch seine Thatkraft, Beharrlichkeit und sinnreiche Verwerthung der gegebenen örtlichen Verhältnisse das großartige Unternehmen zu einem vergleichsweise so guten Ende geführt zu haben. Wir schweigen von den Versuchen mit einer gleichfalls von Graham in London besonders dazu gebauten Pendeluhr, an welcher Maupertuis die ergänzende Beobachtung zu der von Richer in Cayenne machte, indem er nachwies, daß die Uhr in Pello gegen Paris um fast eine Minute im Sterntag vorging.

Nach Torneå zurückgekehrt, verharrte nunmehr die Expedition in einer durch die wachsende Kälte ihr aufgezwungenen Unthätigkeit. Im Januar ward es so kalt, daß, wenn man die Thür öffnete, es in der warmen Stube zu schneien anfing. In Graden läßt sich die Temperatur leider nicht angeben, da bei Maupertuis sowohl wie bei Outhier die Zahlen mit einem unerklärlichen Fehler behaftet sind;[4] doch war das Quecksilber nicht gefroren. Diese monatelange unfreiwillige Muße scheint nicht das kleinste der Gesellschaft beschiedene Ungemach gewesen zu sein, und nur Maupertuis' unerschöpflich sprudelnden Lebensgeister, wenn auch nicht seine Guitarre, hielten auch seine Gefährten aufrecht. Eine poetische Ader, an der es ihm so wenig fehlte, wie La Condamine, erwachte in solchem Müßiggang, und ein uns erhaltenes kleines Gedicht, welches im Caveau

Digitized by Google

sicher beklatscht worden wäre, zeugt davon, daß etwas mongolisches Blut seiner Empfindung für weiblichen Reiz keinen Eintrag that.

Maupertuis war, als Sohn seiner Zeit, Polyhistor. Wie er früher in Montpellier an Salamandern und Scorpionen experimentirt hatte, um die über diese Thiere verbreiteten Sagen zu prüfen, so wurde er jetzt durch die Kunde von einem urgeschichtlichen Denkmal aufgeregt, von welchem die Finnen und Lappen Wunder erzählten. Noch weit nördlich von dem uns bekannten Pello befinde sich tief im Walde ein Stein mit einer Inschrift, von dessen Ursprung Niemand etwas wisse. Bei Gelegenheit der Beobachtung des α Draconis auf dem Kittis unternahm es Maupertuis, trotz des noch herrschenden strengen Winters, die Sache aufzuklären. Er hatte das Glück, daß Celsius, ein guter Kenner der Runen, sich ihm anschloß. Sie fanden den übrigens schon von dem Pfarrer Brunnius in seiner Beschreibung Torneå's und seiner Umgebung nach einer handschriftlichen Quelle erwähnten Stein auf einem Hügel Windso bei einem See Kemijärvi. Maupertuis gibt in seinen Werken ein Facsimile der Inschrift, welche Celsius nicht zu entziffern vermochte, und für verschieden von allen ihm in Schweden bekannten runischen Inschriften erklärte, wie sie denn auch jedenfalls keine runische war. Der Stein ist seit längerer Zeit nicht mehr angetroffen worden; jetzt ist man im Allgemeinen der Ansicht, daß die Zeichen einem Naturspiel zuzuschreiben waren, ein Verdacht, der auch Maupertuis schon aufstieg. Der Gegenstand kann hier nicht weiter verfolgt werden,* er interessirt uns aber, insofern er Licht wirft auf Maupertuis' geistige Eigenart, und dadurch zum Verständniß mancher Vorgänge in seinem späteren Leben beiträgt. Um das Vorkommen eines solchen Denkmals aus der Urzeit in einer nur von tiefstehenden, des Schreibens unkundigen Menschenracen bewohnten Landschaft zu erklären, geht er so weit, eine Schwankung der Erdaxe anzunehmen, wodurch die jetzigen Polargegenden, welche früher eines gemäßigten Klimas genossen, erst arktisch wurden.

Auf der Heimfahrt von Torneå nach Stockholm litt Maupertuis Schiffbruch im Bottnischen Meerbusen. Die Aufnahme, die er beim Könige fand, tröstete ihn wohl über dies Mißgeschick. Im August 1737, fünfzehn Monate, nachdem er Frankreich verlassen, zog er als Triumphator in Paris wieder ein. Fast ebenso lange hatte die Aequatorial-Expedition gebraucht, nur um an Ort und Stelle zu gelangen, und noch war von ihr keine Kunde eines Erfolges eingetroffen. Dieß trug nicht wenig dazu bei, Maupertuis' Thaten in noch hellerem Glanze strahlen zu lassen. Doch sollte sein Glück nicht ungemischt sein. Zwar ward er in der Pariser Gesellschaft der Held des Tages. Obschon von durchaus nicht vortheilhafter Gesichtsbildung, von oft sehr vernachlässigter äußerer Erscheinung und abstoßendem Benehmen, sah man ihn in den Salons, im Tuileriengarten stets umdrängt von einem Kranze liebenswürdiger Damen, die sich mit bewunderndem Entzücken lappländische Schauergeschichten erzählen ließen. Anders in der Akademie. Seine am 13. November 1737 in öffentlicher Sitzung gelesene Rede: Sur la mesure de la Terre au cercle polaire, aus welcher die obigen Angaben meist geschöpft sind, wurde wohl mit lebhafter Theilnahme an seinen persönlichen Erlebnissen angehört, das wissenschaftliche Ergebniß der Reise aber nur kühl aufgenommen. Die cartesische Partei, auf die sechs Gradmessungen

Digitized by Google

von drei Generationen der Cassini gestützt, gab sich noch immer nicht für geschlagen, sondern blieb bei ihrem an den Polen zugespitzten Erdsphäroïd, auch nachdem Maupertuis mit demselben Graham'schen Sector, dessen er sich in Lappland bediente, Picard's Messung zwischen Notre Dame de Paris und der nur 3' westlicheren Notre Dame d'Amiens wiederholt und einen seiner nordischen Messung sich gut anschließenden Werth erhalten hatte.

Dieser sinnlose Widerstand war von keinem guten Einfluß auf Maupertuis. Er steigerte sein nicht geringes Selbstgefühl ins Ungemessene und reizte ihn zu einem höhnisch verbitterten Tone. Den Kampf gegen die Gegner führte Maupertuis nicht nur persönlich in der Akademie, sondern auch mit zum Theil anonymen Spottschriften, unter denen die in nur vier Exemplaren gedruckte Lettre d'un horloger anglais à un astronome de Pékin als die witzigste, aber auch giftigste, Erwähnung verdient. Der englische Uhrmacher schlägt vor, wissenschaftliche Fragen künftig statt durch kostspielige und langwierige Unternehmungen von zweifelhaftem Werthe lieber durch Würfeln zu entscheiden. Das Werfen einer ungeraden Zahl von Augen möge Abplattung der Erde an den Polen bedeuten: so zeige sich die Ueberlegenheit des Würfelns über die Cassini'schen Methoden darin, daß, da die Wahrscheinlichkeit für eine gerade Zahl von Augen dieselbe ist, wie für eine ungerade, man nach Moivre 63 gegen 1 wetten könne, daß nicht sechsmal nacheinander die Erde zugespitzt aus dem Becher hervorgehen werde, wie aus den Cassini'schen Gradmessungen.

Glücklicherweise sollte dieser unerquickliche Zustand nicht lange dauern. Das Jahr darauf schrieb La Condamine aus Peru, daß die dortige Gradmessung zwar noch nicht bis zur letzten Genauigkeit gediehen sei, daß aber schon jetzt, bei Annahme der größten möglichen Fehler, daraus der kleinere Krümmungshalbmesser der Erde am Aequator sich ergebe. Diesem neuen Schlage widerstanden die Cassini nicht. Sie wurden irre an ihren Messungen, wiederholten sie endlich selber mit besserem Erfolge, reichten die Hand zur Versöhnung, und damit war der Streit über die Erdgestalt in der Hauptsache beendet. Nur verwirrte Köpfe, wie der in anderer Art verdiente Verfasser von Paul et Virginie, ließen noch 1784 sich nicht ausreden, daß aus der größeren Länge der Grade an den Polen gerade umgekehrt die Zuspitzung der Erde dort folge.

Hier verlassen wir Maupertuis' großes Lebenswerk. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß nicht allein, wie schon erwähnt, seine Messung eine Berichtigung erfuhr, sondern daß auch die ganze Angelegenheit noch einmal unter einem anderen Gesichtspunkt wieder aufgenommen wurde, nämlich als in Frankreich vor hundert Jahren die Idee entstand, ein Längenmaß auf unveränderlicher natürlicher Grundlage zu schaffen, und man, anstatt nach Huygens' und La Condamine's Vorschlage die Länge des Secundenpendels zu dieser Grundlage zu wählen, den unglücklichen Beschluß faßte, ein Zehnmilliontel des Erdquadranten zur Maßeinheit zu erheben. Damit war die Gradmessung gleichsam zu ihrem ersten und ursprünglichen Zweck zurückgekehrt, die Größe des Erdballs zu bestimmen. Jeder weiß, wie weit vom Ziele die Ausführung blieb. Unser Bessel insbesondere hat gezeigt, daß nicht nur das Meter, wie es aus der großen französischen Gradmessung von Delambre, Méchain, Biot und Arago zwischen Dün-

Digitized by Google

kirchen und Formentera hervorging, merklich zu klein ist, sondern daß es auch ein solches auf die Maße des Erdkörpers gegründetes Urmaß nicht geben könne, weil dieser Körper kein mathematisch regelmäßiger, vielmehr mit allerlei Unregelmäßigkeiten behaftet sei. Dies hatte übrigens Maupertuis selber schon als Möglichkeit hingestellt und deshalb auf Ausdehnung der Gradmessungen auf die südliche Erdhälfte bestanden.

Jetzt folgen in Maupertuis' Leben einige Jahre, von deren Inhalt es nicht leicht ist, ein kurz zusammenfassendes Bild zu entwerfen. Zunächst interessirt uns darin sein Verkehr mit zwei Männern, welche ihm in der Folge verderblich werden sollten, mit Voltaire und mit Samuel König. Voltaire's Ehrgeiz war damals, in Mathematik und Physik zu glänzen, Maupertuis erschien ihm dabei als willkommener Wegweiser, und sie standen auf dem freundschaftlichsten Fuße. Den Schweizer Mathematiker Samuel König, einen Schüler der Bernoulli, hatte Maupertuis in Basel gekannt, dann in Paris in bedrängter Lage wiedergefunden und Madame du Châtelet zum Lehrer der Mathematik empfohlen, als welcher er drei Jahre lang thätig war. Diese merkwürdige Frau, wenn auch keine Sophie Germain, geschweige Kowalevski, hat es durch ihre persönlichen Beziehungen doch zu einer gewissen Bedeutung in der Geschichte der Physik und Mathematik gebracht. Im frühen Mittelalter umgaben sich edle Damen in der Provence mit einem Hofstaat von Sängern und Dichtern. Madame du Châtelet's Cour d'amour in ihrem Schloß Cirey in der Champagne bestand aus Mathematikern, doch war darunter auch ein Dichter, Voltaire, der ihr zu Gefallen zeitweise Physiker ward und die Newton'schen Lehren französisch populärisirte. Maupertuis, welcher trotz einiger Mißhelligkeiten stets der Marquise eng verbunden blieb, durfte in Cirey nicht fehlen. Von früheren Besuchen verlautet nichts Sicheres; aus Madame de Grafigny's Briefen erfahren wir, daß er vom 12. bis 16. Januar 1739 dort verweilte. Er war nicht sehr erfreut, zu finden, daß König, der bei Christian Wolf in Marburg ein eingefleischter Leibnizianer geworden war, die Marquise in die Monadologie und die prästabilirte Harmonie eingeweiht hatte, und gab sich alle Mühe, sie davon zurückzubringen. Vielleicht ist aber auch König's Lehren die lesenswerthe Auseinandersetzung über die Erhaltung der Kraft in den Institutions physiques der Marquise zu verdanken, ein Punkt, über welchen sie mit Voltaire im Streite lag, und richtiger urtheilte als er.

Am 31. Mai 1740 gelangte Friedrich zur Regierung. Eine seiner ersten Sorgen war bekanntlich, diese unter seines Vaters Herrschaft unwürdig verfallene Akademie herzustellen und ihr neues Leben einzuflößen. Im eigenen Lande fehlten dazu die Kräfte, und der Mann, dessen Friedrich in erster Linie sich zu versichern suchte, war niemand anderes als Maupertuis, der durch seine erfolgreiche Leitung der nordischen Gradmessung, besonders da La Condamine noch immer ausblieb, unter den französischen Gelehrten jetzt obenan stand. In der schmeichelhaftesten Weise lud er ihn schon im Juni ein, die Reorganisation der Akademie in die Hand zu nehmen und zunächst am Rhein mit ihm zusammenzutreffen. In Schloß Moyland bei Cleve waren er und Voltaire im September des Königs Gäste. Der Anti-Machiavel war eben im Druck fertig geworden. Friedrich drang in

Digitized by Google

Maupertuis, ihm sein Urtheil darüber zu sagen. „Sire," meinte dieser lächelnd, „ich glaube, der erste Rath, welchen Machiavelli seinem Fürsten gegeben hätte, wäre gewesen, einen Anti-Machiavel zu schreiben."

Freimuth mit Witz gepaart, war gerade, was Friedrich gewinnen konnte. Voltaire wurde noch vorläufig nach Brüssel zu Madame du Châtelet entlassen, Maupertuis durfte dem Könige sogleich nach Berlin folgen, wo er von den beiden Königinnen auf das Glänzendste aufgenommen und in jeder Art gefeiert wurde. Doch sollte er, ehe er in Berlin festen Fuß faßte, noch ein bedenkliches Abenteuer bestehen. Als ehemaliger Cavallerieofficier ließ er es sich nicht nehmen, Friedrich in das Feld, in die Schlacht von Mollwitz zu begleiten. Sein Pferd ging mit ihm durch und jagte in die feindlichen Linien hinein. Von österreichischen Husaren gefangen genommen, wurde er ausgeplündert, die Officiere, denen er vorgeführt wurde, kannten aber glücklicherweise seinen Namen, versahen ihn mit Geld und Kleidern und schickten ihn nach Wien, wo man ihn auf das Zuvorkommendste behandelte. Maria Theresia fragte ihn: „Ist es wahr, daß Prinzeß Ulrike die schönste Fürstin der Welt ist?" — „Ich glaubte es bis heute," war die blitzschnelle Antwort. Bei seiner Verabschiedung vom Großherzog von Toscana fragte ihn dieser, womit er ihm eine Gnade erweisen könne. Maupertuis bat ihn, nach dem Verbleib seiner Secundenuhr von Graham suchen zu lassen, welche die Husaren ihm geraubt hatten. „Ich habe sie gefunden," sagte der Großherzog, indem er eine ganz ähnliche, von demselben Künstler, aber mit Diamanten verziert, aus der Tasche zog und dem erstaunten Maupertuis überreichte.

Freigelassen, kehrte Maupertuis über Berlin nach Paris zurück, wo man ihn schon verloren gegeben hatte. Die Arbeiten über die Mondparallaxe, über die loxodromischen Linien auf dem Erdsphäroid, die er jetzt noch der Académie des Sciences mittheilte, haben neben der wissenschaftlichen eine praktische Bedeutung, indem sie der Vervollkommnung der Schiffahrt dienten. Schon früher hatte er eine Astronomie nautique, nur zu gelehrt für Seeleute, geschrieben und wiederholt darauf hingewiesen, wie wichtig die genaue Kenntniß der Erdgestalt für die Sicherheit der Schiffahrt sei. Maupertuis' Interesse für das Seewesen wurzelte nicht allein in seiner Herkunft aus einer Hafenstadt, sie war auch ein erblicher Zug, da sein Vater in der Jugend Kaperschiffe befehligt hatte. Doch fuhr Maupertuis auch fort, durch mehr gemeinfaßliche Darlegungen, wie die Élémens de Géographie, den Brief über den Kometen von 1742, bei den literarischen Kreisen sich in gutem Andenken zu erhalten. Diese Art von Anerkennung sprach sich darin aus, daß die Académie française ihn in den Reigen ihrer Vierzig aufnahm. In seiner Antrittsrede am 27. Juni 1743 verglich er die Thätigkeit des Mathematikers mit der des Dichters und Redners, und rühmte sich, die Lappen, die den Namen ihres eigenen Königs nicht kannten, den Namen „Louis" gelehrt zu haben.

In denselben Zeitabschnitt fällt auch noch eine der am häufigsten genannten Schriften Maupertuis', welche, einem ganz anderen Gebiete angehörig, wieder von seinem dilettantisch abspringenden, mit Analogien spielenden, etwas zu leicht befriedigten Sinne zeugt, seine Vénus physique. Wenn auch nicht so anstößig, wie der Titel befürchten läßt, ist diese Schrift doch nicht so harmlos, wie das

Digitized by Google

fein gewählte Motto verspricht: Quae legat ipsa Lycoris. Maupertuis wurde zu dem Gegenstande geführt durch die Erscheinung eines weißen Negerknaben in Paris, unstreitig eines Albinos, der großes Aufsehen erregte, so daß auch Voltaire 1744 eine Abhandlung über ihn schrieb. Auf Grund der damals bekannten, noch ganz unzureichenden Thatsachen stellte Maupertuis eine Theorie der Generation auf, an der zwar zu loben ist, daß sie auf dem Boden der Epigenese steht, viel schärfer aber zu tadeln, daß sie die Newton'sche Attraction zu Hülfe ruft, um eine von ihm angenommene gegenseitige Anziehung gleichartiger Theilchen bei der Bildung des Fötus zu erklären.

Die kurze Friedenszeit zwischen dem ersten und dem zweiten schlesischen Kriege hatte Friedrich Muße gelassen, sich wieder um die Akademie zu kümmern, und nach Maupertuis umzusehen. Durch gewisse Vorgänge in Paris verstimmt, folgte dieser jetzt dem Königlichen Rufe endgültig, um so williger, als er hier in Fräulein Eleonore von Borck eine Lebensgefährtin fand, die ihn das Aufgeben der Heimath leichter verschmerzen ließ.

Auf einer Reise nach Frankreich im Herbst 1744, um seine Uebersiedelung und Heirath vorzubereiten, widerstand er, unbeirrt durch die schlimme Erfahrung von Mollwitz, der Versuchung nicht, die Belagerung von Freiburg durch seine Landsleute als Liebhaber in den Laufgräben mitzumachen. Er ahnte schwerlich, daß unweit in einem Zelte La Mettrie, dessen Lebensweg bald mit dem seinigen sich verflechten sollte, in den Fieberträumen lag, auf welche er seine „Naturgeschichte der Seele" gründete.

In Berlin ward es Maupertuis' Aufgabe, die neuen Statuten der Akademie zu entwerfen und einzuführen, wie auch die Akademie nach Bedürfniß und Gelegenheit durch Heranziehen geeigneter Kräfte zu verstärken. Im Gegensatz gegen die Pariser Einrichtungen behielt die Körperschaft unter dem Namen Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres den ihr von Leibniz aufgeprägten, mehr allgemeinen Charakter und die Gliederung in vier Classen, welchen aber die mannigfachen Zweige menschlicher Erkenntniß jetzt anders und zweckmäßiger zuertheilt wurden: in eine experimentell-philosophische, eine mathematische, eine speculativ-philosophische und eine geschichtliche und sprachwissenschaftliche Classe. Zu zweien verschmolzen, bestehen noch heute Maupertuis' vier Classen fort, als physikalisch-mathematische und philosophisch-historische Classe, so daß gewissermaßen die Akademie noch immer unter seinem Zeichen lebt und arbeitet. Sehr verschieden aber ist von unserer heutigen die weitere, damals beliebte Organisation: Maupertuis' Akademie hatte Einen beständigen Präsidenten und nur Einen einzigen beständigen Secretar. Der Eine Präsident war er. Am 12. Mai 1746 ernannte ihn Friedrich dazu mit fast unbegrenzten Vollmachten auch in Bezug auf die Besoldung der Mitglieder; er selber, der König, übernahm das Protectorat. Secretar, und als solcher Maupertuis' rechte Hand, ward Formey, ein Prediger der französischen Gemeinde, von welchem hier schon einmal ausführlich die Rede gewesen ist. In Maupertuis' Auftrage arbeitete Formey über die ältere Geschichte der Akademie bis zum Jahre 1752 ein für uns höchst werthvolles Quellenwerk aus. Daß die Friedericianische Akademie nicht bloß ihrem Namen nach, sondern auch in ihren Verhandlungen, festlichen Aeußerungen und Schriften

Digitized by Google

eine ganz französische war und bis zu Friedrich's Tode blieb, bedarf kaum der Erwähnung.

So ward Maupertuis, wenn wir, wie billig, Gundling übergehen, nach Leibniz unser erster Präsident, und insofern der Glanz der wissenschaftlichen Thaten eines Akademikers vor seinem Eintritt in die Akademie dieser zu Gute kommt, gehörte von da ab die nordische Gradmessung gleichsam mit zu den Ruhmestiteln unserer Körperschaft. Es war vielleicht nicht unnütz, obschon ein Eloge Maupertuis' von Formey in unseren Denkschriften steht, einmal wieder in unserem Kreise seines jugendlichen Aufschwunges und des siegreich von ihm ausgefochtenen Streites zu gedenken, da von hier ab sein Leben minder erfreuliche Bilder darbietet, welche bis auf den heutigen Tag jene frühere Lichtperiode überschattet haben.

Vier Jahre lang regierte nun Maupertuis mit fester Hand, und, wenn auch in steter Fühlung mit dem königlichen Protector, doch so gut wie unbeschränkt, die in den geschickt von ihm geschaffenen Formen neugeborene Akademie, in welcher er übrigens schon mehrere bedeutende Männer vorfand, neben Leonhard Euler den Erfinder des Sonnenmikroskops Lieberkühn, Marggraf, den Entdecker des Rübenzuckers, Gleditsch, der durch Befruchtung der Palme in unserem botanischen Garten mit Leipziger Blüthenstaub die geschlechtliche Fortpflanzung der Phanerogamen bewies. An der Tafelrunde von Sanssouci ragte Maupertuis durch schlagfertigen Witz, lebhaft vorgetragene kühne Gedanken, mannigfaltige Kenntnisse und Anschauungen hervor. Durch Formey erfahren wir, wie sein Rath auch in Dingen gehört wurde, welche ihm scheinbar sehr fern lagen, wie denn die schöne Inschrift auf dem 1748 erbauten Invalidenhause: Laeso et invicto militi, von ihm herrührt. Die lateinischen Wahlsprüche zu vielen seiner Schriften zeigen, daß er nicht umsonst die römischen Dichter auswendig wußte, und in dieser Hinsicht bediente er den König besser als später trotz seines classischen Beinamens Quintus Icilius.

Näher lag es indessen natürlich, daß Maupertuis, als sein jüngerer Landsmann La Mettrie wegen seines Homme machine flüchtig ward, seinen Einfluß beim Könige für ihn verwendete; doch macht es ihm Ehre, dies unbekümmert um die ihm vielleicht daraus erwachsende Nebenbuhlerschaft gethan zu haben. Im Februar 1748 kam La Mettrie nach Potsdam, eroberte im Fluge Friedrich's Gunst, besserte aber nicht seinen Ton, sondern schrieb von hier aus unter Anderem gegen Albrecht von Haller in Göttingen das frevelhafte Pamphlet: Le petit homme à longue queue, über welches Haller bei Maupertuis sich in einem Briefe bitter beschwerte, der La Mettrie nicht mehr am Leben traf. Bemühungen Maupertuis', Haller nach Berlin zu ziehen, blieben erfolglos; es spricht aber für seinen richtigen Blick, daß es nicht seine Schuld gewesen ist, wenn die Elementa Physiologiae Corporis humani nicht, wie in diesem Jahrhundert das „Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen", von Berlin ausgingen.

Der Berner Patrizier, der gottesfürchtige Haller, der nicht bloß großer Physiologe, sondern auch deutscher Dichter war, wird wohl gute Gründe gehabt

Digitized by Google

haben, seine ruhige Universität und eben erblühende Societät der Wissenschaften nicht mit einem halb höfischen Wirkungskreise und mit dem Brennpunkt einer Cultur zu vertauschen, welche deutsche Literaturbestrebungen grundsätzlich verschmähte, und von außen betrachtet als ein abstoßendes Gemenge von Freigeisterei und gallischer Spottsucht erscheinen mochte. Man würde aber sehr irren, wenn man sich Maupertuis' Sinnesart, ähnlich der der späteren Encyklopädisten, etwa eines Holbach oder Helvetius, vorstellte. Er war nichts weniger als Materialist und Atheist, und nach zahlreichen, überall wiederkehrenden Aussprüchen in seinen Schriften zu urtheilen, eher ein tief religiöser Charakter. Nicht einmal an äußeren Zeichen kirchlicher Gesinnung ließ er es fehlen. Am 24. December 1734 begleiteten Maupertuis und Clairaut Madame du Châtelet zur mitternächtlichen Messe in die festlich erleuchteten Kirchen, doch scheint dies mehr ein hergebrachtes Weihnachtsvergnügen gewesen zu sein. Wenn dann in Lappland Maupertuis den Abbé Outhier Messe lesen ließ, sobald bekannt geworden war, daß dies bei der protestantischen Umgebung nicht zuviel Anstoß erregen würde, so mag er dies aus Anstandsrücksichten gethan haben. Allein Maupertuis betrieb eifrig den Bau der hiesigen katholischen Kirche, ja er correspondirte darüber mit dem Papste Benedict XIV., und als er in Sanssouci mit dem Marquis d'Argens das Zimmer theilte, war dieser nicht wenig erstaunt, ihn knieend sein Nachtgebet verrichten zu sehen.

In der Akademie hielt Maupertuis bei verschiedenen Gelegenheiten gedankenreiche und schöngeformte Reden, unter welchen die zur Begrüßung de La Lande's auszuzeichnen ist, der 1751 von der französischen Regierung nach Berlin geschickt war, um hier zu de La Caille's Beobachtungen am Cap der guten Hoffnung correspondirende Beobachtungen zur Bestimmung der Mondparallaxe anzustellen. Maupertuis verfaßte auch 1749 einen Essai de Philosophie morale, so pessimistisch angehaucht, daß man dafür den Titel vorschlug: Traité sur le bonheur par un homme malheureux. Es scheint in der That, daß, obgleich bis hierher sein Leben sich als eine Kette von Glücksfällen darstellt, neuerdings oft eine düstere Stimmung jene freudige Laune überwölkte, mit der wir ihn den Beschwerden des lappländischen Winters trotzen sahen. Eine andere Studie, welche wiederum die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Neigungen darthut, handelt in zwei Aufsätzen vom Ursprung der Sprache, der Bedeutung der Worte und der Möglichkeit einer Universalsprache. Er kam auch noch einmal auf seine Theorie der Generation zurück in einem Essai sur la formation des Êtres organisés, welchen er zuerst, um ganz unerkannt zu bleiben, als Inaugural-Dissertation eines Dr. Baumann in Erlangen lateinisch herausgab. Wenn er in der Vénus physique die alte hippokratische Hypothese der Pangenesis nahe gestreift hatte, so trug er hier eine Vorstellung vor, die in unseren Tagen bei gewissen Confusionsräthen wieder aufgetaucht ist, nämlich die, daß die Atome der Materie mit einer Art dumpfen Bewußtseins, mit Haß, Liebe und Gedächtniß begabt seien, und sich demgemäß zweckmäßig bewegen, verbinden, abstoßen, ordnen, und er läßt es sich angelegen sein, diese Lehre mit der positiven Religion in Einklang zu bringen. Diderot erwies dem pseudonymen Dr. Baumann die Ehre, seine Phantasien zu bekämpfen.

Digitized by Google

Um das Bild von Maupertuis' bunt schillernder Persönlichkeit zu vervollständigen, mag auch die Sonderbarkeit nicht unerwähnt bleiben, daß er sich durch einen Neger bedienen ließ, den er Orion getauft hatte, und daß sein Haus in der Nähe des Thiergartens eine von allerlei Gethier wimmelnde, von Gebell, Gekreisch und Gezwitscher widerhallende Arche Noah war. Er hielt sich diese, für seine Besucher manchmal recht unbequeme Gesellschaft aber nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zu Versuchen über Racenkreuzung.

In diesem immerhin friedlich gedeihlichen Zustand brachte ein unerwartetes und scheinbar weitab gelegenes Ereigniß plötzlich eine folgenreiche Erschütterung hervor. Voltaire war zwar mittlerweile schon einmal, im Herbst 1743, auf kurze Zeit hier gewesen, eine politische Sendung aber, mit welcher er sich unkluger Weise befaßte, hatte ihn damals dem Könige gegenüber in eine falsche Lage gebracht, und seine Verbindung mit der „Divine Émilie" fesselte ihn ohnehin in ihrer Nähe. Da starb, am 10. August 1749, Madame du Châtelet im Wochenbette, und nichts hielt mehr Voltaire davon ab, Friedrich's dringenden Einladungen nachzugeben.

Im Juli 1750 erschien er in Potsdam. Obschon er und Maupertuis sich anfangs noch in ganz angenehmer Form begegneten, konnte es nicht fehlen, daß ihr Einvernehmen bald in wachsende Entfremdung sich verkehrte. Für einen Mann von Maupertuis' starkem Selbstbewußtsein in der Wissenschaft und nicht geringeren Ansprüchen in der Gesellschaft war es nicht erfreulich, sich durch den überlegenen litterarischen Ruhm und das mächtige Talent Voltaire's in den zweiten Rang gedrängt und verdunkelt zu sehen. Andererseits für einen Mann von Voltaire's liebloser Selbstsucht und nur zu oft bewiesener wenig edler Gesinnung waren Maupertuis' sichere Machtstellung an der Spitze der Akademie und das ihm vom Könige geschenkte Vertrauen von dem Augenblick an, wo er die Lage übersah, der Gegenstand heimtückischer Mißgunst. Es ist behauptet worden, daß Voltaire von vorn herein den Plan verfolgt habe, Maupertuis beiseite zu schieben und sich an seinen Platz zu setzen. In Paris war ihm, trotz Maupertuis' Bemühungen, der in ihm einen Ersatz für den alternden Fontenelle zu sehen glaubte, die Académie des Sciences verschlossen geblieben. Präsident der Berliner Akademie zu heißen, wäre für ihn kein kleiner Triumph und keine zu verachtende Genugthuung gewesen. Doch scheint es nicht, daß seine Treulosigkeit, wenigstens mit vollem Bewußtsein, gleich anfangs so weit ging. Wie dem auch sei, nicht lange darauf fiel Voltaire über seinen alten Freund Maupertuis, den er einst in einem zierlichen, unter sein Bild gesetzten Quatrain hoch gefeiert hatte, mit so grimmigem Haß und so ausgesuchter Bosheit her, daß, wenn er wirklich auf seinen Sturz sann, um davon Nutzen zu ziehen, er über das Ziel hinausschoß; denn er bezahlte die ihm zugefügten Kränkungen mit dem Verlust seiner eigenen Stellung und mit einem dauernden Makel auf seinem literarischen Schilde. Die Geschichte dieses Conflictes, dessen Lärm Jahrzehnte erfüllte, und selbst in unseren Tagen noch dann und wann einen Nachklang vernehmen läßt, ist einestheils so verwickelt, anderentheils wurde sie schon so oft und gut erzählt, daß es genügen muß, wenn sie hier nur in ihren Grundzügen wiederholt wird.

Digitized by Google

In dem Maße, wie die streitige Frage einem viel weiteren Kreise von Schreibern und von Lesern zugänglich war, als die gleichfalls so berühmte Controverse über die Erfindung der Infinitesimalrechnung, und wie noch allgemeiner bekannte und interessante Personen dabei mitspielten, — statt Newton und Leibniz, Friedrich und Voltaire, — in demselben Maße ist die Literatur über unseren Gegenstand eine umfangreichere, ja kaum zu erschöpfende, und mit dem Verzeichniß der Maupertuisiana,[6] der Démêlés de M. de Maupertuis könnte man ganze Seiten eines antiquarischen Kataloges füllen.

Neben den zuletzt aufgezählten Arbeiten Maupertuis' gingen andere einher, welche mehr seinem eigentlichen Gebiete angehörten und denen er selber auch eine ungleich bedeutendere Tragweite beimaß. Schon 1740 hatte er unter dem Namen Loi du repos eine allgemeine Bedingung dafür angegeben, daß ein von Centralkräften sollicitirtes materielles System sich im Gleichgewichte befinde, und schon in dieser Aufstellung kommt es vor, daß die Summe gewisser Ausdrücke, welche man für jede Masse des Systemes zu bilden hat, ein Minimum sein müsse. Aehnliche Betrachtungen beschäftigten ihn offenbar fort und fort, indem er suchte, wie durch jenes Gesetz für die Statik, auch für die Dynamik eine allgemeine Bedingung zu finden, durch deren Erfüllung Bahn und Geschwindigkeit einer bewegten Masse eindeutig bestimmt würden. Dem von Leibniz aufgestellten Princip von der Erhaltung der Kraft sprachen die Newtonianer die ihm zugeschriebene Bedeutung ab, weil es im Stoß absolut harter Körper sich nicht bewähre, also das Leibnizische Gesetz der Continuität und die Annahme, daß alle Körper elastisch seien, als unbewiesene Hypothesen fordere. Es findet sich aber bei Leibniz außer dem Begriff der lebendigen Kraft, auf welchen er sein von dem Cartesischen abweichendes Kräftemaß und die Erhaltung der Kraft gründete, auch noch der Begriff der Action, worunter er das Product aus der sich bewegenden Masse in den durchlaufenen Raum und die Geschwindigkeit, oder das Product aus der Zeit in die lebendige Kraft verstand. Begriff und Namen der Action entnahm Maupertuis, wie er selber sagt, bei Leibniz, fügte aber im April 1744 die wichtige Bemerkung hinzu, daß die zu den in der Natur geschehenden Veränderungen verwendete Menge von Action stets ein Minimum sei, so daß man aus der Bedingung für das Minimum Bahn und Geschwindigkeit der bewegten Masse eindeutig erhalte. Dies war Maupertuis' großes Principe de la moindre action, um welches seine Lebensgeschichte fortan sich wesentlich dreht.

Das Beispiel, an welchem er seinen Satz zu beweisen unternahm, war nicht glücklich gewählt. Zwar leitet er daraus durch eine elegante Entwickelung das Brechungsgesetz für das Licht ab, und gelangt zu seiner Befriedigung zu dem Ergebniß, daß die Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels sich zu einander umgekehrt verhalten, wie die Geschwindigkeiten in den beiden Medien, daß also beispielsweise beim Uebergang des Strahles von Luft in Wasser der Strahl zum Einfallsloth gebrochen werde, weil die Geschwindigkeit im Wasser größer sei, als in der Luft. Bekanntlich war dies Newton's Lehre, dessen Emissionstheorie die Brechung in scheinbar so einleuchtender Weise dadurch erklärte, daß in der Nähe der Grenzfläche das durch den dichteren Körper angezogene Lichttheilchen von seiner geradlinigen Bahn abgelenkt werde und mit vermehrter Geschwindigkeit

Digitized by Google

in dem dichteren Körper sich fortbewege. Nach der Undulationstheorie dagegen ist die Geschwindigkeit des Lichtes in den dichteren Körpern kleiner als in den minder dichten, und der thatsächliche Nachweis dieses schon von Fermat angenommenen Verhaltens ist nach Arago's Vorschlage mit Wheatstone's kreisendem Spiegel der Experimentirkunst Léon Foucault's wirklich gelungen.

Maupertuis konnte von diesem Fehlschlagen seines Principes noch nichts ahnen, da selbst Euler, welcher die Emissionstheorie verwarf und sich eine Undulationstheorie zurechtgelegt hatte, darüber nicht im Klaren gewesen zu sein scheint. Vielmehr glaubte Maupertuis in einer ihm über Alles werthen Richtung einen Sieg ohne Gleichen errungen zu haben. Er behauptete nämlich, daß das Princip der kleinsten Action den sicherſten und unwiderleglichſten Beweis für das Dasein Gottes abgebe, als ein Zeichen seiner vollkommenen Weisheit und Allmacht in Erschaffung einer Welt, worin alle Veränderung mit einem möglichst geringen Aufwand von Action geschehe. Als wenn in einer als bloßer Mechanismus gedachten Welt ohne Gott es anders zugehen, irgend etwas Anderes als das Nothwendige geschehen könnte, und nicht gerade das Ueberflüssige, des zureichenden Grundes Entbehrende undenkbar wäre. Mehrere Jahre lang brütete Maupertuis über diesem vermeintlichen Funde, dann machte er ihn bekannt in seinem Essai de Cosmologie vom Jahre 1750, in welchem er zuerst, ein höchst unbedachtes Beginnen, alle übrigen Beweise für das Dasein Gottes als kraftlos und hinfällig verurtheilt, und dann jene seltsame Behauptung aufstellt. Auch von dem Beweise für das Dasein Gottes aus dem äußerlich angepaßten und innerlich zweckmäßigen Bau der Thiere, dem bekannten Schlusse von der Uhr auf den Uhrmacher, will er nichts wissen, weil es sich von sich selbst verstehe, daß nur solche Thierformen sich erhalten hätten, welche zufälligerweise äußerlich angepaßt und innerlich zweckmäßig waren. Daß, wie Dove bemerkte, ein Pfauenschwanz oder das Gefieder der prächtigen Menure schlecht zur Sparsamkeit der Natur stimme, welche in dem Princip der kleinsten Action gipfeln sollte, scheint Maupertuis nicht aufgefallen zu sein.

Als die Dinge so weit gediehen waren, betrat eine andere Figur die Bühne. Samuel König, den wir in Cirey als Madame du Châtelet's Lehrer verließen, mit welcher er sich übrigens gelegentlich überworfen hatte, war eine Zeit lang Professor der Mathematik in der kleinen holländischen Universität Franeker gewesen und dann Bibliothekar und Hofrath des Erststadhouder's, Prinzen Wilhelm's IV. von Oranien, im Haag geworden. Maupertuis hatte ihn mit Madame du Châtelet ausgesöhnt, und auch von hier aus nicht aus den Augen verloren, vielmehr ihn zum auswärtigen Mitgliede der Akademie gemacht. Die Freiheit, welche der Tod des Stadhouder's bald darauf König ließ, benutzte er, um nach Berlin zu kommen, angeblich, um sich bei Maupertuis zu bedanken, vielleicht noch etwas Anderes im Schilde führend. Von Maupertuis freundlich aufgenommen, fand er bald Gelegenheit, ihm die unangenehme Eröffnung zu machen, daß er sein Princip der kleinsten Action für unrichtig halte, und überreichte ihm das Manuscript einer Abhandlung, in der er seine Bedenken entwickelt hatte, mit der Bitte, davon Kenntniß zu nehmen, und mit dem Aus-

Digitized by Google

druck seiner Bereitwilligkeit, sie zu unterdrücken, falls ihre Veröffentlichung ihm irgend unerwünscht sein sollte. Maupertuis gab das Manuscript ungelesen und in ziemlich hochfahrender Weise mit dem Bemerken zurück, daß König es nur drucken lassen solle. König verließ Berlin mißgestimmt, und im Märzstück 1751 der Leipziger Nova Acta Eruditorum erschien die Abhandlung, deren Schluß, wie sich zeigte, denn doch geeignet war, Maupertuis auf das Empfindlichste zu treffen. Dieser Schluß bestand in einem Bruchstück eines von Leibniz angeblich an den Mathematiker Jacob Hermann gerichteten Briefes. Leibniz wiederholt darin seine Begriffsbestimmung der Action und setzt hinzu, daß er bemerkt habe, wie in den Veränderungen der Bewegung diese Action gewöhnlich ein Maximum oder ein Minimum werde, aus welcher Bemerkung sich mehrere wichtige Folgen ergäben; man könnte mit ihrer Hülfe die Curven bestimmen, welche durch einen oder mehrere Mittelpunkte angezogene Körper beschreiben. So war Maupertuis seines Satzes, seines Stolzes und seiner Freude, scheinbar doppelt beraubt: erstens sollte dieser Satz, wie er ihn formulirt hatte, falsch, und zweitens sollte er, soweit er richtig war, von Leibniz sein.

Was die Richtigkeit und Wichtigkeit des Satzes betrifft, so wurde zwar dessen Unhaltbarkeit in seiner ursprünglichen Gestalt von dem Pariser Akademiker Grafen Patrick d'Arcy außer Zweifel gesetzt, dagegen fand Maupertuis einen mächtigen Beistand an Euler, welcher das Princip wesentlich umformte, und dann an mehreren Beispielen die Uebereinstimmung des daraus gefolgerten Ergebnisses mit dem nach den gangbaren Regeln der Dynamik erhaltenen darthat. Es wird angemessen sein, hier sogleich der späteren Schicksale des Principes zu erwähnen, daß es, trotz dieser unsicheren Anfänge, doch im Laufe der Zeit als der Keim einer äußerst wichtigen, die Grundlage der Bewegungslehre bildenden Einsicht sich erwies. Der jugendliche Lagrange war es, welcher 1760, noch in Turin, das Princip so gestaltete, daß es nach Jacobi's Ausspruch in seinen Händen die Mutter unserer ganzen analytischen Mechanik ward. Fünfundsiebzig Jahre später stellte dann W. R. Hamilton ein noch allgemeineres und fruchtbareres Princip auf, welches in Lagrange's Princip gleichsam latent gewesen war, so daß Jacobi davon sagte, es sei diese ganze Zeit lang zugleich entdeckt und verborgen gewesen. Jacobi selber, neuerlich Hr. Adolph Mayer in Leipzig und ganz kürzlich Hr. von Helmholtz haben sich mit dem Princip der kleinsten Action beschäftigt, welches in des Letzteren Händen sein Licht in Gebiete von Erscheinungen wirft, von denen Maupertuis sich noch nichts träumen ließ, wie das der Elektrodynamik. Eine Theorie, die anderthalb Jahrhunderte lang den ersten Mathematikern ihrer Zeit Gegenstand des Nachdenkens und Forschens ward, nicht gleich im ersten Anlauf vollkommen richtig formulirt und nach allen Richtungen durchschaut zu haben, wird wohl Maupertuis kaum zum Vorwurf gemacht werden können. Hätte er nicht seinem Princip jene höchst fremdartige Bedeutung als Beweis für das Dasein Gottes beigelegt, welche seinen Gegnern einen willkommenen Angriffspunkt bot, so wäre die Aufstellung des Principes an sich ihm gewiß als hohes Verdienst angerechnet worden.

Allein für ihn selber, wie wir bei dieser Gelegenheit ihn kennen lernen, für den herrisch stolzen, in eitlen Träumen sich wiegenden Maupertuis, sprang in

Digitized by Google

König's Angriff ein ganz anderer Punkt mit überwältigender Stärke hervor. Er war die als dürre Thatsache mitgetheilte Nachricht, daß Leibniz das Princip schon besessen, und in kurzen Worten, freilich nur brieflich, soviel davon gesagt habe, wie nun nach ihm Maupertuis. So nämlich deutete dieser selber das Bruchstück des Leibnizischen Briefes, welches doch für jeden Unbefangenen nichts weiter zeigte, als daß Leibniz Maupertuis in dem Gedanken zuvorkam, zu versuchen, was bei Behandlung der Action nach der Methode der Maxima und Minima aus ihr werde, in dem Ergebniß dieser Untersuchung aber gänzlich von Maupertuis abwich. Hätte Letzterer sich damit begnügt, diese Abweichung festzustellen, so wäre Alles gut gewesen; in unseliger Verblendung aber begann er um seine, wie er meinte, gefährdete Priorität den oben erwähnten, mit unerhörter Erbitterung geführten Streit.

Zunächst verlangte er von König, daß er die Urschrift jenes Briefes vorlege. Nach langem Zögern kommt heraus, daß König nur eine Abschrift besitzt, welche von dem in Bern am 16. Juli 1749 als Staatsverbrecher enthaupteten Samuel Henzi herstammt, dessen Umtrieben König nicht ganz fremd geblieben war, so daß er nicht nach der Schweiz zurückkehren durfte. Nun wurden, um der Urschrift habhaft zu werden, die unglaublichsten Anstrengungen gemacht. König, von der Akademie durch Formey wiederholt aufgefordert, Maupertuis seinerseits, lassen in Bern und Basel alle erdenklichen Winkel danach durchstöbern. Friedrich selber läßt die Berner Herren zu Nachforschungen in ihren Archiven anspornen, und wir haben erst unlängst durch Hrn. Dr. J. H. Graf aus dem Geheimen Manual der Stadt Bern erfahren, wie bereitwillig jene dem Wunsche des freundnachbarlichen Fürsten von Neuchâtel und Valengin nachkamen, was aber zu nichts führte, da schon im December 1749 sämmtliche „Briefschaften in Original und Copien" aus Henzi's Nachlaß verbrannt worden waren. So blieb Alles vergeblich: das Original des verhängnißvollen Schriftstückes kam nicht zum Vorschein. Nun geschah etwas ebenso Befremdliches wie Bedauerliches. Die Akademie, durch Maupertuis fortgerissen, setzt sich zu Gericht in dieser Sache, in der sie doch auch zur Partei gemacht war, und spricht am 13. April 1752 das Urtheil, daß der von König angeblich aus Licht gezogene Brief Leibnizens an Hermann eine Fälschung sei, zu dem Zweck, entweder Maupertuis zu schaden, oder Leibnizens Ruhm zu erhöhen.

An diesem Urtheil hat allem Anschein nach Euler den größten Antheil gehabt. Nach einhundert und vierzig Jahren darf wohl von dieser Stelle, von welcher es erging, ohne die Pietät gegen unsere Vorgänger auf diesen Sesseln zu verletzen, ausgesprochen werden, daß sie bei dessen Fällung sich einer schwer verständlichen Uebereilung schuldig gemacht haben. Der fragliche Brief ist aus Hannover 1707 angeblich an Hermann geschrieben, also in dem Jahre, wo dieser von Basel nach Padua übersiedelte. Welche zahllosen Möglichkeiten für das Verlorengehen der Urschrift bot nicht dieser Zeitraum von fünfundvierzig Jahren. Den undenkbaren Fall gesetzt, daß ein bis dahin unbescholtener Mann wie König aus so nichtigen Beweggründen eine solche Missethat planen könnte, den denkbaren sodann, er hätte Leibnizens Manier so vollkommen nachzuahmen vermocht, daß in dieser Hinsicht nie ein Zweifel an der Echtheit des Briefes laut ward:

Digitized by Google

diese beiden Fälle gesetzt, bliebe doch unbegreiflich, daß er erstens den Brief französisch schrieb, da Leibniz lateinisch mit Hermann correspondirte, und daß er zweitens Leibniz einen Brief unterschob, der gar nicht zu dem Charakter des Verkehrs zwischen beiden paßt. Von König's Seite war auch nicht der Schatten eines Verdachtes auf Maupertuis geworfen worden, daß dieser den Leibnizischen Brief gekannt und Plagiat begangen habe; ihm blieb die volle Selbständigkeit bei Aufstellung seines Principes gewahrt. Die Geschichte der Erfindung der Differentialrechnung hatte erst eben an einem hervorragenden Beispiel gezeigt, wie gleichsam in der Luft schwebende Entdeckungen fast gleichzeitig von Mehreren unabhängig von einander gemacht werden können. Warum also sollte nicht auch Leibniz, der den Begriff der Action gebildet hatte und in der Methode der Maxima und Minima als ein Haupterfinder völlig zu Hause war, nicht so gut wie Maupertuis auf die Idee gekommen sein, zu untersuchen, was unter gegebenen Bedingungen aus der Action werde?

Alles dieses konnte bei einiger Besonnenheit die Akademie sich schon damals mit gleicher Sicherheit sagen, wie heute wir. Wir sind aber in Stand gesetzt, wenigstens noch einen Schritt weiter zur Aufklärung dieses Wirrsals zu thun. Der tiefste Leibniz-Forscher und -Kenner, unser correspondirendes Mitglied, Hr. C. J. Gerhardt, jetzt in Halle, hat die große Güte gehabt, dem Redner Folgendes mitzutheilen, und ihm zu erlauben, hier davon Gebrauch zu machen.

„Ich habe einmal irgendwo gefunden," schreibt Hr. Gerhardt, „daß der bekannte Nürnberger Litterarhistoriker von Murr, der in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts Nachforschungen über die Leibnizische Correspondenz in Hannover und London anstellte, berichtet, er habe von der Tradition gehört, daß der fragliche Brief an Varignon gerichtet wäre. Diese Angabe stimmt merkwürdig mit der vorhandenen Correspondenz zwischen Leibniz und Varignon; sie ist sehr vollständig vorhanden und von mir im vierten Bande von Leibnizens mathematischen Schriften veröffentlicht; nur um die Zeit, aus welcher der fragliche Leibnizische Brief datirt ist (16. October 1707), ist eine Lücke in der Correspondenz. Zu bemerken ist, daß Leibnizens Erwähnung der Gesundheit Varignon's im Anfang des Briefes mit den Angaben im vorhergehenden Briefe Varignon's vom 3. September stimmt."

Varignon war bekanntlich der Pariser Akademiker, der mit dem Marquis de l'Hôpital zuerst in Frankreich dem neuen Calcül Bahn brach. Wie eine Abschrift von Leibnizens Brief an ihn in König's Hände gelangte, bleibt freilich dunkel. Samuel Henzi, dessen tragisches Geschick Lessing noch im Jahre seiner Hinrichtung zum Gegenstand eines unvollendet gebliebenen Trauerspieles in gereimten Alexandrinern machte, war kein bloßer politischer Verschwörer, sondern ein literarisch sehr gebildeter Mann und leidenschaftlicher Sammler auch von Autogrammen. Sein Schwager, der Chirurg Wernier in Amsterdam, und seine Söhne Rudolph und Karl Henzi bezeugten, daß König von dem Verstorbenen Leibnizische Briefe erworben habe, und daß die Abschriften in König's Besitz von Samuel Henzi's Hand seien. Die Frage wäre also, wie Henzi zu den Leibnizischen Briefen an Varignon gekommen sei. Die Hannover'sche Bibliothek befand sich eine Zeit lang in schlechten Händen, unter dem übel berufenen

Digitized by Google

Mineralogen und Literaten Raspe, dem Herausgeber der Münchhausen'schen Lügengeschichten, welcher später als Aufseher des Kurfürstlichen Antiquitäten- und Münz-Cabinets zu Cassel wegen begangener Unterschleife nach England floh. Die Annahme lag nahe, daß er Henzi Leibnizische Autogramme verkauft habe, die dann mit dessen Papieren vernichtet worden seien. Allein zur Zeit von Henzi's Hinrichtung war Raspe höchstens dreizehn, zu der des Auftauchens des Leibnizischen Briefes bei König höchstens fünfzehn Jahre alt; er wurde erst 1764, fünf Jahre nach Maupertuis' Tode, Bibliothekssecretär in Hannover, und kam auch schon 1767 nach Cassel. Es ist also nicht daran zu denken, daß er in irgend einer Weise in den Maupertuis-König'schen Streit eingegriffen habe, und es wird wohl darauf zu verzichten sein, die Herkunft von König's Leibnizischen Briefen zu ergründen[7].

Ebenso räthselhaft bleibt schließlich, daß König den viel besprochenen Brief als an Hermann gerichtet bezeichnete, und daß noch dazu der erste Abdruck, den er davon gab, einen handgreiflichen, nur durch völlige Unkenntniß oder durch die größte Unachtsamkeit erklärbaren Fehler enthielt. Dies kann jedoch um so weniger den Verdacht einer Fälschung gegen ihn verstärken, je weniger einzusehen ist, welchen Vortheil er sich davon hätte versprechen können.

König antwortete auf den Urtheilsspruch der Akademie, indem er ihr sein Diplom zurückschickte. Was Maupertuis betrifft, so hatte er wenig Grund, sich seines Sieges zu freuen. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die wissenschaftliche Welt und wandte sich gegen ihn persönlich, dessen Mißbrauch seiner Macht als Präsident man König's Vergewaltigung zuschrieb. Unter der Fluth von Streit-, Spott- und Schmähschriften, welche dieser Vorgang erzeugte, sind zwei hervorzuheben: erstens König's eigener Appel au public du jugement de l'Académie, ein bei aller Lebhaftigkeit doch nicht maßloses, sondern, wie man nur sagen kann, nach Inhalt und Form lobenswerthes Actenstück, dem der angeblich gefälschte Brief von Leibniz nunmehr vollständig beilag, wenn auch nicht urschriftlich, doch mit allen inneren Merkmalen der Echtheit und begleitet von mehreren anderen, gleichfalls zweifellos echten Briefen von derselben Hand; zweitens ein aus Berlin unter dem 18. September 1752 von einem ungenannten Berliner Akademiker an einen gleichfalls ungenannten Pariser Akademiker als Antwort auf eine fictive Anfrage geschriebener Brief, in welchem die Maupertuis-König'sche Streitfrage im König'schen Sinne ebenso bündig wie schneidig besprochen wird, und dessen Urheber wir sogleich die Maske lüften werden.

Zu Maupertuis' Vertheidigung fand sich lange Niemand bereit. Da endlich erhob sich eine Stimme, welche allerdings für viele zählte: zuerst auch unter der Maske eines an einen Pariser Akademiker schreibenden Berliner Akademikers, dann aber in einer den Königlichen Briefsteller verkündenden Ausgabe mit Adler, Krone und Scepter erschien von Friedrich's eigener Hand eine Schutzrede für Maupertuis. Beim besten Willen greift diese leider nur darin fehl, daß sie die Angelegenheit allzu persönlich behandelt und einen etwas zu hohen Ton anstimmt. Auf wenigen Seiten nennt sie Maupertuis dreimal einen großen Mann, und weil Berlin und Saint-Malo sich darum streiten könnten, seine Heimath zu sein, vergleicht sie ihn mit Homer, auf dessen Angehörigkeit sieben Städte Anspruch erhoben.

Digitized by Google

Der Rückschlag blieb nicht aus. Als wäre er der Pariser Akademiker, an welchen Friedrich's Brief scheinbar gerichtet war, schrieb wieder ein verlarvter Parteigänger König's eine Antwort, in welcher Friedrich's etwas lockerer Panegyricus mit rücksichtsloser Schärfe und unerbittlicher Logik Punkt für Punkt zerpflückt wurde. Der Name dieses gefährlichen Gegners ist unseres Wissens nicht allgemeiner bekannt geworden; übrigens verschwand seine That alsbald in dem sich nun für Maupertuis nahenden Verhängniß.

Voltaire sah mit schlecht verhehlter Schadenfreude diesem litterarischen Schlachtgewühl zu. Der Augenblick schien ihm gekommen, seinen eigenen Feldzug gegen den ihm so vielfach im Wege stehenden Nebenbuhler in Friedrich's Gunst, im Einfluß in Berlin und Potsdam zu eröffnen. Schon die vorher erwähnte Antwort des Berliner Akademikers auf die fictive Anfrage aus Paris war erweislich aus seiner Feder, und ist später in seine Werke aufgenommen worden. Aber wenn deren ernste und rein sachliche Haltung eine Zeit lang seinem Zweck entsprach, unerkannt zu bleiben, so genügte sie doch nicht zur Befriedigung seiner bösen Gelüste. Unglücklicherweise hatte gerade um diese Zeit, gegen Schluß des Jahres 1752, Maupertuis eine Sammlung von Briefen ohne Adresse veröffentlicht, in welchen er über eine Menge von Dingen aus den verschiedensten Gebieten seine Gedanken leichthin mittheilt. Der letzte dieser Briefe, über den Fortschritt der Wissenschaften, zwar auch ohne Ueberschrift, ist sichtlich an den König gerichtet. Man kann nicht leugnen, daß sie unter einigem Geistreichen manche ausschweifende Einfälle bringen, welche Maupertuis ohne Schaden hätte für sich behalten oder wenigstens sich besser überlegen können. Vermuthlich waren es solche Geistesblitze, mit welchen er Friedrich's Tafelrunde zu ergötzen und zu blenden pflegte, und, wie er selber im ersten Briefe sagt, wählte er diese Form der Bekanntmachung, um desto ungebundener sich gehen lassen zu dürfen. Voltaire stürzte sich darauf als auf eine willkommene Beute.

Ein Leibarzt Königs Franz I., seines Namens Sans-Malice überdrüssig, hatte ihn zu dem durch Voltaire's Angriff auf Maupertuis weltbekannt gewordenen Akakia gräcisirt. Die Fabel der Diatribe du Docteur Akakia, médecin du Pape, ist folgende: Der Leibarzt des Papstes erklärt Maupertuis' Werke und Briefe für ein dem erlauchten Präsidenten der Berliner Akademie untergeschobenes Machwerk eines leichtsinnigen und phantastischen jungen Menschen, und führt diesen wegen seiner Thorheiten auf das Schnödeste ab. Er übergibt die Schriften dem heiligen Officium, welches vor allen Dingen den Essai de Cosmologie wegen der Behauptung verdammt, daß es keinen anderen Beweis für das Dasein Gottes gebe, als eine mathematische Formel. Vom heiligen Officium, welches bekennt, von dem übrigen Inhalt der Schriften nichts zu verstehen, werden sie immer noch als die eines jungen Unbekannten den Professoren der Sapienza zu Rom zur Censur übergeben, und von diesen auf das Boshafteste durchgehechelt. In späteren Zusätzen verwandelt sich dann die Person des jungen Menschen in die des Präsidenten selber; eine Sitzung der Akademie, das Trugspiel einer Versöhnung zwischen Maupertuis und König, angeblich unter dem 1. Januar 1753, schließen die Scene.

Digitized by Google

Dr. Akakia beginnt damit, die durch Maupertuis gefährdeten Interessen des ärztlichen Standes in Schutz zu nehmen. Maupertuis verlangte nämlich, daß es besondere Aerzte für jede Krankheit gäbe, so daß man so viel verschiedene Aerzte zu Hülfe rufen müßte, wie man verschiedene Leiden habe. Er hat also einigermaßen die heutige Specialisirung der ärztlichen Kunst vorhergesehen. Allein der Arzt soll nach ihm nur bezahlt werden, wenn die Cur anschlug. Bei der Rathlosigkeit unserer Medicin so vielen Leiden gegenüber solle man doch, wie es in Aegypten geschehe, die Kranken mit Pech überziehen, um die Schweißabsonderung zu verhindern, oder, wie in Japan, sie mit langen Nadeln durchstechen. Nach dem Vorschlage eines Mathematikers solle man versuchen, durch Centrifugiren auf die Vertheilung des Blutes im Körper hinzuwirken. Auch hierin hat Maupertuis etwas Richtiges geahnt. Nach Wollaston beruht die Seekrankheit auf der Trägheit der Blutmasse, welche den Bewegungen des Schiffes nicht so schnell folgt wie der Körper, und Hr. Mendel hat am Hunde durch Centrifugiren zwar nicht eine Krankheit geheilt, wohl aber einen Zustand des Gehirns, der pathologisch vorkommt, mit seinen Symptomen künstlich erzeugt[8]. Nicht die Blüthe der Jahre, fährt Maupertuis beim Dr. Akakia fort, der Tod ist die wahre Reife des Organismus. Man würde das Leben verlängern können, wenn man den Vegetationsproceß des Körpers, was wir den Stoffwechsel nennen, hemmte. Durch Steigerung der Seelenkräfte könnte man hoffen, in die Zukunft zu schauen. Die Astrologie sei nicht ganz zu verwerfen, Gold vielleicht wirklich zu machen. Maupertuis dringt auf anatomische Untersuchung der angeblich zwölf Fuß hohen Patagonier, besonders ihres Gehirnes, als ihrer Größe wegen besondere Aufschlüsse über die Seele versprechend; ebenso gewisser behaarter Südseevölker, welche einen langen Schwanz hätten, und zwischen Mensch und Affen in der Mitte ständen. Er wünscht, daß man ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde abteufe, wogegen der Dr. Akakia nicht mit Unrecht bemerkt, daß dessen Mündung an der Erdoberfläche mindestens so groß sein müßte, wie ganz Deutschland. Er schlägt vor, eine lateinische Stadt zu gründen, um bessere Gelegenheit zur Erlernung der gelehrten Sprache zu schaffen. Auch wünscht er, daß man mit Pulver eine der ägyptischen Pyramiden sprenge, um deren Inneres bloßzulegen, wozu es gewiß nicht schwer sein würde, die Erlaubniß des Großherrn zu erhalten. Endlich schlägt er vor, zum Tode verurtheilte Verbrecher ihr Leben dadurch erkaufen zu lassen, daß man sie zu vivisectorischen Versuchen verwende, theils um an ihnen die Ausführbarkeit chirurgischer Operationen zu erproben, theils zu physiologischen Zwecken, beispielsweise um im Gehirn etwas über die Verbindung der Seele mit dem Körper zu ermitteln.

Das, und noch manches Aehnliche, ist der Stoff, den Voltaire mit unerschöpflicher Laune in immer neuen und packenden Wendungen zu giftigen Geschossen wider Maupertuis verarbeitete. Es ist unmöglich, von der feindselig zwingenden Gewalt dieser Polemik einen Begriff zu geben; man muß mit eigenen Augen die buntbefiederten Pfeile fliegen und dichtgedrängt in ihr Ziel einschlagen sehen. Das damalige Geschlecht von Gelehrten hat, wie es scheint, an diesen oft nicht sehr feinen Witzen seine Freude gehabt, und selbst wir, die wir es gern mit Maupertuis hielten, können uns nicht immer eines Lächelns erwehren.

Digitized by Google

Sieht man näher zu, so zeigt sich freilich, daß Voltaire erstens ohne irgend eine äußere Veranlassung seinen Streit mit Maupertuis vom Zaune bricht; daß er zweitens den Dr. Akakia nur sehr nebenher von dem Zank mit König reden läßt, von welchem Voltaire wohl nicht viel mehr verstand als das heilige Officium; und daß er drittens beim Wiedergeben von Maupertuis' Aufstellungen sich dreiste Uebertreibungen und Verdrehungen erlaubt, und hingeworfene Gedankenspäne behandelt, als wären es tiefdurchdachte, bedächtig vorgebrachte Lehrsätze.

Noch Einer hat sich, als er den Dr. Akakia zuerst Maupertuis abkanzeln hörte, dem Vernehmen nach sogar des Lachens nicht enthalten können, der König selber. Es ist sehr auffallend, und ein Beweis für Voltaire's Haß gegen Maupertuis wie für das Vertrauen, welches er zu seiner Macht über Friedrich hatte, daß er es wagte, den „Akakia" nicht bloß zu schreiben, sondern sogar ihn dem Könige vorzulesen. Er hatte aber doch in der Lage sich gründlich getäuscht, und die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Friedrich war wohl im Stande, sich an der überraschenden Inscenirung und dem teuflischen Spott im „Akakia" einen Augenblick zu ergötzen, er war aber viel zu taktvoll, und bei aller Vertraulichkeit mit Leuten wie Voltaire doch seiner königlichen Würde viel zu gut eingedenk, um zu gestatten, daß der von ihm berufene und zum Präsidenten seiner Akademie eingesetzte Gelehrte, daß die Akademie selber in den Staub gezogen würde. Das hätte Voltaire sich sagen können, und er mußte nothgedrungen gute Miene zum bösen Spiel machen, als Friedrich ihn zwang, den „Akakia," Blatt für Blatt, nachdem er es ausgekostet hatte, ins Kaminfeuer zu werfen[9].

Eine eindringlichere Art, den Druck zu untersagen, konnte es nicht leicht geben. Wer aber beschreibt Friedrich's zorniges Erstaunen, als er ein paar Tage später erfuhr, daß Voltaire, im Besitz einer zweiten Abschrift, die ihm für eine andere Schrift ertheilte Druckermächtigung betrügerisch mißbrauchend, den „Akakia" in Potsdam hatte drucken lassen und die literarische Welt damit überschwemmte. Die Antwort des Königs auf diese wortbrüchige Verhöhnung seines Verbotes war, daß, was sich noch von der Auflage vorfand, auf öffentlichem Platz in Berlin vom Henker verbrannt wurde. Am Sonntag dem 24. December 1752 Nachmittags, als die Berliner ihre Weihnachtsbäume schmückten, sah Voltaire diesem Auto-da-fé auf dem Gensdarmenmarkte aus den Fenstern des Hauses Taubenstraße 30 zu, wo er bei dem Hofrath de Francheville, einem von Friedrich berufenen französischen Akademiker, abgestiegen war[10]. Es war nicht das erste Mal, daß eine Schrift Voltaire's dies Geschick traf. Am 10. Juni 1734 wurden in Paris auf Befehl des Parlaments seine philosophischen Briefe aus England auch schon von Henkershand verbrannt. Ob er wohl jetzt mit so gutem Gewissen wie damals in die rächenden Flammen blickte?

So begann Friedrich's und Voltaire's Entzweiung. Sie erreichte ihre Höhe durch den bekannten, widrigen Handel zwischen Voltaire und Friedrich's plumpem Agenten Freitag in Frankfurt a. M., dessen Geschichte zuletzt von Varnhagen von Ense mit urkundlicher Genauigkeit erzählt worden ist. Doch wurde noch nicht bemerkt, was der Goetheforschung nicht unwichtig erscheinen kann, daß bei dieser Gelegenheit dieselben Mauern fast zwei Monate lang Voltaire und Goethe als dreijähriges Kind umschlossen.

Digitized by Google

Es ist Zeit, zu Maupertuis zurückzukehren. Leider finden wir ihn in einem kläglichen Zustande. Ein schweres Lungenleiden, zum Theil vielleicht noch eine Folge der unmenschlichen Lappländischen Anstrengungen, angeblich genährt durch den übermäßigen Genuß von Spirituosen, an den er sich damals gewöhnt hatte, war zum Ausbruch gekommen, und wiederholtes heftiges Blutspeien brachte ihn mehrmals an den Rand des Grabes. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß er durch Voltaire's tückischen Ueberfall auf das Aeußerste erregt wurde. Anstatt, was viel verlangt, aber doch das Klügste gewesen wäre, über den „Akakia" mitzulachen, oder, wie Montucla vorschlägt, seinerseits Voltaire die vielen lächerlichen Schnitzer in dessen naturwissenschaftlichen Schriften vorzuhalten, vergaß er sich so weit, ihm körperliche Züchtigung anzudrohen, was diesem, bei seinem Aufenthalt in Leipzig auf dem Rückzuge von Potsdam, natürlich nur aufs Neue zu den ausgelassensten Späßen Anlaß und Stoff bot. Maupertuis that noch einen anderen, ebenso falschen Schritt, indem er sich an die Prinzessin von Oranien mit dem Ansinnen wandte, ihrem Bibliothekar den Mund zu stopfen.

Von hier ab war seine Gesundheit gebrochen und sein Geist gebeugt. Hochfliegender, in fast krankhafte Ruhmsucht ausartender Ehrgeiz war doch wohl die beherrschende Leidenschaft seines Lebens, die Triebfeder seines Thuns und Schaffens gewesen. Wie diese ihn einst bei seinen Gradmessungsarbeiten zur mächtigsten Anspannung seiner Kräfte gestählt, später zu dem Umhertasten auf allerlei Gebieten gestachelt hatte, von denen er besser fern geblieben wäre, so ließ sie ihn jetzt den ihm von Voltaire angethanen Schimpf mit einer an Irrsinn grenzenden Heftigkeit empfinden, um so tiefer, je weniger ihm verborgen blieb, daß seine Geißelung fast überall mit hämischem Behagen aufgenommen wurde. Er wäre kein Mensch gewesen, hätte es ihm nicht eine gewisse Genugthuung gewährt, seinen Todfeind durch dessen eigenes Vorgehen gestürzt und statt seiner aus Potsdam verbannt zu sehen. Einen besseren Trost konnte er indeß schon darin finden, daß Friedrich nicht bloß brieflich ihn auf das Leutseligste aufzurichten suchte, sondern sogar persönlich ihn in Berlin besuchen kam. Doch hatte sein Selbstgefühl einen Stoß erlitten, von welchem er sich nie ganz erholte, und so, körperlich wie geistig nicht mehr er selber, siechte er muth- und freudlos weiter vor sich hin. Auf diesen Zustand Maupertuis' bezieht sich wohl die geringschätzende Aeußerung über ihn bei Chamfort.

Wie man sich leicht denkt, ist von wissenschaftlichen Leistungen Maupertuis' fortan nicht mehr viel die Rede. Zwar bringt bis 1756 noch jeder Band unserer Denkschriften eine Mittheilung von ihm. Er kam noch einmal zurück auf seine sprachwissenschaftlichen Theorien, seinen Beweis für das Dasein Gottes, seine Lehre von den Atomseelen, die er gegen Diderot vertheidigte, und schrieb auch in seiner Art über die Art, das Leben großer Männer zu schreiben. Seine bemerkenswertheste Arbeit aus dieser Zeit war das am 5. Juni 1755 in öffentlicher Sitzung hier verlesene Éloge Montesquieu's als auswärtigen Mitgliedes der Akademie, durch welches er nicht allein seiner Verehrung für den Schriftsteller Ausdruck gab, sondern auch eine Schuld der Dankbarkeit abtrug, denn auf Montesquieu's Betrieb war er Mitglied der Académie française geworden.

Digitized by Google

Er hatte Berlin im Frühjahr 1753 verlassen und verlebte ein Jahr ruhig in Paris und bei seiner Schwester in Saint-Malo. Im Juli 1754 zurückgekehrt, blieb er fast zwei Jahre hier, wurde aber kränker und kränker und verließ im Juni 1756 Berlin abermals, diesmal für immer. Der siebenjährige Krieg brach aus, und Maupertuis, als Franzose und doch zugleich Diener des Königs von Preußen, fand sich dadurch oft in die peinlichste Lage versetzt, abgesehen davon, daß Friedrich jetzt an andere Dinge zu denken hatte als an die Akademie und ihren Präsidenten. Als Maupertuis im Juni 1757 nach Ablauf seines Urlaubs von Saint-Malo über Hamburg nach Berlin zurückkehren wollte, war die See durch englische Kreuzer gesperrt. Er begab sich nach Bordeaux, wo er Gelegenheit zu finden hoffte, sich unter neutraler Flagge nach Hamburg einzuschiffen, was aber nicht zur Ausführung kam, da ein Brief Friedrich's eintraf, der seinen Urlaub verlängerte und ihm rieth nach Italien zu gehen. Der Eindruck, den er auf dem Wege dahin von den römischen Ueberresten in Nimes erhielt, erinnert an die ähnlichen Empfindungen Jean-Jacques Rousseau's beim Anblick des Pont du Gard. Er muß sich aber schon zu krank gefühlt haben, um die Reise nach Italien fortzusetzen, denn er wandte sich wieder nordwärts in der Absicht, noch einmal Berlin zu erreichen. Unterwegs brachte er einige Zeit in Neuchâtel bei Friedrich's Freund, dem Lord Marischal Keith zu, bei welchem, nur drei Jahre später, Rousseau Zuflucht fand. Von Neuchâtel gelangte er dann noch bis nach Basel, wo er bei seinem Freund Johann Bernoulli II. todtkrank liegen blieb und in dessen Hause am 27. Juli 1759 nach grausamen Leiden unter allen für einen gläubigen Sohn der Kirche schicklichen Formen starb. Seine Gemahlin war auf die ihr lange verheimlichte Nachricht von seinem Zustande nach dem Süden geeilt, erhielt aber schon in Wetzlar die Nachricht von seinem Tode. Ursprünglich in der katholischen Kirche zu Dornach im Canton Solothurn beigesetzt, wurden seine Gebeine 1826 nach Frankreich übergeführt. In der Kirche von Saint-Roch in Paris, wo später Diderot bestattet wurde, errichteten ihm seine Freunde 1766 ein Kenotaphion mit einer seine Thaten lapidarisch, doch in ungewöhnlicher Ausführlichkeit verkündenden lateinischen Grabschrift von La Condamine, der ihm im Tode treu blieb, wie er ihm im Leben stets zur Seite gestanden hatte. Während der Revolution wurde dies Denkmal durch den Pariser Pöbel geschändet, nach 1815 aber, so gut es anging, wieder hergestellt.

Das war Maupertuis' beklagenswerthes Ende. Voltaire überlebte sein Opfer — so kann man mit einigem Rechte sagen — noch um fast zwanzig Jahre. Selbst auf Maupertuis' Schmerzenslager hatte er nicht aufgehört, ihn mit wildem Haß zu verfolgen und mit Spott zu überschütten.

Samuel König war schon zwei Jahre früher, gleichfalls nach schweren Leiden, in verhältnißmäßigem Dunkel gestorben. Daß Voltaire im Candide mit dem Docteur Pangloß, wie einige annehmen, König gemeint habe, ist ganz unwahrscheinlich, da keine weitere Aehnlichkeit zwischen beiden besteht, als daß König Leibnizianer war und daß in Pangloß der Leibnizische Optimismus lächerlich gemacht wird.

Fassen wir Maupertuis' geistige Gestalt in Ein Bild zusammen, so ist nicht zweifelhaft, daß er in erster Linie ein bedeutendes physikalisch-mathematisches

Digitized by Google

Talent war. Wir haben oben Hrn. Kummer's Urtheil über diese Seite seiner Thätigkeit vernommen; sein Antheil an der Lösung einer der größten dem Menschengeist gestellten Aufgaben, der Bestimmung der Gestalt unseres Wohnplatzes, wird unvergessen bleiben. Seine Thatkraft, seine organisatorische Befähigung, sei's daß es um richtiges Verwenden, um Gliedern und Zusammenhalten seiner nordischen Reisegesellschaft oder um Wieder-Herstellung und -Belebung dieser Akademie in einem ihm ganz fremden nationalen Mittel sich handelte, verdienen unsere volle Anerkennung. Wenn er dabei dann und wann etwas gebieterisch zu Werke ging, in dem Streit mit König unzweifelhaft die richtigen Grenzen überschritt, muß man nicht vergessen, daß er zu seinen Fehlern auch die Tugenden besaß. Die Seite Maupertuis', mit welcher man sich wohl am schwersten befreundet, ist das im Vorigen schon öfter gerügte, in zahlreichen größeren und kleineren Schriften hervortretende, in den leidigen „Briefen" gipfelnde, hastige Uebergreifen auf Gebiete, für deren Beherrschung er entweder nicht die Vorbildung besaß oder welche überhaupt noch nicht weit genug gediehen waren, um etwas Befriedigendes darüber zu sagen, da denn in beiden Fällen sein Urtheil unzureichend erscheint. Man muß jedoch in Anschlag bringen, was man sich nicht leicht vergegenwärtigt, die gänzliche Unregelmäßigkeit seines Bildungsganges, daß er nie eine Universität besuchte, da seine Baseler Inscription nur Bernoulli's Privatissimum galt. Ohnehin, wie schon bemerkt, war es die Zeit der Polyhistorie: Descartes, Leibniz, Voltaire, Diderot, selbst d'Alembert, sie alle waren Polyhistore und keineswegs alle in allen Stücken untadelhaft. Noch ein Zug Maupertuis' fällt seiner Zeit zur Last, in welcher die Wissenschaft sich erst eben den Fesseln der Theologie entwand: das auch schon im Vorigen erwähnte Streben, wissenschaftlicher Erkenntniß teleologische Gründe unterzuschieben. Sehr merkwürdig ist es in dieser Beziehung, daß, da doch Maupertuis sich zu unverhohlener Gegnerschaft gegen Leibniz bekennt, die Vermengung mathematischer Begriffe und Gedankenwege mit supernaturalistischen, deren er sich schuldig macht, gerade bei Leibniz ihr Vorbild findet. In der That hat sein aus dem Princip der kleinsten Action geschöpfter Beweis für das Dasein Gottes eine unverkennbare Verwandtschaft mit Leibnizen's theodiceischem Gedanken, wenn dieser Gott vor Erschaffung der Welt mittels einer Art von isoperimetrischem Calcül, wie man die Variationsrechnung nannte, das transcendente Problem lösen läßt, von den unendlich vielen möglichen Welten diejenige Welt zu bestimmen, für welche das Verhältniß des Guten zum unvermeidlichen Uebel ein Maximum sei. Noch eins ist hier nicht zu übersehen. Die Mannigfaltigkeit von Maupertuis' geistigen Interessen, welche von dem Dasein Gottes, den Urgründen der Mechanik, besonderen astronomischen Aufgaben, bis zur Theorie der Zeugung, dem Ursprung der Sprache, einem Runensteine, den ganzen Umfang menschlicher Kenntnisse und Einsichten umspannten, während zugleich seine Beherrschung der Form selbst der Académie française Genüge that: diese Allseitigkeit seines Wissens und Könnens war es, welche ihn Friedrich, offenbar schon in Rheinsberg, als den geborenen Präsidenten seiner neu zu schaffenden Akademie empfahl, eine Stellung, zu der ein einseitig strenger Forscher sich kaum geeignet hatte. Freilich war es umgekehrt diese von Maupertuis etwas mißbrauchte Begabung, welche, indem sie

Digitized by Google

ihn Voltaire's Angriffen bloßstellte, Ursache ward, daß er mehr als billig aus dem Andenken der eigentlichen Fachgenossen schwand und der größeren Menge nur noch durch die Akakia-Katastrophe bekannt blieb.

Aber gleich als sei er dazu vorherbestimmt gewesen, einen Mittelpunkt literarischer Aergernisse abzugeben, ist sein eine Zeit lang weniger genannter Name neuerlich in einer Art und Verbindung wieder aufgetaucht, welche für uns von eigenartigem Interesse sind. Laurent de la Beaumelle, 1726 zu Valleraugues im Languedoc geboren, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein junger, zu großen Hoffnungen berechtigender Schriftsteller. Aus protestantischer Familie, hatte er zuerst in Genf Theologie studirt, war dann in Dänemark Hauslehrer, gab aber diese Stellung auf, weil ihm als Südländer das nordische Klima nicht behagte. Auf der Rückreise suchte er 1751 in Berlin mit Voltaire, Maupertuis, Formey, vielleicht Friedrich selber Verbindungen anzuknüpfen. Unglücklicher Weise hatte er aber durch eine der von ihm veröffentlichten Pensées Voltaire's Eigenliebe schwer verletzt. Der König, gegen ihn eingenommen, ließ ihm sagen, daß er seiner Dienste nicht bedürfe.

Anstatt einer Freundschaft entspann sich nunmehr zwischen ihm und Voltaire eine literarische Fehde von einer Heftigkeit, wie nur jene Zeit sie gekannt hat. Bis zu La Beaumelle's letztem Hauche führten er und Voltaire einen Krieg auf das Messer, wobei La Beaumelle keineswegs immer den Kürzeren zog. Er war übrigens bei aller Begabung ein unruhiger, leichtsinniger, keinen Schranken sich fügender Kopf, auch begegnete es ihm zweimal, in die Bastille wandern zu müssen, das zweite Mal wegen seiner Mémoires pour servir à l'Histoire de Madame de Maintenon, in welchen er schon Proben seiner geringen Achtung vor der geschichtlichen Wahrheit gab. Eine natürliche Folge seines Hasses gegen Voltaire war, daß er für Maupertuis Partei ergriff; nach dessen Tode wollte er, wie wir durch Formey wissen, sein Éloge schreiben, kam aber damit nicht zu Stande, da auf seine Bitte um Material Formey ihm ausweichend, Maupertuis' Wittwe aber gar nicht antwortete. Doch hinterließ er bei seinem eigenen früh erfolgten Tode, 1773, ein druckfertiges Manuscript über Maupertuis' Leben.

Dies Werk La Beaumelle's ist erst über achtzig Jahre später von einem seiner Nachkommen, Hrn. Maurice Angliviel herausgegeben worden, unter dem Titel: Vie de Maupertuis par L. Angliviel de La Beaumelle, Ouvrage posthume (Paris 1856). Es enthält eine lebhafte, gut geschriebene Schilderung von Maupertuis' Thaten, Schicksalen und Streitigkeiten, natürlich von den ihm günstigsten Gesichtspunkten aus. Sehr nützlich, ja unentbehrlich wird es durch die am Rande jeder Seite fortgeführten genauen Zeitangaben, durch ein chronologisches Verzeichniß von Maupertuis' selbständigen Schriften und zerstreuten Abhandlungen, woran es den Ausgaben seiner gesammelten Werke fehlt, durch ein Verzeichniß der ihm gehaltenen Gedächtnißreden und sonstigen ihn betreffenden Artikel, endlich durch verschiedene andere Notizen, wie über sein Bildniß, die ihm errichteten Denkmäler u. d. m. Hier findet sich unter Anderem die schon erwähnte Grabschrift von La Condamine. Auch in dem wissenschaftlichen Theile des Buches spürt man La Condamine's hülfreiche Hand. Unserer obigen Erzählung hat es

Digitized by Google

vielfach zur Grundlage gedient. Eines Umstandes wegen, der gleich zur Sprache kommen wird, ist es vielleicht nicht unnütz zu betonen, daß die meisten jener Zusätze, wie schon aus den Daten hervorgeht, nicht von dem ursprünglichen Verfasser La Beaumelle, sondern von dem neueren Herausgeber, Maurice Angliviel, herrühren.

Großes Aufsehen machte nun aber das Buch bei seinem Erscheinen weniger durch seinen eigentlichen Inhalt, als durch einen ihm angehängten, bisher unbekannten, sehr reichhaltigen Briefwechsel Friedrich's mit Maupertuis. Es hatte die Herausgeber der Friedericianischen Werke stets Wunder genommen, daß kein solcher Briefwechsel sich hatte auffinden lassen; in der That enthält die akademische Ausgabe nur fünf Briefe vom Könige an Maupertuis, zwei von Maupertuis an den König. Die Vie de Maupertuis bringt im Ganzen 176 zwischen beiden gewechselte Briefe, darunter 87 von Friedrich, zum Theil von großer Wichtigkeit, ja Schönheit. Diese Briefe zeigen uns Friedrich in geist- und gemüthvoller Unterhaltung mit Maupertuis, der ihm sichtlich näher stand als Voltaire, andererseits Maupertuis in seiner regen Fürsorge für die Akademie, bemüht, wie wir schon sahen, ihr Haller zuzuführen, was ihm nicht gelingt, dann statt seiner Johann Friedrich Meckel, den Stammvater des Anatomengeschlechtes, dem Friedrich Leichen verschaffen muß, ferner den Philosophen und späteren Secretar der Akademie Mérian, endlich jenen Sulzer, der den ersten galvanischen Versuch beschrieb. Auch La Mettrie's Berufung kommt vor, aber, wie schon anderswo bemerkt worden ist, mit nicht recht passenden Daten. Der Briefwechsel beginnt mit einem Briefe Friedrich's noch aus Rheinsberg vom 30. Juni 1738, irriger Weise überschrieben: Du Roi à Maupertuis. Letzterer hatte dem Kronprinzen sein Werk: La figure de la Terre etc. als Geschenk angekündigt; Friedrich dankt, und offenbar ist dies sein erster Brief an Maupertuis. Der übrigens von La Beaumelle abgeschriebene Briefwechsel bricht schon 1750, vor Voltaire's Ankunft in Potsdam ab. Es fehlen daran neun Briefe des Königs, von denen der jetzige Herausgeber wußte, und Briefe von Maupertuis bis zum Jahre 1752.

Mit je lebhafterem Interesse diese unerwartete Bereicherung der Friedericianischen Correspondenz aufgenommen wurde, um so größer war die Enttäuschung, als das Jahr darauf in einem Briefe Angliviel's an die Verleger, welchen diese sofort den noch vorhandenen Exemplaren der Vie de Maupertuis einverleibten, die Erklärung folgte, daß es ihm vergönnt worden sei, bei dem bekannten Autogrammensammler Feuillet de Conches die Originale des Briefwechsels einzusehen, und daß er zu der niederschlagenden Ueberzeugung gelangte: die von La Beaumelle hinterlassenen, seinem Leben Maupertuis' angehängten Briefe Friedrich's seien eine großartige Fälschung. Ueber die Natur dieser Fälschung erhielten wir bald darauf näheren Aufschluß durch Hrn. Sainte-Beuve, der in seinen Causeries du Lundi diesem Gegenstand eine eingehende Besprechung widmete. Er hatte gleichfalls Gelegenheit gehabt, Feuillet de Conches' Autogramme mit La Beaumelle's Texten zu vergleichen, und druckt eine Anzahl von Briefen Friedrich's in der einen und anderen Gestalt einander gegenüber ab. Auch Hr. Gustave Desnoiresterres, der Verfasser der culturgeschichtlichen Studien über Voltaire und die französische Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert, hat seit-

Digitized by Google

dem Feuillet de Conches' Sammlung benutzen können und beschreibt sie als aus zwei starken Bänden bestehend, und die Jahre 1740 bis 1755 umfassend. Die von ihm abgedruckten Stellen aus den Briefen des Königs zeigen unverändert dessen bekanntlich sehr mangelhafte Rechtschreibung.

Die Fälschungen bei La Beaumelle zeugen von unerhörter Schamlosigkeit und hohnlachender Verachtung der geschichtlichen Wahrheit gegenüber einer Person wie Friedrich der Große. Er begnügt sich nicht etwa damit, des Königs Rechtschreibung und sein manchmal etwas unbeholfenes Französisch zu verbessern, sondern er verlängert Friedrich's Briefe auf mehr als das Doppelte durch rhetorische Amplification, ergeht sich in freien Phantasien über das von dem König angegebene Thema und legt ihm Ausdrücke, ja Gedanken in den Mund, die ihm völlig fremd sind. Dies Verfahren erscheint um so frecher, als zur Zeit, wo La Beaumelle es übte, Friedrich, welcher ihn um dreizehn Jahre überlebte, noch in voller Kraft zugegen war. In wiefern mit Maupertuis' Briefen ähnliche Freiheiten genommen wurden, erfährt man nicht und ist verhältnißmäßig gleichgültig. Die Lebensbeschreibung selber wird unter diesen Umständen nur mit Vorsicht zu benutzen sein. Die bibliographischen und sonstigen Zusätze neueren Ursprungs, von denen oben die Rede war, sind dagegen von jedem solchen Verdachte frei, und verdienen das ihnen von uns geschenkte Vertrauen.

Hr. Angliviel erzählt in dem Schreiben an seine Verleger, daß er vor der Veröffentlichung der Vie de Maupertuis einen ansehnlichen Theil der später als gefälscht erkannten Briefe abschriftlich den Herausgebern der Werke Friedrich's des Großen mitgetheilt und dadurch die Gewißheit erlangt habe, daß die Originale nicht in ihren Händen seien. Von Anerbietungen, die ihm diesseits gemacht worden wären, verlautet nichts. Vielleicht erklärt sich die Kälte, mit welcher anscheinend seine Mittheilung hier aufgenommen wurde, daraus, daß der erste Blick Boeckh und Preuß belehrte, sie hätten es mit einer Fälschung zu thun. Von den beiden einzigen Briefen Friedrich's nämlich, welche die akademische Ausgabe mit der La Beaumelle'schen Sammlung gemein hat, ist der zweite von Hrn. Angliviel, wie es scheint nach hier eingeholter Ermächtigung, aus unserer Sammlung in die La Beaumelle'sche übertragen, und daher mit unserem Texte buchstäblich gleichlautend. Der erste dagegen, jener 1738 noch aus Rheinsberg (Remusberg) an Maupertuis geschriebene Brief, weicht bei La Beaumelle von unserem Texte gerade in der obengeschilderten Art ab; er verhält sich dazu genau wie La Beaumelle's übrige Briefe zu denen bei Feuillet de Conches. Dazu kommt noch, daß die an unserem Texte angebrachte Verschönerung eine Phrase enthält, die Friedrich nicht füglich geschrieben haben kann. La Beaumelle läßt ihn nämlich sich beklagen: „Le roi, mon père, m'a élevé dans l'ignorance." Sainte-Beuve bemerkt sehr richtig zu einer in einem späteren Briefe (LXII) Friedrich von La Beaumelle untergeschobenen Aeußerung über seinen Vater, daß er zu sehr König war, um irgend Jemand merken zu lassen, geschweige schriftlich auszusprechen, er habe Grund sich über seinen Vater zu beschweren. Vollends bei seines Vaters Lebzeiten und in einem ersten Briefe an einen ihm noch ganz fremden Gelehrten hätte Friedrich sich nicht so geäußert.[1]

Digitized by Google

Seit jenen Vorgängen ist Feuillet de Conches gestorben. Die nunmehrigen Besitzer seiner Sammlungen haben den fraglichen Briefwechsel dem Königlichen Staatsarchiv zum Kauf angeboten, die desfallsigen Verhandlungen sind aber an der unbegreiflichen Weigerung der Besitzer gescheitert, den Briefwechsel zur vorläufigen Besichtigung hierher mitzutheilen. Sollten sie hinsichtlich der unverfälschten Authentie auch dieser Briefe ihrer Sache nicht ganz gewiß sein?

Die Zuverlässigkeit der aus Feuillet de Conches' Cabinet hervorgehenden Veröffentlichungen hat nämlich durch die von ihm herausgegebenen Briefe und Documente Ludwig's XVI., Marie Antoinetten's und der Madame Elisabeth einen argen Stoß erlitten. Seine wiederholten Besprechungen dieses Werkes schließt Hr. von Sybel mit folgenden Worten: „Heute wird es nun nicht leicht wieder Jemand in den Sinn kommen, ein zweifelhaftes Autograph mit dem Namen des Hrn. Feuillet de Conches zu legitimiren. . . . . Die Planlosigkeit, die Fahrlässigkeit und Urtheilslosigkeit, über die man bei dem Editor wegen der Bedeutung des mitgetheilten Inhaltes hinwegsieht, ist geradezu vernichtend für die Autorität des Autographensammlers: in der Zukunft wird für jedes sonst nicht legitimirte Document seine Herkunft aus dem Cabinet des Hrn. Feuillet nicht eine Gewähr der Echtheit, sondern eine Aufforderung zur mißtrauischsten Prüfung sein." [11] Danach würde es sich im gegenwärtigen Falle also darum handeln, welcher von beiden Texten des Briefwechsels zwischen Friedrich und Maupertuis, der von La Beaumelle oder der von Feuillet de Conches, der verhältnißmäßig glaubwürdigere oder minder gefälschte sei.

Mit den von Sainte-Beuve den La Beaumelle'schen Briefen gegenüber gestellten Feuillet'schen vor Augen spricht nun doch eine starke innere Wahrscheinlichkeit für die wenigstens relative Echtheit der letzteren. Sainte-Beuve malt höchst ergötzlich aus, wie La Beaumelle am Schreibtische sitzt und aus den echten Friedericianischen Briefen, das sind in Sainte-Beuve's Augen die Feuillet'schen, mit einem kecken Federstrich hier, einer pomphaften Phrase da, seine rednerisch verzierten Stilübungen anfertigt. Dagegen wäre umgekehrt gar nicht zu verstehen, wie ein Fälscher dazu kommen könnte, aus den La Beaumelle'schen Briefen die kürzeren, knapperen, schmucklosen Feuillet'schen herzustellen. Das dies geschehen sei, um deren Stil Friedrich's Stil ähnlicher zu machen und dadurch ihren Werth auf dem Autogrammenmarkte zu erhöhen, ist doch kaum anzunehmen.

Unglücklicherweise fehlt es, um hier zu einem sicheren Urtheil zu gelangen, an jedem äußeren Anhalt. Maurice Angliviel erzählt zwar sehr umständlich, wenn auch nicht sehr klar, die Schicksale seines Manuscriptes, welches aus Abschriften von La Beaumelle's Hand besteht, aber ohne irgend eine Andeutung über den möglichen Zusammenhang zwischen den Urschriften, welche La Beaumelle vorgelegen haben, und denen in Feuillet de Conches' Besitz. Er vermeidet auch die Erörterung der für ihn als Nachkommen La Beaumelle's wenig angenehmen Frage, wer der Fälscher gewesen sei, einer Frage, welche nach La Beaumelle's Antecendentien wohl kaum anders beantwortet werden kann, als so, wie offenbar Sainte-Beuve es thut, der nicht einmal die Möglichkeit erwähnt, daß La Beaumelle schon gefälschte Briefe in gutem Glauben an ihre Echtheit

Digitized by Google

abgeschrieben habe. Ueber die Herkunft von Feuillet de Conches' Sammlung fehlt uns jede Nachricht, nicht einmal über die Natur der angeblich Friedericianischen Urschriften werden wir gehörig unterrichtet. Desnoiresterres, welcher die Sammlung in Händen gehabt hat, nennt diese Briefe ohne irgend nähere Angaben Lettres autographes. Sainte-Beuve spricht stets davon als Lettres originales, nur hinsichtlich Eines Briefes geht er weiter. Es ist der dritte Brief Friedrich's bei La Beaumelle, zu Maupertuis' Berufung aus Königsberg am 14. Juli 1740 geschrieben, und von La Beaumelle gröblich gefälscht, wie aus der bei Sainte-Beuve abgedruckten Feuillet'schen Fassung erhellt. Hier sagt Sainte-Beuve von Friedrich's Brief ausdrücklich: „qu'on a de sa main.".

Der einzige Weg, so viel wie möglich Licht in dieses Dunkel zu bringen, würde sein, daß die Feuillet'sche Sammlung von den hiesigen Sachkennern mit den hiesigen Vorräthen an echten Autogrammen des Königs aus seinen verschiedenen Lebenszeiten verglichen und auch sonst geprüft würde. Bestände sie siegreich diese Probe, so wäre nicht leicht ein Preis für sie zu hoch, und der einzige richtige und würdige Ort zu ihrer Aufbewahrung das Königlich Preußische Staatsarchiv.

Mit diesem ungelösten Mißklang müssen wir leider schließen. Der Rückblick auf die im Vorigen sich offenbarenden literarisch-wissenschaftlichen Zustände im achtzehnten Jahrhundert ist kein erfreulicher. Man sieht ein Heer unedler Leidenschaften einen Vernichtungskampf führen, Lüge, Verleumdung, Fälschung im Spiel als Mächte, mit denen Schriftsteller und Gelehrte jener Zeit zu rechnen hatten. Wie wohlthuend ist es, über all der Trübe Eine Gestalt in makelloser Hoheit sich erheben zu sehen, die des Königs. Ueber den Parteien schwebend weist er Voltaire, trotz der Vergötterung des Dichters in ihm, mit Entrüstung von sich; dem armen Maupertuis, dessen wissenschaftliche Bedeutung er vielleicht auch überschätzt, bleibt er, von seinem Werth als Mensch durchdrungen, wie am ersten Tage treu gesinnt. Mitten in Sorgen des Krieges und des Friedens, die jeden anderen erdrückt hätten, hat er für ihn, und in ihm für die Akademie, stets ein freundliches Gedenken. Um so werther sind uns diese Erinnerungen, als sie uns zurückversetzen in Tage, da diese Akademie mit der Pariser durch Maupertuis gleichsam verschwistert war; da noch kein trauriger Nationalhaß ein Volk von uns trennte, das in den Bahnen strenger Forschung wie in Erzeugung der schönen Form uns damals um Menschenalter voraus war, das wir seitdem wohl in manchen Stücken erreicht, in einigen vielleicht sogar überholt haben, auf dessen geistige Großthaten wir aber nie aufhörten mit freudiger Anerkennung zu blicken.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] (S. 346) So erzählt Brewster den Hergang in seinem Life of Sir Isaac Newton, London 1831. p. 149—155. Er gibt aber 1679 als das Jahr von Picard's Gradmessung an, wobei es allerdings eher verständlich wäre, daß Newton erst 1682 zufällig davon hörte. Da Picard aber schon 1671 sein Ergebniß bekannt machte (La mesure de la Terre. Paris. fol.), so ist in der That schwer zu verstehen, ja kaum glaublich, daß es elf Jahre lang Newton habe unbekannt bleiben können.

[2] (S. 350) Maupertuis' eigener Bericht über die lappländische Gradmessung findet sich in dem Discours . . . lu . . . le 13 Novembre 1737 sur la Mesure du Degré du Méridien au Cercle polaire, in: La Figure de la Terre, déterminée par les Observations de MM. de Maupertuis etc. Paris 1738, auch abgedruckt in den Œuvres de Maupertuis. Nouvelle Edition. Lyon 1768. t. III. p. 89—175. — Outhier's Werk heißt: Journal d'un Voyage au Nord, en 1736 et 1737 . . . . . Par M. Outhier, Prêtre du Diocèse de Besançon etc. Amsterdam 1746.

[3] (S. 354) So zeigt ihn ein von Daullé 1741 nach einem kleinen Bildniß von Tournière vergrößerter Stich, unter welchem ein Quatrain von Voltaire steht, der es damals noch mit Maupertuis hielt:

Ce globe mal connu qu'il a sçu mesurer,
Devient un monument où sa gloire se fonde;
Son sort est de fixer la figure du monde,
De lui plaire, et de l'éclairer.

(Vie de Maupertuis par L. Angliviel de la Beaumelle. Paris 1856. p. 470). Dieser Stich, oder eine Nachbildung davon, hat wohl Hrn. Adolph Menzel's Darstellung in der Prachtausgabe der Werke Friedrich's des Großen, t. III. p. 29 (Histoire de mon temps), zur Grundlage gedient. Ein Brustbild Maupertuis', im lappländischen Pelz, von Daullé 1755 gleichfalls nach Tournière gestochen, und mit Voltaire's Versen darunter, findet sich als Titelkupfer zu Maupertuis' Œuvres etc. Nouvelle Édition, Lyon 1756. Vermuthlich weil der Globus fehlt, heißt es hier statt „Ce globe" in der ersten Zeile „Le Globe".

[4] (S. 354) Maupertuis (La Figure de la Terre etc. Paris 1738. p. 169; — Œuvres etc. Lyon 1768. t. III p. 153) und Outhier (l. c. p. 317) geben die Temperaturen nach zwei Thermometern an: nach einem von Nollet nach Réaumur getheilten Quecksilberthermometer, und nach einem Weingeistthermometer von Prins, in welchem der Gefrierpunkt des Wassers mit 32° bezeichnet war, und von welchem zwei Grade sehr nahe auf einen Grad des Nollet'schen Thermometers gingen. Prins, der in Poggendorff's Biographisch-litterarischem Handwörterbuche nicht vorkommt, war, wie ich durch Hrn. Dr. Gerhard Berthold erfahre, Thermometerfabrikant und Fahrenheit's Schwiegersohn. Sein Thermometer war also sicher ein Fahrenheit'sches, die Angabe jedoch, daß seine Grade einem halben Réaumur'schen sehr nahe kamen, jedenfalls fehlerhaft, da 9° F. = 4° R. Bei Outhier heißt es denn auch, 68° Prins seien = 18° Nollet, da doch 68° F. = 16° R., und zwar läßt es sich wahrscheinlich machen, daß das Nollet'sche Thermometer unrichtig war. Der im Text erwähnte Fehler besteht nämlich darin, daß das Nollet'sche Thermometer = 37° gezeigt haben soll, während in dem Prins'schen Thermometer der Weingeist gefroren gewesen sei. Das Quecksilber war es also nicht. Es erstarrt aber bei = 32° R., so daß, wenn wir die günstigste Annahme machen, daß der Gefrierpunkt des Quecksilbers ganz nahe erreicht war, da dann 37° des Nollet'schen Thermometers ganz nahe = 32° R. waren, ein Nollet'scher Grad nur ungefähr = 0.865° R. war. Die 18° Nollet waren dann 15.570° R., was 67.0325° F. entspricht, so daß das Prins'sche Instrument ziemlich richtig gewesen zu sein scheint, nur daß es für den vorliegenden Zweck nicht reichte. Von einem Celsius'schen Thermometer, obschon Celsius sich bei der Expedition befand, ist nicht die Rede. In der That beschrieb Celsius erst fünf Jahre später, 1742, sein Thermometer, an dem übrigens der Siedepunkt mit 0°, der Eispunkt mit 100° bezeichnet war, daher man die Grade unserer hunderttheiligen Scale fälschlich Celsius'sche nennt.

[5] (S. 355) Brunnius' Schrift heißt: Dissertatio gradualis de urbe Torna eique adjacentibus paroechiis etc. Upsalae 1731. — Durch gütige Vermittelung des Hrn. Johannes Schmidt sind mir von Hrn. Prof. Noreen in Upsala und von unserem correspondirenden Mitgliede Hrn.

Digitized by Google

Prof. Wimmer in Kopenhagen ausführliche Nachrichten über den von Maupertuis untersuchten Stein zugegangen, wofür ich den Gebern zum lebhaftesten Danke verpflichtet bin. Das im Texte Gesagte ist diesen Nachrichten entnommen. So viel Hrn. Wimmer bekannt ist, hat Maupertuis' Beschreibung und Abbildung keine weiteren Aeußerungen in der Literatur veranlaßt, so daß zwischen ihm und dem Runensteine auch keine weiteren Beziehungen zu verzeichnen sind.

[6] (S. 363) Unter diesem Titel erschienen 1753 in Hamburg zusammengebundene Convolute der Streitschriften für und wider Maupertuis, mit einer Vignette, welche Maupertuis, als Don Quixote gegen Windmühlen kämpfend, vorstellt. Sie wurden auch ins Deutsche übersetzt als: Vollständige Sammlung aller Streitschriften u. s. w. Leipzig, Breitkopf. 1753.

[7] (S. 368) Der gegenwärtige Abdruck weicht an dieser Stelle von dem Urdruck in den Sitzungsberichten wesentlich ab, wo ich die Vermuthung aufstellte, daß Raspe dem Samuel Henzi Leibnizische Briefe aus der hannoverschen Bibliothek verkauft habe. Hr. Dr. Gerhard Berthold in Ronsdorf machte mich auf die jetzt hier hervorgehobenen Umstände aufmerksam, aus denen sich die Unmöglichkeit dieser Annahme ergibt. Ich wußte nicht, daß Raspe neben seinen Aemtern und seiner literarischen Thätigkeit auch Mineralog war, und versäumte deshalb, den ihm als solchem gewidmeten Artikel in Poggendorff's Handwörterbuch aufzuschlagen.

[8] (S. 370) Sitzungsberichte, 1884. I. Hlbbd. S. 393. — E. Gerdes, Versuche über paralytischen Blödsinn bei Hunden. Inaug.-Diss. Berlin 1891. — Hr. Prof. Mendel macht mich nachträglich aufmerksam darauf, daß der ältere Horn 1807 in der hiesigen Charité, vielleicht noch in Folge von Maupertuis' Anregung, Heilversuche an Irren mittels der Centrifuge anstellte (vergl. Peter J. Schneider, Entwurf zu einer Heilmittellehre gegen psychische Krankheiten. Tübingen 1824. S. 97).

[9] (S. 371) Dies ist Thiébault's mehr dramatische Erzählung (Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin etc. Paris 1804 t. V. p. 261 et suiv.). Nach Formey (Souvenirs d'un Citoyen. Berlin 1789. t. I. p. 270) läßt Voltaire den „Akakia" betrügerischer Weise in Potsdam drucken, und bringt dem König ein Exemplar, der es zwar gnädig aufnimmt, aber auf das Bestimmteste verlangt, daß die Auflage vernichtet werde, so daß Niemand je etwas davon zu sehen bekomme. Zur Stunde schickt Voltaire ein Exemplar nach Leiden, wo eine reichliche Auflage besorgt wird, die natürlich nicht die einzige bleibt. In Paris wurden angeblich an einem Tage sechstausend Exemplare verkauft. Es sähe Voltaire ähnlich, wenn er selber die erste Lesart in Umlauf gesetzt hätte.

[10] (S. 371) Bei Preuß (Œuvres de Frédéric le Grand. t. XIV. 1850. p. 170) steht Taubenstraße 20. Nach Ermittelungen, die der Polizeipräsident von Berlin, Hr. Freiherr von Richthofen, auf meine Bitte die große Güte hatte anstellen zu lassen, entsprach aber das Francheville'sche Haus, Mittelstraße 20 (so hieß damals die Taubenstraße, wie auch der Gensdarmenmarkt Mittelmarkt hieß) der heutigen Nr. 30 der Taubenstraße.

[11] (S. 378) Historische Zeitschrift, Bd. XVI. München 1866. S. 408. — Vergl. ebenda Bd. XIII. 1865. S. 164; — Bd. XIV. 1865. S. 319.

Digitized by Google

Ueber Robert Schumann's Schriften.

Von

Philipp Spitta.

Den Kunstwerken, welche nicht im Raume, sondern in der Zeit erscheinen, ist es eigen, daß sie, um zu fortgesetzter Wirkung zu kommen, immer wieder gleichsam neu geschaffen werden müssen. „Nachschaffen" nennen wir diesen Vorgang: der zu wandelnde Weg ist gebahnt, die einzuschlagende Richtung genau vorgezeichnet, aber wer eigener Schöpferthat sich ganz entschlüge, würde doch nicht ans Ziel gelangen. Es folgt daraus, daß man, streng genommen, niemals dasselbe Musikstück wieder hören kann. Selbst der Componist spielt sein eigenes Werk nie wieder genau so wie das erste Mal, da es fertig aus seinem Geist hervorgegangen war. Besorgen vollends Andere den Act des Nachschaffens, so drängt mit Nothwendigkeit „immer fremd und fremder Stoff sich an". Wachsen jüngere Geschlechter nach mit neuen Anschauungen, so tragen sie unwillkürlich etwas von diesen in das nachzuschaffende Werk hinein. Daß der ausübende Künstler ganz in dem innersten Wesen des Kunstwerkes aufgehe, seines eigenen Ichs sich möglichst entäußere, gilt zwar mit Recht als die höchste Forderung, die an ihn gestellt werden muß. Aber vollständig zu erreichen ist dieses Ideal nicht. Bewegung ist alles an einer Tonschöpfung, Bewegung und Wandel.

Ein Jeder sieht, welche Schwierigkeiten entstehen müssen, wenn solch ein flüssiges, unfaßbares Wesen einer prüfenden Betrachtung unterzogen werden soll. Es hält ihr nirgends still. Vergleichsweise leichter noch läßt sich ihm beikommen durch mündliche Erklärung, die sich an die völlige oder stückweise Reproduction des Tonwerkes anschließt, voraus und rückwärts schauend vorgeht, die Hauptzüge hervorhebt, ihrer Verflößung mit dem Nebensächlichen nachspürt, die Elemente zu finden sucht, welche die Besonderheit des Kunsteindrucks bedingen. Auch hier wird der betrachtende Erklärer sich auf Schritt und Tritt dadurch gehemmt fühlen, daß die Einzelheit im Musikstück nichts ist außerhalb des continuirlichen Flusses des Ganzen; nichts, oder doch etwas völlig Verschiedenes. Kann dies auch in gewissem Sinne von jedem Kunstwerke gesagt werden, das den Anspruch auf einen harmonisch geordneten Organismus erhebt, so gilt es doch für die

Digitized by Google

Musik im stärksten Maße. In stärkerem als für die Dichtung, und wiederum stärker für die gespielte Musik als für die, welche gesungen oder gesungen und gespielt wird. Denn Element, Ideal, Naturschönes, oder wie man es nennen will, der nur gespielten Musik ist eben die absolute Bewegung, und jeder Versuch, sie für besondere Zwecke zum Stillstehen zu bringen, trifft viel tiefer verletzend in das Innere des Ganzen als dort, wo die durch Worte hervorgerufenen Vorstellungen wie vom ewigen Strom der Töne umspülte Inseln der Beobachtung feste Stütz- und Ruhepunkte gewähren.

Wie nun aber, wenn die Aufgabe gestellt ist, durch geschriebenes oder gedrucktes Wort ein Musikstück zu schildern? Man kann, wie beim mündlichen Vortrag die lebendige Reproduction, so hier das durch Tonzeichen fixirte Werk zur Grundlage nehmen. Wie die aufgezeichnete Wortsprache, kann man auch die aufgezeichnete Tonsprache lesen lernen, und es läßt sich daher auf der Verbindung beider eine literarische Leistung aufbauen. Aber das Musiklesen ist ein sehr viel abstracterer und verwickelterer Vorgang. Abstracter, weil das Gelesene in den meisten Fällen nur innerlich vorgestellt werden kann, während es dem Wortleser jeden Augenblick frei steht, aus der innerlich gehörten in die laut gesprochene Rede überzugehen. Verwickelter ist der Vorgang, weil es sich bei der Musik nicht um die Vorstellung eines einzelnen Tones und seiner Einordnung in die Tonfolge handelt, sondern um das gleichzeitige Erfassen verschiedener Tonfolgen in verschiedenen Bewegungen und Tonhöhen, auch in verschiedenen, unaufhörlich wechselnden Klangfarben. Es ist hierzu eine weit lebhaftere Klangphantasie erforderlich, als sie der Wortleser nöthig hat, dem außerdem die Arbeit dadurch sehr erleichtert wird, daß in der Sprache die Worte sich viel mehr zu Symbolen verflüchtigt haben, während für die Wirkung der Musik der sinnliche Klang ein überaus wichtiges Mittel ist und bleibt. Es kann also nicht daran gedacht werden, daß das Musiklesen jemals auch nur annähernd so allgemein werde wie das Wortlesen. Aber selbst würde es dies: zu der analytischen Beschreibung eines Tonstückes auch nur in seinen bedeutsamsten Eigenschaften gehört eine solche Umständlichkeit, es besteht ein so schreiendes zeitliches Mißverhältniß zwischen dem Vorüberschweben der luftigen Tongestalt selbst und den durch die schwerfällige Maschine vielfältiger Reflexion in Bewegung gesetzten inneren Vorstellungsfolgen, daß kaum noch von einer Aehnlichkeit der auf beiden Wegen gewonnenen Eindrücke gesprochen werden könnte.

Dennoch werden solche Analysen immer nothwendig bleiben, wo es ausschließlich lehrhafte und kunstwissenschaftliche Zwecke gilt. Die Zergliederung eines Musikwerkes bis in seine kleinsten Theile darf sich Keiner erlassen, der praktisch lernen will, wie man es machen soll; und zeigen, wie man solche Zergliederungen anstellt, ist gewiß eine wichtige Aufgabe der Compositionslehre. Nicht anders auch als auf diesem Wege wird die Erkenntniß dessen gewonnen, was ein Kunstwerk von dem anderen, was bei weiterer Umschau einen Meister von dem anderen unterscheidet. Die geschichtlichen Zusammenhänge lassen sich, wenn man ihre feinsten Fasern bloßlegen will, ohne eindringende analytische Arbeit nicht aufzeigen. Aber selbstverständlich wenden sich solche Arbeiten nur an den kleinen Kreis der „Eingeweihten", da sie bestimmte fachmäßige Vor-

Digitized by Google

kenntnisse voraussetzen. In alter Zeit waren sämmtliche Schriften über Musik von dieser Art, oder — da auch hiermit noch zu viel gesagt sein könnte — sie dienten theils der Compositionslehre, theils wollten sie das Wesen der Töne und Tonverbindungen in ein wissenschaftliches System bringen, wogegen es eine höhere geschichtliche Betrachtung der Musik bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts allerdings nicht gab. Den Eindruck eines Tonstückes in seiner Gesammtheit auf literarischem Wege dem Leser zu vermitteln, ein solches Unterfangen lag ganz außerhalb des Arbeitskreises der Alten; ich bezweifle, daß sie darüber je ernstlich nachgedacht, und wenn doch, daß sie es nicht für ausführbar gehalten haben.

Diese Art des Schriftstellerthums beginnt mit Wilhelm Heinse's „Hildegard von Hohenthal", und es ist deutlich erkennbar, daß sie mit dem Wiedererblühen der deutschen Dichtung zusammenhängt, ihre Wurzeln also nicht im Boden der Wissenschaft hat, sondern der Kunst. Wie Heinse waren auch mehrere der ihm folgenden hervorragenden Musikschriftsteller ihrer hauptsächlichen Begabung und Thätigkeit nach Dichter. So eingreifend Friedrich Rochlitz als Herausgeber der „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" und durch seine eigenen Aufsätze über Musik gewirkt hat, es ist doch mindestens zweifelhaft, ob diese, an sich betrachtet, nicht geringwerthiger sind als seine zahlreichen Romane, Erzählungen, Charakterbilder und Schauspiele. Ludwig Rellstab erklärte, als er im December 1841 die von ihm herausgegebene Musik-Zeitschrift „Iris" eingehen ließ, ganz offen, er müsse jetzt wieder seinem Hauptziele nachgehen und größere poetische Werke schaffen. Wenn die Dichtungen dieser Männer einen hohen Rang nicht einnehmen, so darf man wohl mit einiger Sicherheit voraussagen, daß in künftiger Zeit dieses auch bei ihren Musikschriften nicht der Fall sein wird, und daß die Wirkung, die sie mit ihnen machten, zumeist von der Neuheit der ganzen Richtung ausging. Wird doch schon heute über Heinse und Rochlitz oft abfällig genug geurtheilt, und manchmal abfälliger als sie verdienen; ich meine, wenn die Erfindungen, welche Rochlitz ganz unbefangen für geschichtliche Wahrheit ausgab, auch vor dem Richterstuhl der Wissenschaft den schärfsten Tadel verdienen, so müßte doch die Erkenntniß des geschichtlichen Zusammenhanges, durch den sein Wirken bedingt wurde, das Urtheil mildern. Will man ihn recht begreifen, so muß man ihn in das schillernde Licht setzen, das aus den Schriften E. T. A. Hoffmann's, seines Zeitgenossen und Freundes, hervorzittert. In Hoffmann fand die neue Richtung, welche nicht bei der technischen Beschreibung der Musik stehen bleiben, sondern das geheimnißvolle Wesen dieser Kunst und ihre entsprechende Wirkung durch die Mittel schriftstellerischer Darstellung faßbar machen wollte, ihren vollbürtigsten Vertreter. In seiner Natur verband sich musikalische Begabung und Bildung mit einem starken, eigenthümlichen Dichtertalent. Er war eine bahnbrechende Kraft. Will man des Unterschiedes zwischen Sonst und Jetzt voll inne werden, so vergleiche man irgend eine Abhandlung aus der Allgemeinen Musikalischen Zeitung, beispielsweise C. F. Michaelis' „Ueber den Rang der Tonkunst unter den schönen Künsten" oder Apel's „Ueber Ton und Farbe" aus dem Jahrgange 1799—1800 mit „Johannes Kreisler's Lehrbrief". Ueberhaupt steckt in den „Kreisleriana" — sie erschienen 1814 und 1815 — ein Gährstoff von erstaunlicher Kraft, der die ganze Musikschriftstellerei unseres Jahrhunderts

Digitized by Google

durchdrungen hat. Viel mehr als wir uns jetzt noch bewußt sind, möchte der hier zuerst angeschlagene Ton auf unsere Anschauungen von gewissen Kunstwerken und Künstlern bestimmend eingewirkt haben. Die Bilder der drei großen österreichischen Instrumentalcomponisten, welche Hoffmann in Nr. 4 der „Kreisleriana" („Beethoven's Instrumentalmusik") zeichnet und einander gegenüber stellt, sind mit solch tiefschauender, musikalischer Intuition erfaßt und zugleich mit so siegreicher dichterischer Kraft herausgestellt, daß sie heute noch ihre volle Wirkung thun. Vieles, namentlich das, was die Kunst Haydn's betrifft, ist niemals schöner und mit eindringlicherer Bildhaftigkeit gesagt worden.

Es mußten Künstler sein, welche diese Art von Musikschilderungen unternahmen. Denn nur der Künstler richtet den Blick allewege auf das Ganze und begreift in ihm das Einzelne. Und nur durch einen Act inneren Schauens geht die Umformung des musikalischen Gehalts in den dichterischen vor sich, der dann, da es der Musik an einem Naturvorbilde fehlt, in Bild und Gleichniß zu Tage treten muß. In dieser Neugestalt geht er in die Phantasie des Lesers über und verwandelt sich dort gleichsam zum Klange zurück. Die Gefahr, solcherweise über Kunstwerke nur zu phantasiren, droht natürlich aus nächster Nähe. In der That sind neben einer Legion kleiner Geister, die etwas gethan zu haben glaubten, wenn sie ihre, ihnen unbenommenen Privatgefühle mittheilten, auch begabte Schriftsteller, wie Adolf Bernhard Marx, ihr nicht immer entronnen. Verwirrende Mißverständnisse, als ob der Leser in dem bildhaften Niederschlag eines Musikstückes nun dasjenige habe, was der Componist habe „ausdrücken" wollen, als ob es Aufgabe des Musikschriftstellers sei, aus einer Sinfonie die dichterische „Idee" herauszuhaspeln, traten hinzu. Wird aber zugegeben, daß es sich um ein Gebiet handelt, welches wissenschaftliche und künstlerische Betrachtung gemeinsam beherrschen, so ist nicht mehr nach dem Was? zu fragen, sondern nach dem Wie?, und der Unfug, der mit dem poetisirenden Beschreiben von Instrumental-Compositionen getrieben worden ist, darf nicht hindern, anzuerkennen, was in der Sache Richtiges liegt. Die umfassendste fachmäßige Kenntniß und Beurtheilungsgabe als selbstverständlich vorausgesetzt, bleibt doch das Eintauchen in ein poetisches Medium das einzige Mittel, in der Phantasie des Lesers jene Stimmung zu erwecken, in welcher jedes lebendige Tonwerk athmet, ohne die es todt ist, die es einheitgebend, zusammenschließend, schützend umgibt wie die Haut den Körper.

„Wir halten die für die höchste Kritik, die durch sich selbst einen Eindruck hinterläßt, dem gleich, den das anregende Original hervorbringt." Es ist Robert Schumann, der diesen kühnen Ausspruch gethan und damit sich und Anderen ein vielleicht unerreichbares Ziel gesteckt hat. „In diesem Sinne," fährt er fort, „könnte Jean Paul zum Verständniß einer Beethoven'schen Symphonie oder Phantasie durch ein poetisches Gegenstück möglich mehr beitragen als die Dutzend-Kunstrichtler, die Leitern an den Koloß legen und ihn gut nach Ellen messen." Schumann als Schriftsteller ist Hoffmann's legitimer Erbe und größerer Nachfolger. Der Glanz, welcher ihn als einen der größten nachbeethoven'schen Componisten umgibt, hat seine Schriften eine Zeit lang in Schatten gestellt. Man weiß, daß er als vierundzwanzigjähriger Jüngling die „Neue Zeitschrift

Digitized by Google

für Musik" gründete, zehn Jahre leitete und reichlich mit Beiträgen versorgte. Die Mehrzahl derselben hat er 1854 als „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker" in vier Bänden herausgegeben. Doch ging deren Verbreitung anfänglich nur langsam von statten. Erst in den letzten zehn Jahren sind sich die Ausgaben schneller gefolgt; die beste hat im vergangenen Jahre F. Gustav Jansen besorgt (Leipzig, Breitkopf & Härtel. Zwei Bände). In sie ist Alles aufgenommen, was als von Schumann herrührend festgestellt werden konnte; die Abänderungen, die er selbst für die „Sammlung" vorgenommen hatte, sind gewissenhaft vermerkt und durch fleißig und umsichtig gearbeitete Anmerkungen nach Möglichkeit alle die dunkeln Punkte aufgeklärt, die in Aufsätzen, welche für den Augenblick geschrieben waren, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts naturgemäß hervorgetreten sein mußten. Auch einen kurzen Lebensabriß hat Jansen vorausgeschickt, in welchem er hauptsächlich der Entwicklung Schumann's zum Schriftsteller von dessen Schuljahren an nachgeht.

Schumann's Vorliebe für Hoffmann's Schriften und seine innerliche Verwandtschaft mit ihm ist, wenn es dessen überhaupt noch bedürfen sollte, gleichsam documentarisch bezeugt durch die Sammlung von Clavierstücken, welche er 1838 unter dem Titel „Kreisleriana" herausgab. Nicht Hoffmann allein ist es, an den er anknüpft; von großem Einfluß auf die Dichternatur in ihm war Jean Paul. Auch dieser war für Musik tief empfänglich, und viele Stellen seiner Schriften zeigen, daß er in genialer Weise den Eindruck, welchen Musik macht, in Worte zu bannen wußte. Hoffmann selbst stand unter Jean Paul's Zauber, und seine „Phantasiestücke in Callot's Manier", in denen sich die „Kreisleriana", die Aufsätze „Ritter Gluck" und „Don Juan" befinden, hat Jean Paul in die Oeffentlichkeit eingeführt. Im Stile hat Schumann seine sehr ausgeprägten Eigenthümlichkeiten. Wenn er erzählt, kann man wohl an Hoffmann erinnert werden — an Jean Paul selbst dann nicht — wo es aber die Beschreibung eines Musikstückes gilt, das was er in dem oben angeführten Ausspruche „Kritik" nennt, zeigt er sich ganz anders. Kurze Sätze, und in ihnen der Gedanke zu einer Knappheit zusammengedrängt, oder auch mit einer Flüchtigkeit nur angedeutet, die oft an Dunkelheit streift. Eine Schreibungeduld, die ihn über verbindende Mittelglieder fortreißt, ein Fliegen mehr als ein Entwickeln, da die Einfälle sich in solcher Fülle zudrängen, daß er sich darüber selbst einmal, fast ärgerlich, in einer Parenthese Luft macht: „Ich kann vor Gedanken gar nicht auf die eigentlichen kommen." Das Gefühl von der Unzulänglichkeit des Wortes gegenüber der Musik beherrscht ihn stärker als Hoffmann. Er war eben der unvergleichlich reicher begabte Componist; sein Dichtertalent mag kaum geringer gewesen sein als das seines Vorgängers, sicher aber war es schwächer als sein eigenes musikalisches. So ist es denn allmälig gekommen, daß es unter diesem mehr und mehr verschwand. Aber nicht zurückgedrängt wurde es, nicht verzehrt oder erstickt, sondern gleichsam von liebenden Armen gänzlich eingehüllt. Es ist die entgegengesetzte Erscheinung, wie bei Richard Wagner, der sich im Gange seiner Entwicklung zum immer stärkeren Betonen des poetischen Factors getrieben fühlte. Die Dichterphantasie bleibt bei Schumann dem Componisten immer und überall thätig, aber an der Gestaltung des Musikstückes — ich meine hier zunächst

Digitized by Google

Instrumentalmusik — betheiligt sie sich immer weniger, nur durch einen von Innen heraus leuchtenden Schein verräth sie, daß sie am Werke ist.

In Schumann's Schriften findet sich Weniges, was nur als Dichtung wirken soll: ein „Traumbild" benanntes Gedicht über das Spiel von Clara Wieck und eine Humoreske in Prosa, „Der alte Hauptmann"; beide zeigen den geborenen Poeten. Mit allem Uebrigen verfolgt er einen doppelten Zweck: einen belehrenden und einen künstlerisch ergreifenden. Schumann glaubte an eine Entwicklungsperiode seiner Kunst, in deren Morgenröthe er stehe, und hielt es für seine Aufgabe, ihr den Weg frei zu machen und an ihrem Gedeihen durch Wort und That mitzuwirken. „Jünglinge, schafft fürs Licht!" läßt er seinen Meister Raro sagen. Er besaß unleugbar einen agitatorischen Charakterzug und war sich, wenn er zur Feder griff, voll bewußt, daß er sich damit desselben Mittels zur Verbreitung seiner Ansichten bediente, das sich auf politischem Gebiete in jener Zeit als eins der wenigen wirksamen darbot. Die Parallele mit der Politik wird von ihm offen eingestanden. „Die Gegenwart wird durch ihre Parteien charakterisirt. Wie die politische, kann man die musikalische in Liberale, Mittelmänner und Reactionäre oder in Romantiker, Moderne und Classiker theilen. Auf der Rechten sitzen die Alten, die Contrapunktler, die Antichromatiker, auf der Linken die Jünglinge, die phrygischen Mützen, die Formenverächter, die Genialitätsfrechen, unter denen die Beethovener als Classe hervorstechen. Im Juste-Milieu schwankt Jung und Alt vermischt. In ihm sind die meisten Erzeugnisse des Tages begriffen, die Geschöpfe des Augenblicks, von ihm erzeugt und wieder vernichtet." In dieser agitatorischen Thätigkeit ist er Wagner ähnlich, doch viel weniger doctrinär als dieser, und legt, als der Frühlingssturm seiner Jugend verbraust und er als Componist auf die Höhe gelangt war, die Feder nieder, um nur dem musikalischen Schaffen zu leben. Welcher Art die Kunst der Zukunft sein sollte, die Schumann sich vorstellte, ist nicht ganz leicht zu sagen. Wagner ging von Anfang darauf aus, ein musikalisches Nationaldrama zu schaffen, und hat dies eine Ziel sein Leben hindurch mit energischer Ausschließlichkeit verfolgt. Schumann's Ideal war ein allgemeineres, aber auch unbestimmteres. Ihm mißfiel die verflachte, ausländernde Musikmacherei der zwanziger und dreißiger Jahre, die Beethoven und Schubert vernachlässigte, um Rossini und Herz zu huldigen, und er fühlte die Kraft in sich, Neues und Großes zu leisten. Er wollte dahin wirken, „daß die Poesie der Kunst wieder zu Ehren komme". Der Ausdruck ist mehrdeutig, und Schumann verstand augenscheinlich auch Verschiedenes darunter. Dem Poesievollen kann das Poesieleere entgegenstehen, das Nüchterne, Hausbackene, Philiströse; wenn Schumann auf die deutschen Capellmeisteropern seiner Zeit sah, konnte er wohl fordern, daß mehr Poesie in diesem Sinne in sie einziehe. Aber die Poesie kann auch auf dem Wege in der Musik zu Ehren kommen, daß der Musiker mit dem Schönen und Bedeutenden, was die Dichterwelt hervorbringt, einen innigeren Bund schließt, sich mit den in ihr herrschenden Ideen erfüllt und von ihnen sich im eigenen Schaffen mehr oder weniger bestimmen läßt. Diese Richtung war nun zwar nichts Neues, hatten doch Beethoven, Weber und Schubert in ihr sich bewegt. Aber der Zustand der Ermattung, welchen das musikalische Schaffen in Deutschland nach Weber's Tode vorüber-

Digitized by Google

gehend gewahren ließ, konnte wohl die Besorgniß aufkommen lassen, als wirke der Geist jener Meister in ihrer Nation nicht mehr fortzeugend weiter. Daher bezeichnet es denn Schumann als einen Zweck seiner Zeitschrift, „an die alte Zeit und ihre Werke mit allem Nachdruck zu erinnern, darauf aufmerksam zu machen, wie nur an so reinen Quellen neue Kunstschönheiten gekräftigt werden können." Er schloß von seinen Bestrebungen keine der bestehenden Kunstgattungen aus, wenn schon anfänglich eine Bevorzugung der Claviercomposition stark bemerkbar wird, da „das Flosskelwesen sich am meisten in der Claviermusik zeigte". Später wird das Lied stärker betont. Die Hauptsache war und blieb ihm: Schaffen überhaupt, den eigenen künstlerischen Drang befriedigen. Wohin ihn dieser endlich einmal führen werde, darüber hat er schwerlich bis ins Einzelne nachgedacht.

Die Schriften geben Zeugniß von einer Frühreife des Urtheils, einem Reichthum an Beobachtungen des Seelenlebens, einem Tiefblick in die Vorgänge inneren künstlerischen Werdens, einem Hochflug der Gedanken, die erstaunlich sind. „Das Schöne in seiner ganzen Würde und Herrlichkeit auftreten zu sehen, welche günstigen Umstände müssen sich dabei vereinigen! Wir fordern dazu große, tiefe Intention, Idealität eines Kunstwerkes, Enthusiasmus des Darstellenden, Virtuosität der Leistung, harmonisches Zusammenwirken wie aus einer Seele, inneres Verlangen und Bedürfniß des Genießenden, momentan günstige Stimmung des Gebenden und Empfangenden, glückliche Constellation der Zeitverhältnisse und Interessen im Allgemeinen, sowie des specielleren Augenblicks, der räumlichen und anderer Nebenumstände, Mittheilung des Eindrucks, der Gefühle, Ansichten u. s. w. — Widerspiegelung der Kunstfreude im Auge des Anderen. Ist ein solches Zusammentreffen nicht ein Wurf mit sechs Würfeln von sechs mal sechs?" Das schreibt ein kaum zweiundzwanzigjähriger Jüngling. Mit welcher Feinempfindung ist hier Alles berührt, was gerade die Darstellung eines Musikstückes bedingt! Wie schön wird sein volles, ungetrübtes Erscheinen als eine Gabe der Himmlischen erkannt, die gerade ihrer Seltenheit wegen so köstlich und unschätzbar ist, und wie hoch erhebt sich diese Anschauung über das gedankenlose, handwerksmäßige, alltägliche Musikmachen, das ihm seine Zeit auf allen Gebieten zeigte! Dabei aber huldigt er doch nicht einem unklaren Idealismus, der nur fliegen kann, nicht stehen. „Verachten der materiellen Mittel entfernt vom Kunstideal." „Manche Geister wirken erst, wenn sie sich bedingt fühlen, frei; umgekehrt würden sie im Unendlichen zerflattern und verschwimmen." Aus dem Zusammenhange wird klar, daß er auf diesen Gedanken durch Shakespeare's Anlehnung an ältere Dichtungen geführt worden ist, daß er also gerade die großen und größten Künstler im Auge hat. Eine wie tiefe Wahrheit hier ausgesprochen wird, lehrt die Geschichte aller Kunstperioden. Denn gerade die mächtigsten Genies, wie Bach und Beethoven, bedurften der festen Umfriedigung durch eine traditionell gewordene Kunst, um ihre dämonische innere Fülle nicht verheerend über die Gefilde des Schönen zu ergießen, sondern zu segensreichem Wirken zusammenzufassen. Tiefere musikgeschichtliche Studien zu machen, lag damals noch nicht im Zuge der Zeit, und auch Schumann hat sie nicht gemacht. Aber wo er den Blick auf die geschichtlichen Zusammenhänge wirft, sieht er instinctiv fast

Digitized by Google

immer das Richtige. Dies gilt auch, so weit es die Natur menschlicher Beobachtungsgabe überhaupt zuläßt, von seiner eigenen Zeit. Er spricht einmal von Hummel, dem Schüler Mozart's. „Sollte diese helle Art zu denken und zu dichten vielleicht einmal durch eine formlosere, mystische verdrängt werden, wie es die Zeit will, die ihre Schatten auch auf die Kunst wirft, so mögen dennoch jene schönen Kunstalter nicht vergessen werden, die Mozart regierte und die zuerst Beethoven schüttelte in den Fugen, daß es bebte, vielleicht nicht ohne Zustimmung seines Vorfürsten Wolfgang Amadeus. Später nahmen Carl Maria von Weber und einige Ausländer den Königsthron ein. Als aber auch diese abgetreten, verwirrten sich die Völker mehr und mehr und wenden und strecken sich nun in einem unbequemen classisch-romantischen Halbschlaf." Daß er vor Anderen berufen war, diesen Halbschlaf zu einem Schlummer voll goldener Träume zu beruhigen, hat er vielleicht geahnt. Wie zur Geschichte, steht er auch zur Kunstphilosophie. Nichts liegt ihm ferner als Systematisiren. Er betrachtet den einzelnen Fall und gelangt von ihm aus zu gewissen allgemeiner gültigen Betrachtungen, aber nicht Gesetzen. Die Aesthetik von damals kannte dies Verfahren nicht, und der Hegelianer würde darauf mit mitleidiger Geringschätzung herabgesehen haben. Heute ist die Wissenschaft geneigt, es als das einzig Fruchtbare zu betrachten. Jedenfalls ist es für das lebendige Kunstverständniß mehr werth als die ausgebautesten Systeme. Einmal vergleicht Schumann den Jubelchor aus Beethoven's „Ruinen von Athen" mit Weber's Jubelouverture, und nachdem er das Bild des Ersteren vor uns hat aufsteigen lassen, kommt er zu dem Ergebniß: „Während in der Jubelouvertüre ein Einziger mehrere Wünsche ausspricht, vereinigen sich bei Beethoven Alle zu einem und demselben." Wer ihm nachdenkt, wird finden, daß hierin nicht nur ein Gegensatz der beiden Compositionen, sondern auch der Gattungen und endlich der Gestaltungsart beider Meister angedeutet ist.

Es gibt kein Buch, das gerade für den Musiker so reich an Anregungen wäre zum Weiterspinnen der Gedanken, und keines, das ihm die Freude inniger Zustimmung häufiger bereitete. Und doch bezeichnen diese Vorzüge nur die eine Seite von Schumann's Schriften. Ich stellte oben dem lehrenden Zwecke die kunstmäßige Wirkung gegenüber. Ließe sich trennen, was organisch in einander gewachsen ist, so würde ich dieser eine noch höhere Bedeutung zumessen. Denn das Talent, musikalische Totaleindrücke hervorzurufen, tritt hier mit einer Kraft auf, die Alles weit hinter sich läßt, was vor und neben Schumann in dieser Art versucht worden ist. Er mag schreiben, was er will: sofort fängt es im Innern des Lesers an zu klingen, elementarisch, wie von versteckten Aeolsharfen. Die Gestalten hervorragender Künstler und Künstlerinnen: der Belleville, der Clara Wieck, der Henriette Voigt, Ludwig Schunke's, Henselt's, Berlioz', Bennet's, Gade's und vieler Anderer, schwimmen vorüber, wie von leisen Wogen gestaltloser Musik getragen. Ihre Charakteristiken sind niemals ausgeführt, es scheint, als würden nur flüchtige Skizzen geboten. Aber hierin liegt das Geheimniß ihrer Wirkung. Denn man überzeugt sich bald, daß Schumann mit dem Blick des Genies und der Liebe in die Tiefen ihres Wesens gedrungen ist. Er will aber nur die Stimmung wiedergeben, welche von den Persönlichkeiten ausgeht; diese

Digitized by Google

Bilder muthen an, wie Instrumentalstücke mit Ueberschriften, wie Tonsätze in immer anderer, ihrem Charakter entsprechender Instrumentation.

Seine Zeitschrift sollte von Künstlern geschrieben werden. Damit meint er aber nicht sowohl Leute, die von der Musik Profession machen, sondern solche, die kunstmäßig über künstlerische Dinge zu schreiben wissen. Das Kunstmäßige beruht für Schumann nun viel weniger darin, daß der Schriftsteller, eine tüchtige Kenntniß des musikalischen Handwerkes besitzend, sich auf die technische Analyse eines Musikstückes verstehe. Er sagt vielmehr: „Ist auch die Theorie der treue, aber leblose Spiegel, der die Wahrheit stumm zurückwirft, aber ohne belebendes Object todt bleibt, so nenn' ich die Phantasie die Seherin mit dem verbundenen Auge, der nichts verschlossen ist und die in ihren Irrthümern oft am reizendsten erscheint." Demgemäß vermeidet er sichtlich das analytische Verfahren. Eingehend zergliedernd zeigt er sich nur ein einziges Mal: bei Berlioz' Symphonie „Episode de la vie d'un artiste". Das congeniale Schauen des Ideals, das im Kunstwerke verherrlicht werden sollte, darauf sollte es bei der Beurtheilung ankommen. Und wenn dieses war, so verstand es sich von selbst, daß es den Lesern nur durch eine Art von Nachdichtung verständlich gemacht werden konnte. Die Besprechungen von Compositionen, welche trotz mancherlei gehaltvollen Beurtheilungen von Zuständen und Zeitfragen den größten Theil der Schriften Schumann's bilden, werden somit zu selbständigen Kunstwerken. Es ist nicht nöthig, die Compositionen zu kennen; es mag die Zeit kommen, wo diese längst vergessen sind (sie ist zum Theil schon gekommen), so werden die Schilderungen, zu denen sie den Dichter Schumann anregten, um ihrer selbst willen unvergänglich sein. Die Hauptaufgabe bei solchem Thun fällt dem bildlichen Ausdruck zu. Aus unerschöpflichem Quell strömen ihm die Mittel, das Hörbare ins Sichtbare umzusetzen. Wie Blumenketten winden sich die klingenden Bilder um das leichte Gerüst, das der fachmännische Musiker aufrichtet, seinen Holzgeruch mit Düften überwogend, es oft bis zum gänzlichen Verschwinden einhüllend. Seine Formenwelt ist reich und, wennschon dem Jean Paul zuweilen nachgeschaffen, doch in der musikalischen Schriftstellerei gänzlich neu. Kann man Aufsätze, wie über Field (I, 91), oder über Dorn's „Tonblumen" lyrische Gedichte nennen, so sind daneben die Fälle dramatischer und novelliistischer Behandlung nicht weniger zahlreich. Schumann hatte sich in die Vorstellung eines Geheimbundes junger, gleichstrebender Künstler hineinphantasirt, die er die „Davidsbündler" nannte, weil sie „todtschlagen sollen die Philister, musikalische und sonstige, vorzüglich die längsten". Unter ihnen führen hauptsächlich der stürmische Florestan und der sinnige Eusebius das Wort, Charaktere, in welchen Schumann die Gegensätze seines eigenen Temperaments verkörperte. Daraus, daß diese einen und denselben Kunstgegenstand je nach ihrer Veranlagung beurtheilen, entwickelt sich eine dramatische Lebendigkeit von großem Reiz und eine Fülle der Gesichtspunkte, die jede einseitige und ungerechte Beurtheilung ausschließt. Stehen sich die Ansichten zu schroff gegenüber, so tritt ausgleichend und abschließend der Meister Raro ein. Die 1835 angeregte Frage eines Beethoven-Monumentes in Bonn wird sogar von vier Seiten in überströmender Gedankenfülle beleuchtet. Zuweilen treten die Davidsbündler zu Sitzungen zusammen, einmal — in einem

Digitized by Google

Aufsatz, der ihren Namen trägt (I, 10) — ihrer acht an Zahl. Da fliegen längere Erörterungen und kurze Sentenzen hin und her. Schumann hatte eine starke Vorliebe für die Aphorisme und in hohem Grade die Fähigkeit, einen Gedanken nicht nur in die knappste Form zusammenzudrängen, sondern diese auch in allen Regenbogenfarben versöhnend und anmuthig spielen zu lassen. Häufig kleidet er das, was er zu sagen hat, in ein romanartiges Gewand, und hier fällt es besonders auf, wie er sich in der Wahl der Formen niemals wiederholt. Bald ist Musikabend bei den Davidsbündlern, bald gibt der Redakteur einer Musikzeitung einen Ball, bald wird Fastnacht gefeiert, und Florestan steigt auf den Flügel und hält eine Rede. Ein andermal nehmen wir an einem Briefwechsel Theil, der zwischen Chiara, Eusebius und Serpentin geführt wird. Auch barocke Einfälle fehlen nicht, die Hoffmann's Einfluß an der Stirne tragen: der Psychometer des Magisters Portius regt ihn an, über eine Erfindung nachzusinnen, die Werth und Charakter von Compositionen auf mechanischem Wege rasch und untrüglich anzeigt; da bliebe kein Mozartgenie in der Welt verborgen, und um die Nothwendigkeit, von Person zu Person unangenehme Wahrheiten zu sagen, käme man hinweg. Eine Tabelle von Fragen und Antworten wird entworfen und nun mit einer Reihe von neuen Compositionen drollig experimentirt.

Im Stil kann Niemand seine Natur verleugnen. Die Welt kennt den Menschen Schumann, wie sie seine Compositionen kennt. Diese versucht man jetzt zu verkleinern, an den Seelenadel des Menschen, die Liebesfülle seines Gemüths, die jungfräuliche Reinheit seiner Empfindungen hat Niemand zu rühren gewagt. Auch die Schriften Schumann's spiegeln diesen Charakter zurück, und zu dem Genuß, den sie als Kunstwerke gewähren, gesellt sich der ethische Eindruck, der von seiner Persönlichkeit ausgeht. Jeder Künstler haßt die Negation; er will schaffen, nicht vernichten. So ist auch Schumann's Kritik im hervorragendsten Sinne eine aufbauende. Aber der Ton, in dem er seine genial überlegene Einsicht vernehmen läßt, ist von einer liebevollen Anmuth, die doch einzig dastehen dürfte in der Geschichte literarischer Kritik. Nicht daß er etwas verschwiege oder flau beschönigte, was seinen Ansichten zuwider läuft. Gegen die „Honigpinselei" und das altersschwache Banausenthum der Fink'schen Zeitung, und was ihres Gleichen, hatte er sich ja gerade erhoben. Aber die Art, wie er tadelt, darin liegt es. Mensch und Künstler arbeiten sich hier in die Hände. Er ist unerschöpflich in den feinsten Wendungen, die Wahrheit zu sagen, ohne zu kränken. Schroff zurückweisend ist er eigentlich nur einmal aufgetreten, in seiner Kritik über Meyerbeer's „Hugenotten", hier freilich auch verletzend bis zur Beleidigung und ungerecht. Sonst gilt von ihm das Wort, daß die Liebe glaubt und hofft und duldet. Schumann besaß eine starke humoristische Ader. Kenner seiner Musik wissen, wie originell sie sich in ihr äußert und wie er in diesem Betracht der unmittelbare, vielleicht einzige Nachfolger Beethoven's ist. Als Schriftsteller fand er in dem Humor die Mittel, auch das Unzulängliche in den Bereich des Schönen zu erheben, ohne ihm sein Wesen zu nehmen. Mit den Waffen der Satire kämpft er nicht und unterscheidet sich auch dadurch scharf von Wagner. Ich sage dies nicht, um zu einer Vergleichung zwischen dem künstlerischen Werth der Schriften beider aufzufordern. Wagner will Theorien

Digitized by Google

vertheidigen oder über das Wesen gewisser Kunstwerke belehren. Man thäte ihm Unrecht, wollte man seine literarischen Arbeiten selbst als Kunstwerke auffassen in dem Sinne, wie Schumann das Werk vorgängiger Dichter fortsetzt und vollendet.

Vollendet — darf man sagen; denn es ist nach ihm Niemand gekommen, der in dieser Art Höheres geschaffen hätte. Wollte ich den Wirkungen nachgehen, die er als Schriftsteller geübt hat, so bekäme ich mit der gegenwärtigen Generation zu thun, was mir fern liegen muß. Als Lehrer derselben ihn bezeichnen, wäre auch ein falscher Ausdruck. Was seine Schriften zumeist charakterisirt: die Wiedergabe musikalischer Eindrücke durch die Mittel der Sprache, ist Sache des Talents und läßt sich nicht übertragen. Dennoch wird es erlaubt sein, Folgendes zu sagen. Die Aufgabe älterer Musikschriftstellerei war, durch Zergliederung zu lehren. Schumann hat in vollendeter Weise gezeigt, wie sich durch dichterisches Nachschaffen ein musikalischer Eindruck bewirken läßt, den nur das künstlerische Ganze gewährt. Das Ziel der Zukunft wird sein, mit der Schärfe einer Analyse, die alle Bestandtheile des Kunstwerkes und deren Beziehungen aufdeckt, die poetische Synthese zu vereinigen, die es lebendig wandelnd dem inneren Auge vorüberführt.

Digitized by Google

Französische Colonialpolitik sonst und jetzt.

L'histoire de la question coloniale en France par Léon Deschamps.
La politique française en Tunisie par P. H. X. (Paris 1891, Librairie Plon).

Gegen die Lehrhaftigkeit der Geschichte ist eingewendet worden, „daß ihr eigentlich wesentlicher Inhalt überall derselbe sei, nur daß allein die Namen und Capitelüberschriften wechselten" — oder (wie Hegel die Sache ausdrückt) „daß die Geschichte die Lehre davon sei, daß weder Völker noch Regierungen jemals von der Vergangenheit gelernt hätten". Wörtlich dürfen diese Aufstellungen indessen nicht genommen werden: im Einzelnen ist aus der Geschichte vielfach auch von denen gelernt worden, die deren große Lehren nicht verstanden und sich unfähig gezeigt haben, durch Beispiele Vorangegangener „gebessert und bekehrt" zu werden. In diesem Sinne darf für eng abgegrenzte geschichtliche Betrachtungen ein größeres Maß von Lehrhaftigkeit in Anspruch genommen werden, als für große historische Zusammenfassungen, deren verständnißvolle Würdigung zu allen Zeiten und in allen Ländern auf ausgewählte kleine Kreise beschränkt geblieben ist. — Vielleicht daß diese Erwägung den nachstehenden Bemerkungen über die ältere und die neuere Colonialpolitik Frankreichs zur Erläuterung und Einführung dienen wird.

Von der Wende des Jahrhunderts bis zu den Anfängen des zweiten Kaiserreichs stand die französische Colonialpolitik innerhalb wie außerhalb Frankreichs in höchst ungünstigem Ruf. Die Erfahrung sollte dargethan haben, daß unsere westlichen Nachbarn keinen colonisatorischen Beruf besäßen und daß der Mangel eines solchen durch sonstige tüchtige Eigenschaften nicht ausgeglichen werden könne. Beweise dafür lagen in der Geschichte des 18. Jahrhunderts überreichlich vor und schienen durch die große Zahl der in Algerien angestellten Experimente so erheblich vermehrt worden zu sein, daß die Abneigung der französischen classischen Schriftsteller gegen alles Colonialwesen und das nationale Vorurtheil gegen dasselbe ein für alle Male erklärt sein sollte. Ob und in wie weit diese Urtheile sich verändert haben, dürfte im Einzelnen schwer festzustellen sein: Thatsache ist dagegen, daß der französische Colonialbesitz während der letzten vierzig Jahre unaufhaltsam zugenommen, und daß er heute nahezu zehnmal so groß ist wie vor hundert Jahren, — eine Rechnung, in welche die französischen Protectoratsländer noch nicht einbegriffen sind. Gleich hier sei bemerkt, daß man im heutigen

Digitized by Google

Frankreich gerade auf diesen mittelbaren Besitz großes und entscheidendes Gewicht legt und zwar aus doppelten Gründen. Einmal sind Tunesien, Anam und Madagascar, reiche und entwicklungsfähige Länder, welche ihren Obereigenthümern bereits gegenwärtig Gewinn eingebracht haben; zum zweiten aber bezeichnet das für dieselben angenommene Verwaltungssystem eine tiefgreifende Veränderung der Colonialpolitik Frankreichs, — in gewissem Sinne eine neue Aera derselben. Wie es um die alte Aera bestellt gewesen und wie dieselbe sich im Lichte moderner Anschauungen ausnimmt, erörtert das erste der beiden oben genannten Bücher mit einer Ausführlichkeit, die zwar nicht erschöpfend genannt werden kann, immerhin aber eine Anzahl neuer und bemerkenswerther Gesichtspunkte umfaßt. Einige derselben mögen der Beachtung der deutschen Leser anheimgestellt werden.

I.

In die Reihe colonisirender Staaten ist Frankreich verhältnißmäßig früh und unter günstigen Umständen getreten. Auf Anregung Coligny's waren um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Versuche zur Festsetzung in Nord- wie in Südamerika (Canada, New-Foundland, Labrador und Mittelbrasilien) angestellt, während der Periode der großen Religionskriege aber wieder aufgegeben worden. Unter geschickter Benutzung der Schläge, welche die Niederlande inzwischen der See- und Colonialherrschaft ihrer spanisch-portugiesischen Bedrücker beigebracht hatten, griffen Heinrich IV. und Richelieu auf die früheren Unternehmungen zurück. Unter dem Ersteren war Quebec angelegt und zum Mittelpunkt der (damals Neu-Frankreich genannten) Colonie Canada gemacht worden; unter dem Letzteren wurde ein förmliches System der colonialen und maritimen Ausbreitung der französischen Herrschaft ausgearbeitet und mit der Begründung einer ganzen Anzahl von Compagnien vorgegangen. Zwei derselben nahmen St. Christoph (Kleine Antillen) zum Ausgangspunkt, andere richteten sich auf Canada, die mittelamerikanischen Inseln, Madagascar und Ostindien, das Nordcapufer. Nach der Absicht Richelieu's sollte bei diesen Unternehmungen Ausbreitung des Handels und der Schiffahrt erst in zweiter Reihe stehen, vornehmlich hatte der Begründer der französischen Staatseinheit es auf Auswanderercolonien abgesehen, „welche die katholische Religion unter Ausschließung jeder anderen aufrecht erhalten" — und dem Mutterland in dem Kampfe gegen die Vorherrschaft Spaniens Dienste leisten sollten. Um die Angelegenheit in die eigene Hand zu bekommen und in geräuschloser Stille wirken zu können, ließ der Cardinal sich das Amt eines „Großmeisters und Oberintendanten der Schiffahrt und des Handels" ertheilen, anderthalb Millionen Lire zur Erbauung von Kriegsschiffen bewilligen und mit der Ausführung eines Plans betrauen, dessen Grundzüge er in einer Denkschrift selbst zusammengestellt hatte. Inmitten der äußeren und inneren Kämpfe, die das Leben des Unermüdlichen ausfüllten, behielt derselbe seine colonialpolitischen Pläne so fest im Auge, daß mindestens die vornehmste seiner Schöpfungen, die Colonie auf St. Christoph, zu einer gewissen Blüthe gedieh und im Jahre 1642 über siebentausend französische Ansiedler zählte. Von St. Christoph aus wurden Guadeloupe und Martinique in Besitz genommen und durch Vermittelung einer Compagnie besiedelt. Minder glücklich war es mit Canada zugegangen, das unter

Digitized by Google

die Herrschaft einer mit ausgedehnten Rechten ausgestatteten Compagnie gestellt worden. Der Landbau schritt nur langsam vor, weil die privilegirte Gesellschaft vornehmlich mit Ausbeutung des ihr ertheilten Monopols zum Häute- und Pelzhandel beschäftigt war und die von ihr übernommene Verbindlichkeit, „binnen fünfzehn Jahren viertausend Franzosen in Neu-Frankreich anzusiedeln", nicht vollständig ausgeführt wurde. — Ludwig XIII. und die Regentin bauten auf der von Richelieu gewonnenen Grundlage weiter. Der mittelamerikanische Besitz wurde durch Niederlassungen auf Marie Galante, St. Martin, St. Barthélemy und Grenade erweitert, Bourbon in Besitz genommen, durch die Anlage von Fort Dauphin auf Madagascar Fuß gefaßt und in der Absicht, diese Insel zur Station nach Ostindien zu machen, eine neue Gesellschaft, die Société d'Orient, gegründet. Von planmäßigem Ausbau und systematischer Benutzung dieser Erwerbungen war anfänglich nicht die Rede. Zunächst darauf gerichtet, Fuß zu fassen und den übrigen seefahrenden Nationen zuvorzukommen, begnügte die französische Regierung sich damit, ihre Autorität *formell* zur Geltung zu bringen und die nächstliegenden Handelsvortheile auszubeuten — die *eigentliche* Arbeit wurde erst in Angriff genommen, als Ludwig XVI. die Regierung Frankreichs angetreten und in der Person Colbert's eine organisatorische Kraft ersten Ranges gewonnen hatte.

Wenn in dem Deschamps'schen Buche von dieser ersten Periode französischer Colonisationen nur summarisch gehandelt und auf die einzelnen Erwerbungen so wenig eingegangen wird, daß selbst Namen und Reihenfolge derselben fehlen, so erklärt sich das aus der Absicht des Verfassers, in erster Reihe das Verhältniß des französischen Volkes und seiner geistigen *Führer* zu colonialen Gedanken ins Auge zu fassen. Ohne es ausdrücklich zu sagen, kommt Herr Deschamps zu dem Schlusse, daß die Gewaltsamkeit, mit welcher die Regierung diese Angelegenheit in die Hand nahm und Staatszwecken dienstbar machte, den colonisatorischen Trieb der Nation unterbunden und an natürlicher Entwicklung verhindert habe. Ueber das Maß, in welchem solcher Trieb überhaupt vorhanden gewesen, scheint der Verf. sich indessen zu täuschen, indem er die Theilnahme seiner allezeit kriegerisch, eroberungslustig und für Gedanken französischer Machterweiterung leicht entzündlich gewesenen Landsleute mit Neigung und Fähigkeit zu colonialer Arbeit verwechselt. Und doch steht zwischen den Zeilen seiner Ausführung deutlich geschrieben, daß das Vorgehen der Regierungen Richelieu's und seiner nächsten Nachfolger außerhalb des Kreises der betheiligten Machthaber, der vornehmen Aemterjäger und gewisser begünstigten Großkaufleute höchstens Neugier und sogenanntes Interesse, aber kein eigentliches Verständniß und noch weniger werkthätige Unterstützung gefunden habe. An der Spitze der von der Regierung ins Leben gerufenen Unternehmungen stehen Träger aristokratischer Namen, Geistliche und Damen, welche sich für Missionszwecke und propagandistische Gedanken begeistern, und die den neu entdeckten und neu erworbenen Ländern gewidmete Literatur trägt einen ausgesprochen unterhaltenden Charakter, indem sie sich an die Phantasie, nicht an die geschäftliche Unternehmungslust der Leser wendet. Während es in England und den Niederlanden die Kaufleute und Rheder sind, welche als Träger und Förderer colonialer Unternehmungen Kraft und treibendes Element

Digitized by Google

derselben bilden, ist der französische Handelsstand (soweit er unter dem Régime der Richelieu und Genossen überhaupt zu Worte kam) beinahe regelmäßig an der Spitze der Opposition gegen die neue Colonialpolitik zu finden. Die erste auf dieselbe bezügliche Kundgebung des „dritten Standes", ein vom Jahre 1614 datirtes Votum, macht dessen Betheiligung an den Absichten der Regierung von der Bewilligung unbeschränkter Freiheit des Handels mit den neu begründeten Niederlassungen abhängig, indem sie durchblicken läßt, daß das System der privilegirten Compagnien als unzweckmäßig angesehen werde, — die zweite Kundgebung (eine Aeußerung der Handelskammer von Rouen, die das Datum 1632 trägt) kommt über die Klage nicht hinaus, daß die zum Schutz des überseeischen Handels begründete Kriegsmarine aus im Auslande erbauten Schiffen bestehe, daß diese Schiffe direct und nicht durch die Vermittelung französischer Kaufleute bestellt worden seien und daß die Officiere derselben direct von der Regierung und ohne Betheiligung des Handelsstandes ernannt würden. Zur Aufbringung der Kosten für Neuanschaffungen dieser Art wird die Ausschreibung einer Steuer auf die in Frankreich lebenden Ausländer vorgeschlagen und dadurch zu verstehen gegeben, daß auf Darbringungen des Handelsstandes nicht gerechnet werden dürfe! Ein Jahr später (1633) äußern sich die Marseiller zur Sache, aber ausschließlich behufs Beibringung von Klagen über Eigennutz und Unzuverlässigkeit der königlichen Beamten und Consuln, die ihren Vortheil auf Unkosten des Handels zur Geltung brächten und die in Marseille lebenden, für diese Stadt unentbehrlich gewordenen Fremden schädigten. — Diese Kundgebungen erscheinen in mehr als einem Sinne charakteristisch. Auch da, wo sie berechtigt sind, bezeugen diese Aeußerungen des zunächst interessirten Standes eine Kleinlichkeit und Enge des Urtheils, das nicht auf das Wesentliche der Sache, sondern auf Einzelnes gerichtet ist und demgemäß wenig geeignet erscheint, den Regierenden Eindruck zu machen. Wie die Dinge damals lagen, war die Bildung von Handelsgesellschaften zu Colonialzwecken für Frankreich ebenso unentbehrlich wie für England und Holland, die mit denselben bereits früher vorgegangen waren. Sollte überhaupt colonisirt werden, so bedurfte es dazu eines Zusammenwirkens der Regierung mit dem Handelsstande. Wollte dieser letztere seine besonderen Interessen berücksichtigt sehen, so mußte er vor Allem Opferwilligkeit bekunden und erst in zweiter Reihe von den Zugeständnissen handeln, die er als Entschädigung verlangte. Die vorstehend mitgetheilten Voten schlagen den entgegengesetzten Weg ein. Sie überlassen der Regierung die Initiative, ziehen sich hinter dieselbe zurück und beschränken sich auf die Verlautbarung von Wünschen, ohne daß von Leistungen, mit welchen die Gewährung erkauft werden soll, auch nur mit *einem* Worte die Rede wäre. Und doch lag auf der Hand, daß Vortheile zunächst nur von denen in Anspruch genommen werden konnten, welche die Mittel für neue Unternehmungen bereit stellten, und daß die Kritik, welche an dem Verfahren der Regierung und der privilegirten Compagnien geübt wurde, unfruchtbar bleiben mußte, so lange die Kritiker ernten wollten, wo sie nicht gesäet hatten. Im letzten Grunde machte sich freilich auch hier geltend, daß die Bedingungen für ein Zusammenwirken von Regierung und Regierten in dem Frankreich Richelieu's *überhaupt* fehlten und daß die Staatsgewalt gewohnheitsmäßig eigne, von

Digitized by Google

der Meinung der Betheiligten unabhängige Wege ging. Wie auf anderen Gebieten, so sollte auch auf diesem die neugeschaffene königliche Gewalt nach eigenem freien Ermessen handeln, einseitig den Staatsvortheil wahrnehmen und Privaten eine Betheiligung nur so weit offen lassen, als dieselben sich mit den Machthabern zu verständigen gewußt hatten. Die neuen colonialen Unternehmungen waren bestimmt, auf der einen Seite als Mittel zur Bekämpfung der spanischen Vormacht, auf der anderen Seite als Münze zu dienen, mit welcher man Adel und sonstige Privilegirte für ihre Einbuße an politischen Rechten entschädigte und in das Interesse des neuen Systems zog. War da zu verwundern, daß der ohnehin in beschränkter Selbstsucht emporgekommene französische Handelsstand sich auf sich selbst zurückzog, seinen Vortheil als von demjenigen des Staats verschieden behandelte und bei einseitiger Wahrnehmung seiner nächsten Interessen stehen blieb?

Deutlicher noch als während dieser ersten Periode trat der enge Zusammenhang zwischen Colonialpolitik und Autokratismus des alten Frankreichs während des folgenden, wesentlich durch Colbert bestimmten Abschnitts zu Tage. Daß der größte praktische Volks- und Staatswirth seiner Zeit über Richelieu hinausging, sein Augenmerk nicht sowohl auf Auswanderungs- als auf Handelscolonien richtete und daß er demgemäß die commercielle Seite der Sache in den Vordergrund stellte, versteht sich von selbst. Die Mehrzahl unter seiner Verwaltung ins Leben gerufenen Compagnien waren demgemäß Handelsgesellschaften; so die Compagnie des Indes orientales, die Compagnie des Indes occidentales, die Compagnie du Nord, du Levant u. s. w. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger stellte Colbert den Grundsatz auf, daß Auswandercolonien überhaupt nicht Compagnien unterstellt, sondern direct unter staatliche Verwaltung genommen werden sollten; Handelscolonien wollte er dagegen nach Möglichkeit der Leitung und Ausbeutung durch Compagnien überlassen. Den Handelsstand als solchen an colonialen Unternehmungen zu interessiren, lag außerhalb seines Programms. Die freie Bewegung, die dem Handel in den sogenannten königlichen Colonien offen gelassen werden sollte, war (wie gleich hier bemerkt werden mag) eine illusorische. — Die einen wie die anderen Colonien gewannen unter der Regierung Ludwigs XIV. einen Umfang, der alle Voraussicht übertraf und schließlich ein Gebiet von mehr als 70000 Quadratmeilen umfaßte. Neu-Frankreich wurde durch die Erwerbung von Louisiana, Neu-Orléans und das ungeheure Gelände am Michigansee erweitert, die reiche Insel Cap Breton (Isle Royale) in Besitz genommen, am Senegal und in Guinea Fuß gefaßt, endlich durch Niederlassungen zu Pondichéry, Tschangernagor und Surate der Grund zu einem ostindischen Colonialreich gelegt und die Anlegung eines „comptoir" auf Ceylon versucht. Die Verwaltung der „Auswanderungscolonien", vor Allem derjenigen Nordamerika's, nahm die Regierung so ausschließlich in die Hand, als ob es gelte, neue Provinzen des französischen Staats einzurichten. Gouverneure, Intendanten, Gerichtshöfe walteten mit den nämlichen Machtvollkommenheiten wie im Mutterlande, hielten jede freie Bewegung und Selbstbestimmung der Eingesessenen nieder und stellten einen Zustand her, den Tocqueville mit einem kurzen Worte genau bezeichnet hat: „Um den Geist und die Fehler der Verwaltung Ludwig's XIV. kennen zu lernen, muß man sich nach Canada wenden. Die Mißverhältnisse des

Digitized by Google

Systems lassen sich dort wie unter einem Vergrößerungsglase beobachten." In der That lagen die Dinge so, daß in „Neu-Frankreich" mit noch unbeschränkterer bureaukratischer Willkür geschaltet werden konnte als im Mutterlande, dessen Stände sich wenigstens Ueberreste des früheren Selbstbestimmungsrechts erhalten hatten. Was die angebliche „Handelsfreiheit" dieser Besitzungen anbelangt, so sorgten hohe Eingangszölle und die Beschränkung auf gewisse Einfuhrhäfen dafür, daß der Import aus den neuen Ländern ein beschränkter blieb. Als in der Folge noch die Kriege mit England und Spanien hinzukamen, schrumpfte dieser Zweig des Handels auf ein Geringes ein und litten die auf denselben gesetzten Hoffnungen vollständigen Schiffbruch.

Rücksichtlich der von Colbert mit besonderer Vorliebe und Aufmerksamkeit behandelten Handelscolonien war leitender Grundsatz, daß jeder Handel mit dem Auslande ausgeschlossen sein und das Interesse der Ansiedler demjenigen der zur Compagnie gehörigen Kaufleute untergeordnet bleiben solle. Für Colbert's Standpunkt sind die nachstehenden Sätze bezeichnend, die in einer der von ihm ertheilten Concessionsurkunden (derjenigen an die sogenannte Inselncompagnie von 1664) wörtlich vorkommen: „Sr. Majestät ist bekannt, daß eine aus leistungsfähigen Theilnehmern zusammengesetzte Compagnie, die für den gemeinen Nutzen arbeitet, den Handel vortheilhafter betreibt, als Privatleute thun, die nur den eigenen Nutzen im Auge haben." Dem entsprechend erhalten die Compagnien volles Eigenthum, Herrschaft und Justiz über die von ihnen in Besitz genommenen und hinzu zu erobernden Länder, ausschließliches Recht zum Handel mit gewissen, in der jedesmaligen Urkunde namhaft gemachten Artikeln derselben, Zollfreiheit für die von ihnen eingeführten Colonialwaaren und Befreiung von Ausfuhrabgaben für Waffen, Munition und Lebensmittel, Erhaltung aller Standesrechte für die in den Dienst der Compagnie getretenen Personen, sowie Meisterrechte für alle, zehn Jahre lang in der Colonie thätig gewesenen Handwerker. Während in Canada u. s. w. jede Betheiligung der Colonisten an öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen war, wurde den Compagnien freie Wahl ihrer sämmtlichen Beamten, einschließlich der Directoren (von denen der dritte Theil aus Kaufleuten bestehen sollte) gewährleistet. Endlich galt als Grundsatz, daß den in den Colonien geborenen französischen Kindern und denjenigen Wilden, „die den Glauben angenommen und ein Handwerk gelernt hatten", französisches Bürgerrecht gebühre. Sich selbst behielt der König das Hoheits- und Aufsichtsrecht, sowie die ausschließliche Befugniß vor, den von der Compagnie verkauften oder verlehnten Besitzungen den Rang von Herzogthümern, Marquisaten, Grafschaften und Baronien zu ertheilen; außerdem gingen die Compagnien die Verpflichtung ein, den Sitz ihrer Gesellschaft in Paris aufzuschlagen, Missionare zur Heidenbekehrung anzustellen und über der Reinheit des Glaubens zu wachen. Wie in den königlichen Colonien, so sollten auch in denjenigen der Handelsgesellschaften Nichtkatholiken von dem Niederlassungsrechte ausgeschlossen sein und die Missionsangelegenheiten dem Jesuitenorden übertragen werden. Daß in Canada Juden zugelassen werden durften, galt für ein unerhörtes Zugeständniß an das von Colbert gepflegte Handelsinteresse, — die zeitweilige Fremdenzulassung in die oft-

Digitized by Google

indischen Besitzungen erfolgte lediglich im Hinblick auf die Unmöglichkeit, diesen Besitz mit rein französischen Kräften zu behaupten.

Sieht man von dem verderblichen Einfluß ab, den Ludwig's XIV. unaufhörliche Kriege und namentlich der (zumeist aus colonialen Rücksichten begonnene) spanische Erbfolgekrieg auf das französische Colonialwesen übten, so erscheint als vornehmste Ursache des Mißerfolges derselben die Ungeheuerlichkeit der Unternehmungen, in welche man sich gestürzt hatte. Zugleich die Begründung eines nordamerikanischen Colonialreichs und Niederlassungen in Central-Amerika, Guinea, Madagascar, Ostindien u. s. w. in Angriff nehmen, hieß die vorhandenen Kräfte leichtsinnig zersplittern, und dem alten französischen Sprichwort ins Gesicht schlagen', nach welchem Niemand mehr wegzuschleppen vermag, als er bequem unter den Arm nehmen kann. Was noch fehlte, um der Nation Freude und Betheiligung an den neuen Unternehmungen zu verkümmern, wurde durch die Engherzigkeiten und fiskalischen Beschränktheiten des Systems fertig gebracht, das bereits zur Zeit Colbert's auf empfindliche Hindernisse stieß, und unter seinen Nachfolgern vollends entartete. Während in England und Holland der Handelsstand an der Spitze der colonialen Bewegung stand, bedurfte es in Frankreich höfischer und bureaukratischer Nachhülfe, damit überhaupt etwas zu Stande kam. An der Spitze der Verwaltungen wie der Compagnien finden wir immer wieder große Herren, vornehme Beamte und Bischöfe, welche den Wünschen des Königs und der Machthaber haben Rechnung tragen müssen. Aus den Reihen des Kaufmannsstandes nehmen hauptsächlich Leute, die man heute als „Gründer" bezeichnen würde, an den großen Compagnien Theil, während der Handelsstand als solcher der Sache fern bleibt. Dieppe, Hâvre und Bordeaux weisen die ihnen vorgeschlagene Betheiligung an der Compagnie du Nord in aller Form zurück; Nantes und St. Malo nehmen einen ähnlichen Standpunkt ein, und Marseille bekennt sich wiederholt als grundsätzliche Gegnerin aller privilegirten Handelsgesellschaften. Zu der im Jahre 1673 ins Leben gerufenen ostindischen Compagnie hat der König zwei Millionen, die von ihm beeinflußte hohe Finanz $1^1/_4$ Million hergegeben, während die großen Städte des Landes nur geringfügige Summen bewilligen. Von Paris, Rouen und Bordeaux abgesehen, erreichen dieselben nur in drei Fällen den Betrag von 100000 Francs. Diese Beiträge gehen so unvollständig ein, daß es zu voller Einzahlung des statutenmäßigen Capitals überhaupt nicht kommt. Um den seinen Plänen geleisteten Widerstand zu brechen, nimmt der König die Beihülfe des hohen Clerus in Anspruch und läßt die Erzbischöfe von Lyon, Clermont, Rouen u. s. w. Aufforderungen zur Actienzeichnung gleich päpstlichen Bullen von der Kanzel verlesen. An anderen Orten, wie zu Bordeaux und Pontac, erhalten die Parlamente den Auftrag, den Absichten Sr. Majestät zu Hülfe zu kommen, und auf Beisitzer und Beamte der ihnen unterstellten Gerichte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln einzuwirken. Daß die Directoren zumeist dem hohen Adel und Beamtenthum entnommen werden, geschieht vornehmlich in der Absicht einer Beeinflussung der von ihnen abhängigen Kreise. Colbert selbst verschmähte es nicht, Elemente der zweifelhaftesten Art, verkommene Handwerker, ja Sträflinge für die Auswanderung anwerben und den Pfarrern zur Pflicht machen zu lassen, junge

Digitized by Google

Eheleute bei Gelegenheit der Eheschließung auf die Vortheile einer Niederlassung jenseit des Oceans hinzuweisen, und für Anlegung von Ersparnissen in Colonialunternehmungen Propaganda zu machen. Fälle, in welchen angesehene Personen sich von der Theilnahme an den ihnen zugedachten Colonialwohlthaten förmlich loskaufen mußten, kamen wiederholt vor, und Colonialschwärmer, wie der Chevalier de Razilly, dachten allen Ernstes daran, jeder Stadt die Erbauung eines Schiffs, jeder Diöcese die Darbringung eines Fünftels ihrer Einnahmen vorschreiben und außerdem die Erhebung einer Zwangsanleihe für colonisatorische Zwecke „durch die Autorität des Königs" anordnen zu lassen.

An der Zurückhaltung, welche die französische Nation diesen bis zur Erpressung gesteigerten Werbungen entgegensetzte, hat die Natur dieser Werbungen begreiflicher Weise den Hauptantheil gehabt: zu Geschäften zwingen wollen, heißt von denselben abschrecken. Außer der dem „Volke der Sparer" von je eigenthümlich gewesenen Abneigung, sich auf neue und weitaussehende Handelsunternehmungen einzulassen, kam aber noch in Betracht, daß der Gewinn, welchen die colonialen Unternehmungen den Nächstbetheiligten brachte, hinter den gehegten Erwartungen weit zurückblieb. Die Compagnie von Madagascar machte so schlechte Geschäfte, daß der König das derselben ertheilte Privilegium zurücknehmen mußte; — von den in Ostindien angelegten Factoreien vermochten sich nur zwei (Pondichéry und Surate) zu erhalten, und der im Jahre 1682 unternommene neue Anlauf endete mit einem abermaligen Fiasco, — die westindischen Colonien mußten von dem König zurückgekauft und den Gebieten zugeschlagen werden, in welchen der sogenannte freie Handel sich entwickeln *sollte*, aus den oben angeführten Gründen aber niemals zu eigentlicher Blüthe gelangen konnte; von den verschiedenen zur Ausbeutung des Senegal-Gebietes bestimmten Gesellschaften kam erst die dritte (von 1696) auf einen grünen Zweig. Von Erfüllung der auf die französische Auswanderung gegründeten Hoffnungen war vollends nicht die Rede. Deschamps, der die Sache möglichst günstig darzustellen versucht, muß einräumen, daß die Durchschnittseinwanderung in die Colonien während der *günstigsten* Periode 700 bis 750 Köpfe betrug, in der Regel aber auf 349 jährlich stehen blieb, und daß in diesen Ziffern sehr zahlreiche Nicht-Franzosen mit einbegriffen waren. In Westindien scheint die Mehrheit der 45000 Weißen aus Fremden bestanden zu haben; in dem besonders bevorzugten Canada stieg die Zahl der Eingewanderten binnen dreiunddreißig Jahren von 3215 auf 11249, in Cayenne blieb sie auf 400 stehen. Zur Erreichung dieser kaum bescheiden zu nennenden Resultate waren, wie erwähnt, alle denkbaren Anstrengungen gemacht, von Colbert's Sohne, dem Marquis de Seignelay, sogar kranke Sträflinge und gefangene Türken herangezogen worden.

Der ungünstige Eindruck dieser Erfahrungen auf die Nation spiegelt sich in der zeitgenössischen Literatur so deutlich wider, als unter den damals gegebenen Umständen überhaupt möglich war. Die Mehrzahl den Colonialplänen des Königs günstiger Publicationen geht von Beamten und Seefahrern und von Geistlichen aus, die das religiöse Interesse für Missionszwecke in Anspruch zu nehmen versuchen, während die bedeutenden Schriftsteller der Zeit zumeist in den Reihen der Gegner zu finden sind.

Digitized by Google

Lafontaine und Boileau paraphrasiren das alte Wort „bleibe im Lande und nähre dich redlich"; der zahme Fénelon läßt deutlich durchsehen, daß das Heil allein von freier Entwicklung des überseeischen Handels zu erwarten sei, Vauban, der als Volkswirth ebenso bedeutend war, wie als Ingenieur, entwirft ein Programm der Colonialpolitik, das demjenigen der Regierung schnurstracks zuwiderläuft, unter anderm die privilegirten Handelsgesellschaften bedingungslos verwirft und voraussagt, daß der nächste mit den Seemächten geführte Krieg den französischen Staat für immer um seine überseeischen Besitzungen und seine Marine bringen werde.

Der von der Mehrzahl einsichtiger Franzosen vorausgesetzte Niedergang der Schöpfungen Colbert's begann alsbald nach dem Tode dieses bei aller Einseitigkeit bedeutenden Mannes. Nicht weil Ludwig XIV. sich von dem Colonialwesen losgesagt, oder das Interesse für dasselbe eingebüßt hätte, sondern weil Colbert nicht zu ersetzen war, und weil sein Nachfolger in der Gunst des Königs, der Kriegsminister Louvois, seinen Vortheil darin sah, den Monarchen in neue festländische Händel zu verwickeln, trat die Fürsorge für die überseeischen Besitzungen in den Hintergrund. Daß die Schattenseiten und Mängel des Systems sich mit zunehmender Deutlichkeit geltend machten, seit der Urheber desselben aufgehört hatte, die Ausführung scharf zu überwachen, Härten und Auswüchse zu mildern und zu beschneiden, lag in der Natur der Sache. Dazu kamen andere Umstände. Die unter dem Druck beständiger Geldverlegenheiten stehende Regierung machte den fiskalischen Gesichtspunkt zur Richtschnur ihrer Colonial- und Wirthschaftspolitik, und brachte sich durch thörichte Ein- und Ausfuhrverbote um den besten Theil der Früchte, welche Colbert's Bemühungen erzielt hatten. Das klassische Beispiel bilden die widerspruchsvollen, unaufhörlich wechselnden Decrete über ostindische und chinesische Gewebe, welche Handel und Verarbeitung dieses vielbegehrten Artikels bald einschränkten, bald verboten und dann wieder freigaben, und erst nachdem sie binnen vierzehn Jahren (1686 bis 1700) auf die Zahl von sechzehn gestiegen waren, zur Ruhe kamen! Auf diese Periode der Mißgriffe und Irrungen folgte das Zeitalter des spanischen Erbfolgekrieges, von dessen zerstörenden Wirkungen bereits die Rede gewesen ist. Fast anderthalb Jahrzehnte lang waren Handel und Schiffahrt um alle Sicherheit und Freiheit der Bewegung gebracht, und als endlich der Friede wieder hergestellt und mit dem Verzicht auf das sogenannte Arcadien, einen Theil der Hudsonbailänder und der Insel St. Christophe bezahlt worden war, hatte der Wohlstand des Landes so furchtbare Einbußen erfahren, daß es an Kapitalkräften zur Weiterführung der begonnenen Unternehmungen für Jahr und Tag fehlte.

Erträglicher, als gemeinhin angenommen wird, gestalteten sich die Verhältnisse der Colonien während der ersten auf den Tod Ludwig's XIV. folgenden Jahrzehnte. In den westindischen und nordamerikanischen Gebieten erfuhr die europäische Bevölkerung während dieser Zeit eine so erhebliche Zunahme, daß man um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Canada 54000, auf Martinique 24000, auf St. Domingo 40000 Weiße zählte und daß die Zahl der zwischen Frankreich und den Antillen fahrenden Schiffe fünfhundert betrug.

Digitized by Google

Selbst die verbrecherischen Thorheiten, welche durch die Errichtung der berüchtigten Mississippi-Compagnie (1717), die Vereinigung derselben mit der ostindischen Gesellschaft und durch den sprichwörtlich gewordenen Versuch zur Colonisation Louisiana's begangen wurden, und die zu dem großen Zusammenbruch von 1720 führten, vermochten den genommenen Aufschwung noch nicht ganz zu ersticken. Die unter directer königlicher Verwaltung stehenden amerikanischen Colonien vermochten sich auf dem bisherigen Niveau zu erhalten, und die der großen Compagnie des deux Indes entzogene Concession konnte nach zwei Jahren (März 1723) erneuert und erweitert werden. Von den Erfahrungen der Vergangenheit zu lernen und das System gründlich umzugestalten, besaß die Regierung Ludwig's XV. freilich nicht das Zeug; die Verwaltung war so kostspielig, daß die Gesellschaft trotz des ziemlich schwungvollen Handels, den sie betrieb, die Vertheilung einer Dividende nicht erzielte und daß ihr zweiter Zusammenbruch (im Jahre 1770 wurde die Concession gegen eine Entschädigung von 200 000 Francs Leibrenten von der Regierung zurückgekauft) in Frankreich ungleich geringeres Bedauern erregte als die fünfzehn Jahre später erfolgte Ertheilung einer dritten Concession. Dem zweiten Zusammenbruch der indischen Compagnie war indessen eine andere, größere Einbuße vorhergegangen, welche dem französischen Colonialwesen einen unheilbaren Stoß gegeben hatte. Der durch den Frieden vom 15. Februar 1763 beendigte siebenjährige Krieg gegen England kostete Frankreich das mit so zahlreichen Opfern erkaufte Canada, den Rest des sogenannten Arcadien, Cap Breton und die übrigen nordamerikanischen Inseln (mit Ausnahme St. Pierre's und Michelon's), das Senegalgebiet, die Insel Grenada, sowie in der Folge Louisiana und das 1717 gegründete Neu-Orleans. Auf den vierten Theil ihres früheren Besitzes (ein Gebiet von 1600—1700 Quadratmeilen) beschränkt, beschloß die Regierung, die von allen Seiten gewünschten Reformen in Angriff zu nehmen. Sie that das, indem sie sämmtliche Colonien unter eigene Verwaltung nahm und den Handel auf den Fuß des französischen setzte, d. h. innerhalb der diesem gezogenen engen Grenzen frei gab. Obgleich die dadurch gewonnenen Resultate allseitig als günstige bezeichnet wurden, ertheilte Calonne in der Folge noch zwei Concessionen (1777 und 1788, für Guyana und für Indien), im Uebrigen wurde die neue Ordnung beibehalten und mindestens ein Theil der Uebel beseitigt, die auf den königlichen Colonialverwaltungen früherer Jahre gelastet hatten. Die Zahl der höheren Beamten wurde vermindert, eine Colonialarmee an die Stelle der früheren, ungenügenden und schlecht disciplinirten Truppe gesetzt[1], der Einfluß des Clerus beschränkt, die Justiz umgestaltet, den Colonisten die Festsetzung ihrer Eingangsabgaben überlassen und — was wichtiger als alles Uebrige erschien — durch zwei auf St. Domingo und Ste. Lucie legitimirten Entrepots der Einfuhr ausländischer Waaren in die Colonien ein gewisser Spielraum eröffnet.

In diesen Zeitabschnitt, der unter anderen Umständen zu einem gewissen Aufschwung hätte führen können, fielen indessen neue Mißgriffe, welche das sprichwörtlich gewordene Ungeschick der gouvernementalen Colonialpolitik aufs Neue bezeugten und derselben in den Augen der Nation den Todesstoß gaben. Von dem Wunsche erfüllt, die 1763 erlittenen Einbußen durch erhöhte Thätig-

Digitized by Google

keit auszugleichen, organisirte Choiseul eine Einwanderung in die zwölf Quadratmeilen große Antillen-Insel St. Lucie, die erhebliche Summen und nahezu sämmtlichen achthundert Einwanderern das Leben kostete. Statt sich an das damals übervölkerte Martinique oder an eines der übrigen Nachbar-Eilande zu wenden, ließ der Minister unter Aufwendung erheblicher Kosten europäische Colonisten kommen, die der Ungunst des Klimas und dem Mangel aller Vorbereitungen erlagen, ohne den geringsten Nutzen gestiftet zu haben. In noch größerem Maßstabe und mit noch unglücklicherem Erfolge versuchte derselbe Staatsmann den Verlust Canada's durch Masseneinwanderungen nach Guyana gut zu machen. Mit einem Kostenaufwande, der auf 25 000 000 Fr. angegeben wird, wurden in zwei Absätzen 12 000 Menschen in dieses ungesundeste Land der Erde und zwar während der ungesundesten Jahreszeit (der Regenperiode) versetzt, um, von allen Mitteln zur Einrichtung entblößt, hinzusiechen und etwa sechzig Familien übrig zu lassen, die sich in der verödeten Erdgegend mühsam fristeten. „Die Sache," so urtheilt Saint Simon über diese unglücklichsten gouvernementalen Colonisations-Versuche neuerer Zeit, „wurde in Paris und in anderen Landestheilen mit so vollendeter und betrügerischer Gewaltthätigkeit betrieben, daß man die Leute zwangsweise entführte und die allgemeinste Empörung hervorrief. Nirgend war auch nur das Geringste für Ausrüstung und Beförderung dieser Unglücklichen vorgekehrt worden." Mit gutem Grunde bezeichnete Mabrunt in einer an Necker gerichteten Denkschrift diese Mißgriffe als vornehmste Ursachen der Abneigung des Publicums gegen ein Land, „das durch die Unglücksfälle und Thorheiten, deren Schauplatz es gewesen, berüchtigt geworden ist."

Obgleich die Rückeroberungen, welche Frankreich im zweiten Versailler Frieden (1783) errang (Erwerbung seines ostindischen Gebiets, Rückgabe der Senegalbesitzungen, der Fischerei auf Neu-Fundland, der Inseln Miquelon, St. Pierre und Tabago), nicht ganz unerheblich waren, kamen dieselben für die weitere Entwicklung der Dinge wenig in Betracht. Während der Jahre, welche den Ausbruch der Revolution vorbereiteten, verschärfte sich die Abwendung der Nation von allem Colonialwesen so sichtlich, als ob dasselbe lediglich ein Auswuchs des auf Mißbräuche und Ungerechtigkeiten gegründeten alten Régime gewesen sei. Selbst Herr Deschamps, der in der Sache durchaus Partei ist, seinem Volke um jeden Preis coloniale Fähigkeit nachweisen will und der selbst für Thorheiten, vom Schlage der in Guyana begangenen, Entschuldigungen und mildernde Umstände bei der Hand hat — selbst unser Verfasser kann sich dem Eingeständniß nicht entziehen, „daß die französischen Denker des 18. Jahrhunderts das Verfahren und häufig auch das System bedingungslos verurtheilt hätten," und daß „die Nation jede Betheiligung versagt, ihre Ersparnisse zurückgehalten und dem Könige zusammt der Umgebung überlassen habe, in colonialen Dingen zu handeln und sich zu compromittiren." In der That haben die zu Gunsten neuer Unternehmungen verfaßten Denkschriften der letzten dreißig Jahre des philosophischen Jahrhunderts wiederum Geistliche, Beamte und Speculanten zu Verfassern, während die tonangebenden Schriftsteller in entschiedener Abneigung gegen coloniale Unternehmungen zusammentreffen. Es gilt das nicht nur von Rousseau, „der lieber Wilde zu den Culturmenschen, als Culturmenschen zu den Wilden bringen wollte", sondern ebenso von den Stimmführern der entgegengesetzten Richtung.

Digitized by Google

Hatte bereits Montesquieu seiner Abneigung gegen Auswanderungscolonien und seinen Klagen über den ungünstigen Einfluß auf Bevölkerung und Sicherheit der colonisirenden Staaten sehr viel schärferen Ausdruck gegeben, als der Billigung, die er reinen Handelscolonien zu Theil werden ließ, so bekannte Voltaire sich als unbedingten Gegner aller auf Colonisations- und Missionszwecke abzielenden Unternehmungen. Er sah es als Ruhmestitel an, früher als sonst irgend Jemand zum Verkauf Canada's an die Engländer gerathen und dabei gerade heraus gesagt zu haben, daß die gepriesene Entdeckung Amerika's zu nichts weiter als zu Blutvergießen und zur Einbürgerung schädlicher Luxusbedürfnisse geführt habe; seinen Landsleuten allen colonialen Beruf abzusprechen, nahm er um so weniger Anstand, als die nämliche Meinung auch von Anhängern des Colonialsystems, z. B. von Herrn von Mauron bekannt worden war. Wesentlich auf dem Standpunkte Voltaire's steht ein Mann, der mit dem Philosophen von Ferney im Uebrigen nichts gemein hat, Bernardin de St. Pierre. Mit der Autorität des berühmten Schriftstellers und des vieljährigen Bewohners der Isle de France widerräth der Verfasser von „Paul et Virginie" die Auswanderung in dieselben Länder, die er mit unvergleichlicher Meisterschaft zu schildern gewußt, indem er ein Verdienst um sein Vaterland in Anspruch nimmt, „wenn ihm gelungen sein sollte, auch nur einen Bürger desselben von der Auswanderung zurückzuhalten". Noch schärfer äußert sich der als Herausgeber der Encyklopädie und als bewährtester Kritiker seiner Zeit doppelt einflußreiche Diderot gegen die Antastung des Naturzustandes „der von unserer Civilisation unbefleckt gebliebenen Völker", auch in diesem Stücke der echte Vertreter der Anschauungen seiner Zeit. Rücksichtlich der Handelscolonien steht die Encyklopädie in den von Morellet und Condillac geschriebenen Aufsätzen wesentlich auf dem Standpunkt Adam Smith's und der Freihändler und in ausgesprochenem Gegensatz zu demjenigen Theil des französischen Handelsstandes, der an der Erhaltung der alten Privilegienwirthschaft materiell interessirt war.

Von nicht unerheblichem Einfluß auf die Stellung, welche die Vertreter der Philosophie des 18. Jahrhunderts zum Colonialwesen einnahmen, war freilich der enge Zusammenhang desselben mit der Sclaverei. Auf diese Seite der Sache näher einzugehen, liegt um so weniger Veranlassung vor, als aller Welt bekannt ist, daß die französischen Colonisten nicht nur Sclaven hielten, sondern Gegner aller Emancipationsmaßregeln waren, und daß der Kampf um diesen Gegenstand während des Revolutionszeitalters die Geschicke des französischen Colonialwesens entscheidend beeinflußte. Die Unfreiheit der nach Westindien eingeführten Schwarzen bildete einen integrirenden Theil des Systems, nach welchem die wichtigsten der französischen Colonien regiert und verwaltet wurden, und galt den kurz zuvor begründeten und mit autonomistischen Befugnissen ausgestatteten „assemblées coloniales" für ein noli me tangere, in welches das Mutterland nicht hineinzureden habe. Der dadurch geschaffene Gegensatz der Grundsätze wäre allein ausreichend gewesen, die französische Nation an der Entwicklung irre zu machen, welche sie auf colonialem Gebiet zurückgelegt hatte; dessen aber bedurfte es nicht, wo die Abneigung gegen diesen Theil des alten Régime

Digitized by Google

frühere und stärkere Wurzeln geschlagen hatte, als die Opposition gegen das Régime selbst. Seit den ersten Anfängen der von Richelieu und Colbert ins Rollen gebrachten Bewegung war die Staatsgewalt dem Volksbedürfniß und Volksbewußtsein zu weit vorausgeeilt, als daß ein gesundes Verhältniß sich hätte herausstellen können. Der Staat hatte eingesetzt, wo die Nation hätte einsetzen sollen und einsetzen können, wenn man ihr zur Besinnung und Orientierung hätte Zeit lassen wollen. Ueber die Köpfe der Betheiligten hinweg unternahm die königliche Gewalt Experimente, deren Durchführung kaum um den Preis allgemeiner Zustimmung und Beihülfe der Nation möglich gewesen wäre. Indem man einen Kreis privilegirter Interessenten an der Colonialsache schuf, stieß man die Nichtinteressirten gewaltsam in eine Opposition, der man in der Folge die Waffen direct in die Hand drückte. Mit unruhiger Hast wurden Colonien und Colonialgesellschaften überall da gegründet, wo Frankreich als erster Besitznehmer auftreten zu können glaubte, und auf solche Weise ein Rahmen hergestellt, dessen Ausfüllung auch unter der Voraussetzung allseitiger Betheiligung und unbestreitbaren Geschicks der Nation nicht wohl hätte geschehen können. Machtmittel und Vertheidigungskraft des Staates wurden dabei ebenso außer Berechnung gelassen, wie Bevölkerungsverhältnisse, Auswanderungsneigungen und Capitalkräfte der Nation. Indem man beinahe gleichzeitig am Lorenzo, am Mississippi und an der Mündung des Hudson, in Westindien und in Guyana, am Senegal, auf Madagascar und in Ostindien das Lilienbanner aufsteckte, verzichtete man zugleich auf planmäßige Besiedelung des ungeheuren neuen Länderbesitzes, auf Einrichtung gesicherter Handelswege und auf Bereitstellung ausreichender Vertheidigungsmittel. Diese Versäumniß erschien um so bedenklicher, als die Staatsgewalt sich für die eine Colonie direct, für die anderen indirect engagirt und durch Beihülfe zur Begründung der großen Handelsgesellschaften die Verantwortlichkeit für Beschützung derselben auf sich genommen hatte. Und um alle Illusionen über die Leichtfertigkeit dieses Wagnisses zu zerstören, läßt Ludwig XIV. sich durch einen einzigen Personenwechsel (Louvois statt Colbert) bestimmen, seinen Colonialbesitz um festländischer Eroberungspläne willen in die Schanze zu schlagen und sich durch Entzündung des spanischen Erbfolgekrieges um die Möglichkeit zu Schutz und Pflege des überseeischen Reichs bringen, welches er eben erst begründet hatte. Von seinen Nachfolgern zerstört der eine durch Zustimmung zu dem schwindelhaftesten Unternehmen aller Zeiten den Rest des der französischen Colonialpolitik gebliebenen Credits, während der andere sich auf europäische Kriegsabenteuer einläßt, die ihm sein amerikanisches Besitzthum und den größten Theil seiner afrikanischen, ost- und westindischen Erwerbungen kosten. Jetzt, wo es nur noch die Ueberbleibsel früherer Herrlichkeit zu verwalten gibt, besinnt man sich auf nothdürftige Verbesserungen des Verwaltungsapparats, entkleidet aber auch diese ihres Werths, indem man die alle Zeit für Europäer unbewohnbar gewesenen Sümpfe von Guyana zum Schauplatz eines Besiedelungsversuchs macht, dem alle halbwegs Urtheilsfähigen den Mißerfolg vorausgesagt hatten. Die coloniale Bilanz, welche wenige Jahre später von der mündig werdenden Nation gezogen wird, ergibt danach ein Soll, dem kein in Betracht kommendes Haben gegenübersteht. Der Staat hat sich in

Digitized by Google

Ausgaben erschöpft, die der Mehrheit der Nation niemals, der begünstigten Minderheit nur für kurze Zeit und auch dann um den Preis unaufhörlicher staatlicher Zuschüsse Vortheile gebracht haben. Die den „königlichen Colonien" zugeführten Auswanderer sind dem Staate verloren gegangen und haben wesentlich dazu gedient, für ihre neuen Beherrscher, die Engländer, Vorarbeit zu thun, — von den Handelscolonien aber hat der eine Theil von der Regierung zurückgekauft werden müssen, während der andere nur um den Preis eines Instituts am Leben erhalten werden kann, dessen Duldung der Nation für einen Schandfleck gilt!

Diesen Thatsachen gegenüber halten Herrn Deschamps' Ausführungen über die auf die französischen Colonialunternehmungen verwendeten Schätze von Einsicht, Patriotismus, gutem Willen, Geschicklichkeit u. s. w. schlechterdings nicht Stand. Colbert's und seiner Nachfolger Schöpfungen haben nicht nur nicht vermocht, „aus Frankreich ein colonisatorisches Land zu machen (a. a. O. S. 230), sie haben verschuldet, daß dem französischen Volke ein Widerwillen gegen Colonisationswesen eingeimpft worden ist, welchen dasselbe trotz Algier und Tonking, trotz Tunesien und Madagascar bis heute nicht überwunden hat. Ja noch mehr! Die Ueberlieferungen des alten Colonialsystems sind als hauptsächlichste Ursachen dafür anzusehen, daß gewisse Bruchtheile des Volks an der Vorstellung haften geblieben sind, Colonien seien Staats-Entrepriſen, für welche Regierung und Beamtenthum allein verantwortlich und die dem betheiligten Staatsbürger Anspruch darauf erwürben, beschützt, versorgt und bereichert, mindestens rücksichtlich der Verzinsung seiner Aufwendungen sichergestellt zu werden. Dem reichen Lande, dessen Söhne das Verlassen der heimathlichen Erde für das schwerste aller Opfer ansehen, haben Auswanderungslust und Auswanderungsbedürfniß eigentlich zu allen Zeiten gefehlt. Was sich davon regte, ist entweder durch peinliche Erfahrungen erstickt oder in falsche Bahnen gelenkt worden. Beweise dafür liefert die neuere französische Colonialgeschichte in nahezu demselben Maße wie die ältere.

II.

Obgleich die materiellen Verluste, welche Frankreichs überseeischer Besitz während der Jahre 1792—1814 getroffen, verhältnißmäßig geringe waren (außer dem im Jahre 1803 unabhängig gewordenen Domingo, verlor Frankreich die an England abgetretenen Inseln Tabago, Ste. Lucie und Isle de France), bezeichnet das Zeitalter der ersten Republik und des ersten Kaiserthums den tiefsten Stand des französischen Colonialwesens. Unaufhörlich durch festländische Händel in Anspruch genommen, durch die Napoleonischen Kriege entvölkert und materiell schwer geschädigt, hatte die Nation sich der Gedanken an überseeische Erwerbungen und maritime Ausdehnung so vollständig entschlagen, daß ein halbes Menschenalter verging, ehe man auf dieselben wieder zurückkam. Der erste in dieser Richtung unternommene Schritt, die Eroberung Algeriens, war ein halbwege unfreiwilliger, mindestens kein in seinen Consequenzen vorausberechneter gewesen. Von dem verhaßten Ministerium Polignac am Vorabende der Juli-Revolution unternommen, erfreute die Algerische Expedition sich einer so ausgesprochenen

Digitized by Google

Unbeliebtheit, daß Behauptung und Besitznahme des durch Abdankung und Abzug Ali-Dey's herrenlos gewordenen Landes der Regierung ebenso sauer ankamen, wie der Volksvertretung, und daß noch im Winter 1833/34 die Eventualität eines Verzichtes auf den unfreiwillig überkommenen Besitz allen Ernstes erwogen wurde. Von colonisatorischem Vorgehen konnte nicht die Rede sein, so lange der Kampf mit Arabern und Kabylen hin- und herwogte, der Besitz der Küstenplätze nur mühsam behauptet wurde und die Zahl europäischer Bewohner auf wenige Tausende beschränkt blieb.

Erst nach vollendeter Pacification des Landes wurde auf Colonisation desselben Bedacht genommen und zwar nach der nämlichen bureaukratisch-militärischen Methode, deren Unfruchtbarkeit die Geschichte Canada's so unwiderleglich dargethan hatte. Die Geschichte dieser Experimente ist bekannt. Binnen vierzig Jahren wurden fünfzehn verschiedene Systeme in Anwendung gebracht, in buntem Wechsel militärische und bürgerliche Beamte an die Spitze der Verwaltung gestellt, Besiedelungsversuche mit ausgedienten Soldaten, mit verbannten Pariser Arbeitern und mit freien Ansiedlern angestellt; Napoleon III. dachte das eine Mal an Aufrichtung eines „arabisch-französischen Reichs", an Anerkennung und Regelung des Grundeigenthums der Stämme und an Individualisirung des Immobiliarbesitzes, das andere Mal an Errichtung eines Ministeriums für Algerien, welches aus dem überlieferten engen Rahmen heraustreten und der freien Entwicklung der Colonie zu Hülfe kommen sollte. Dann wurde den französischen Bewohnern des Landes Vertretung im Parlamente bewilligt, ein Versuch zur Wiederbelebung der alten arabischen Justiz gemacht, im Jahre 1870 zur Emancipation der algerischen Juden geschritten — keine dieser Maßregeln aber vermochte zu gesunder Entwicklung den Grund zu legen und eine französische Einwanderung in das schwach bevölkerte Land in Zug zu bringen. Algerien blieb ein politisch-administratives Versuchsfeld, dessen französische Bewohner nach Regierungs-Unterstützungen riefen, sobald es Schwierigkeiten zu überwinden galt und die nach neuen Reglements ausschauten, wo allein Selbsthülfe und freie Initiative hätte Segen bringen können. Während das Beamtenthum unaufhörlich vermehrt und nach Gesichtspunkten eingerichtet wurde, die man nicht der Natur der gegebenen Verhältnisse, sondern Ueberlieferungen der heimathlichen Routine entnommen hatte, blieb die französische Einwanderung so gering, daß ihre Ziffer von derjenigen zuströmender Spanier, Italiener und Malteser in einzelnen Landestheilen übertroffen wurde. Unter den 200 000 Europäern, die im Jahre 1862 gezählt wurden, gab es nicht mehr als 103 000 französische Staatsbürger. Zwanzig Jahre später zählte man 233 000 Franzosen und 190 000 nicht-französische Europäer (darunter 114 320 Spanier) — ein Ziffernverhältniß, dessen Ungunst noch durch den Umstand verschärft wird, daß ungezählte Italiener und Spanier durch Vexationsmaßregeln der verschiedensten Art zur Naturalisation genöthigt worden sind. — Zur abschließenden Charakteristik der Zustände, welche das Ergebniß der nunmehr sechzigjährigen Franzosenherrschaft über Algerien gewesen sind, genügt die Erwähnung der Thatsache, daß eben jetzt eine „Enquête" im Gange ist, welche Vorschläge zu einer einschneidenden Reform machen soll. Hat der Verfasser der Flugschrift „Enquête Algérienne" (Paris

Digitized by Google

1892 bei Lecène, Oudin et Cie.), Herr Benoist Recht, so wird es sich um nichts Geringeres als eine Neugestaltung an Haupt und Gliedern handeln: man verlangt, daß die Colonisation Privatsache werde, der der Staat lediglich durch Straßenbauten zu Hülfe kommt — arabische Rechtsprechung für die Mohammedaner, — Steuerpflicht der Europäer, deren Steuerzahlung bisher „nur eine Mythe" gewesen ist, — Einrichtung eines Separatbudgets für Algerien unter Bewilligung eines verzinslichen Vorschusses von 500 Millionen — Begünstigung der Einwanderung aus Frankreich, soweit dieselbe arbeits- und capitalkräftige Elemente umfaßt — ausgedehnte Befugnisse an den General-Gouverneur, dem die Stellung eines Vice-Königs nach indischem Muster anzuweisen und ein Executiv-Rath beizugeben ist, — Unterstellung der algerischen Verwaltung unter einen Special-Minister bei möglichster Unabhängigkeit von den übrigen Organen der Pariser Centralverwaltung u. s. w., u. s. w.

Das vorstehend skizzirte Zukunfts-Programm kommt einer Verurtheilung des bisherigen Régime so nahe, daß über dieses nichts gesagt zu werden braucht. Ob mit Hülfe der geplanten Reformen gelingen werde, Algerien zu einer Auswanderungs-Colonie zu machen, bleibt auch jetzt noch dahingestellt. Als Handelscolonie und als Korn-, Vieh-, Gemüse- und Weinlieferantin für das Mutterland hat das „französische Afrika" allerdings schon gegenwärtig eine ansehnliche Bedeutung erlangt: der Werth der Ausfuhr wird auf 160 bis 180 Millionen, derjenige der Einfuhr auf 300 bis 400 Millionen berechnet, von denen nahezu die Hälfte auf Frankreich kommt. — Anlangend die übrigen von 1840 bis 1870 erworbenen Colonien, ist bekannt, daß dieselben zum einen Theil Militärstationen (Obok, Abulis), zum anderen Theile Handelscolonien und Protectorate sind (Neu-Caledonien dient zugleich als Strafcolonie) und daß nennenswerthe Einwanderungen in dieselben nicht stattgefunden haben. In Frankreich selbst bricht sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die coloniale Zukunft des Landes überhaupt nicht durch die älteren Besitzungen und das für diese eingeführte System, sondern durch die Schutzherrschaft (Protectorat) bedingt sein werde, in welche man die drei großen Erwerbungen des letzten Jahrzehnts, Tunesien, Anam und Madagascar genommen hat, nachdem ein analoger Versuch bereits früher mit dem Königreich Cambodja angestellt worden war.

Bezeichnen bereits die für die künftige Verwaltung Algeriens aufgestellten Grundsätze eine Abwendung von dem bureaukratischen Régime, welchem die französische Colonialpolitik seit mehr als zwei Jahrhunderten gefolgt war, so ist das mit der Annahme des Protectorats-Systems in noch viel ausgesprochenerem Maße der Fall. Charakteristischer Weise ist diese Annahme aber nicht auf principielle Bedenken gegen Weiterführung der früheren, zuletzt in Algier angewendeten Methode, sondern auf ein Zusammentreffen äußerer Umstände zurückzuführen, welche Entscheidungen in anderem Sinne so gut wie unmöglich gemacht hatten; nachträglich hat man dann erkannt, daß der unfreiwillig gethane Schritt einen principiellen Fortschritt bedeute und daß derselbe auf diejenige Richtung hinweise, welche künftig in colonialen Dingen überhaupt eingeschlagen werden müsse. Der Gang der Entwicklung ist dabei der folgende gewesen:

Digitized by Google

Als Frankreich nach Beendigung des tunesischen Feldzuges von 1881 vor der Frage stand, was es mit der von seinen Truppen besetzten Regentschaft anfangen solle, ließen Gründe der inneren und äußeren Politik eine Annexion und Zuziehung zu Algerien unthunlich, wenn nicht unmöglich erscheinen. Gewitzigt durch die nicht eben erbaulichen Erfahrungen, die man in Algerien gemacht hatte, und erschreckt durch den Gedanken, daß die neue Erwerbung abermalige finanzielle Aufwendungen in Anspruch nehme, wollte die Masse des französischen Volks von der neuen Erwerbung überhaupt nichts wissen. Die radicale Presse der Hauptstadt und die vorgeschrittene Linke des Parlaments bezeichneten die Regentschaft am karthagischen Meerbusen als zweites Mexico, das einigen Speculanten zu Liebe in Besitz genommen worden sei und das man so rasch wie immer möglich loszuwerden suchen müsse. Sei Algerien zum Grabe für Tausende tapferer Franzosen und zum unersättlichen Blutegel geworden, der dem Mutterlande Millionen über Millionen entzogen habe, so werde das mit Tunesien desgleichen der Fall sein. In diesem Sinne forderten Rochefort in seiner Zeitung, Herr Pelletan in der Kammer sofortige Räumung Tunesiens, indem sie die traditionell gewordene Abneigung ihrer Landsleute gegen Alles, was nach colonialen Unternehmungen schmeckte, so geschickt anzufachen wußten, daß die — von dem damals gepriesenen Boulanger und einer diesem nahestehenden Clique vorgeschrittener Republikaner gewünschte — Annexion zur politischen Unmöglichkeit wurde.

Von einer Annexion wollten aber auch die Regierungsmänner (Gambetta, Férry, Freycinet) nichts wissen, weil sie es auf einen auswärtigen Conflict nicht ankommen lassen mochten und weil ein solcher unvermeidlich erschien, wenn Tunesien dem französischen Staatsgebiete einverleibt wurde, nachdem man dem Auslande kurz zuvor die Versicherung gegeben hatte, daß die zwischen der Regentschaft und anderen Staaten abgeschlossenen Capitulationen von der neuen Ordnung der Dinge unberührt bleiben sollten. Nur unter dieser Voraussetzung hatte das Ministerium Cairoli von einem förmlichen Protest gegen den so genannten Bardo-Vertrag vom 12. Mai 1881 Abstand genommen, Lord Salisbury die Antastung der Prärogativen des Bey gebilligt. Zu diesen Bedenken kam die Besorgniß, daß, wenn die Annexion nichtsdestoweniger durchgesetzt werden sollte, die Kammer in die neue Organisation hineinreden und dieselbe im Sinne möglichster Gleichstellung mit Algerien zu einer aller Lebensfähigkeit baaren Mißgeburt verzerren werde. Für die radicale Politik des „Entweder oder" verstand sich ja von selbst, daß entweder gar keine oder sogenannte ganze Arbeit gemacht werden, Tunesien entweder sich selbst überlassen oder nach bekanntem Muster in eine Anzahl „egalitär" eingerichteter französischer Departements verwandelt werden müsse. Entschlossen, es weder auf das Eine noch auf das Andere ankommen zu lassen, schlug Gambetta einen Mittelweg ein, der zugleich den Vorzug besaß, Zusammenstößen mit dem Auslande vorzubeugen. Nachdem er in ausführlicher Rede nachgewiesen hatte, daß die Räumung Tunesiens gleichbedeutend sein würde mit der Preisgebung der dortigen Europäer an den Haß der kampferhitzten Araber, erklärte er, daß man „dem Beispiel der Griechen, Römer, Karthager und Engländer" folgen und eine Schutzherrschaft einrichten müsse, deren Wesen darin bestehe, die Eingebornen des Landes durch

Digitized by Google

ihren Fürsten zu regieren und mit diesem Festsetzungen zu treffen, welche „zugleich die innere Sicherheit des Staates verbürgen und der Schutzmacht Garantie gegen die Umtriebe ihrer Rivalen bieten werde." Indem er auf die Nothwendigkeit einer „Expansion" hinwies, schloß Gambetta mit der nachstehenden, an die Gegner colonialer Unternehmungen gerichteten Frage: „Thun Sie nicht selbst das ganze Jahr über Alles, was in Ihren Kräften steht, um Unternehmungs- und Productionslust anzustacheln? Verspüren Sie denn nicht, daß die Völker unseres alten Continents ersticken? Sind Sie nicht immer wieder bemüht, neue Märkte zu erschließen, Comptoire anzulegen und zu der einmal unentbehrlich gewordenen Expansion beizutragen?"

Der durch diese Rede erfochtene parlamentarische Sieg war von einer Tragweite, den weder Sieger noch Besiegte vorhergesehen haben mögen. Das von Gambetta eroberte Terrain wurde von seinen Nachfolgern Ferry und Freycinet dem vollen Umfange nach in Besitz genommen und zum Bauplatz eines Gebäudes verwandt, das gegenwärtig die sämmtlichen seit dem Jahre 1881 gemachten colonialen Erwerbungen, nämlich Tunesien, Anam, Madagascar und außerdem das zwanzig Jahre früher in französischen Schutz genommene Cambodja umfaßt. Mit Hülfe der Zusicherung, daß Tunesien als Schutzstaat finanziell selbständig bleiben, seine Verwaltung und die Zinsen seiner Staatsschuld selbst und ohne Zuhülfenahme französischer Zuschüsse bezahlen werde, wußte Freycinet sich in den Besitz so umfassender parlamentarischer Vollmachten zu setzen, daß die Neu-Organisation der Regentschaft ausschließlich in die Hände des Ministeriums überging und dieses ohne Rücksicht auf parlamentarische und journalistische Besserwisser schalten und walten konnte. Unbeschadet seiner Unterstellung unter die französische Oberhoheit sollte Tunesien als „Ausland" behandelt, d. h. dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten zugewiesen werden, das lediglich in Fragen, welche die übrigen Ressorts direct berührten, diese mit heranziehen sollte. Innerhalb des Pariser Auswärtigen Amts wurde zu diesem Behuf eine „Section für tunesische Angelegenheiten" eingerichtet, in welche der Minister Beamte seines Vertrauens berief, welche entweder das Protectoratsland kannten oder in Algerien mit den Eigenthümlichkeiten mohammedanischen Wesens vertraut geworden waren. Diese Instanz bildete eine an möglichster Freiheit der Bewegung interessirte Specialbehörde für Tunesien, welche seit bald zehn Jahren amtirt und es bis jetzt fertig gebracht hat, dem Protectoratslande Einmischungen des heimischen Beamtenthums, des Parlaments und der auf die selbständig gebliebene Nachbarschaft außerordentlich eifersüchtigen algerischen Verwaltung fern zu halten. Als besonderer Vorzug wird ihr nachgerühmt, daß sie einen Stamm von Beamten heranzubilden gewußt habe, die außerhalb der „roulements" der diplomatisch-consularischen Laufbahn und der administrativen Routine stehen. Der Minister des Auswärtigen und das „bureau des affaires Tunisiennes" werden in Tunis durch den französischen Gesandten am Hofe des Bey (der seit dem Jahre 1885 den Titel eines General-Residenten führt) vertreten. Dieser Beamte, der zugleich als Premier-Minister und Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten Tunesiens und als oberster Vertreter der französischen Interessen fungirt, ist thatsächlich Regent des Schutzstaates und Chef sämmtlicher in demselben amtirender

Digitized by Google

französischer Beamten, einschließlich der Officiere der Land- und Seemacht. Er verhandelt mit dem Bey und dessen Organen Namens der französischen Regierung — mit den Pariser Centralbehörden Namens Tunesiens und seines Beherrschers. Regierung und Gesetzgebung der Regentschaft werden im Namen des Bey geführt, der der Form nach Souverän geblieben ist, und dessen Unterschrift unter keinem die Verhältnisse des Landes berührenden Erlasse fehlen darf. Neben dem General-Residenten, dem ein General-Secretär zur Seite steht, fungiren zwei arabische Minister als oberste Berather des Bey und als Verwalter der auf Cultur, Rechtsleben u. s. w. der Eingeborenen bezüglichen Angelegenheiten, während die europäisch aufgezogenen Specialressorts (Finanzen, Bauwesen, öffentlicher Unterricht, Post u. s. w.) unter französischen Direktoren stehen und der Commandirende der Occupationsarmee den tunesischen Kriegsminister vorstellt. Der für die Eingeborenen sichtbare Theil der Verwaltung wird dagegen wesentlich durch einheimische Beamte besorgt, die bei Streitigkeiten zwischen Arabern als Richter thätig sind, die Steuererhebung, die Polizei u. s. w. besorgen, die Cultusangelegenheiten leiten, in ihren sämmtlichen Functionen indessen von französischen Civilbeamten beaufsichtigt werden. In jedem Bezirk fungirt ein controleur civil als Revisor der Thätigkeit der Localbeamten, um wo erforderlich einzugreifen und je nach Umständen selbst Remedur zu schaffen oder an die Centralstelle (bez. an den controleur principal), den Generalsecretär, den Director der Finanzen, des Unterrichts oder der öffentlichen Arbeiten zu berichten. Anlangend die finanzielle Gebahrung ist an dem Grundsatze festgehalten worden, daß Tunesien die Kosten seiner Verwaltung selbst zu bestreiten und demgemäß im Besitz seines eigenen Zolldomänen- und Steuerwesens zu bleiben habe; lediglich die Kosten der — von Jahr zu Jahr herabgesetzten — französischen Occupationsarmee werden von dem Staatssäckel Frankreichs getragen. Die tunesische Staatsschuld ist von der Republik garantirt und in so zweckmäßiger Weise verwerthet worden, daß die Verzinsung aus den einheimischen Steuern aufgebracht und mit einem Drittel des Ertrages der Staatseinnahmen bestritten werden kann. Ein von dem tunesischen „Ministerrathe", d. h. von dem General-Residenten und den Directoren jährlich aufgesetztes, von dem Präsidenten der Republik und dem Bey bestätigtes und im Namen des Letzteren verkündigtes Budget stellt alle Einnahmen und Ausgaben im Voraus gesetzlich fest und gibt den Steuerzahlern von den auf sie fallenden Beträgen die gehörige Kenntniß. Die directen Steuern ergeben etwa sechs Millionen Mark, Zölle, Stempelgebühr und Miethssteuer rund $3^1/_2$ Millionen Mark, während die übrigen neun Millionen durch die Erträge von Monopolen, Domänen, Staatswäldern, Hafenabgaben, Posteinnahmen u. s. w. gedeckt werden.

Bis zum Juli des Jahres 1890 blieb das frühere Zollsystem vollständig unvermindert, und wurde rücksichtlich französischer, italienischer, englischer u. s. w. Ein- und Ausfuhr kein Unterschied gemacht. Seit dem gedachten Zeitpunkte ist ein „französisch-tunesischer Handelsvertrag" in Kraft getreten, der für Cerealien, Oel und Oelfrüchte, Vieh und Weine beider Länder erhebliche Zollreductionen festsetzt und wesentlich dazu bestimmt ist, die tunesische Einfuhr nach Frankreich zu erleichtern und der französischen Flagge die Verfrachtung derselben zu sichern. Die Justiz war, so weit es sich um Europäer handelte, bereits im Jahre 1884

Digitized by Google

umgestaltet und an die Stelle der Consularjurisdiction die Rechtsprechung durch französische Friedensrichter und durch Tribunale erster Instanz gesetzt worden; dem obersten arabischen Gerichtshofe sind allein Immobiliarstreitigkeiten, welche die Anwendung arabischer Gesetzesvorschriften und Einrichtungen erheischen, vorbehalten geblieben — selbstverständlich unter der Oberaufsicht französischer Gerichte. Das ihm capitulationsmäßig zustehende Recht auf eine eigene Postverwaltung hat der französische Staat zu Gunsten des tunesischen aufgegeben, d. h. die französische Post in eine tunesische umbenannt und diese rücksichtlich ihrer Einnahmen und Ausgaben in die Budget-Voranschläge aufgenommen.

Auf die durch Anwendung dieses Systems erzielten Erfolge, insbesondere auf die Fortschritte des tunesischen Finanzwesens, des Straßen- und Hafenbaues, der öffentlichen Sicherheit, der Justiz u. s. w. einzugehen, ist hier nicht der Ort: die bezüglichen Einzelheiten mögen in dem oben angeführten Buche „La Politique française en Tunisie“ verglichen werden. Die Summe ergibt, daß der Versuch, nach einer allen französischen Ueberlieferungen zuwiderlaufenden Methode zu colonisiren, günstige Ergebnisse geliefert und dem Mutterlande keine in Betracht kommenden Aufwendungen gekostet hat. Man hat in allen Stücken das Gegentheil dessen gethan, was in Algerien und s. Z. in Ostindien unternommen worden war (Canada, Arcadien und Westindien können wegen gänzlich abweichender Voraussetzungen nicht herangezogen werden) — indem man den vorgefundenen staatlichen Rahmen beibehielt, innerhalb desselben keine anderen, als unmittelbar gebotene Reformen ausführte und grundsätzlich von der Einfuhr französisch-bureaukratischer Einrichtungen absah. Durch Aufrechterhaltung eines an und für sich mangelhaften, aber besserungsfähigen und den Betheiligten gewohnten Steuer- und Zollsystems ist es möglich geworden, die Verwaltung des Schutzlandes aus den Mitteln desselben zu bestreiten und die Steuererträge so nachdrücklich zu erhöhen, daß dieselben sich binnen eines Jahrzehnts verdreifacht und die Mittel zur Ausführung zahlreicher Neuschöpfungen, insbesondere öffentlicher Bauten geboten haben. Während nahezu jede der in Algerien unternommenen Verwaltungs- und Justizreformen Verwicklungen mit der einheimischen Bevölkerung zur Folge hatte, haben Schonung der formalen Souveränität des Landesherrn und Anpassung an die gewohnten Formen administrativer und richterlicher Gebahrung den inneren Frieden Tunesiens aufrechterhalten. Daß Eingriffe in den Gang des Handels und Veranstaltungen zu künstlicher Beförderung der Colonisation erspart geblieben, hat sich gleichfalls als zweckmäßig erwiesen. Der Güteraustausch zwischen Frankreich und Tunesien hat langsame, aber stetige Fortschritte gemacht und seit dem Vertrage vom Juli 1890 einen in beständiger Zunahme begriffenen Aufschwung erfahren, die Colonisation mindestens in einer Richtung Boden gewonnen, indem die Zahl in Tunesien ansässig gewordener französischer Grundbesitzer und Immobiliargesellschaften eine ansehnliche Ziffer darstellt. Von französischen Einwanderungen in größerem Stil, geschweige von Niederlassungen französischer Ackerbauer ist natürlich nicht die Rede gewesen. Außerhalb der Städte wird nahezu alle auf europäische Weise betriebene Hand- und Landwirthschaftsarbeit von Italienern oder Maltesern besorgt, deren Wohlfeilheit und Acclimatisationsfähigkeit jede französische Concurrenz ausschließt. Daß es dabei

Digitized by Google

nicht nur bis auf Weiteres, sondern voraussichtlich in alle Zukunft bleiben werde, wird von unserem Verfasser anstandslos eingeräumt und die nahe liegende Frage, ob ein solcher Zustand auf die Dauer und im Falle kriegerischer Verwicklungen haltbar sein würde, unerörtert gelassen. Immerhin erscheint als Gewinn und als Fortschritt, daß Frankreich gelernt hat, sich auf diesem Gebiete zu bescheiden und von Züchtungsmitteln abzusehen, die in moralischer und politischer Rücksicht noch verderblicher wirken würden, als in finanzieller Hinsicht. Eine Nation, welche an der Scholle klebt, deren Söhne ihre wirthschaftlichen Gewohnheiten unveränderlich festhalten und die über einen nennenswerthen Bevölkerungsüberschuß nicht zu gebieten hat, — eine solche Nation zur Begründerin von Auswanderungscolonien machen zu wollen, stellt sich als aussichtsloses Unternehmen, ja als hoffnungslose Thorheit dar.

Wie bereits angedeutet, hat der in Tunesien erzielte Erfolg zur Ausdehnung des Protectoratssystems auf die beiden im Verlauf des letzten Jahrzehnts erworbenen Schutzstaaten Anam und Madagascar geführt. Neben dem „Bureau für tunesische Angelegenheiten" bestehen bei dem Pariser Auswärtigen Amte nach den nämlichen Grundsätzen eingerichtete Verwaltungen für die genannten beiden Länder, in welche gleichfalls General-Residenten entsendet worden sind. Die drei Bureaux bilden die Section für die „pays de protectorat".

Die Zukunft des französischen Colonialwesens gehört offenbar dem neuen System. Unverstand des Radicalismus und Begehrlichkeit des Beamtenthums haben es an Bemühungen zur Discreditirung der neuen Ordnung nicht fehlen lassen, wegen der Wohlfeilheit, bezw. Kostenlosigkeit derselben indessen nichts auszurichten vermocht. Auch der Vorwurf, daß man sich zur Nachahmung englischer Einrichtungen herabgelassen habe, vermag keinen Eindruck zu machen, wo die Unfruchtbarkeit der alten, „nationalen" Methode durch ungezählte Erfahrungen aller Welt bekannt ist. Mehr und Anderes als Handelscolonien werden die französischen Protectoratsländer allerdings niemals werden. Erfüllen sie diesen Zweck, so werden sie dem Bedürfniß eines Landes genügen können, das neuer Märkte für seine Industrie ebenso dringend bedarf, wie die Nachbarn, eines Spielraums für seine nationale Auswanderung aber nicht bedarf, weil eine solche überhaupt nicht vorhanden ist.

Digitized by Google

Philipp Melanchthon.

Von

R. A. Lipsius[1]).

Unter allen Mitarbeitern Dr. Martin Luther's ist keiner mit Philipp Melanchthon zu vergleichen. Sein Name ist unzertrennlich mit Luther's Namen verbunden. Redet man von dem Heros der deutschen Reformation, so kann man von seinem treuesten und größten Kampfgenossen nicht schweigen, dem Hohen, Reinen, Unentbehrlichen, wie kein Geringerer als Luther selbst seinen Philippus genannt hat.

Vereint haben Luther und Melanchthon der deutschen Reformation das Siegel ihres Geistes aufgeprägt; wie beide im Leben verbunden waren, so soll man sie auch im Tode nicht scheiden, und thut man's dennoch, so geschieht es nur im Dienste eines engherzigen Parteiinteresses, welches außer Stande ist, das Reformationswerk nach allen seinen Seiten hin und in seinem ganzen Geiste zu würdigen. Wirklich hat es schon bei Lebzeiten Luther's und Melanchthon's nicht an Solchen gefehlt, welche beide Männer auseinanderrissen, und noch heute fehlt es nicht daran. Bei Abfassung der Concordienformel wurde lange darüber gestritten, ob nicht Melanchthon als Ketzer verdammt werden sollte. Der berühmte lutherische Streittheologe Leonhard Hutter riß einst bei öffentlicher Deputation Melanchthon's Bild von der Wand und trat es mit Füßen.

Melanchthon's Schüler wurden, wenn auch nicht ohne ihre Schuld, verfolgt, ihrer Aemter entsetzt, aus ihrer Heimath verjagt oder in den Kerker geworfen. Als der hundertjährige Gedächtnißtag seines Todes zum ersten Male wiederkehrte,

---

[1]) Der Vortrag wird aus dem Nachlaß des am 19. August 1892 verstorbenen ausgezeichneten Jenenser Theologen veröffentlicht; es ist der letzte, den Lipsius vor einem gemischten Publicum gehalten hat. Der geneigte Leser wolle beachten, daß der Autor an den Gegenstand nicht vor dem Druck die letzte Hand angelegt hat, und daß es ihm hier nicht darauf ankommen konnte, sich mit abweichenden Auffassungen Melanchthon's wissenschaftlich auseinanderzusetzen. Dem gebildeten Publicum wird der letzte Aufsatz des hervorragenden Gelehrten mit seiner klaren Schilderung des Reformators und seiner energischen Stellungnahme zu Hauptfragen der Religion und Cultur ohne Zweifel willkommen sein.

Digitized by Google

dachte Niemand daran, sein Andenken zu feiern. Erst das Aufklärungszeitalter brachte seinen Namen wieder zu Ehren. Aber während die Einen ihn auf Luther's Kosten erhoben und ihn bald als modernen Freiheitshelden feierten, bald wieder als Patron einer schwächlichen Vermittelungstheologie, haben Andere den alten Groll des bekenntnißeifrigen Lutherthums gegen Melanchthon's Namen erneut, und wieder Andere haben es für angezeigt gehalten, ihn für die verhängnißvolle Verwechselung des orthodoxen Dogma mit dem göttlichen Wort verantwortlich zu machen und ihn für den ersten confessionellen Doctrinär zu erklären, der die Kirche in eine Theologenschule verwandelt habe.

Gegenüber allen diesen Entstellungen seines geschichtlichen Bildes lohnt es wohl der Mühe, dieses Bild in schlichter Treue, ohne Entstellung wie ohne Schönfärberei sich zu vergegenwärtigen. Um Melanchthon's geschichtliche Größe mit einem Worte zu bezeichnen: Er ist es gewesen, der die Fluthen der humanistischen Bewegung in das geregelte Strombett der Reformation hineingeleitet und dadurch die reichen Kräfte der humanistischen Bildung der evangelischen Theologie und der neu begründeten evangelischen Kirche dienstbar gemacht hat. Hieraus ergibt sich von selbst ein dreifacher Gesichtspunkt, unter welchem wir den Mann und sein Wirken zu betrachten haben: Melanchthon als Humanist, als Theolog und als Kirchenreformator.

Melanchthon's Jugendjahre fallen in die Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften, welche er nachmals selbst als ein zweites Pfingsten gefeiert hat. „Wie im Anfange der Kirche die Gabe der Sprachen den Aposteln geschenkt ward, damit sie das Evangelium weithin unter den Völkern verbreiteten, so scheinen in unseren Zeiten die Sprachstudien erweckt worden zu sein, um die Lehre der Kirche zu reinigen." Diese classischen Studien zu pflegen, erachtete Melanchthon selbst für seinen Lebensberuf. Sein Bildungsgang und der Einfluß seiner Umgebung wies ihn nicht minder als die eigene Neigung früh darauf hin, ein Lehrer des Humanismus zu werden.

Geboren zu Bretten in der Pfalz am 16. Februar 1497, eines kunstfertigen Waffenschmiedes Sohn, wurde der junge Philipp Schwarzerd von einem wackeren Hauslehrer zum Grammaticus vorgebildet. Nach dem Tode des Vaters und Großvaters kam der zehnjährige Knabe auf die Schule zu Pforzheim. Hier führte ihn der gelehrte Georg Simler in das Studium der lateinischen und griechischen Dichter ein und lehrte ihn die Philosophie des Aristoteles aus den Quellen schöpfen. Der frühreife Geist des Knaben lenkte die Aufmerksamkeit seines Verwandten Johann Reuchlin auf den jungen „Griechen". Reuchlin war nächst Erasmus der gefeierteste Führer der humanistischen Bewegung, der im Streite mit den Kölner Dominicanern den Ketzerrichtern und Dunkelmännern, unter dem Beifallsjubel der strebsamen Jugend, eine tödtliche Niederlage beibrachte. In seinem jugendlichen Vetter erkannte Reuchlin bald einen Erben seines Geistes. Er schenkte dem Knaben Grammatik und Lexikon, setzte ihm einen rothen Doctorhut auf und änderte nach der Sitte der Zeit seinen deutschen Familiennamen in den griechischen Namen Melanchthon um.

So gleichsam eingeweiht in den Gelehrtenberuf, bezog der junge Philippus mit dreizehn Jahren die Universität Heidelberg. Im Hause des alten Gelehrten

Digitized by Google

Dr. Pallas Spangel, eines Freundes und Studiengenossen des gelehrten Humanisten Rudolf Agricola, wehte derselbe Geist classischer Bildung, mit welchem der junge Grieche in Pforzheim getränkt worden war. Weniger konnte ihn der Unterricht der damaligen akademischen Lehrer befriedigen, der noch ganz in den alten scholastischen Bahnen sich bewegte. So war der jugendliche Student auf den Privatfleiß angewiesen und lernte, wie er späterhin selbst erzählte, indem er früh veranlaßt wurde, Anderen zu lehren.

Mit vierzehn Jahren Baccalaureus, erhielt er doch auf sein Gesuch um Promotion zum Magister der freien Künste wegen allzu großer Jugend eine abschlägige Antwort. Gekränkt verließ er Heidelberg und übersiedelte im Herbst 1512 nach Tübingen. Hier blühten unter tüchtigen Lehrern die classischen Studien. Von einem wahren Heißhunger nach Erweiterung seiner Kenntnisse getrieben, durchmaß er das Gesammtgebiet des damaligen Wissens, trieb Philosophie, Medicin, Mathematik, legte den Grund zu seiner umfassenden Kenntniß der scholastischen Theologie und der Schriften der Kirchenväter und vertiefte sich, nachdem er in den Besitz eines griechischen Neuen Testamentes gekommen war, mit steigendem Eifer in das biblische Christenthum, dessen gewaltigen Abstand von der scholastischen Theologie er bald erkannte. Aber seine Hauptbeschäftigung blieben die classischen Studien. Im siebzehnten Lebensjahre erlangte er den ersehnten Magistergrad und machte alsbald von dem Rechte seiner neuen Würde, akademische Vorlesungen halten zu dürfen, Gebrauch. Sechs Jahre lang las er mit stets wachsendem Beifall über lateinische und griechische Classiker und entwickelte gleichzeitig eine literarische Thätigkeit, die selbst einen Erasmus zur Bewunderung fortriß.

Auf Empfehlung Reuchlin's wurde der Einundzwanzigjährige von Friedrich dem Weisen an die neu gegründete Universität Wittenberg als Professor der griechischen Sprache berufen. „Ich weiß unter den Deutschen Keinen," hatte Reuchlin dem Kurfürsten geschrieben, „der über ihm sei, ausgenommen Herrn Erasmus Roterodamus, der ein Holländer ist." Am 25. August 1518 zog er in Wittenberg ein; vier Tage darauf hielt er seine akademische Antrittsrede über die Reform des Unterrichtswesens. Ueber den Eindruck, welchen sein erstes Auftreten in Wittenberg machte, berichtet Luther in einem Briefe an Reuchlin: „Unser Melanchthon ist ein bewunderungswürdiger Mensch, ja in allen seinen Gaben fast über das menschliche Maß." Und an Spalatin schrieb er über ihn um dieselbe Zeit: „Philippum laß Dir bestens empfohlen sein; er ist ein vollkommener Grieche, grundgelehrt, freundlich und leutselig. Er hat sein Auditorium gedrängt voll und macht, daß sich alle Theologen auf das Griechische legen."

Bald war jener Freundschaftsbund geschlossen, der Luther und Melanchthon fürs Leben vereinigte. Schon in seiner Antrittsrede hatte dieser es ausgesprochen, der Nutzen der neuen classischen Studien sei nirgends so groß als auf dem Gebiete der Theologie. Von den trüben, schlammigen Canälen könne man jetzt auf die Quellen zurück, könne das Neue Testament in der Ursprache lesen. Das war der Mann, dessen Luther zur Befestigung und Weiterführung des Reformationswerkes vor Allem bedurfte: Der gelehrte und feinsinnige Kenner des Alterthums, der ihm im theologischen Streite das wissenschaftliche Rüstzeug darbot, der den

Digitized by Google

festen Grund legte zu einer freien und edlen Geistesbildung, ohne welche auch die Theologie wieder versunken wäre in Barbarei, der den Bund knüpfte zwischen der Theologie und dem humanistischen Studium, aus welchem die reformatorische Bewegung ihre besten Kräfte zog. Das Gefühl der unzertrennlichen Zusammengehörigkeit ihrer beiderseitigen Geistesgaben, das Bedürfniß der Ergänzung der eigenen Gaben und Kräfte durch die des Freundes: Das ist es gewesen, was beide Männer zusammenführte, was insbesondere immer Luther, trotz vorübergehender Mißverständnisse und wiederholter Verdächtigungen Dritter gegen den Freund, doch an seinem Philippus so festhalten ließ als „an dem Organon, das ihm der Teufel nicht schänden sollte."

Melanchthon hat sich der Größe eines Luther demüthig untergeordnet; er hat in ihm den Elias voll heiligen Geistes gesehen, dem Keiner auf Erden an Göttlichkeit glich. Und Luther hinwiederum hat, lange nachdem sein Philippus in die Reformationsarbeit zu Wittenberg eingetreten war, ihr beiderseitiges Verhältniß zu einander aufs Treffendste gezeichnet: „Denn ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind: ich muß die Klötze und Stämme ausreuten und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber M. Philippus fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich."

Die Uebersiedlung Melanchthon's nach Wittenberg gab dieser jungen Universität den mächtigsten Aufschwung. Von allen Seiten strömte die lernbegierige Jugend herbei, um seine Vorlesungen zu hören. Hatte Wittenberg im Jahre 1517 erst zweihundert Studenten gezählt, so saßen bald tausend, ja zweitausend Jünglinge aus allen Ländern Europas zu Melanchthon's Füßen. Er sagt es von sich selbst, daß er zum Schulamt geboren sei. Auch in Wittenberg erstreckte sich seine Lehrthätigkeit zunächst auf die griechischen und römischen Classiker, daneben auf Rhetorik, Dialektik und Physik. Noch ungleich umfassender aber war seine schriftstellerische Thätigkeit. Es gibt *keinen* Zweig des damaligen Studienwesens, dem er nicht seinen Fleiß gewidmet, und *wenig* Zweige, über die er nicht geschrieben hat. Außer der griechischen Grammatik, die er schon in Tübingen herausgegeben, verfaßte er eine lateinische Grammatik, die bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in den sächsischen Schulen in Gebrauch war. Daneben veranstaltete er Ausgaben und Uebersetzungen der alten Classiker und schrieb Lehrbücher über Rhetorik und Dialektik, über Physik, Psychologie, Ethik, Politik und Geschichte. An Universalität des Wissens war ihm unter den Zeitgenossen Keiner, unter den Späteren nur etwa ein Leibniz vergleichbar.

Aber was ihn hoch über Leibniz stellt, ist die unmittelbare Beziehung all' seiner wissenschaftlichen Arbeiten auf den praktischen Lehrberuf und auf die Erziehung der Jugend. Und keineswegs etwa bloß der *akademischen* Jugend: wie er vereint mit Luther den Fürsten und Städten Deutschlands die Errichtung von Lateinschulen empfahl, so ist *er* zugleich der Begründer unseres Gelehrtenschulwesens geworden, das so lange Zeit hindurch der berechtigte Stolz des protestantischen Deutschlands geblieben ist. Wie er selbst zahlreiche Schulen errichtet oder durch umfassende Rathschläge geordnet hat, so hat er auch eine

Digitized by Google

Generation von Pädagogen herangebildet, die in seinem Geiste weiter gearbeitet haben. Was von gediegener classischer Bildung, wenigstens zur Zeit noch, in unseren gelehrten Ständen zu finden ist, das ist zum nicht geringen Theil das Verdienst des Mannes, der mit Recht den Namen praeceptor Germaniae, der Lehrer Deutschlands, führt.

Aber all' diesen Reichthum des Wissens stellte der Grammaticus je länger je mehr in den Dienst der Theologie. Von Luther gedrängt, begann er zuerst über die Paulinischen Briefe, dann über die Evangelien und über einige alttestamentliche Schriften Vorlesungen zu halten. Ueber alle diese biblischen Bücher arbeitete er nachher Commentare aus. Schon ein Jahr nach seiner Berufung nach Wittenberg schreibt er an einen Freund: „Ich lebe ganz in der heiligen Schrift. Sie flößt dem Geiste, der sich mit ihr beschäftigt, ein wunderbares Vergnügen, eine himmlische Ambrosia ein." Fast wider Willen wurde er 1519 zum Baccalaureus der Theologie ernannt und in die theologische Facultät aufgenommen. Doch konnte er sich in seiner Bescheidenheit nie entschließen, den theologischen Doctorgrad anzunehmen oder die Kanzel zu besteigen. Aber Luther hatte Recht, wenn er über ihn sagt: „Was wir wissen in den Wissenschaften und der wahren Philosophie, das danken wir Philippo. Er ist zwar ein schlichter Magister, aber doch ein Doctor über alle Doctores."

Der Auslegung der heiligen Schrift hat Melanchthon die gesicherte philologische Grundlage gegeben; an Luther's Bibelübersetzung hat er unter allen Arbeitsgenossen den hervorragendsten Antheil genommen. Aber als die reifste Frucht seiner Schriftstudien ist die erste Zusammenfassung der protestantischen Glaubenslehre, seine Loci theologici (theologische Hauptartikel), erwachsen. Die Entstehung der Loci aus Melanchthon's Vorlesungen über den Brief an die Römer ist charakteristisch für den ursprünglichen Geist der reformatorischen Bewegung. In ihrer Urgestalt vom Jahre 1521 beschränkten sie sich streng auf eine Entwicklung derjenigen Lehrsätze, welche von unmittelbar praktischer Bedeutung für das persönliche Heilsleben sind. Da lesen wir noch kein Wort von Dreieinigkeit, Menschwerdung Gottes, den zwei Naturen ꝛc., kein Wort von all' jenen transcendent-metaphysischen Dogmen, in welchen die alte Kirche und, übereinstimmend mit ihr, die mittelalterliche Scholastik den eigentlichen Kern des Christenthums gefunden hatte. Statt dessen stellt sich die Erörterung sofort in den religiösen Mittelpunkt des Christenthums, in die Lehren von Sünde und Gnade, Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Wiedergeburt hinein. Der Werth der einzelnen Dogmen wird an ihrer praktischen Wirksamkeit und beseligenden Kraft gemessen. „Die Geheimnisse der Gottheit," schreibt Melanchthon, „sind besser anzubeten als aufzuspüren; ja, es ist immer ein gefährliches Wagestück, sie untersuchen zu wollen. Dagegen wer die übrigen Lehrstücke nicht kennt, wer von der Macht der Sünde, von Gesetz und Gnade nichts weiß, von dem sehe ich nicht ab, mit welchem Rechte ich ihn einen Christen nennen soll, da ja aus diesen Stücken recht eigentlich Christus erkannt wird. Denn Christus erkennen heißt seine Wohlthaten erkennen, nicht aber über seine beiden Naturen oder über den Hergang der Menschwerdung speculiren."

Digitized by Google

Mit Recht ist gesagt worden, daß sich hier der Protestantismus im ersten kühnen Aufschwung über die dogmatische Denkart der vorangegangenen kirchlichen Zeitalter erhoben habe. Der Inhalt der göttlichen Offenbarung im Christenthum wird nicht in erstaunlichen Aufschlüssen über Dinge, die über jede mögliche Erfahrung hinausliegen, sondern in den praktisch religiösen Wahrheiten gefunden, deren der Christ zu seinem Seelenheile bedarf, also in denjenigen Stücken, „wodurch das Christenthum selbst erst christlich wird."

Luther hat Melanchthon's Loci für ein unübertreffliches, nicht bloß der Unsterblichkeit, sondern auch der Aufnahme in den Kanon würdiges Buch erklärt. Wirklich ist in der ursprünglichen Gestalt dieser Schrift „der religiöse Kanon der protestantischen Lehrart" klarer und reiner ausgeprägt, als in irgend einer der später entstandenen Bekenntnißschriften. Melanchthon selbst hat sich auf dieser Höhe nicht halten können. Die späteren Ausgaben seiner Loci lenken in die traditionellen Bahnen zurück und verbreiten sich wieder über das ganze, von der Scholastik angesammelte dogmatische Material. Aber wenn aus einem und demselben Munde die entgegengesetzten Vorwürfe gegen ihn laut geworden sind, er stehe an systematischer Kraft und logischer Durchbildung des Lehrstoffes weit hinter der Scholastik zurück, und wiederum, er sei der intellectuelle Urheber der protestantischen Scholastik geworden: so ist der eine Vorwurf so ungerecht wie der andere. Der erste Vorwurf beruht auf der Ueberschätzung der logischen Begriffsspalterei und der schulgerechten Systematik gegenüber der schlichten Darlegung der praktisch-religiösen Grundgedanken des Christenthums. Der entgegengesetzte Vorwurf aber übersieht, daß die reformatorische Bewegung sich ihr Existenzrecht in der Kirche erst mühsam erkämpfen mußte, und daß es unter den gegebenen Verhältnissen ohne Compromisse mit dem Ueberlieferten nicht abging. Man mag dies im Interesse der Reinheit der evangelisch-protestantischen Grundgedanken bedauern; es ist aber kein Schade, daß auch uns Heutigen noch etwas zu thun übrig bleibt, um den religiösen Gedanken der Reformation, gegenüber dem Rückfalle in die Scholastik, in seine ursprüngliche Geltung wieder einzusetzen. Von dem Maße, in welchem uns dies im Kampfe mit einer neu-alten Orthodoxie gelingt, hängt die Zukunft des Protestantismus ab.

Es mag zugestanden werden, daß Melanchthon um des Friedens willen, und um die Einheit der Kirche, dieses auch heute noch von Vielen über Alles hochgehaltene Gut, zu retten, in seinem nachmaligen Wiederanschlusse an die Ueberlieferung weiter als nöthig ging. Aber auch Luther hatte so wenig wie er mit der alten Lehrüberlieferung brechen wollen. Die Zurückstellung der praktisch-religiös bedeutungslosen metaphysischen Dogmen beim ersten Anlaufe der neuen religiösen Bewegung hatte weder bei Luther noch bei Melanchthon den Sinn gehabt, dieselben bestreiten zu wollen. Melanchthon aber war von Haus aus mehr eine conservative, die neu eroberte Gedankenwelt an die überlieferten Formen anknüpfende, als eine religiös productive und genial umgestaltende Natur. Hat der Heros der Reformation die letzten Consequenzen aus der neuen religiösen Grundanschauung zu ziehen unterlassen, so war dies noch weniger die Sache des Dogmatikers der Reformation.

Digitized by Google

In der Augsburgischen Confession und noch umfassender in der Apologie hat Melanchthon sich eine Verständigung mit den Gegnern zum Ziele gesetzt und darum geflissentlich das Gemeinsame mit ihnen hervorgehoben. In den späteren Auflagen der Loci sowie in den zahlreichen übrigen Schriften der Folgezeit zeigt er sich bestrebt, die Lehre der reformatorischen Kirche im Anschluß an die kirchliche Vergangenheit und an die Lehre der allgemeinen Kirche zu entwickeln. Und doch hat er, auch wo er sich noch so eng an die Ueberlieferung anschließt, den großen religiösen Grundgedanken der Reformation nicht das Geringste vergeben. Das ist es, was er römischer und scholastischer Verdunkelung gegenüber immer wieder hervorhebt: daß es sich bei der Predigt des Evangeliums vor Allem um einen festen und gewissen Trost handle für alle erschrockenen und verzagten Gewissen. Den religiösen Mittelpunkt der evangelischen Grundlehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein hat gerade er ungleich klarer und sicherer als Luther auf seinen bestimmten Ausdruck gebracht. Und wenn seine Lehre von der Erbsünde und von dem stellvertretenden Strafleiden Christi dem verständigen Denker noch schwerere Anstöße bereiten, als die mittelalterliche Lehrfassung, so liegt der Grund in nichts Anderem als darin, daß er die alten Vorstellungsformen mit einem tieferen religiösen und ethischen Gehalte zu erfüllen trachtete, der früher oder später den alten Rahmen zersprengen mußte, wie neuer Wein die alten Schläuche zerreißt.

Und immer bestimmter hat er in jeder neuen Auflage seiner Loci den *sittlichen* Geist des Christenthums geltend gemacht. Wie die anderen Reformatoren, so hat auch er Anfangs mit aller Schärfe die Prädestinationslehre vertreten. Erasmus hat ihn im Verdachte gehabt, die stärksten Stellen in Luther's Schrift von der Unfreiheit des menschlichen Willens stammten aus *seiner* Feder. Aber gerade das umgekehrte Urtheil ist das richtige, daß Melanchthon unter dem übermächtigen Einflusse Luther's zu Aufstellungen getrieben wurde, die seiner individuellen Art nicht gemäß waren. Früher als alle Mitgenossen der Reformation trat er von jener harten, den sittlichen Charakter des christlichen Glaubens gefährdenden Lehre zurück.

Und mit steigender Klarheit macht er seit dem Commentar zum Kolosserbriefe vom Jahre 1527 und besonders seit der neuen Auflage der Loci vom Jahre 1535 eine Auffassung des Christenthums geltend, welche, unbeschadet der alles Heil begründenden göttlichen Gnade, doch auch das Recht der freien sittlichen Persönlichkeit anerkannte. So hob er immer bestimmter hervor, daß der Mensch auch schon vor seiner Bekehrung einen gewissen freien Willen habe „zur bürgerlichen Gerechtigkeit" oder zur Erfüllung der Gebote der „zweiten Gesetzestafel". Unter der Pädagogie des Gesetzes kann auch der Unbekehrte sich grober Sünden enthalten. So wollte er ferner nichts hören von jener Uebertreibung der lutherischen Lehre, nach welcher der Mensch in der Bekehrung sich nur verhalten sollte wie ein Stock oder Block. Der Mensch *wird* nicht bekehrt, sondern er *läßt* sich bekehren: unter dem erziehenden Einflusse der vorbereitenden Gnade wird in ihm die Kraft geweckt, den Widerstand und die Schwachheit des Fleisches zu bekämpfen. Daher lehrte er *drei* Ursachen der Bekehrung: das Wort, den heiligen Geist und den neuerstandenen Willen; daher soll nach ihm auch das

Digitized by Google

Werk der Bekehrung selbst aus drei Stücken bestehen: Buße, Glauben und neuem Gehorsam; daher forderte er schon in den Visitationsartikeln, vor und neben der Glaubenspredigt die Bußpredigt zu treiben und über dem Evangelium das Gesetz nicht zu vergessen. Denn „rechter Glaube kann nicht sein, wenn nicht vorher Reue und Leid ist, und rechte Furcht und Schrecken vor Gott." So lehrte er weiter, daß außer dem Glauben auch gute Werke nothwendig erfordert werden, nicht etwa um dadurch gerechtfertigt zu werden, sondern weil sie Merkzeichen des wahren Glaubens und nothwendige Mittel seien, uns im Gnadenstande zu bewahren.

Man kann sagen, daß Melanchthon seine Gedanken zuweilen mißverständlich formulirte, daß er den Schein einer Beeinträchtigung der Lehren von der Gnade und vom Glauben nicht immer glücklich vermieden hat. Aber gerade er hat sich die redlichste Mühe gegeben, Mißverständnisse seiner Lehrweise aufzuklären, bedenkliche Ausdrücke durch minder verfängliche zu ersetzen. Dennoch blieben ihm feindselige Angriffe aus der Mitte des lutherischen Heerlagers nicht erspart. Und soviel ist an diesen Anklagen richtig: Melanchthon hat im Laufe der Zeit immer bestimmter eine eigene Theologie ausgebildet, die in nicht unerheblichen Stücken sich von der Lehrweise Luther's entfernte. Am handgreiflichsten tritt dies in seiner Umbildung der lutherischen Abendmahlslehre hervor. Nicht die geheimnißvolle Verbindung von Leib und Blut Christi mit den Abendmahls*elementen*, sondern die Gegenwart des lebendigen Christus bei der heiligen Handlung; nicht die *mündliche* Nießung von Leib und Blut auch durch die Ungläubigen, sondern den *geistlichen* Genuß durch den Glauben hebt er immer bestimmter als die Hauptsache an dem heiligen Mahle hervor. Mit der Differenz in der Abendmahlslehre hängt endlich auch die Differenz in der Lehre von der Person Christi zusammen. Die nach Luther's Vorgang besonders von Johann Brenz aufgebrachte Lehre von der Vergottung der Menschheit Christi und von der Allgegenwart des verklärten Leibes des Herrn dünkte ihm eine neue Barbarei, die er noch in einer seiner letzten Streitschriften mit größter Schärfe zurückwies.

In der früheren Periode seines Wittenberger Wirkens wollte Melanchthon, wie er selbst bekannt hat, nichts Anderes sein, als Luther's Interpret. Aber seit den Vergleichsverhandlungen bald mit den römischen Gegnern, bald mit den Oberdeutschen und Schweizern, bald mit den auswärtigen Landeskirchen, trat er immer bestimmter als der theologische Wortführer seiner Partei in den Vordergrund. Der Verfasser der grundlegenden Bekenntnißschriften, auf denen das neuerstehende deutsch-evangelische Kirchenwesen sich aufbaute, er hat auch als Dogmatiker mehrere Jahrzehnte lang ein fast uneingeschränktes Ansehen genossen. Zumal nach Luther's Tode galt er bei Freund und Feind als das geistige Haupt des evangelischen Deutschlands. Aber in demselben Maße, als Melanchthon's eigenthümliche Lehrweise sich ausbildete, schärfte sich der Gegensatz der Schule Luther's zur Schule Philippi, und steigerte sich zuletzt zu unversöhnlichster Feindschaft. Schon bei Luther's Lebzeiten begannen die Hetzereien bei Hofe; im Jahre 1537 war von einer förmlichen Untersuchung gegen Melanchthon, wegen seiner Lehrabweichung von Luther, die Rede. Zwar Luther ebensowenig als Kurfürst Johann Friedrich haben zu dieser Gewaltthat sich hergegeben. Aber um dieselbe Zeit

Digitized by Google

schrieb Amsdorf an Luther über Melanchthon: er nähre eine Natter am Busen. Schlimmere Zeiten kamen für ihn nach Luther's Tode.

Was die theologischen Kämpfe in Melanchthon's letzten Lebensjahren besonders verbittert hat, das war die wirkliche oder vermeintliche Verbindung, in welcher seine eigenthümlichen Lehrmeinungen mit seiner kirchenpolitischen Haltung standen. Nichts ist ihm in alter und neuer Zeit häufiger zum Vorwurf gemacht worden, als seine unermüdlichen Versuche, hier mit den römischen Gegnern, dort mit den Schweizern zu vermitteln. Und es läßt sich gar nicht verkennen, daß seine Nachgiebigkeit gegen die Priester oft an Schwäche grenzt, und daß sein Handeln zuweilen durch Menschenfurcht und menschliche Klugheitsrücksichten bestimmt war. Hier tritt er hinter Luther's großartigem Gottvertrauen und heroischem Glaubensmuthe stark in den Schatten. „Eurer großen Sorge," schreibt ihm Luther einmal von der Koburg nach Augsburg, „bin ich von Herzen feind; daß sie so überhand nimmt, ist nicht der Sachen, sondern unseres Unglaubens Schuld. Eure Philosophie, nicht eure Theologie, quält euch so, gerade als könntet ihr mit eurer unnützen Sorge etwas ausrichten." Aber man darf nicht vergessen, daß auch in den schlimmsten Stunden diese Nachgiebigkeit Melanchthon's ihre Gründe hatte, und daß er, sobald er das Evangelium selbst und dessen lautere Predigt bedroht sah, nicht bloß den verlorenen Muth alsbald wiederfand, sondern von den Gegnern selbst der Hartnäckigkeit angeklagt wurde. Noch schwerer fällt zur gerechten Würdigung seines Verhaltens ins Gewicht seine Scheu, von der allgemeinen Kirche sich zu trennen, seine conservative Natur, die soweit als möglich in Lehre und Bräuchen an das Ueberlieferte anknüpfte, endlich nicht zum Wenigsten sein weiter, ökumenischer Sinn, der auch über große Differenzen hinweg die Friedenshand ausstreckte.

Ein stiller Gelehrter, ward Melanchthon halb widerwillig in die kirchlichen Kämpfe hineingezogen; „er mußte, ob er wollte oder nicht, zeitlebens ein Streiter Christi, im Felde liegen und überall in den vordersten Reihen kämpfen." Seitdem er seinen Luther nach Leipzig zur Disputation mit Eck geleitet, trat er in Wort und Schrift mit steigender Entschiedenheit für ihn ein. Seit den Schriften gegen Eck, gegen den Italiener Rhadinus und gegen die Pariser Theologen steht er Schulter an Schulter mit Luther im Strome der reformatorischen Bewegung. Wohl war er nicht der Mann, den Bilderstürmern in Wittenberg Halt zu gebieten, und mit den neuen Propheten, die einem Luther nicht imponirten, wußte er sich keinen Rath. Aber bald darauf finden wir ihn wieder mit Luther frisch an der Arbeit bei der Kirchenvisitation in Kursachsen. Auf dem Reichstage zu Speier 1529, wohin er seinen Kurfürsten begleitete, half er, wenn auch unter Schwachheit, mit zu jener berühmten Protestation, der wir Protestanten den Namen verdanken. Seitdem hat er auf zahlreichen Reichstagen, Conventen und Religionsgesprächen die evangelische Sache als deren vornehmster Wortführer vertreten.

Er war der Verfasser der Augsburgischen Confession, die ursprünglich als ein Friedensvorschlag an die Gegner gemeint, in der Folgezeit das allgemeine Panier der Evangelischen geworden ist. Sein nachmaliges Verhalten auf dem denkwürdigen Reichstage zu Augsburg ist leider nicht freizusprechen von dem

Digitized by Google

Vorwurfe allzugroßer Aengstlichkeit. Nach Luther's Meinung war mit der „Apologia Leisetreterin", wie er die Confession nannte, den Gegnern schon mehr als genug nachgegeben; „wenn sie diese verwerfen," schreibt er an Melanchthon nach Augsburg, „so weiß ich nicht, was ich noch weiter nachgeben könnte." Aber Angesichts der drohenden Haltung des Kaisers und der römischen Partei zitterte Melanchthon vor der Gefahr eines Krieges. Er ging die Gegner mit immer neuen Bitten und Vorschlägen an und war zeitweilig zu noch größeren Zugeständnissen geneigt, wenn sie nur die freie Predigt des Evangeliums, den Laienkelch, die Priesterehe und die Aufhebung der Mönchsgelübde nachlassen wollten. Unmuthig klagte der Nürnbergische Gesandte: „Philippus ist kindischer als ein Kind geworden", und der Landgraf von Hessen, der, unzufrieden mit dem Gange der Verhandlungen, nach Hause gereist war, schrieb seinen Räthen: „Greift dem vernünftigen Weltweisen, dem verzagten, ich darf nicht wohl mehr sagen, Philippo in die Würfel."

Dennoch wäre es ungerecht, Melanchthon vorzuwerfen, er habe das Evangelium preisgegeben. Er war der freilich irrigen Meinung, in der Lehre sei kein so großer Unterschied, eine Verständigung über die Hauptartikel des christlichen Glaubens wohl möglich. „Ich möchte," so schreibt er einmal, „durchaus nicht der Urheber eines neuen Dogma in der Kirche sein." Als die Verhandlungen sich glücklicherweise zerschlugen, fand auch Melanchthon den verlorenen Muth wieder und schrieb noch in Augsburg zur Widerlegung des päpstlichen Confutationsbuchs seine köstliche Apologie der Augsburgischen Confession, in welcher die großen religiösen Grundgedanken der Reformation mit einer Klarheit und Schärfe, wie in keiner späteren Bekenntnißschrift wieder, hervortraten. In einem Briefe vom 18. September 1530 ertheilt Luther selbst seinem Freunde und seinen Mitarbeitern auf dem Reichstage das Lob: „Ihr habt Gottes heiliges Werk, wie es geziemet den Heiligen, würdig ausgerichtet. Freuet euch in dem Herrn und seid fröhlich, ihr Gerechten, lange genug seid ihr betrübt worden in der Welt."

Zur richtigen Beurtheilung von Melanchthon's Verhalten ist aber noch ein Anderes hinzuzunehmen. Er ist zu allen Zeiten, nicht bloß um des Friedens willen, sondern aus einer gewissen conservativen Neigung bereit gewesen, dem Papste und den Bischöfen, zwar nicht nach göttlichem, aber nach menschlichem Recht, die Jurisdiction über die Evangelischen wieder einzuräumen, wenn jene nur die freie Predigt des Evangeliums gestatten wollten. Mit einer berühmten, dieses Zugeständniß aussprechenden Clausel hat er einige Jahre nachher Luther's Schmalkaldische Artikel unterschrieben, und bis an sein Lebensende blieb er sich darin getreu. Gerade hierin stimmte ihm auch Luther während des Augsburger Reichstages ausdrücklich bei und tröstete seinen Freund über die aus diesem Grunde gegen ihn gerichteten Vorwürfe. Nun hat Luther freilich klarer als Melanchthon gesehen, daß die Bischöfe nie und nimmer in die Bedingungen willigen würden, unter denen sie die ihnen entrissene Gewalt wieder erhalten sollten. In diesem Stück aber sind es gerade die evangelischen Fürsten und Stände gewesen, welche von vornherein jedes Zugeständniß an Papst und Bischöfe rundweg ablehnten. Sehr verständig forderte Philipp von Hessen als Gegenleistung, daß die Papisten

Digitized by Google

in ihren Landen die Predigt des lauteren Evangeliums zulassen sollten; wollten sie dieses nicht, so sei ihnen um kein Haar breit zu weichen. Und noch bestimmter erwiderte Kurfürst Johann Friedrich auf ähnliche Vorschläge Melanchthon's, auf dem Reichstage zu Regensburg (1541): Eine Reformation, welche die Bischöfe wieder einsetze, sei ein leerer Schein: wenn sie die Gewalt behielten, könnten sie „allerwege ein Loch darin machen." Ein andermal, als die Wittenberger Theologen und Juristen einen päpstlichen Nuntius, dessen Ankunft in Weimar angekündigt war, mit Ehren zu empfangen riethen, schrieb der Kurfürst eigenhändig unter Luther's Gutachten: Das Beste sei, man weise den Nuntius gleich an der Grenze zurück: denn der Papst sei nicht das Haupt der Kirche, sondern der allerärgste Feind der Evangelisten, der nur seine antichristliche Herrschaft zu befestigen suche.

Noch heftigere Angriffe als während der Friedensverhandlungen zu Augsburg und Regensburg mußte Melanchthon in den Streitigkeiten über das sogenannte Interim erfahren. Nach der Schlacht bei Mühlberg, als der schmalkaldische Bund niedergeworfen, als Johann Friedrich der Kur und des größten Theiles seiner Lande beraubt war, da forderte der neue Landesfürst Moritz von den Wittenberger Theologen, dem Kaiser nachzugeben, soviel man immer vermöge. Das von Karl V. als Reichsgesetz verkündigte Augsburger Interim mit seiner Verfälschung der evangelischen Lehre wurde von Melanchthon standhaft zurückgewiesen: er wollte lieber sterben, als zu solcher Verwüstung die Hand bieten. Aber in den sogenannten Mitteldingen, den äußeren Bräuchen und Ceremonien, glaubte er ohne Schädigung des Gewissens nachgeben zu dürfen. So kam unter seiner Leitung das Leipziger Interim zu Stande, das, in der Lehre gut evangelisch, doch nahezu den ganzen katholischen Cultus, natürlich mit Ausnahme des Meßopfers, wieder herstellte. Ein weißes Chorhemd dünkte Melanchthon kein zu hoher Preis, um der Kirche und der stillen Gelehrsamkeit den Frieden zu sichern. Er hatte nur widerstrebend eingewilligt in das, was er bei der damaligen Nothlage doch nicht abzuwenden vermochte. Luther selbst hatte zehn Jahre früher bei der Einführung der Reformation in Kurbrandenburg ungefähr die gleichen Zugeständnisse gutgeheißen. Aber den Eiferern dünkte die Gelegenheit günstig, das Ansehen Melanchthon's für immer zu erschüttern. Matthias Flacius, der leidenschaftlichste jener Zeloten, welcher den Luther noch zu überluthern trachtete, und Melanchthon's alter Widersacher Nikolaus Amsdorf, der vertriebene Bischof von Naumburg, überschütteten ihn von Magdeburg aus, wo sie vorläufig vor dem Kaiser sich sicher fühlten, als aus ihrer „Gotteskanzlei" mit einer Fluth von Anklagen und Schmähreden.

Es war doch nicht bloß der Streit über die Mitteldinge, welcher jene Eiferer in Harnisch brachte. Noch mehr als Melanchthon's große Nachgiebigkeit gegen Rom machte man ihm seine Annäherung an Calvin in der Abendmahlslehre zum Vorwurf. Melanchthon hatte einst aus politischen Gründen jede Verbindung mit den Schweizern widerrathen. Auf dem Marburger Gespräche (1529) stand er fest auf Luthers Seite gegen Zwingli. Noch auf dem Augsburger Reichstage äußerte er sich über Zwingli's Confession in den härtesten Ausdrücken. Seine Abneigung gegen den Züricher Reformator wurde noch bestärkt durch den unge-

Digitized by Google

gründeten Verdacht gegen ihn, daß er wiedertäuferische Meinungen hege und daß er Politik und Religion auf ungehörige Weise vereinige. Aber der gelehrte Briefwechsel mit Oekolampadius und fortgesetzte Studien in den Kirchenvätern führten ihn allmälig selbst von Luther's Abendmahlslehre immer weiter ab. Schon auf dem Kasseler Religionsgespräch hatte er nur widerstrebend Luther's harte Forderungen vertreten und seit Zwingli's Tode aufs Ernsteste um eine Ausgleichung mit den Schweizern sich gemüht. Aus diesem Streben ging 1536 die durch Martin Butzer's und Melanchthon's Bemühungen zu Stande gebrachte Wittenberger Concordia hervor, welche als die erste, wenn auch noch mangelhafte evangelische Unionsformel bezeichnet werden kann.

Von derselben Unionsgesinnung ist die Aenderung eingegeben, welche Melanchthon im Jahre 1540 in der neuen Ausgabe der Augsburgischen Confession im Artikel vom Abendmahl vornahm. Die „erklärte, in etwas gemehrte" Confession wurde Jahrzehnte lang von den Evangelischen unbedenklich gebraucht, von den Theologen und Ständen allen Verhandlungen und Religionsgesprächen zu Grunde gelegt und gelegentlich gegen den Vorwurf der Fälschung nachdrücklich vertheidigt. Aber als in den letzten Lebensjahren Luther's der alte Streit aufs Neue — nicht ohne Schuld der Züricher — wieder aufflammte, gerieth auch Melanchthon selbst in den Verdacht der Ketzerei. Er hat die ursprüngliche Lehrweise Zwingli's niemals gebilligt; aber unter Zurückstellung aller dunklen und verwickelten Streitfragen hat er immer nachdrücklich geltend gemacht, was ihm als der religiöse Kern der Abendmahlslehre erschien: die Gegenwart des lebendigen Christus in der Abendmahlshandlung, zum Zwecke der geistigen Vereinigung der Gläubigen mit ihm. Der alternde Luther, durch fremde Einflüsterungen mißtrauisch gemacht, ließ seinem Unmuth gegen Melanchthon's Unionsbestrebungen zuweilen unverhohlen die Zügel schießen; zuletzt siegte doch immer wieder die alte Liebe zu dem treuen Gefährten.

Nach Luther's Tode, als die Zerrissenheit im evangelischen Lager zur Freude der Papisten in demselben Grade stieg, als der politische Horizont sich umdüsterte, verdoppelte Melanchthon seine Bemühungen um eine Verständigung der Evangelischen untereinander. Schon früher hat er einmal an Luther geschrieben: „Wenn ich die Concordie mit meinem Blute erkaufen könnte, ich würde es gern thun." Derselbe Geist echt christlicher Weitherzigkeit, welcher ihn trieb, in Verhandlungen mit den Nationalkirchen von Frankreich, England, ja selbst mit der griechischen Kirche sich einzulassen, machte ihm die Vereinigung der *evangelischen* Kirchen zur Herzenssache. So ist er der eigentliche *Vater der evangelischen Union* geworden, und seine Schule hat nachmals überall, wo sie Einfluß behielt, die brüderliche Gemeinschaft mit der reformirten Kirche des In- und Auslandes gefördert. Aber ein nachgeborenes Lutheranergeschlecht, dem schon die kleinste Abweichung von Luther's Meinungen eine Verleugnung des Evangeliums dünkte, wußte durch wüstes Schelten und Toben jeden Unionsversuch zu verhindern.

Melanchthon war weit entfernt, durch geflickte Unionsformeln, die jeder Theil in anderem Sinne zurechtlegte, die Einigung herstellen zu wollen. Von den Vergleichsverhandlungen mit den römischen Gegnern her wußte er allzugut, daß zweideutige Formeln und dogmatische Mengerei nur den Schein eines Friedens

Digitized by Google

erzeugen. Noch in seinem Testament hat er dieser Ueberzeugung Ausdruck gegeben. Aber immer dringender warnte er davor, um untergeordneter Differenzpunkte willen die kirchliche Gemeinschaft aufzuheben. Ihm war es vor Allem um die religiöse Substanz, nicht um die Lehrfassung des evangelischen Glaubens zu thun. Ein Vorbild für diesen echten Unionsgeist ist sein persönliches Freundschaftsverhältniß zu Calvin. Abgesehen von dem Punkte über das Abendmahl, steht Melanchthon den Anschauungen Calvin's weit ferner als Luther. Aber trotz der theologischen Differenzen hat er mit dem Genfer Reformator einen lebhaften freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten und noch kurz vor seinem Ende seine Glaubensgemeinschaft mit ihm bezeugt. Dem Lutherthum eines Amsdorf und Flacius dünkte das freilich eine unverzeihliche Sünde.

Immer trüber gestaltete sich der Lebensabend unseres Reformators. Zu den Sorgen um die Kirche gesellte sich häusliches Leid und zunehmende Körperschwäche. Den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden, der den Protestanten eine reichsgesetzliche Anerkennung verschaffte, hat er noch erlebt. Aber ärger als je tobte in seinen letzten Lebensjahren der innere Zweifel der Evangelischen untereinander. Wohl war das Vertrauen in ihn bei dem Ernestinischen Fürstenhause noch unerschüttert. Im Jahre 1548 wurde nach seinem Rathe die Universität Jena gegründet, er selbst sollte ihr erster Lehrer sein, und da er sich für Wittenberg entschied, wurden Schüler von ihm die ersten Professoren an der Jenaischen Hochschule. Aber bald nachher gedieh unter dem Schutz des Weimarischen Hofes wie üppig wucherndes Unkraut der beschränkteste und leidenschaftlichste Eifergeist, der die Echtheit seines Lutherthums durch Spioniren, Schimpfen und Verdammen zu bewähren suchte und den Kampf gegen des „alten Ketzers" Philippus' Lehrweise auf der ganzen Linie aufnahm. Matthias Flacius ließ ihm einst eine ganze Liste von Irrlehren vorlegen, deren öffentlichen Widerruf er von seinem alten Lehrer verlangte. Von diesem ob solcher Unverschämtheit mit großer Entrüstung zurückgewiesen, drohte er, Melanchthon dürfe nicht länger auf deutschem Boden geduldet werden. Das in diesem fanatischen Geiste im Namen der Söhne Johann Friedrich's gestellte weimarische Confutationsbuch verdammte 1559 die philippische Theologie als „zwinglianische, synergistische, adiaphoristische Ketzerei" und bedrohte ihre Anhänger mit den härtesten Strafen. Den Anfang machte man in Jena mit Austreibung und Einkerkerung philippistischer Professoren und Prediger. Auch der Dresdener Hof wurde von Weimar aus im Sinne des schroffen Lutherthums bearbeitet. Melanchthon selbst glaubte sich in Wittenberg bedroht und dachte noch in seinen alten Tagen an eine Zuflucht in Heidelberg.

Angesichts des Todes, als seine Geduld bis zur Neige erschöpft war, legte er noch einmal ein offenes Bekenntniß seiner Ueberzeugungen ab, das nach den Bestimmungen seines Testaments zugleich als Antwort gegen die Papisten, Flacianer und andere Widersacher gelten sollte. Bald nachher versah er den Kurfürsten von der Pfalz mit einem von diesem geforderten Gutachten über den Abendmahlsstreit, welches das evangelische Recht der calvinischen Sacramentslehre rückhaltlos anerkannte. Wenige Monate darauf, am 19. April 1560, erlöste ihn der Tod von allem Leid und von der Zankwuth der Theologen. Sein letztes Gebet war eine Fürbitte um die zerrissene Gemeinde Christi gewesen. Die letzten

Digitized by Google

Worte, die man von seinen sterbenden Lippen vernahm, waren die des hohenpriesterlichen Gebets: „Vater, laß sie eins sein, gleich wie wir eins sind.“ Seine irdischen Ueberreste wurden in der Wittenberger Schloßkirche neben Luther's Gebeinen bestattet.

Vierzehn Jahre darauf siegte auch in Wittenberg der fanatische Eifergeist, welcher Luther's Andenken am höchsten zu ehren meinte, wenn er Melanchthon's Andenken verlästerte. Am fünfzigsten Jahrestage der Uebergabe der Augsburgischen Confession besiegelte die feierliche Verlesung der Concordienformel auf dem Altmarkte zu Dresden auf Jahrhunderte hinaus die kirchliche Spaltung der Evangelischen.

Es ist doch nicht einmal dem Verfasser der Concordienformel gelungen, die Spuren von Melanchthon's Geist völlig zu verwischen, und auch nach der Unterdrückung seiner Schule sind seine Loci bis zum Jahre 1610 das classische Lehrbuch der lutherischen Dogmatik geblieben. Noch späterhin, in der Blüthezeit der lutherischen Orthodoxie, haben alle Versuche, die Schroffheiten und Härten des in der Concordienformel festgestellten Lehrbegriffs zu mildern, bewußt oder unbewußt unter dem Einflusse Melanchthon'scher Gedanken gestanden. Und als danach ein neuer Geist in die protestantische Theologie seinen Einzug hielt, ist es der praeceptor Germaniae gewesen, dessen sittliche Auffassung des Christenthums und dessen weiter, ökumenischer Sinn in dem Synkretismus Calixt's, in dem Pietismus Spener's, in den Anfängen der neueren wissenschaftlichen Theologie wieder zur Geltung kam.

Von der Kirche gilt dasselbe wie vom Staate: dieselben Kräfte, die sie gegründet haben, bedingen fortwährend auch ihre Erhaltung. Die Vereinigung von Humanismus und evangelischem Glauben, von freier, gründlicher, universaler, wissenschaftlicher Bildung und jener wahrhaftigen Frömmigkeit, die sich nicht mit einem kirchlichen Herdenbewußtsein begnügt, sondern nach persönlicher Selbstgewißheit in Sachen des Heiles begehrt: Diese Vereinigung ist in Melanchthon verkörpert und in ihm vorbildlich geworden für alle Folgezeit. Sie hat ihn zu dem treuesten, hingebendsten und doch je länger desto selbständigeren Kampfesgenossen Luther's gemacht; sie hat aber auch die Kirche der Reformation zu dem gemacht, worin ihre geschichtliche Größe beruht, zur Geburtsstätte der neuen Zeit, zur Heim- und Pflegestätte der neueren Entwicklung unseres geistigen Lebens, jener Entwicklung, inmitten derer wir noch heute stehen und welcher wir Alles verdanken, was unsere heutige Wissenschaft, ebenso wie unser Staats- und Volksleben an geistigen Gütern und Idealen besitzen.

Digitized by Google

Gegen den Strom.

Ein Stimmungsbild aus dem neuen Berlin.

Von

Marie von Bunsen.

Viertes Capitel.

Mißglückter Versuch.

„Sehr leer bei vielen Gästen."
Goethe (Brief an Fr. v. Stein).

Rasch folgten sich die Bälle, Diners, Wohlthätigkeitsconcerte, Abendgesellschaften und Eispartieen. Es war unzweifelhaft ein reich bewegtes, heiteres Leben, in welches die Zachows hereingerathen waren, und der Erfolg des ersten Balles steigerte sich, je allgemeiner sie bekannt wurden. Die Töchter gefielen sehr, Erni galt sogar für eine Schönheit; an Cara mochte man vor Allem das amüsante, sarkastische Wesen, die sichere Eleganz, und um die Gräfin scharte sich Alt und Jung. Nach keiner Seite hin hatte sich irgend ein Mißton bemerkbar gemacht, aber allmälig fing Maja an, das Berliner Leben außerordentlich unbedeutend zu finden.

„Wo in aller Welt stecken nur all die interessanten Menschen, von denen es hier ja wimmeln muß," fragte sie ihre Schwägerin.

„Interessante Menschen? . . . ach ja, die gibt es bei Frau Krausemann; sie ist sehr reich, bei ihr „vereinigen sich alle Elemente der Geselligkeit," und Nachts um halb zwölf werden die Löwen gefüttert."

Daraufhin machte die Gräfin bei Frau Krausemann Besuch und ging am nächsten Freitag hin; aber sie traf es recht schlecht, gerade an dem Abend waren die „Löwen" nur durch ihre Gattinnen vertreten, welche ihr schlecht angezogen und gewöhnlich vorkamen. Dann war ein berühmter Modepianist, von dem sie sehr wenig hielt, gar nicht vom Flügel fortzubekommen, und die wenigen vorhandenen „bekannten Namen" flüchteten sich in die entferntesten Winkel der langen Zimmerreihe. Zu guter Letzt führte sie, als den vornehmsten Gast, Herr Krausemann, der Mann seiner Frau, zu Tisch — dieses war denn doch zu hart

Digitized by Google

und stillte vorläufig ihr Verlangen nach interessanter Gesellschaft. Manchmal besuchte sie einige Vorträge und betrachtete sie dann das ernste, geistvolle, etwas asketische Gesicht des Professors, hörte sie vielleicht dessen Geschichte, die Geschichte seiner rastlosen Arbeit, seiner Kämpfe um die Existenz, so wünschte sie, solchen Geschicken näher zu treten, wünschte leise, unmerkbar aus der Fülle ihrer vornehmen, ästhetischen Existenz das oft nur zu nüchterne Alltagsleben dieser geistigen Arbeiter verklären zu können. Von ihnen zu lernen, ihnen aber auch vielleicht etwas zu sein — es war ein Traum! — aber man traf sie ja nirgends.

Sie besuchte Oper, Schauspiel und Concerte, nach dem dreijährigen Fasten auf dem Lande eine wahre Wohlthat; aber von ihrer Fremdenloge sah sie oft neidisch auf das Parquet hinunter, wo anscheinend Bekannte sich fanden und über das Gesehene und Gehörte aussprachen. Bald fand sie ein „Premièren-Publicum" heraus, literarisch-musikalische Feinschmecker, — aber sie kannte keinen der Gemeinde, man traf sie nirgends. In der Gesellschaft hörte sie überhaupt auf, über Theater und Concerte zu sprechen; einige Modestücke ausgenommen, gingen ihre Bekannten fast nirgends hin; nur selten fand sie Interesse vor, fast niemals selbständiges Urtheil oder wirklich verfeinerten Geschmack. So ließ sie viele Illusionen fallen und nahm als aufopfernde Mutter Theil an der „Tretmühle der Geselligkeit". Sie gab ein sehr gelungenes kleines Ballfest, wobei Hans mit vielem Geschick vortanzte und Erni zweiundzwanzig Bouquets erhielt. Dann veranstaltete sie ein paar Diners und empfing die Gesellschaft, leider nur die ungemischte Gesellschaft (gemischte ist stets vorzuziehen) Montag Nachmittags. In diesem Kreise kam Siegfried Halbers sich und Anderen etwas fremd vor, aber er ließ es an Ausdauer nicht fehlen und behauptete schließlich seine Stellung. Zwar wurmte es ihn tief, zum Ball nicht eingeladen worden zu sein und er war der Gräfin keineswegs dankbar, daß sie ihn der unausbleiblichen Zurücksetzung Seitens der verwöhnten jungen Damen und der Gardelieutenants nicht ausgesetzt hatte; jedoch fühlte er sich zu sehr an das Haus gefesselt, um nicht großherzig zu sein und zu vergeben.

Er war kein ganz schlechtes Naturell, und doch war das Gesammtergebniß unerquicklich; er versuchte sich seinem Boden zu entreißen und faßte doch nirgend anders Fuß. Ungemein begabt, wie er war, wurde ihm Alles zu leicht, er erwarb sich Anerkennung, ohne doch den sittlichen Werth der strengen Arbeit einzuheimsen. Sinnlich und leichtsinnig, bewahrte er stets streng die äußere Form, da er sich bestimmt vorgenommen hatte, in die möglichst vornehmste Familie hineinzuheirathen, wobei ihm dann ein guter Ruf zu Statten kommen könnte. Und jetzt stand sein Sinnen und Trachten darauf, die unschöne, ihm nicht eigentlich sympathische Cara Zachow für sich zu gewinnen.

Nur die, welche seine Sehnsucht nach schöneren, edleren Lebensbedingungen verstehen, werden seine Absicht, ein ungeliebtes Mädchen ihres vornehmen Namens wegen zu heirathen, nicht lächerlich, sondern traurig finden. Schließlich ist auch solch ein Beweggrund zur Ehe nur unpraktischer und unvernünftiger, nicht niedriger als die so unendlich häufigen, fast unvermeidlichen Geldheirathen. Er verfolgte seinen Zweck mit kühler Berechnung; daß er ihr gleich zu Anfang ge-

Digitized by Google

fallen hatte, merkte er bald genug, nun verkehrte er bei aller Höflichkeit kameradschaftlich mit ihr, suchte nicht den Vergleich ihrer Tänzer im bunten Rock wachzurufen, ahmte nicht deren leichten, scherzenden Ton nach, sondern wußte bald ein ganz persönliches Freundschaftsverhältniß mit ihr festzustellen. Er erzählte viel von sich selbst, wenn es möglich war, im Zwiegespräch; ging das nicht an, so richteten sich seine autobiographischen Skizzen an ihre Mutter, wobei Cara an seinen Lippen hing und die Gräfin mit gelassenem, objectivem Interesse dieses Exemplar einer ihr wenig bekannten Rasse studirte.

Er hätte ein welterfahreneres junges Mädchen als die kaum achtzehnjährige Cara bestechen können, wenn er seine schwarzen Augen auf sie richtete und Andeutungen über Seelenkämpfe, Versuchungen und Verirrungen discret, aber spannend fallen ließ, und was seine Formen, seine Kleidung und seine Haltung anbetraf, konnte er den Vergleich mit jedem Herrn der Gesellschaft aufnehmen. Nur die Gräfin fühlte den subtilen Unterschied zwischen der Anempfindung im Gegensatz zum Angeborenen, und trotz seiner schönen Persönlichkeit lag etwas ihr so Unsympathisches in seinen etwas dicken, wohlgepflegten Händen, daß sie, wie lächerlich ihr diese Abneigung auch selbst vorkam, nur sehr ungern ihm die unbehandschuhte Hand reichte. Die wahren Absichten seiner fast regelmäßigen Besuche ahnte sie natürlich nicht, hielt es jedoch, ohne darum eitel zu sein, für ganz begreiflich, daß er ihren Umgang gern pflege. Daß eines ihrer Kinder, deren aristokratischen Dünkel sie von Kindheit auf vergebens bekämpft hatte, an eine Heirath, ja nur an eine „Flirtation" mit einem bürgerlichen Schriftsteller denken könne, ließ sie sich überhaupt nicht träumen, und ruhig und freundlich empfing sie den jungen Halbers Montag um Montag, sah ihn sich mit Cara unterhalten („ein wahrer Trost, daß das Mädchen, die nun wirklich etwas gescheidt ist, einmal in der Woche ein vernünftiges Wort zu hören bekommt," dachte sie) und hatte nichts gegen seine Hülfeleistungen bei Cara's photographischen Versuchen einzuwenden. Nachdem der traurige Abend bei Frau Krausemann etwas verschmerzt war, entschloß sie sich, doch noch einmal nach anregendem Umgang zu suchen, sprach gegen Siegfried Halbers ihren Wunsch aus, seine Eltern kennen zu lernen und ließ dort ihre Karte.

Die Aufregung im Hause des Commissionsrathes war groß. Officiere aus der Provinz, Badebekanntschaften aus hohen, auch adligen Beamtenkreisen hatten sich freilich schon ins Haus verstiegen; diese Gräfin Zachow gehörte aber so anerkannt zur allerersten Gesellschaft, daß ihre Karte als historischer Wendepunkt aufgefaßt werden konnte. „Sie wünscht unsern Siegfried für eine ihrer Töchter zu ergattern," glaubte die Mutter; „sie wünscht meinen Beistand in Geschäften," vermuthete der Vater. Nach abgezählten drei Tagen wurde der Besuch erwidert, dann ermannten die Halbers sich und luden die Gräfin zu einem Diner ein. Die Gräfin nahm für sich selbst an; die Mädchen würden dort nicht am Platze sein, meinte sie, und bestimmte, daß dieselben ihre Cousinen und Freundinnen zu dem Abend einladen sollten, worauf denn deren „Verhinderung" im Antwortschreiben höflich bedauert wurde. Die Aufregung im Hause des Commissionsrathes schwoll immer mehr und mehr an. Keine Haupt- und Staatsaction ist

Digitized by Google

je sorgfältiger als dieses Diner geplant worden, aber wie auch bei mancher Staatsaction war das Resultat keineswegs das erwartete und erwünschte.

Die Gräfin kam entschieden enttäuscht nach Hause; sie verkannte das freundliche Entgegenkommen der Wirthe keineswegs, ja die alten Leute in ihrer mit schlauer Weltweisheit gepaarten wahren Gutherzigkeit hatten ihr aufrichtig gefallen. Von den schweren Weinen aufgethaut, hatte ihr der alte Commissionsrath mit schlichten Worten die Geschichte seiner ersten Entbehrungen und des schließlichen Erfolges erzählt, und nach Tisch freute sie sich an der Frau des Hauses, welche ihr Familienphotographien zeigte und dabei mit der unverkennbarsten leidenschaftlichen Liebe von den einzelnen sprach. Aber das Diner! . . . hm . . . was war es erdrückend, überladen und ewig lang gewesen! Diese Trüffeln, diese vielen Weine! Sie war doch schließlich auch ihr ganzes Leben lang an Luxus gewöhnt gewesen, aber es war immer der Luxus des vornehmen Geschmacks, nicht der schweren Kostspieligkeit. Dann auch war sie „genöthigt" worden — nein, daß ihr das noch begegnen sollte! Und nun die Gesellschaft; einige provinzielle, unmögliche Gestalten, die aber ein „von" vor dem Namen trugen, wurden als Prunkstücke vorgestellt und ihr zugemuthet: „die Herrschaften kennen sich wahrscheinlich gegenseitig schon!" Dann kamen mehrere Künstler, Schriftsteller und Politiker, aber Niemand von Bedeutung, Niemand, der je etwas zu bedeuten versprach. Von Allen war nur zu sagen „zweiten Ranges", alle gaben sie vor, gesellschaftlich oder künstlerisch oder politisch etwas zu sein, alle waren sie unwahre Halbwesen, die dort und in anderen Häusern ein bequemes Parasitenthum führend, dahinexistirten. Und doch hätten die Wirthe ihrem vornehmen Gast auch einen ganz anderen Kreis vorführen können; sie wäre dann mit kleineren Banquiers, Geldwechslern, der Aristokratie der großen Ladenbesitzer und deren zum Theil, vielleicht sogar zum großen Theil, eleganten und gebildeten Frauen bekannt geworden, und wenn auch viele Schattirungen im Wesen, in den Formen und den Gesinnungen dieser Gesellschaft ihr unsympathisch gewesen wären, hätte es sie lebhaft interessirt, dieser kräftigen, erfolgreichen Wirklichkeit näher zu treten. Aber die Eltern Halbers' hatten auf diese vereinzelten Exemplare „der Gesellschaft" bestanden, und der Sohn, welcher den Geschmack der Gräfin zu kennen glaubte, bestand auf den „Vertretern der Kunst und Wissenschaft", wie es in den Berichten der Hofbälle immer heißt, und das Resultat war verfehlt.

Melancholisch gab sich die Gräfin auf der Heimfahrt diesen Gedanken hin: „Tu l'as voulu, George Dandin", lautete der Refrain, „weshalb auch dieses gesellschaftliche Experimentiren!" Ein schwacher Trost blieb ihr; diese guten Leute freuten sich über ihren Besuch, in aller Bescheidenheit konnte sie das zugeben. Dann aber trat als drohendes Gespenst die Frage heran: „Mit wem, in aller Welt, kann ich sie nur zusammen einladen! Ein kleines Diner wäre ganz unmöglich, wer von ihren Bekannten würde sie zu Tisch führen!" Schließlich blieb die Wahl zwischen einer großen Abendgesellschaft, wo ein paar Leute sich ganz gut unbemerkt im Gewühl herumtreiben können, oder — unter dem Vorwande der besonderen herablassenden Intimität — ein Familiendiner. „Im ersteren Falle kann ich mich mit dem besten Willen nicht genügend um sie be-

Digitized by Google

kümmern, und lohne so den guten Leuten ihren freundlichen Empfang sehr schlecht; oder ich stelle mich in das gänzlich falsche Licht, als suchte ich einen näheren Umgang mit ihnen zu pflegen, auch würden die Kinder streiken! Nun, „tu, l'as voulu, George Dandin“ — und in gedrückter Stimmung ging sie die breite Treppe nach ihrer Wohnung hinauf.

Im Saale wurde musicirt, und während, leider Gottes, Lassen's „Allerseelentag“ von einer sechzehnjährigen Anfängerin heruntergesungen wurde, eilte Cara aufgeregt auf ihre Mutter zu und bestürmte sie mit Fragen. Die Gräfin gab auf Alles Auskunft, aber Cara wollte immer neue Einzelheiten wissen. „Wie benahm er sich?“ — „Wer?“ — „Nun, der Sohn?“ — „Er war höflich und gesprächig wie immer,“ antwortete die Mutter; „aber zum ersten Male mißfiel er mir eigentlich; er war in dieser sehr anderen Atmosphäre doch auch recht anders.“

„Ja, er ist eben zu etwas Besserem geboren,“ ergänzte Cara lebhaft und enthusiastisch und kehrte dann zu ihren Freundinnen zurück.

Dies Gespräch gab der Gräfin sehr ernstlich zu denken; sollte es möglich sein . . . ihre Tochter! In den stillen Nachtstunden überdachte sie Alles, was sie von dem jungen Manne wußte, daß er durch seine geistreich-blendenden Aufsätze bekannt zu werden begann, daß er aus achtbarer, wohlhabender Familie stamme und in den literarisch-künstlerischen und Finanzkreisen gern und viel gesehen wurde. Was sie, die ihn in diesem Monat aus unwillkürlicher Neugierde beobachtet und studirt hatte, an ihm zu erkennen schien, war auch nicht viel. Er schien ihr recht eitel zu sein, aber wer wäre dies schließlich nicht, auch von denen, welche nicht die Entschuldigung der Jugend, der Schönheit und des Talentes haben; dann war er unzweifelhaft begabt, wenn auch sein Ehrgeiz hauptsächlich auf die äußeren gesellschaftlichen Erfolge gerichtet zu sein schien. Oft war ihr sein Mangel an höheren Lebenszielen und Lebensgrundsätzen bedauerlich erschienen; aber sollte es am Ende nicht ausreichen, gescheidt, praktisch und taktvoll zu sein? In der letztgenannten Eigenschaft lag vielleicht seine Hauptanziehungskraft, und als einer trotz aller Principien im Grunde aristokratisch angelegten Frau war ihr dieses besonders aufgefallen. „Die kleinen Hände und Füße, die fein empfindenden Nerven treffen wir ja womöglich noch öfter bei Putzmacherinnen und Schauspielern als bei Gräfinnen und Cavallerieofficieren; sollte uns aber auch das Monopol des sicheren Taktes entrissen werden!“ . . . Sie schüttelte den Kopf, sagte sich aber, daß die Welt nur dadurch gewinnen würde. Bei Halbers schien das Taktgefühl eine seltene angeborene Begabung zu sein, sowie andere mit der Fähigkeit zum Spielen vom Blatt, zur Mathematik oder zur Selbstverleugnung auf die Welt kommen. Sie fragte sich aber, ob dieses feine Gefühl nicht bei ihm in Geschmeidigkeit ausarten müsse, ob es einem so scharfen, lebhaft angeregten Geiste nicht unmöglich sei, sich mit solcher Gefügigkeit den verschiedenartigsten Anschauungen anzuschmiegen, ohne charakterlos zu werden, ebenso wie es, nach Shelley, einer Natur von überaus reger poetischer Einbildungskraft unmöglich ist, ganz wahrheitsliebend zu sein.

Unwillkürlich verglich sie Siegfried Halbers mit dem Herrn von Dankelu, dessen Arbeiterinstitut im Norden Berlins sie am vergangenen Abend besucht

Digitized by Google

hatte. Der Erstere war der Gescheidtere, der Gewandtere, der Liebenswürdigere (um das schöne Wort in seiner abgegriffenen, landläufigen Bedeutung zu mißbrauchen), und unzweifelhaft war Dankeln engherzig, schroff, unbegabt und kleindenkend — und doch, um die Gegensätze auf ihr einfachstes Maß herunterzuschrauben — der Eine war gut, und der Andere war schlecht; der Eine kannte über sich eine sittliche Macht, unter der er sich beugte, und um sich eine leidende Menschheit, für die er sich helfend hingab, und der Andere kannte und schätzte im Grunde genommen nur sich selbst. Seine Anschauungen waren, so weit sie dieselben kannte, tadellos correct, denn er hütete sich natürlich, den Cynismus, der Cara so bestochen hatte, vor der Gräfin, welcher das kaum imponirt hätte, zur Schau zu tragen. Sie war heute unangenehm überrascht gewesen, aus Brocken der Gespräche zwischen ihm und einigen „böhmischen" Literaten versteckt zweideutige Scherze und Anspielungen auf ziemlich zügellose Vergnügungen herauszuhören. Selbstverständlich hatte sich sein Ton verändert, sobald sie in seine Nähe kam oder das Wort an ihn richtete; aber zum ersten Male war er ihr geradezu unangenehm gewesen, und sie hatte beschlossen, ihre Charakterstudien, was diesen jungen Mann betraf, abzuschließen und den Verkehr mit der ganzen Familie eines rücksichtsvollen, langsamen Todes sterben zu lassen. Und nun war eine ganz schlimme Möglichkeit aufgetaucht, welche der Gräfin eine unruhige, schlechte Nacht kostete.

Ja — Cara liebte Siegfried Halbers. Wenn der Professor im Victoria-Lyceum mit Pathos aus „Torquato Tasso" die Stelle vordeclamirte, wo am Lebensmorgen die Prinzessin dem Dichter begegnet, dachte das junge Mädchen an ihre Bekanntschaft im Eisenbahnwagen und sah in Siegfried das Genie, dem sie, die hochgeborene Gräfin, zu Ehren und Ansehen verhelfen wollte. Oder bildete sie sich dieses Alles nur nachträglich ein, dienten diese Gespinnste nur als Deckmantel für die unverhüllte leidenschaftliche Zuneigung zum ersten besten schönen Manne? In der Poesie ist dieses Gefühl besser als in der Prosa zu verwerthen, und darum wird auch im Leben dieser berechtigte, aber nicht allzu schöne Instinct selbst in der Verschwiegenheit der eigenen Brust nicht unverhüllt gezeigt. Wir spielen alle ohne Gage mit! Den Standesunterschied, die Schwierigkeiten ihrer dereinstigen Stellung empfand sie wohl; aber wo eine stärkere Kraft an eine schwächere prallt, muß die letztere naturgemäß weichen und, wie viele unschöne Mädchen, leidenschaftlich und heißblütig geartet, ging sie nun ganz in dem einen Gedanken auf — ihm anzugehören.

Fünftes Capitel.

Beim Photographiren.

„Ce qu'il faut toujours prévoir, c'est l'imprévu."
Victor Hugo (Les misérables).

Am nächsten Nachmittag wurde der Doktor Halbers angemeldet; im ersten Augenblick überrascht, erinnerte sich Maja dann, daß er und Cara schon vor geraumer Zeit sich zu diesem Tage, behufs der Entwicklung einiger Momentsaufnahmen des Neuen Sees, verabredet hatten. Ihr Wagen war schon vor-

Digitized by Google

gefahren, und sie mußte schleunigst mit Erich zur Consultation mit zweien der bekanntesten Berliner Aerzte eilen; es blieb ihr daher nichts übrig, als durch Erni bestellen zu lassen, daß Fräulein Ebert den Herrn empfangen und beim Photographiren zugegen sein solle. Erni ging, um die Bestellung auszurichten wurde aber von ihrer Jungfer abgefaßt, welche sich über das heutige Ballkleid Auskunft erbat. Verschiedene Blumen und Federgarnituren wurden herausgeholt und ausprobirt; zwischendurch erinnerte sie sich des Wunsches ihrer Mutter, sagte sich aber, daß man um dessentwillen doch nicht solche Umstände zu machen brauche, da er doch wohl nicht gefährlich sei .... „Nein, Alma," fuhr sie dann fort, „ich bin mehr für die Jacqueminotrosen — in diesem Kleid haben wir nun doch schon zweimal getanzt, es muß durch eine kräftige Farbe gehoben werden."

„Ach, aber Comtesse, es ist ja jedes Mal ganz frisch aufgearbeitet worden," bat etwas beleidigt die Jungfer, welche sich auf Maiglöckchen versessen hatte.

„Nein, Roth ist wirklich besser," beharrte Erni und seufzte .... „es ist rein schrecklich, was man so an Gazekleidern und Blumen verbraucht!" Ueber diesen Sorgen vergaß sie die Bestellung ganz und legte sich auf ihr Sopha, um ein paar Stunden Schlaf nachzuholen.

Solch ein Berliner Winter ist auch angreifend. Ende Februar fangen bereits die jungen Mädchen an, recht „vertanzt" auszusehen, bekommen Portwein und Beafsteaks zum zweiten Frühstück, trinken Eisenbrunnen und geben ihre Klavierstunden und Französinnen vorläufig auf.

Mit trüben Gedanken, welche sie doch ihrem Kinde verbergen wollte, fuhr die Gräfin nach Hause. Ihre Befürchtungen hatten sich bestätigt, das schlimme Wort „Asthma" war gefallen, es war ein Olar'sches Erbtheil, und wenn der Geheimrath ihr zwar versichert hatte, damit könne man neunzig Jahre alt werden, wußte sie nur zu gut, welche Leiden, welche auf lange Jahre ausgedehnten Todesqualen damit verbunden sein konnten. Und daß dies geliebteste Kind nicht kräftig, nicht widerstandsfähig sei, hatten ihr die Aerzte nicht zu sagen gebraucht, es war ihr leider nichts Unbekanntes. Auf der Treppe traf sie Fräulein Ebert, welche sich zum Ausgehen anschickte.

„Ist Dr. Halbers schon fort?" fragte die Gräfin.

Das Fräulein wußte von nichts, es war ihr nichts bestellt worden, und Böses ahnend, ging die Mutter den langen Berliner Corridor hinunter nach dem Zimmerchen, in welchem die photographischen Versuche stattfanden. Sie öffnete die Thür; der grelle Schein der rothen Lampe fiel auf Cara und Siegfried Halbers, welche, festumschlungen, sich leidenschaftlich küßten ....

Es hatte sich beim Photographiren gemacht; gemeinschaftlich hatten sie die Platten genau abgezählte Minuten lang im Goldbad liegen lassen und sie gewissenhaft geschwenkt, dann war das Gespräch immer persönlicher geworden, immer wärmer und wärmer. Leidenschaftlich und unerfahren, wie Cara war, hörte sie nicht den unechten Klang seiner Worte heraus; sein Athem streifte ihr Gesicht, seine Hand berührte die ihre und ließ jede Ader fliegen; das Herz hämmerte betäubend laut, am ganzen Körper zitternd, stockten ihr die Worte — da umfaßte er sie kühn, und seine Küsse waren nicht heißer, als die, welche er empfing.

Digitized by Google

Starr sahen sich die drei Menschen an — die Gräfin faßte sich am ersten, und auf die ihr gegenüberliegende Thür weisend, sagte sie ruhig und bestimmt: „Cara, ich folge Dir sogleich!“

Ohne eine Silbe zu äußern, ging das Mädchen hinüber und schloß die Thüre hinter sich.

„Doktor Halbers,“ fuhr die Gräfin im selben Ton fort, „Sie finden wohl allein den Weg hinaus, immer den Corridor hinunter und dann die zweite Thür links.“

Der junge Mann wollte mit schwungvoller Rede entgegnen, aber Maja verbeugte sich ganz leicht, drehte ihm den Rücken und ging in ihr Zimmer.

Das fahle Licht des Winternachmittages ließ die Gestalt der stumm dasitzenden Cara grau und unbestimmt erkennen; um einige Minuten Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, drückte die Gräfin auf die Klingel, und aus dem Nebenzimmer erschien sofort die Kammerfrau, zündete auf dem spitzenbehangenen Toilettentisch die Kerzen an, nahm ihrer Herrin lautlos Hut, Mantel, Muff und Handschuhe ab, zog ihr die Stiefel aus und die lackledernen Schuhchen an, stellte ein Kännchen heißen Wassers auf den Waschtisch und verschwand dann, wie sie gekommen war.

Die Gräfin wandte sich zu ihrer Tochter, auf deren Gesicht die brennende Röthe einer fahlen Blässe Platz gemacht hatte. Unter keinen Umständen war Cara hübsch zu nennen, ihr Haar war ein stumpfes Hellbraun, ihre Augen nichtssagend grünlich-grau, und die Gesichtsfarbe blaß, ohne zart zu sein; trotzdem verliehen die fest gezeichneten Augenbrauen und die eigenthümlichen, sinnlichen, etwas bläulich-rothen Lippen dem Gesicht einen eigenen Charakter.

„Cara!“ rief die Mutter vorwurfsvoll aus.

„Mama!“ antwortete das junge Mädchen geknickt; aber dann richtete sie sich schnell auf und fuhr in verändertem Tone fort. „Wir beten uns an und wollen heirathen.“

„Liebes Kind, dazu gehört wohl auch meine Einwilligung, und die gebe ich nicht.“

„Und weshalb nicht?“ war die erregte Entgegnung, „weil er ein bürgerlicher Schriftsteller ist!.... ich bin stolz auf seinen Beruf und auf seine Begabung! Ich mag nun einmal diese dummen, eintönigen Gardelieutenants nicht. („Es hat ihr eben noch keiner von ihnen gesagt, daß er sie liebe,“ dachte sich unwillkürlich ironisch die Mutter.) Und wenn ich nun ganz meinem Herzen folgen will, wenn ich eine wahre Liebe einer leeren Convenienzehe vorziehe („als ob ich ihr je eine solche zugemuthet hätte,“ seufzte die Gräfin).... wenn ich einer idealen, geistigen Existenz wegen auf Rang und Ehre verzichte — dann darfst Du mich doch nicht deshalb schelten. Hast Du uns nicht liberale, reinmenschliche Grundsätze von Kindheit auf gepredigt, obgleich wir uns nichts daraus machten, und jetzt solltest Du nicht mit aristokratischen Vorurtheilen kommen!“

Viele Gedanken durchkreuzten das Gehirn der Gräfin; sie hörte die schönen Worte, empfand vollkommen, wie hohl sie wären; verstand, wie es nur der dunkle Drang nach Liebe sei, der sich auf dieses erste Object geworfen hatte, verstand, daß im Grunde jeder Gardelieutenant oder junge Diplomat mit genau derselben, oder mit wahrerer, weil, von ihrem Standpunkte aus, vernünftigeren

Digitized by Google

Begeisterung aufgenommen worden wäre — aber der in den letzten Worten enthaltene Vorwurf beirrte sie. War sie von aristokratischen Vorurtheilen frei? würde es ihr leicht sein, die Verlobung ihrer Tochter mit einem Dr. Halbers anzuzeigen? .... Sie gab sich selber zu, daß es ihr sauer werden würde, aber sie wurde sich auch klar, daß sie dieses Gefühl überwinden und auch diesen Schwiegersohn warm begrüßen würde, wenn sie eine bessere Meinung von ihm gewinnen könnte. „Du hast ganz recht," antwortete sie mit Nachdruck, „es würde meinen Anschauungen widersprechen, Eurer Verbindung aus Standesrücksichten in den Weg zu treten. Aber, liebes Kind, glaube mir, ich übersehe Euch, ich übersehe die Lage — er ist Deiner nicht werth; wäre er der reichste Graf, er ist Deiner nicht werth."

„Reichste Graf," dachte Cara bitter, sie wußte ganz gut, daß ein unschönes, nicht eigentlich vermögendes Mädchen auch aus den höchsten Kreisen nicht so anspruchsvoll sein dürfte!

„Ich möchte Dich nicht kränken," fuhr die Mutter fort, „aber ich habe aus vielen kleinen Zügen die Ueberzeugung gewonnen, daß er kein edler, reiner und fester Charakter ist, und ich glaube bestimmt, daß er Dich aus Ehrgeiz, nicht um Deiner selbst willen zu heirathen wünscht."

Die Gräfin hatte schonend und milde gesprochen, aber Cara brach in heftige Thränen aus. „Natürlich glaubt kein Mensch, selbst Du glaubst nicht, daß Jemand *mich* lieben könnte! Wäre es Erni, so würde Niemand daran zweifeln — aber bei mir wäre das wohl ganz undenkbar!"

Die Gräfin seufzte, es war ihr unendlich weh ums Herz. „Wie wenig Mitleid empfindet die Welt für häßliche Mädchen," dachte sie, „und wie wahr und heiß empfinden sie!" Cara's Schluchzen schnitt ihr in die Brust, und doch war diese schlimme Krisis noch besser als eine unglückliche Ehe. Ein Bedenken trug sie noch — sollte sie sich geirrt haben, sollte Halbers Cara doch wirklich lieben? Sie konnte kaum daran glauben; bei verschiedenen Gelegenheiten hatte sie ihn kalt und ruhig über Cara sprechen hören, und wie nüchtern hatte er, trotz seiner theatralischen Stellung, dort in dem Photographiezimmer dagestanden, während die arme Cara, zitternd vor Leidenschaft, noch ganz berauscht vor sich hinstarrte. Und dieser Wunsch nach einer vornehmen Heirath, entsprach er nicht Allem, was sie von ihm und seinen Plänen und Gesinnungen wußte? Aber es war ja gerade möglich, daß sie sich irrte, und sie wollte darum nicht zu schroff vorgehen.

„Cara, mein liebes Kind, weine nicht so," sagte sie tröstend, „ich habe immer geglaubt und gehofft, daß Dich einmal ein braver Mann aufrichtig lieben und beglücken würde. Was sprichst Du für übertriebenes Zeug; sei nur ruhig und vertraue mir. Versprich mir das Eine — keinen Schritt hinter meinem Rücken zu thun!"

Cara reichte ihr die nasse, kalte Hand. „Ja, Mama," sagte sie schluchzend, und das junge Mädchen zärtlich küssend, geleitete Maja die Tochter auf deren eigenes Zimmer. Dort warf Cara sich in den Lehnstuhl, schwelgte in ihrem Kummer und sagte der Schwester und der Jungfer, daß sie wegen schlimmer Kopfschmerzen den Ball nicht mitmachen könne, zur Bekräftigung dessen auch um

Digitized by Google

sieben Uhr sich ins Bett legend. Nachdem sie dort noch eine gute Stunde gejammert und geweint hatte, und die Anderen fortgefahren waren, fing sie an, sich zu langweilen, holte aus einer verschlossenen Schublade einen ihr von Frida Kasseldorf zugesteckten Roman von Gyp heraus und verbrachte nach all den ergreifenden Vorgängen doch noch einen ziemlich erträglichen Abend.

Unterdessen hatte sich die sonst so phlegmatische Erni zu einer kleinen Verschwörung aufgerafft. In einer Berliner Wohnung können Familienauftritte nicht leicht unbemerkt verlaufen. So ahnte sie, trotz des Schweigens der Mutter und der Schwester, den wahren Sachverhalt, und ihre sittliche Entrüstung flammte hoch auf.

Schließlich konnte sie ihre Gefühle nicht länger zurückhalten und fragte die Mutter geradezu, während sie zusammen nach dem Ball fuhren: „Es ist doch nichts daran, Mama? Ich könnte mich wegen der Möglichkeit eines solchen Skandals krank ärgern! Mama, sage mir doch nur, daß die Sache ganz undenkbar ist, sonst kann ich mich den ganzen Abend über nicht amüsiren."

„Weshalb wäre die Sache undenkbar?" fragte kühl die Gräfin, welche der unverhohlene Hochmuth der Tochter verletzte.

„Dann, Mama, kann ich Dir nur sagen, daß ich die Sache nicht so mit ansehen werde; dann ruhe ich nicht, bis Hans und Onkel Kasseldorf und der Vormund dazwischentreten, um eine solche geradezu empörende Geschichte zu verhindern."

„Erni," rief die Mutter hastig und schmerzlich aus, „wie kannst Du nur so zu mir sprechen!" Aber schon hielt der Wagen an dem rothen Läufer, der vor dem festlich erleuchteten Hause ausgebreitet lag, und das die Gräfin tief kränkende Gespräch mußte abgebrochen werden.

Erni hoffte ihrem Bruder auf dem Balle zu begegnen und ihn in die Ereignisse einzuweihen; doch meldete ihr dort ein Camerad, daß Zachow Wache habe und nicht kommen könne. Was thun? In einer Cotillontour wurden Couverts mit verschiedenem Inhalt vertheilt; mit dem Blei ihrer Tanzkarte kritzelte sie schnell in den einen Umschlag das Folgende: „Gefahr in Sicht! Mésalliance! Mamas Ansichten lassen das Schlimmste befürchten! Komm morgen oder vielmehr heute früh à propos de rien direct auf mein Zimmer."

Der Camerad versprach den Brief nicht zu vergessen, und am anderen Morgen, bald nach dem Kaffee, erschien Hans vor Neugierde brennend. Ihre Ansichten stimmten vollkommen überein.

„Mama ist wirklich im Stande, aus Seelenhoheit sich diesen Menschen zum Schwiegersohn auszusuchen. Wie würde sie damit ihre Vorurtheilslosigkeit beweisen können!" Dann bereuten sie, über ihre Mutter, deren grenzenlose Liebe und Aufopferung sie wohl kannten, so gesprochen zu haben, und entschuldigten sich vor einander. „Sie ist ja ein wahrer Engel" — „Sie meint es ja so unendlich gut." — „Aber ihre Anschauungen sind nun einmal zu komisch." — „Und schließlich," fuhr Hans in der Würde seiner zweiundzwanzig Jahre fort, „schließlich habe ich als Haupt der Familie doch auch für das wahre Glück meiner Schwester einzustehen und würde sie tausendmal lieber als Stiftsdame enden sehen, als daß sie zu diesem Patron hinunterstiege."

Digitized by Google

Unterdessen hatte Maja den Doktor Halbers zu sich gebeten und befand sich mitten in einer unerquicklichen Unterredung; sie war aufrichtig bemüht, den jungen Mann ganz vorurtheilslos zu prüfen, aber gleich seine erste pathetische Rede klang ihr aufgebauscht und unwahr, und seinen Ergüssen über die Gefühle der Liebe und Bewunderung, welche er für ihre Tochter hege, konnte sie beim besten Willen keinen Glauben schenken. Ihre Antworten wurden immer kürzer, und diese indirecte Zurückweisung brachte ihn schließlich ganz aus der Fassung. Zum ersten Male hielt der anscheinend so echte Firniß der feinen Bildung nicht Stich; er sprach ironisch über sich selbst, die Gesellschaft und deren Vorurtheile, und immer deutlicher empfand die Gräfin, daß diese Stimmung keine Maske sei, sondern sein eigenes Wesen und seinen verbitterten Ehrgeiz verrathe. Wie fand sie dies wahre Wesen selbstsüchtig, kleinlich und häßlich! Plötzlich blickte er auf und sah sie an — ein unbeschreiblich verächtlicher Ausdruck umspielte die feingeschnittenen, etwas blassen Lippen; sie faltete die schmalen Finger fest und fast abstoßend vor sich und hielt sich ganz aufrecht, mit angeborener Grazie den kleinen Kopf auf den Schultern tragend. Da fühlte er sich auf einmal als Enkel des Posen'schen Dorfkrämers, als ein Proletarier und als solcher von der vornehmen Frau verachtet und, ohne zu ahnen, daß sie aufrichtig bemüht war, ihm vorurtheilslos entgegenzutreten, ließ er maßlos seiner Erbitterung freien Lauf. „Gewiß, ich bin wie der Staub unter Ihren hochgeborenen Füßen, aber trotzdem habe ich vielleicht mehr Kopf und mehr Temperament und mehr Willenskraft als Ihre ganze vornehme Sippschaft, und Sie werden mit mir noch rechnen müssen!"

Maja stand auf und klingelte: „Ich verbiete Ihnen mein Haus, ich wünsche Sie nie wieder zu sehen — Sie existiren für mich nicht mehr," so sprach sie mit etwas gepreßter, aber ruhiger Stimme; Halbers wollte antworten, aber schon öffnete der wartende Diener von draußen halb die Thür, den Ueberzieher des Besuchenden im Flur bereit haltend. Die Gräfin wandte sich ab; bleich und theilnahmslos sah sie zum Fenster hinaus, und innerlich kochend stürmte Halbers die Treppen hinunter.

Das Geschwisterpaar hörte das Klingeln, die eiligen Schritte, dann das Zuschlagen der Thür; Hans trat in den Flur. „Wer ging eben fort?" fragte er. „Der Herr Dr. Halbers, Herr Graf," antwortete der Diener stoisch, obgleich auch er allerhand ahnte. Wie neugierige Kinder stürzten Hans und Erni an das Fenster; unten öffnete sich die große, schwere, eisenbegitterte Hausthür; hastig schritt der junge Mann schräg über die Straße hinüber, und selbst aus der Entfernung war der finstere Ausdruck seiner schönen Züge bemerkbar. Ueberrascht und schadenfroh klatschten die jungen Zachow's in die Hände. „Hurrah, abgeblitzt!" In dem Augenblick sah Halbers plötzlich hinauf, um womöglich einen thränenumflorten Blick seiner Cara zu erhaschen; statt dessen mußte er aber die triumphirenden blonden Gesichter des eleganten Officiers und der schönen Comtesse erblicken. Dieses Mal gab ihm der Zorn der Verletzung seine Fassung zurück; er grüßte mit tadelloser Haltung zum Fenster hinauf und schlenderte langsam die vornehme, stille Voßstraße hinunter. „Mein Herr Schwager und

Digitized by Google

meine Fräulein Schwägerin, wer zuletzt lacht, lacht am besten," sagte er, ein Operettenlied vor sich her summend.

Das Geschwisterpaar hatte den Gruß förmlich erwidert, und sie kamen sich, nach eigenem Ausdruck, etwas „begossen" vor. Unterdessen hatte Maja ihrer Tochter die endgültige Abweisung des Halbers'schen Antrages mitgetheilt und auf das Schonendste und Klarste motivirt und erläutert. Sie erwartete einen leidenschaftlichen Ausbruch, doch verhielt sich Cara unheimlich kalt und bat nur wegen anhaltenden Kopfschmerzes auch diesen Abend zu Hause bleiben zu dürfen. Die Mutter gewährte diesen Wunsch natürlich auf das Bereitwilligste und begab sich zu ihren zwei ältesten Kindern, deren Stimmen sie im Nebenzimmer erkannte; nach der ersten herzlichen Begrüßung fragte der Sohn (etwas im Tone des Majoratsherrn und Hauptes der Familie): „Mama, darf ich mir wohl die Frage erlauben, weshalb dieser Doktor Halbers eben hier bei Dir war?"

„Gewiß Hans," antwortete sie gelassen, „er hat um Cara's Hand angehalten, ich habe ihn abgewiesen und ihm das Haus verboten, da ich ihn bei dieser letzten Gelegenheit für charakter- und gesinnungslos erkannt zu haben glaube."

„Und sonst hättest Du ihn begünstigt?" fragte Hans ironisch.

Die Gräfin runzelte leicht die Stirn.

„Verzeih, Mama," fiel er ihr rasch ins Wort, „wozu darüber nutzlos disputiren; wir wollen uns nur alle zur Erledigung dieser fatalen Sache Glück wünschen .... Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn dieser Mensch unser Haus überhaupt nicht betreten hätte .... Du machtest seine Bekanntschaft im Eisenbahnwagen, nicht wahr?"

Die Gräfin reimte Erni's Worte von gestern mit dem ungewöhnlich frühen Besuch des Sohnes zusammen. „Auch ich bereue unter diesen Umständen, daß ich seine Bekanntschaft gemacht habe, obgleich sie mir sonst als die eines geistvollen und interessanten Mannes sehr erwünscht gewesen wäre. Wenn er aber Cara selbstlos und wahrhaft geliebt hätte, wenn er so gerade und tüchtig wäre, als er begabt und gewandt ist, hätte ich der Verbindung nicht widerstanden, trotzdem ich selbstverständlich eine standesgemäße vorgezogen hätte. Im Uebrigen finde ich den Ton, welchen Du mir gegenüber anschlägst, ebenso unpassend wie Erni's gestriges Auftreten, das mich ganz unbeschreiblich verletzt hat." Sie sprach bewegt und erwartete, warme Ausdrücke der Reue und Zärtlichkeit zu vernehmen; denn der Gedanke, daß ihre Treue und Liebe unerwidert bleiben könne, war ihr noch nie gekommen — diese Entdeckung stand ihr noch bevor. Die beiden Kinder standen ihr verlegen, aber gefaßt gegenüber.

„Du hast auch wirklich so sehr eigenthümliche Ansichten," bemerkte zögernd Erni, worauf Hans, sich hoch aufrichtend, fortfuhr: „Es ist vielleicht besser, daß wir diesen Punkt nicht noch einmal berühren."

Die Gräfin sah ihre Kinder groß an und verließ dann das Zimmer; es drückte ihr bleiern auf das Gehirn, laut schlug ihr Herz. Es war ja allmälig gekommen, aber sie hatte sie nicht sehen wollen, diese tiefe Kluft zwischen ihr und den Kindern, die auch Mutterliebe jetzt nicht mehr überbrücken konnte. Sie gehörten eben dem Vater, und aus der Verbindung zweier so ganz verschiedene Himmelsstriche bewohnender Naturen, wie sie und er es gewesen waren, konnte

Digitized by Google

kein Heil erwartet werden. Damals hatte es sich nicht so gezeigt: jetzt rächte sich ihr „Narrenparadies."

Aber Erich blieb ihr noch, ihr jüngstes, liebstes Kind, an welchem allein sie den eigenen Herzschlag, den Blick zu den eigenen Zielen beobachtet hatte — diesen Trost besaß sie noch. Sie saß und brütete vor dem Kamin, und sie, die sonst so rastlos Thätige, hielt jetzt mechanisch, der Gewohnheit folgend, die Morgenzeitung in der Hand, ohne die Zeilen verstehen zu können. Da schlug die kleine Stutzuhr auf ihrem Schreibtische elf, und sie erinnerte sich, daß dies die Zeit für Erich's Literaturstunde sei. Die ganze Woche über freute sie sich auf diese Stunden mit dem feinfühlenden, empfänglichen Knaben, und bei ihrer reichen Einbildungskraft und faßlichen Darstellung war es kein Wunder, daß Erich an ihren Worten hing, während sie ihm aus der Ilias, der Göttlichen Comödie, aus König Johann oder Götz von Berlichingen erzählte und vorlas. Jetzt hörte sie auch die schweren Knabenstiefel knarren, und mit der ungeschickten Grazie eines jungen Füllens kam er hereingestürzt, sie herzhaft küssend. Die Stunde wurde fest eingehalten, und die Gräfin fing an, ihm aus dem Leben des traurigsten Genies, Heinrich's von Kleist, zu erzählen. „Und wenn es wieder gute Schlittenbahn gibt, fahren wir nach Wannsee und sehen uns sein Grab an," versprach sie.

„Und dann, Mama, dürften wir am Ende aus unserer Baumschule eine recht schöne Tanne dort pflanzen lassen?"

Ob das zulässig sein würde, bezweifelte sie fast und begann aus der Hermannsschlacht vorzulesen. „Wir litten menschlich," dieser Anfang des einen Chors wollte ihr nicht aus dem Sinn; nur dem wahren Menschen wird die vollendete Fähigkeit zum Leiden zu Theil ..... und der dumpfe Schmerz von vorhin stellte sich wieder bei ihr ein.

Die Literaturstunde verlief, aber bis zum zweiten Frühstück wurde immer noch ein wenig geplaudert. Erich war ganz von seinen Confirmationsstunden erfüllt: „Du glaubst nicht, wie freundlich der Hofprediger gegen uns ist, und wie interessant er die Stunden macht. Wir alle haben ihn auch ganz furchtbar gern und, wenn der Hülfsprediger mal statt seiner kommt, ärgern wir uns bodenlos." Dann sprach er wieder ernster über sich selbst und schmiegte sich fest an den Arm der Mutter. „Mama, weißt Du, ich bin so glücklich im Gefühl, ein Kind Gottes zu sein; ich freue mich so, daß, da ich meinen irdischen Vater verloren habe, mein Vater im Himmel mir desto näher steht."

Der Gräfin standen die Thränen in den Augen, und sie küßte die braunen Locken des Kindes. Sein reines, man konnte fast sagen leidenschaftlich gutes Gemüth war ihr stets ein Lichtpunkt in der Nüchternheit des täglichen Lebens gewesen und doch war es ihr schwer gefallen, daß diese ausgesprochen christlich-religiöse Färbung, welche seinem Charakter ihren eigenen verklärenden Schein verlieh, nicht von ihr, sondern von einer Andern ausgegangen war. Wegen seiner stets zarten Gesundheit hatte er ein Jahr lang von P..... entfernt mit einer Erzieherin gelebt, und wenn er auch das warme, auf das Hohe gerichtete Gemüth seiner Mutter verdankte, entstammte diese kindlich heitere, glaubens-

Digitized by Google

starke Frömmigkeit doch allein dem Einfluß jener vortrefflichen Frau. Bis jetzt hatte diese verschiedene Richtung keine Schranke zwischen Mutter und Sohn gebildet; sollte dieses sich noch ereignen, sollte sie dieses geliebteste aller Kinder verlieren, wie sie moralisch bereits die andern verloren hatte? Und wodurch? War es verkehrt gewesen, die ihr anvertrauten Seelen dem von ihr erkannten Guten zuzuwenden; hätte andere, einfachere Nahrung ihnen mehr gefrommt? Ließ sich denn überhaupt ein Charakter leiten und erziehen, oder mußte man nur ruhig zusehen, wie das unberechenbare Ergebniß zweier Naturen sich unberechenbar entwickelt? ....

Erich wurde jetzt befangen; er wollte augenscheinlich etwas sagen, was ihm nicht leicht über die Lippen ging; endlich fing er an: „Mama, ist es wahr, daß dieser Dr. Halbers die Cara heirathen will?"

„Nun ja, mein Schatz; Du brauchst es eigentlich nicht zu wissen und brauchst es auch nicht weiter zu erzählen; aber allerdings hat er das gewollt und ist abgewiesen worden."

„Gott sei Dank, Mama; gewiß, er war nicht gut — Dr. Pauli erzählte mir, daß er mit ihm zusammen studirt habe und daß dieser damals der Anstifter einer atheistischen, oder so einer Vereinigung gewesen wäre. Und nicht wahr, Du würdest doch keinem Deiner Kinder erlauben, Jemanden zu heirathen, dem es nicht ernst um seinen Glauben zu thun ist und der sich nicht wahrhaft zum Reiche Gottes bekennt?"

Sie küßte ihn; „mein Kind, wir meinen dasselbe, wenn Du mich auch nicht immer wirst verstehen können ..... für heute muß das Dir genügen, mein Herz ....."

Gern wäre sie an diesem Abend zu Hause geblieben; aber der schnurrende Kreisel des Lebens fragt nicht nach augenblicklichen Stimmungen. Am Wandkalender stand bei dem heutigen Tag „Löschwitzens, 8 Uhr" angeschrieben, und gerade weil der Kreis ein kleiner, gerade weil die Gesellschaft nur ganz „gemüthlich" sein sollte, wäre es rücksichtslos gewesen, so im allerletzten Augenblick abzusagen. Die Kinder theilten die geringe Lust der Mutter — „im Ueberrock! — damit ist Alles gesagt — paß mal auf, es wird zum Umkommen sein."

„Ach, Erni hat sich nur," bemerkte sarkastisch die Schwester; „ein so ausgesprochener Anbeter wie der Ullo Löschwitz unterhält sie doch sehr gut."

Erni versicherte zwar hoch und theuer, daß dieser Generalstäbler ihr mehr als „egal" sei, doch hielt die Mutter etwas optimistisch dieses nur für eine mädchenhafte Redensart. Maja Zachow hatte den jungen Mann öfters gesehen und gesprochen und mochte ihn ungemein. Er war ein langer, schmaler Mensch mit ernsten, denkenden, aber oft auch kindlich heiteren Zügen und sehr einnehmenden blau-grauen Augen. Sein Avancement war eins der ganz, ganz großen gewesen; mit einunddreißig Jahren war er Hauptmann im Großen Generalstab, hatte sich aber trotz seiner Erfolge und seines berechtigten Ehrgeizes ein bescheidenes, sehr sympathisch berührendes Auftreten bewahrt. Kurz, die Gräfin gestand sich ganz offen, daß sie für den jungen Mann schwärme und ihn sich zum Schwiegersohne wünsche. Daß es keine „Partie" wäre, wußte sie. Obwohl die Löschwitzens einen unbestritten alt-adligen Namen trugen,

Digitized by Google

hatten sie, die seit Generationen unvermögende Officiere gewesen waren, entschieden kleinbürgerliche Gewohnheiten und sahen, mit Ausnahme von diesem Ullo und seinem Vater, recht gewöhnlich aus; im Herzen mochten sie vornehm sein und empfinden, in ihrem Geschmack und ihren Formen verrieth ihr alter Stammbaum sich nicht. Sie verkehrten hauptsächlich in jener zweiten Gesellschaft innerhalb der adligen Kreise Berlins, welche, wenn sie auch nicht, wie in Wien, eisern von der „ersten" abgegrenzt ist, doch ziemlich zusammenhält und sich über die „aufgeblasene Hofclique" ärgert und entrüstet. Ullo Löschwitz war keineswegs hausbacken oder spießbürgerlich, und wenn er sich auch den fast aggressiven „chic" der eleganten Cavallerieofficiere nicht angeeignet hatte, war er doch im hervorragendsten Maße „gentleman".

Der „gemüthliche" Abend verlief genau, wie Maja ihn sich vorgestellt hatte; erbarmungslos wurde sie hinter dem runden Tisch auf das Sopha hingepflanzt und dort festgehalten, so daß sich ihre Unterhaltung nothgedrungen auf die heute etwas erregte Frau des Hauses und einige ebenfalls dort verbarricadirte Generalinnen beschränken mußte. Sie litt mit Sanftmuth und versuchte wegen des geplanten Schwiegersohnes Alles möglichst rosig aufzufassen, die jungen Mädchen nicht unbeholfen, die Lieutenants nicht steif und platt, die älteren Officiere nicht laut, rechthaberisch und disputirsüchtig zu finden. Es wurde ihr Alles leicht, wenn ihr Blick auf ihre hübsche Erni fiel, an deren Seite Ullo Löschwitz im eifrigsten Gespräch ihr mit der hingebendsten Bewunderung in die blauen Augen sah.

„Er ist ebenso vorzüglich als liebenswürdig," sagte sich Maja; „an seiner Seite wird ihr ein nicht glänzendes, aber ruhiges und wahres Glück zu Theil," und zufrieden lächelnd suchte sie die traurigen Eindrücke des Morgens zu vergessen.

Sechstes Capitel.

Hôtel Bellevue.

Such an act . . . takes off the rose
From the fair forehead of an innocent love.
Hamlet.

Cara war sehr reizbar und sehr schlechter Laune, sonst aber gab ihr Zustand zu keinerlei Besorgniß Anlaß, und ihre Mutter hoffte, daß dieser unangenehme Zwischenfall bald aus dem im Allgemeinen wenig zähen Gedächtniß eines jungen Mädchens durch andere Eindrücke verwischt, vielleicht bei besserer Einsicht absichtlich selber entfernt werden würde. Die Aussichten der anderen Tochter beschäftigten sie jetzt vor Allem, denn von Tag zu Tag war der Antrag des jungen Löschwitz zu erwarten, und da er Erni keineswegs zu mißfallen schien, hoffte Maja auf eine baldige Verlobung. Am nächsten Donnerstag ritt Erni wie gewöhnlich mit ihrem Bruder im Tattersall, und als pflichttreue Mutter saß Maja geduldig in der vorderen Reihe der Tribüne, schluckte den aufwirbelnden Staub, ärgerte sich über die etwas brutale Musik und verfolgte mit sehr mäßigem Interesse das Einerlei der immer von Neuem vorbeiziehenden zwanzig bis dreißig Reitenden. „Wie unausstehlich öffentlich ist doch diese Geschichte," sagte sie sich,

Digitized by Google

auf die um sie her schwirrenden Gespräche unwillkürlich achtend; „wenn ich Erni nur dazu bewegen könnte, die warme Witterung abzuwarten, um dann im Thiergarten zu reiten; das findet sie aber leider öde und dieses entzückend."

Die Art, in der dort auf der Tribüne von den Reitenden unter Nennung der Namen gesprochen wird, ist allerdings auffallend. Auf der einen Seite fragte man ihren Nachbar, einen Officier, laut: „Wer ist doch die große, nicht mehr junge Frau da rechts, mit der furchtbar eingeklemmten Taille?" — „Das ist die Frau von Körtniß, von der ersten Garde-Artillerie, ist erst eben hierher versetzt worden .... Abkunft etwas obscur — ich glaube Mannheim ... besaß aber ‚Gemüth', wodurch sich der Körtniß wieder rangiren konnte."

Dann erzählte von der andern Seite eine Gräfin vom Lande dem Vater der einen jungen Reiterin: „Meine Jutta ist ein fabelhaft praktisches Mädchen! Wir wollten ihr keinen neuen Reitanzug spendiren, und so bewog sie unsere Jungfer, sich mit der Jungfer der Esther Salm anzufreunden, ließ deren Londoner Anzug auf einen Tag borgen, den genauen Schnitt abnehmen und das Costüm dann vom Schneider auf dem Land für sechzig Mark arbeiten! Die Esther wattirt sich übrigens colossal, deshalb sieht sie auch zu Pferde soviel besser als im Ballsaal aus. Sehen Sie aber nur, wie gut sie springt" ....

Jetzt wurden Hürden hereingetragen und das Hinderniß von einem Theil der Reitenden mit mehr oder minder Geschick genommen, während die übrige Gesellschaft sich in einer langen Reihe aufstellte. Die Gräfin Zachow runzelte die Stirn; dort unter den zuschauenden Reitern hielt Herr von Wiederhofen neben Erni, seine Hand auf ihren Fuchs gelehnt und mit ihr lachend und scherzend. Augenscheinlich war Maja auch nicht die Einzige, der diese Gruppe auffiel; denn mit ihrem scharfen Gehör vernahm sie, wie auf der hinteren Bank erzählt wurde: „Das weiß ja alle Welt — die kleine Zachow hat ihre Karten gut ausgespielt." — „Es wundert mich nur, daß die Mutter, die sich so gern aufs höchste sittliche Postament begibt, es gestattet." — „Na, hören Sie mal, das Wiederhofen'sche Majorat verachtet man selbst in den Sphären nicht!"

Maja bezwang sich und blieb ruhig sitzen, aber sie wurde so grauweiß, daß Hans in der nächsten Pause mit der Frage an sie heranritt, ob sie sich denn unwohl fühle?

„Nein," flüsterte sie; „aber verhindere doch, daß Erni neben diesem greulichen, rohen Wiederhofen zu reiten kommt. Denke Dir nur, eben überhörte ich, wie man sie zusammensprach."

„Das hätte ich Dir auch schon sagen können," rief der junge Mann, über das verstörte Gesicht der Mutter belustigt.

„Mir ist die Sache sehr ernst," sagte sie; „mir nicht," erwiderte er lachend, nickte ihr zu und ritt weiter.

Sie überlegte sich, wodurch am besten dem Gerede die Spitze abzubrechen sei, und kam zu der Ueberzeugung, daß es eigentlich nur durch Erni's Verlobung mit einem Andern geschehen könne. Da fiel ihr Blick auf den Schwiegersohn ihrer Wahl, welcher seit mehreren Minuten vergebens versucht hatte, sich ihr zu nähern oder von ihr bemerkt zu werden. Es war ihr ein Sonnenstrahl, das Schicksal zeigte sich geneigt, und sie grüßte ihn mit der ihr eigenen sanften

Digitized by Google

und doch stolzen Anmuth. Bald arbeitete Ullo sich durch die Menge der Tattersallmütter, Officiersdamen, Cavalleristen und Herren der Sportswelt und erlangte schließlich einen Platz an der Seite der Gräfin. Sie lächelte ihn an, und seine Züge, welche die Aufmerksamkeiten des reichen Majoratsherrn für Erni Zachow verdüstert hatten, hellten sich jetzt wieder auf. Es wurde ihm recht schwer, um ein so gefeiertes, vornehmes junges Mädchen anzuhalten, und er hätte seine Braut unendlich lieber in einfacheren Kreisen gesucht; um so mehr erfreute ihn das Wohlwollen der Mutter, für die er auch an und für sich die aufrichtigste Bewunderung und Verehrung empfand. „So bedeutend, hochdenkend, liebenswürdig und sympathisch wie die Gräfin, wird Erni, meine Frau, in zwanzig Jahren ebenfalls sein," sagte er sich stolz in der rührenden Verblendung eines Verliebten.

„Man sieht Sie, den Carrièremacher, den strebsamen, künftigen Moltke ja auffallend oft bei solchen frivolen Gelegenheiten," bemerkte freundlich und nicht ohne Absicht die Gräfin.

„Sie werden meine Beweggründe wohl auch durchschaut haben, Excellenz," entgegnete er, sie ernst anblickend.

Es war die Antwort, die sie zu haben wünschte, und seinem Blick begegnend, sagte sie: „Ich würde mich herzlich freuen, wenn ich diese Beweggründe richtig durchschaut hätte."

Ullo wurde roth wie ein Mädchen und spielte nervös mit seiner Säbelkoppel: „Wenn man aber die Sterne nicht zu begehren wagt?" fragte er leise und fast ängstlich.

„Ich glaube, Sie dürfen es wagen!"

Er sah sie verlegen und strahlend an und schien in seiner Verwirrung nach Worten zu suchen, aber jetzt hörte die schmetternde Polka aus dem „Zigeunerbaron" auf. Wiederhofen und Erni kamen vorbeigesprengt, und die Letztere rief der Gräfin zu: „Bin schon so weit, Mama, steige gleich ab."

Ullo Löschwitz drängte sich durch die Menschen, um draußen seiner Geliebten beim Heruntersteigen behülflich sein zu können, und im Flur traf die Gräfin ihre Tochter, die, in den langen Pelzmantel eingehüllt, inmitten ihrer beiden Anbeter und vom belustigt aussehenden Bruder gefolgt, ihr entgegenkam.

Ullo half den beiden Damen beim Einsteigen, während Wiederhofen ziemlich nachlässig und breit daneben stand; aber dieser erhielt beim Abfahren einen Gruß von der Tochter, infolge dessen er mit etwas höhnischer Liebenswürdigkeit sich von dem Generalstabsofficier verabschiedete und den jungen Zachow aufforderte, heute als sein Gast mit ihm bei Uhl zu Mittag zu speisen.

Erni schien jedem vertraulichen Gespräch abgeneigt, und Mutter und Tochter unterhielten sich während der kurzen Fahrt nur über das Alltäglichste.

Zu Hause angekommen, meldete man ihnen, daß Comtesse Cara zu Fräulein von Kasseldorf gefahren sei, dort zu Mittag essen wolle und um zehn Uhr abgeholt werden möchte.

„Sie hat so viel Herz," sagte gerührt die Mutter, „heute hörte sie von Frieda's Erkältung und leistet ihr nun Gesellschaft, statt mit uns ins Theater zu gehen."

Digitized by Google

Als die Gräfin aber um halb Elf aus dem neuesten Wildenbruch'schen Stück zurückkehrte, erwartete sie Fräulein Ebert mit verstörtem Gesicht in dem Wohnzimmer.

„Excellenz, der Heinrich ging, wie bestellt, um zehn Uhr mit dem Coupé, um die Comtesse Cara vom Herrn Oberst abzuholen, und hörte dort, daß die Comtesse gar nicht da gewesen sei."

„Wem hatte sie denn die Bestellung übergeben?" fragte kurz angebunden die Gräfin.

„Mir, Excellenz, und zwar ganz deutlich — es ist kein Irrthum möglich, sie nannte mir noch überflüssiger Weise die Hausnummer. Und, Excellenz .... Excellenz dürfen es mir nicht verargen ...."

„Sprechen Sie doch, bitte, deutlicher, Fräulein Ebert," unterbrach sie kreideweiß die Mutter.

„Die Comtesse hatte die grüne Plüschtasche mit; ich glaubte, es wäre ihre Handarbeit, aber Heinrich, der den Sack hinunter in die bestellte Droschke trug, sagt, er wäre ganz schwer gewesen, und — und ... alle Toilettensachen und das Lederetui dazu fehlen ... und die Wäscheschublade steht offen, und das kleine Fach im Schreibtisch, wo Comtesse ihr Taschengeld aufbewahrten, ist aufgeschlossen und leer ...." Jetzt schluchzte die gute, der Familie sehr zugethane Person vernehmlich.

Die Gräfin wankte, setzte sich schnell und sagte mit leiser Stimme: „Schellen Sie, bitte ..."

Der Diener erschien mit sehr eigenthümlichem Ausdruck auf den sonst so starren Zügen.

„Der Wagen möchte sofort wieder vorfahren — Sie kommen mit — Zimmermann soll sich bereit halten, einen Brief an den Herrn Grafen nach der Caserne zu bringen."

Der Diener verschwand augenblicklich, und Maja fuhr fort: „Jetzt fassen Sie sich, bitte, Fräulein Ebert, und sagen Sie mir gerade heraus, was Sie vermuthen ... Sie halten etwas zurück."

„Ach, Excellenz," stöhnte die Angeredete, „die Comtesse steht seit Kurzem sehr zeitig des Morgens auf und hat, so sagt der Heinrich, dem Briefträger jeden Morgen aufgepaßt und ihm die Post abgenommen, und es war jeden Morgen ein Brief für sie da."

„Wußten Sie dies schon lange?"

„Nein, Excellenz, der Heinrich hat es mir eben erzählt; er und die Alma und ich ängstigen uns halb todt und befürchten einen Selbstmord."

Fräulein Ebert war hervorragend gut, aber leider sehr dumm.

„Es sieht nicht danach aus," sagte die Gräfin, aber das entsetzliche Wort schnürte ihr doch das Herz zu. „Haben Sie sonst etwas erfahren?"

„Ja, Excellenz, der Heinrich und die Alma haben beide gesehen, daß ... daß ... daß unsere Comtesse Cara am Fenster stand, während der Herr Dr. Halbers auf der Straße ein paar Mal auf und ab ging, und sie grüßten sich und winkten einander zu."

Digitized by Google

Die Gräfin wurde blutroth und biß sich auf die Lippen; vom ersten Augenblick an hatte sie dieses befürchtet. Erni, welche bis dahin sprachlos und vor Aufregung zitternd dagestanden hatte, brach in heftige Thränen aus und schluchzte halbverständliche Worte. Der Wagen wurde angemeldet, die Gräfin schrieb einige hastige Worte, in denen sie ihren Sohn zu sich bestellte, und fuhr zu ihrem Schwager Kasseldorf, der glücklicher Weise zu Hause und noch auf war.

„Nicht wahr," fragte sie ihn, nachdem er die schlimme Sachlage gehört hatte, „es ist zweifellos, daß sie sich von diesem elenden Menschen hat entführen lassen?"

Der Oberst gab zu, daß Alles darauf hinweise.

„Mir scheint es am besten," fuhr sie fort, „wenn ich gleich zu dessen Eltern fahre und dort Erkundigungen einziehe. Cara ist zwar durch eine solche Anfrage hoffnungslos bloßgestellt, aber verloren ist die Sache doch, die alten Leute sind anständig, und möglicher Weise entgehe ich dann der qualvollen Ungewißheit, die mich fast wahnsinnig macht." Zum ersten Male zitterte ihre Stimme, und das ganze Gesicht zuckte vor Schmerz. Der Oberst wußte nichts Besseres vorzuschlagen und begleitete seine Schwägerin zum Commissionsrathe, der sich schon zu Bett gelegt hatte und höchst überrascht in einer eiligst zusammengelesenen Kleidercombination zum unerwarteten Gast hereinkam.

„Darf ich Sie bitten, als besondere Freundlichkeit für mich, diesen Besuch und seinen Zweck ganz geheim zu halten?" fragte sie ihn ernst, und fuhr nach der selbstverständlichen Zusicherung fort: „Meine Tochter Cara ist seit heute Nachmittag verschwunden; sie hat uns absichtlich auf falsche Fährte geleitet und das Nöthigste zur Reise mitgenommen." Die Gräfin stockte; es wurde ihr doch noch schwerer als sie es sich vorgestellt hatte. „Verschiedene Umstände lassen mich befürchten, daß Ihr Herr Sohn mit diesem unglücklichen Schritt verknüpft ist... Können Sie mir sagen, wo sich derselbe jetzt befindet?"

Einen Augenblick triumphirte der Commissionsrath; hatte sein Sohn also wirklich diese stolze Gräfin überrumpelt und wie immer — ein Prachtmensch — seinen Willen durchgesetzt! Dann aber überblickte er nicht nur die Nachtheile, welche diese Handlung für beide jungen Leute mit sich führen würde, sondern bedauerte aufrichtig die Mutter, welche ihm eine wahre Achtung eingeflößt hatte. „Glauben Sie mir, Excellenz, es thut mir wirklich leid, daß einer aus meiner Familie Ihnen diese Sorge bereitet. Unser Siegfried hat Ihre Abweisung sehr hart empfunden, aber es ist unverantwortlich von ihm, seinen Vorsatz auf so hinterlistige Weise durchzusetzen."

„Es ist also wahr?" fragte Maja mit zitternden Lippen.

Da schlug die Uhr — alle Blicke richteten sich auf das weiße Zifferblatt — es war halb zwölf.

Der Oberst von Kasseldorf zuckte mit den Achseln, lehnte sich im Stuhl zurück und betrachtete neugierig die schwere und kostspielige Zimmereinrichtung: die Gräfin saß blaß und aufrecht im Stuhl und biß ihre Lippen zusammen.

„Ich habe keinen Zweifel daran," versetzte der Commissionsrath. „Heute Nachmittag fuhr er mit einem Koffer und dem nöthigen Handgepäck beladen fort, um, wie er sagte, seiner Nerven wegen und Luftveränderung halber eine

kleine Reise zu unternehmen; Briefe sollten nicht nachgeschickt werden; er werde schreiben, sobald er erst wisse, wo er sich aufhalten würde. Die ganze letzte Woche war er unruhig gewesen, bestellte sich eine Unmenge neuer Sachen vom Schneider und seinen verschiedenen Lieferanten und nahm auch all diese Herrlichkeiten mit. Ja, Excellenz, er hat recht schlecht gehandelt, aber was der sich in den Kopf setzt, thut er auch, darauf kann man Gift nehmen. Und das werden Sie, die doch, bis vor Kurzem, so gütig gegen ihn gewesen sind, auch zugeben — einen gescheidteren, eleganteren, hübscheren Menschen wie unseren Siegfried findet man nicht leicht!"

Der Oberst wußte nicht, ob er diese Situation unfreiwillig komisch oder empörend finden solle, und schnaubte sich laut die Nase. Die Gräfin saß noch immer bleich und aufrecht da; aber es dauerte doch einige Secunden, ehe sie die genügende Fassung besaß, um ihrer Stimme zu trauen. Dann blickte sie auf. „Sie werden begreifen, daß ich nicht eher ruhen kann, bis ich Genaues über den Verbleib meiner Tochter weiß; ich werde die Sache der Polizei und Geheimagenten übertragen; die Droschken, in welchen die Beiden fortfuhren, müssen ermittelt, an allen Bahnhöfen müssen Nachforschungen angestellt werden. Mein Schwager und mein Sohn werden mir hierbei behülflich sein. Ich danke Ihnen schon im Voraus für das Schweigen' in dieser Angelegenheit, welches Sie mir bereits vorhin so gütig zugesagt haben. Gute Nacht, Herr Commissionsrath, — ich bedaure, Sie zu so später Stunde gestört zu haben."

Sie reichte ihm ihre Hand; es schwebte ihm so vor, als ob es eigentlich angebracht wäre, dieselbe zu küssen; aber im letzten Augenblick fehlte ihm der Muth zu einer ihm „spanisch" vorkommenden Handlung, und er verbeugte sich, so gut es sich in dem wenig correcten Anzug machen ließ. Der Oberst grüßte steif und höflich, und nachdem er seine Gäste bis an die Hausthür geleitet hatte, eilte der Commissionsrath zurück zu seiner Frau, welche hinter der Portière dem sie so ungemein interessirenden Gespräch gefolgt war. Und es dauerte lang, ehe sich das Ehepaar über diesen Roman in ihrer Familie fertig ausgesprochen hatte.

Die nöthigen Verhandlungen wurden jetzt, soweit es zu dieser späten Stunde noch möglich war, nach Kräften eingeleitet, die nächsten Schritte geplant und den verschiedensten Möglichkeiten vorgesehen. Erst in den Morgenstunden kam Maja zur Ruhe, und jetzt in der Dunkelheit und Stille des Schlafzimmers fielen die ersten, heißen Thränen.

Die Frühpost brachte keinen Brief, aber bald liefen die ersten Nachrichten der Geheimagenten ein. Das beschriebene Paar war am Anhalter Bahnhof angekommen und hatte Billets erster Klasse nach Leipzig gelöst, wo jetzt Erkundigungen eingezogen wurden. Darauf kam ein Telegramm: „Kein solches Paar in Leipzig angekommen." Dann aber brachte die Nachmittagspost einen Brief mit dem Poststempel Jüterbog. Er war von Cara's Hand und wurde mit zitternden Händen eröffnet.

„Liebe Mama! Da veraltete Vorurtheile uns trennten, haben wir mit eigener Hand die Schranken niedergerissen, und sind jetzt unsäglich glücklich.

Deine Cara und Dein Siegfried."

Digitized by Google

Die Tochter hatte geschrieben, aber es waren Halbers' wohlerwogene Worte, das fühlte die Gräfin ganz klar. „Veraltete Vorurtheile," warum hatte Cara ihr nicht geglaubt! Die Arme würde bald genug einsehen müssen, daß andere schwerer wiegende Gründe vorhanden waren. Was würde ihr Loos sein? . . . vielleicht einige Wochen des Rausches, vielleicht einige Monate . . . . dann aber das Erwachen, die jahrelang dauernde Enttäuschung, die im günstigsten Fall in das resignirte Einerlei der Gewöhnung auslaufen würde. Und dazu die Schmach dieses Schrittes! Wie würde die Sache sich jetzt entwickeln? Kein Wort über eine Heirath . . . das sah ihm ähnlich und — leider — auch ihr. Vielleicht hatte sie von der Mutter diesen exaltirten Schwung, der aber, statt ihren sittlichen Standpunkt zu erhöhen, sie nur zur blinden Befolgung des leidenschaftlichen Impulses trieb. Erni wäre kühler und praktischer gewesen; selbst mit achtzehn Jahren hätte diese junge Person die Folgen einer solchen Ueberstürzung klar übersehen.

Wie unendlich stolz war sie auf ihre Töchter gewesen, und nun war ein Fall eingetreten, auf den man heutzutage in guten Familien kaum mehr rechnet. Das ihr! Sie zerknitterte den Brief und glättete ihn dann wieder in der Hoffnung, aus den Worten doch noch irgend einen beschönigenden Umstand herauslesen zu können. „Dein Siegfried" . . . . das ihr! Sie erhob sich schnell und ging erregt im Zimmer auf und ab. „Meine Gefühle dürfen hierbei gar nicht berücksichtigt werden," sagte sie sich; dann ruhiger werdend: „Alles, Alles will ich über mich ergehen lassen, um nur für Cara zu retten, was zu retten ist."

Es klingelte, der Diener brachte ein Telegramm herein: „Bewußtes Paar gestern Nachmittag in Jüterbog Billette nach Dresden Schnellzug genommen und abgefahren." „Leipzig war also eine Kriegslist," sagte sie sich und fügte dann hinzu, „ich muß ihnen nach." Sie telegraphirte dem Agenten, er solle sofort nach Dresden reisen, das Hôtel, eventuell die ferneren Bewegungen des Paares ermitteln und sie heute Abend 8.41 am dortigen Bahnhof erwarten; dann gab sie der Kammerfrau den Befehl, alles Nöthige für einige Tage zusammenzupacken und sie heute Nachmittag um 5.30 nach Dresden zu begleiten. Darauf schrieb sie noch einige Worte an ihren Schwager, gab dem Fräulein Ebert mehrere Aufträge, entschuldigte sich zum heutigen Donnerstag bei der Kaiserin und zum morgigen Diner und hatte damit alles augenblicklich Nöthige erledigt. Erni hatte sie an die frische Luft geschickt, um mit ihrem Bruder Hans die Aufregungen der letzten zwölf Stunden zu vergessen; Erich hatte Unterricht, und so war das Haus still und vereinsamt. Sie versenkte sich erschöpft in den großen, weiten Lehnstuhl und nahm vom Tischchen eins ihrer Lieblingsbücher auf — Iphigenie. Wie oft schon hatte sie aus der Hetzjagd des gesellschaftlichen Lebens sich auf diese Höhen geflüchtet . . . . Jetzt fielen ihre Augen auf die Stelle: „sie bewahrt der Ruhe heiliges unerschöpftes Gut" . . . . wie that das wohl . . . . Aber dann schlug es hart und mahnend an ihre Brust: . . „habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne" . . . Es war ein Wahnsinniger, der es sagte, meinte sie; aber unwillkürlich schaudernd suchte sie den Eindruck wieder los zu werden.

Um vier Uhr brachte der Diener den Thee und die Lampen herein, und schon hörte man draußen die hellen Stimmen ihrer Kinder. Mit frisch gerötheten

Digitized by Google

Gesichtern traten Erni und Hans herein. Die Telegramme wurden eiligst ergriffen und die Pläne durchsprochen; Cara und Halbers aber kaum erwähnt und mit keiner Silbe beurtheilt. Stillschweigend schienen sie sich das Wort gegeben zu haben, das einmal Geschehene möglichst zu ignoriren.

„Sollte die Civiltrauung wirklich noch nicht erfolgt sein," sagte die Gräfin, „werde ich derselben so bald wie möglich, wahrscheinlich in Dresden selbst, beiwohnen. Der Vormund ist schon benachrichtigt worden, die Papiere werden mir dorthin geschickt."

Der Sohn nickte, Erni biß die Lippen spöttisch zusammen, und alle Drei schwiegen. Dann versuchte Hans die trübe Stimmung aufzuhellen und erzählte im veränderten Ton von ihrem Spaziergang: „Die Ueberwachung einer solchen Schwester halte ich aber auf die Dauer nicht aus, Mama; diese Verantwortung unterwühlt meine sonst kräftige Natur. Natürlich zufälliger Weise schwenkte Erni in der Nähe des Generalstabs ein, nachdem ich ihr die zu weltliche Siegesallee streng untersagt hatte; natürlich zufälliger Weise erschien nach fünf Minuten im Geschwindschritt der lange Löschwitz hinter uns her. Für einen solchen Fall bitte ich mir ein anderes Mal schriftliche Instructionen aus! Ich versuchte mannhaft, ihn „anzuöden", aber Erni's Liebenswürdigkeit, durch die neue, weiße Jacke und das neue, weiße Barett unterstützt, erwiesen sich noch stärker als meine Bemühungen."

Wie immer behauptete das junge Mädchen, daß er sie gänzlich kühl lasse, aber mit diesem Hoffnungsstrahl in der sonst so trüben Zukunft reiste die Gräfin nach Dresden ab. Am Bahnhof erwartete sie der Geheimagent mit seinem durchfurchten Gesicht und seiner deutlich und hart flüsternden Stimme. „Excellenz, die Herrschaften sind gestern Abend mit diesem Zuge angekommen und im Hôtel Bellevue abgestiegen und haben sich im Fremdenbuch als Dr. Halbers und Frau Halbers, geborene Gräfin Zachow, eingetragen. Heute haben sie die Museen besucht, auf ihrem Zimmer zu Mittag gegessen, sind darauf ausgefahren und wieder ins Hôtel zurückgekehrt, wo sie das Abendbrot bereits bestellt hatten."

Maja verabschiedete darauf den Agenten und fuhr nach dem Hôtel Bellevue. Dahin reisen alle Neuvermählten aus Berlin noch an ihrem Hochzeitstage. In ihrer „unausstehlich regen Phantasie" hatte sie Ullo und Erni bereits dort ankommen sehen, und nun dieses — Paar! Je näher die Stunde des Wiedersehens rückte, je mehr die Ungewißheit über das Verbleiben der Tochter verschwand, um so mehr wuchs Maja's Erbitterung über den unseligen Schritt, über den tiefen Fall, den die Tochter so leichtsinnig gethan.

„Ist Frau Halbers zu Haus?" fragte sie den Portier.

„Frau Doktor sind auf ihrem Salon, Nr. 23; den Herrn Doktor sah ich eben in das Rauchzimmer gehen."

„Melden Sie die Gräfin Zachow auf 23 an," sagte Maja einem Kellner und, der Jungfer das Aussuchen der Zimmer überlassend, ging sie den Corridor hinauf. Sie hörte ihren Namen nennen, hörte einen halb unterdrückten, erstaunten Schrei und trat ein; hinter ihr schloß sich die Thür. Da stand ihre junge, achtzehnjährige Tochter, genau wie sie dieselbe am gestrigen Tage zuletzt gesehen hatte, dasselbe dunkle, pelzverbrämte Kleid, dieselben kleinen, goldenen

Digitized by Google

Armspangen, dieselbe Art, ihr mattbraunes Haar aufzustecken — nichts hatte sich geändert — und doch so viel! Ihr Herz schnürte sich krampfhaft zusammen: „Als was sehe ich Dich, Cara," fragte sie leise, aber streng nach einigen todtenstillen Minuten, „als seine Frau .... oder als seine Geliebte? ..."

Cara wurde dunkelroth und klammerte sich an den vor ihr stehenden Tisch. „Ach, Mama," stammelte sie schmerzhaft. Dann fiel ihr Blick auf den charakteristischer Weise einzigen mitgenommenen Zimmerschmuck, auf Siegfried Halbers', schön eingerahmte Photographie; der Anblick gab ihr Muth, und „seine" Phrasen kamen ihr auf die Lippen. „Wir fassen diese Sachen von einem höheren, idealeren Standpunkt auf; unsere Seelenharmonie geht uns über die bloß formellen Bande. Kein Standesamt und keine Kirche könnten uns näher bringen, als es unsere Herzen schon sind."

„Halbers'sches Wortgeklimper," sagte sich die Gräfin; aber sie erkannte auch die geschickte Hand des geschickten Mannes, der nun das Mädchen hülflos und compromittirt in seinen Händen hielt.

Da trat Siegfried, dem der Besuch gemeldet worden war, herein. „Liebe Mama," rief er noch an der offenen Thür mit sicherer und liebenswürdiger Stimme, wollte auf sie zueilen, blieb aber doch unschlüssig stehen und lächelte verlegen.

Die Gräfin hatte sich gesetzt, sah ihn durchdringend an und grüßte leicht mit dem Kopfe. „Sie haben eine gesetzwidrige Handlung begangen, Dr. Halbers," bemerkte sie kalt. „Cara ist, wie Sie wissen, noch nicht majorenn."

„Wollen Excellenz es auf einen Proceß ankommen lassen?" antwortete er sarkastisch.

„Ueber die Vergangenheit wollen wir kein Wort mehr verlieren," versetzte Maja, „wie denken Sie sich aber die Zukunft?"

Cara sah ihn angsterfüllt an, und die Mutter merkte, daß ihr Kind bereits jetzt, trotz aller Phrasen, genügend zur Besinnung gekommen war, um das Unhaltbare ihrer Lage zu erkennen und schwer darunter zu leiden.

Halbers überlegte sich seine Antwort; sollte er diese stolze Gräfin noch recht bitter bereuen lassen, ihn neulich so kurz abgewiesen zu haben, sollte er diesen wohlthuenden Augenblick des Triumphs noch lange ausdehnen und genießen, sollte er diese ganze vornehme Familie nicht noch lange zu seinen Füßen lassen? — gehörte ihm doch die Situation! Aber auf der anderen Seite könnte dann auch am Ende die Veranlassung zu dieser Heirath, die erwünschte Annäherung der vornehmen Kreise, durch sein schroffes Verhalten gänzlich vereitelt werden; auch die Möglichkeit eines Duells mit dem jungen Zachow, obgleich er sich wahrscheinlich ganz correct dabei benommen hätte, war wenig verlockend, und schließlich wurde ihm ebenfalls klar, daß er gegenüber dieser zarten, blassen Dame der großen Welt, die dort auf ihrem Stuhl wie auf einem Throne saß und ihn mit großen, grauen Augen durchblickte, trotz all' seiner Gewandtheit unfehlbar den Kürzeren ziehen würde. „Do it with a good grace," sagte er sich, blieb achtungsvoll stehen, verbeugte sich und antwortete: „Daß wir Sie hier bei uns sehen, Excellenz, darf ich wohl in einem für uns günstigen Sinne auffassen. Wir bitten, unsern raschen Schritt vergeben zu wollen, und werden uns gern Ihren Wünschen fügen."

Digitized by Google

Maja war überraſcht; das impertinente „Liebe Mama“ war ihr vorhin ſehr auf die Nerven gefallen und in der jetzt vorausgegangenen Pauſe hatte ſie ſich ſchon auf Krieg gewappnet. Es war aber entſchieden beſſer ſo. „Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß ich auf eine baldige Heirath beſtehe,“ ſagte ſie beſtimmt, doch in nicht unfreundlichem Tone. „Sobald Cara Ihre Frau iſt, werde ich Sie beide als Tochter und Schwiegerſohn betrachten.“

„Mama, verzeih mir, laß mich ſelbſt jetzt Deine Tochter noch ſein,“ bat Cara unter ſtrömenden Thränen. Sie litt augenſcheinlich, und mitleidig umarmte Maja ihr Kind, dem jungen Manne reichte ſie die Spitzen ihrer Hand, welche dieſer achtungsvoll küßte, und erſt dann, nachdem ſie ihn dazu aufgefordert hatte, nahm er Platz.

Es wurde beſchloſſen, daß die ſtandesamtliche Heirath in der denkbar kürzeſten Friſt ſtattfinden ſolle. Bis dahin blieb Maja im Gaſthof, nahm ihre Mahlzeiten mit dem Paare ein, um ſich den übrigen Tag allein in den Galerien zu tröſten und aufzurichten. Ihr zu Liebe hatte Halbers die kirchliche Trauung vorgeſchlagen, doch unter dieſen Umſtänden verzichtete ſie darauf.

Nach erfolgter Eheſchließung reiſte ſie ſofort nach Berlin und rückte die Nachricht in die Zeitungen ein. Sie verſuchte ziemlich erfolgreich der Geſchichte noch das beſtmögliche Gepräge zu verleihen, that, als ob nichts zu vertuſchen oder als Schande aufzufaſſen ſei, und ſagte faſt nichts wirklich aus. Die volle Wahrheit wußten nur die Kaſſeldorf's und die Halbers', und von ihnen allen wurde die Parole ausgegeben: wegen verſchiedener Schwierigkeiten und des Widerſpruches mehrerer Verwandten, hätte man ſich entſchloſſen, die Hochzeit ganz ſtill, nur in Anweſenheit der Mutter und des Vormunds, in Dresden vor ſich gehen zu laſſen. Alle Fragen, alle Andeutungen wurden ignorirt, keine weiteren Einzelheiten verlauteten, und wenn dadurch auch natürlich dem Klatſch und dem Gerede nicht ausgewichen werden konnte, ſo war doch die äußere Faſſung gewahrt.

Im Verwandtenkreiſe wurde der Name der Beiden kaum ausgeſprochen; die Sache, wenn man ſie vor Freunden auch in der erwähnten Weiſe erzählte, ging ihnen allen doch zu nahe, als daß ſie, ſobald die geſellſchaftliche Maske gefallen war, leichtfertig hätte berührt werden können. Lindernd und abſtumpfend mußte hierüber das Gras der Zeit noch wachſen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Pierre Loti.

„Alles wiederholt sich nur im Leben."

Vor hundert Jahren stiegen die Marquisen in Reifrock und Puderperücke, die der Uebercivilisation genug hatten, voll Entzücken in den thauigen Garten, um Jean Jacques' „bonheur de la solitude" zu theilen oder verirrten sich mit Bernardin de St. Pierre in den Wäldern exotischer Inseln. Ihre Urenkelinnen, im neunzehnten Jahrhundert, die sich an Psychologie und Naturalismus sattgelesen haben, folgen mit Wonne dem Dichter, der sie aus der ungesunden Großstadtatmosphäre in die weite Welt führen will.

Zwar sind Form und Sprache nicht mehr dieselben, mit denen man die Lesewelt von 1780 in die Wunder eines Sonnenaufgangs einweihte. An die Stelle des Pathos und der Emphase, die uns wohl erinnerlich sind von den Tagen her, als wir aus der Sammlung classischer Lesestücke unsere Kenntniß der französischen Sprache schöpften, sind andere Zeichen des Zeitgeistes getreten. Auch die Tendenzen sind nicht die nämlichen geblieben. Es gilt nicht mehr eine Revolution vorzubereiten, indem man aus dem Studium der Natur heraus „den Instinct gegen die Vernunft, das Herz gegen den Verstand, das Gefühl gegen die Autorität" ins Feld führt.

Der moderne Dichter hat andere Ziele. Er begnügt sich damit, die Natur in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Zonen, das ewig gleiche Menschenschicksal in seiner Vergänglichkeit zu malen. Er will schildern, rühren, ergreifen „sans jamais rien conclure" [1]).

Dieser Dichter ist Pierre Loti. Und daß die Hüterin des französischen Kunstgeschmacks und höchste Instanz für denselben seine Schöpfungen über die der naturalistischen Schule stellen konnte, beweist die Wahl Loti's in die Académie française.

* * *

Am 7. April dieses Jahres fand die Aufnahme Loti's statt, und die Berichte über diese wichtige Ceremonie füllten für einige Tage die Spalten aller Pariser Blätter. Die auserlesene Gesellschaft, die Person des Neugewählten, seine dem Andenken Octave Feuillet's gewidmete Rede, — Alles wurde mit größter Genauigkeit wiedergegeben. Galt es doch, das Publicum von Angesicht zu Angesicht mit dem Autor bekannt zu machen, der, meistens von Frankreich abwesend und unter einem Pseudonym seinen Namen verbergend, sich binnen der letzten zwölf Jahre zu einem der gelesensten Schriftsteller, ja zu dem erklärten Liebling der französischen Damenwelt zu machen gewußt hatte.

Was dabei an Satire, Witz, Spott, ja selbst Bosheit gesagt worden ist, von den Kritikern, denen der neue Akademiker sich offen abhold erklärt hatte, von den Vertretern der naturalistischen und psychologischen Romanschule, ist längst mit den kurzlebigen Zeitungen aus der Welt gegangen. Auch das Nachspiel der ausgetauschten

[1]) Pierre Loti. Discours à l'académie.

Digitized by Google

höflichen Briefe zwischen Loti und Zola, dem Sieger und dem Besiegten im Kampf um den „Fauteuil", ist schon eine fast vergessene Episode. Man hat sich darein finden müssen, unter dem Namen des Dichters auf den neuesten Auflagen seiner Werke den üblichen Zusatz „de l'Académie française" zu lesen.

Unser Publicum, mit Inhalt, Form, ja Tendenz dieser Werke bekannt zu machen, wäre keine leichte Aufgabe. Denn wer kann beweisen, daß die deutsche Auffassung des französisch Gefühlten und Gesagten die richtige sei?

Pierre Loti hat es uns aber in dieser Hinsicht nicht schwer gemacht. Der moderne Poet braucht eben nicht allzuviel Zeit, um sich als berühmten Mann zu fühlen. Durch ein „Dutzend Bändchen" wurde der Goethe'sche Freund daran gemahnt, daß unser großer Dichter seinen Verehrern noch eine Geschichte seines Lebens und seiner künstlerischen Entwicklung schulde. Loti war kaum bei dieser Zahl angelangt, als er im „roman d'un enfant" Alles, was an Fragen über seine Jugendjahre offen blieb, dem Publicum bereitwillig mittheilte. Sein literarisches Glaubensbekenntniß hat er sodann in seiner akademischen Antrittsrede und in den Spalten seiner Romane zu wiederholten Malen abgelegt.

Chronologisch fällt der „roman d'un enfant" zwar nicht in den Anfang von Loti's dichterischer Laufbahn. Wir wollen ihn trotzdem zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung nehmen, da er neben der Geschichte seiner Kindheit die beste Probe von Loti's eigenthümlichem Talente gibt.

Pierre Loti — Julien Viaud, lieutenant de vaisseau in der französischen Marine, — ist in den fünfziger Jahren in Rochefort sur mer geboren. Aus einer alten protestantischen Familie von der Insel Oléron stammend, ist er in den Traditionen des Würdigen und Ehrenhaften aufgewachsen, in einem Haus, in welchem noch der innige Familienzusammenhang und die strenge Sitte der alten Zeit gepflegt wurden. Solche Heimwesen sind nicht selten in der französischen Provinz zu finden — sie mögen aber dem modernen Romanschreiber nicht des Interesses werth erscheinen. Denn wir begegnen ihrem Bilde selten in den Büchern, woher denn auch manche fälschliche Auffassung über französisches Familienleben herstammen mag.

Das Elternhaus, Garten, Feld und Meeresstrand, die Mutter und die ehrwürdigen Tanten, die seine Jugend behüteten, alle Reminiscenzen der früh erwachten Kinderseele hat Loti uns im „roman d'un enfant" voll Pietät gezeichnet. Wir sehen ihn auf den Knieen der Großmutter Psalter und Bibel durchblättern, Erbstücke aus den Hugenottenverfolgungen hinübergerettet, die dem Kinde ehrfürchtiges Staunen einflößen. Ueber den Herrlichkeiten, die der Bruder aus fremden Ländern nach Hause bringt, erwacht in ihm die Lust am Seemannsberuf. Matrosenlieder, die an stillen Sonntagabenden in seine Dachstube hinaufschallen, locken ihn mächtig an, um ihn schließlich fürs Leben aus dem engen Kreise, in dem ihn die Liebe und Sorge der Seinigen noch hält, aufs Meer zu ziehen.

Die feinsten Abstufungen aller Gefühle, Regungen und Ahnungen, eine ganze Scala von Schattirungen im Gebiete der Seelenzustände, weiß Loti uns mit dem zartesten Pinselstrich wiederzugeben. Ein Farbenton, ein fallendes Blatt, die Blume auf dem Kleide der Mutter, der Sonnenstrahl, der alltäglich um dieselbe Stunde einen Winkel der Treppe im Vaterhaus erleuchtet, das sind die Vorwürfe für den „Roman eines Kindes." Er schließt mit dem Tage, an welchem in dem Knaben der Entschluß, Seemann zu werden, zur Reife gelangt. —

* * *

Im Jahre 1879 erschien „Aziyadé" — Auszüge aus den Briefen und Notizen eines englischen Marineoffiziers." Wir finden unter der losen Hülle des englischen Namens unsern Dichter wieder, den, nach Kämpfen und Enttäuschungen der ersten Jugendjahre der Zufall des Matrosenlebens nach Constantinopel führt. In tagebuchartigen Aufzeichnungen enthält „Aziyadé" die Geschichte seiner Liebe zu einer jungen Türkin und, obgleich ein etwas aus der Mode gegangener Pessimismus und romantischer Aufputz dem Buche den Stempel der Erstlingsarbeit aufprägen, so zeigt es dennoch Spuren reicher künstlerischer Anlagen.

Digitized by Google

Mancher Dichter mag groß sein in der Darstellung des Erdenwinkels, der ihm der liebste und vertrauteste ist. Loti soll uns schon in seiner ersten Arbeit beweisen, daß er die Natur in jedem Bilde so zu durchdringen weiß, als habe er sie gerade in diesem Bilde zum Studium seines Lebens gemacht.

Constantinopel im Lichte der Frühlingssonne, der Liebe, des Glücks, die Tage in dem stillen Hause der heiligen Vorstadt Eyub, die Fahrten im Kaik um das goldene Horn, Sonnenuntergangsstunden und Mondnächte im Orient leben hier vor unseren Augen auf. Ja, alle Lockungen des, den Abendländer so seltsam anziehenden Islams dringen auf den Leser ein, und wer selbst diesen Zauber gefühlt und sich ihm hingegeben hat, der legt das Büchlein aus der Hand als eine nur zu getreue Wiedergabe eigener, schwer bekämpfter Stimmungen.

In „Fantôme d'Orient", seinem letzten Werke, ist Loti ein zweites Mal nach Constantinopel zurückgekehrt und hat sich in der Schilderung derselben Welt in herbstlicher Beleuchtung womöglich übertroffen.

Auf „Azivadé" sind im Laufe der letzten zwölf Jahre zwölf Bände gefolgt (Loti's erste Romane erschienen in der „Nouvelle Revue" der Madame Adam), in denen Loti den Leser bald zum Senegal[1]), bald nach Polynesien[2]), von Japan[3]) nach Afrika geführt und immer sein Interesse wach zu erhalten verstanden hat. Loti selbst ist meist der Held des jeweiligen Erlebnisses, das er stets mit einem unvergleichlichen Hintergrunde ausstattet. Der Erfindung bedarf es für ihn nicht viel. „Je trouve que, quand on arrange les choses on les dérange toujours beaucoup," schreibt er im Vorwort zu „Madame Chrysanthème: und, auf ihn selbst angewendet, ist dieses Wort vollkommen wahr. Loti componirt nicht die Decoration zu seiner Erzählung. Seine Bilder sind künstlerisch abgerundet, und doch liegt ihre große Wirkung in ihrer absoluten Naturwahrheit.

Es sei hier in wenig Worten der Verschiedenheit gedacht, die bisher in der Wiedergabe der Natur zwischen der unsrigen und der französischen Sprache geherrscht hat. Ein französischer Beobachter glaubt sie auf das Grundprincip zurückzuführen, nach welchem der Germane als Kind einer jüngeren Cultur und als größerer Naturfreund alle Vergleichungspunkte für dieselbe in ihr selbst sucht, ja, jede ihrer Manifestationen mit einem, ihr entnommenen onomatopoetischen Zeitworte wiedergibt. Anders der Romane, der, einer älteren Civilisation entstammend, sich in ihr in seinem wahren Bereich fühlt und darum die Metapher für das, was ihm in der Natur entgegentritt, in einem Kunstproducte sucht. Die Richtigkeit dieser Bemerkung läßt sich aufs Leichteste bestätigen, wenn wir nur einen Band der Goethe'schen Gedichte aufschlagen und dann wiederum einen Blick in die einschlägige französische Literatur thun. Einen zweiten Beweis finden wir auch in der absoluten Unmöglichkeit, eine unserer lyrischen Dichtungen in die Sprache unserer Nachbarn zu übertragen. Sie, die doch sonst Leidenschaft, Sentimentalität und Ueberschwänglichkeit gut wiederzugeben weiß, wird steif und conventionell, sobald sie uns ein Bild von dem Leben und Weben der Natur geben soll. Dasselbe gilt in der Prosa. Wer hätte nicht über den emphatisch kühlen und trockenen Beschreibungen des „Génie du Christianisme", der „Ruines" oder der „Harmonies de la nature" geseufzt?

Ein ganzes Arsenal von Kunsterzeugnissen: Atlas, Sammt, Seide, Schärpen, Bänder und Tunikas müssen Chateaubriand, Volney und Bernardin zu ihren Vergleichen dienen. „Die Bäume setzen einen grünen Haarputz auf, unter dem ihre cannelirten Stirnen verjüngt erscheinen. Verschieden in Form und Farbe gruppiren sich die Blätter, sie theilen sich, breiten sich aus oder schweben mit Anmuth. Bald steigen sie zu Strebepfeilern auf, bald hängen sie wie Kränze herab, bald erheben sie sich, minder bescheiden in Bündeln, Strahlen, zu Obelisken. Dort ist es ein Pfeil, den

[1]) Le roman d'un spahi.
[2]) Le mariage de Loti.
[3]) Madame Chrysanthème.

Digitized by Google

man losschnellt, dort ein grüner Strauß, der sich elegant mit dem Horizont vermählt. Unzählige Blätter haben sich in den Lüften ausgebreitet, wie der Degen, den man aus der Scheide zieht, wie der Fächer, den man entfaltet, oder der Stoff, den man aufrollt . . . . . man möchte fragen, wo die Natur diese reichen und frischen Vorhänge verborgen hielt, mit denen sich jetzt der Wohnort des Menschengeschlechts geschmückt hat."

Es wäre ein Leichtes, die Auswahl fortzusetzen. Wir würden schließlich bei den Rosen Zola's enden[1]), von denen eine jede ein weibliches Wesen personificirt, etwa in der Toilette derer, die wir auf dem Einband des „Figaro illustré" bewundern können.

Loti, dem Seemanne, der sein Leben im engsten Verkehr mit der Natur verbracht hat, ist diese Auffassung derselben, wie überhaupt jede Vergötterung des Menschengeistes und seiner Errungenschaften, unendlich fern. Ob er des Frühlings Erwachen an der bretonischen Küste, einen Sturm im gelben Meer, glühende Stunden unter der Sonne des Aequators malt, seine Bilder prägen sich dem Gedächtniß des Lesers gleich unvergeßlich ein. Oft ist ihm sein Idiom nicht fein genug, um die innersten, kaum faßbaren, dem Auge entschwindenden Kundgebungen der Natur zu fixiren. Loti's Sprache nimmt dann eine neue, halb mystische Gestalt an, bietet in aller classischen Reinheit Bilder, die wie von einem Flor umgeben sind, der sie dem Leser leicht verhüllt, um seinem Ahnungsvermögen desto mehr zu überlassen. Ein Kunstgeheimniß, das auch bei uns den Reiz mancher beliebten Dichtung ausmacht.

Ob bei dieser Darstellungsweise die alte Regel der französischen Classiker von der Klarheit und Präcision, von jener keinen Zweifel zulassenden Deutlichkeit, immer befolgt ist, wäre allerdings in Frage zu ziehen. Ohne Mühe verstanden zu werden war Voltaire's ganzes Bestreben. „Si mon ouvrage n'est pas aussi clair qu'une fable de Lafontaine, il faut le jeter au feu," schreibt er. Oder auch „Les Français ne savent pas combien je prends de peine pour ne leur en point donner."

Loti's Kunst liegt auf einer anderen Seite. Man möchte sagen, er will den Leser *fühlen* lassen, auf seine Sinne wirken, vor seinem leiblichen Auge das Bild erwecken, das ihm selbst vorschwebt. Und er erreicht es in vollkommenem Maße. Darin beruht seine hervorragende künstlerische Anlage. Die Natur ist sein Lebensstudium, die Schilderung derselben sein wahres Gebiet. Auf diesem Punkte nähert er sich der realistischen Schule in dem Maße, daß man ihn für einen Jünger derselben zu nehmen geneigt ist. Wenn er auf der einen Seite in zarten Zügen eine Stimmung schaffen kann, so verschmäht er auf der anderen die grellsten Contraste nicht, sofern sie nur getreu und aus dem Leben gegriffen sind.

Aber auch darin zeigt Loti sich als ein Kind seiner Zeit, daß die materialistische Weltauffassung auf dem Grunde seiner Schöpfungen schlummert. Der Mensch, wie er uns aus Loti's Werken entgegentritt, ist nur das Erzeugniß des Erdenflecks, der Zone, die ihn hervorgebracht. Hier weich, lässig, träumerisch wie Rarahu (Le mariage de Loti), die Tochter der üppigen Tropeninsel, dort manierirt, unfrei, mit verkümmertem Gemüth, wie Chrysanthème, das Kind der japanischen Hypercultur. Wie die Voreltern dachten und handelten, so denken und handeln Loti's Gestalten. Sollen sie doch wie ihre Ahnen zu Staub werden, damit ihre Kinder mit dem ererbten Leben in ererbter Weise schalten können.

Diese Auffassung ist es, auf welche sich die melancholische Färbung der Loti'schen Schriften zurückführen läßt. Für sie ist keine glückliche Lösung der menschlichen Existenz und ihrer Leiden vorhanden.

* * *

„Le mariage de Loti" sollte des Dichters Ruhm begründen. Das zauberhafte Eiland Tahiti mit seinen tiefen Wäldern und corallenreichen Gestaden, von dem stillen Ocean wie von einem Ring umgeben, die Lieder und Tänze der blumengeschmückten

[1]) La faute de l'abbé Mouret.

Digitized by Google

Maoris und vor Allem die Gestalt Rarahu's wurden von dem Publicum mit Entzücken aufgenommen. Dennoch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß — um es mild auszudrücken — eine Verirrung des Gefühls der Geschichte zu Grunde liegt. Kaum kann man es anders nennen, wenn Loti sich zu einer Ehe hergibt, die zwar den leichten Sitten von Polynesien gemäß ist, unser europäisches Gefühl aber verletzen muß. Das Idyll von Loti und Rarahu inmitten des Gartens unter den Cocospalmen, Mimosen und Oleandern nimmt bei dem unvermeidlichen Abschied ein tragisches Ende, das unharmonisch und abstoßend wirkt: Rarahu, das primitive und kindliche Geschöpf des Waldes, bleibt in der halbcivilisirten Hafenstadt zurück, um dort im Laster unterzugehen. — Das Buch macht den Eindruck, als sei der Dichter sich über die Tragweite seiner Schuld nicht klar, und es fehlt hiermit an jedem versöhnenden Ausklange.

Gleiche Empfindung erweckt die Lectüre von „Madame Chrysanthème". Die manierirte „mousmé" von Nagasaki, die ihre Tage Guitarre spielend und rauchend in ihrem Kartenhause verbringt, ist allerdings weniger geeignet, Mitleid zu erregen, als die zierliche naive Rarahu. Doch selbst die unvergleichlichen Schilderungen Japans und manche heitere Situation können uns nicht über dies Unbehagen hinwegtäuschen. Und das Schlußcapitel, das Loti seinem, wenn auch nur sehr schwach redenden feineren Empfinden zu Liebe angehängt haben mag, wiegt diese unwürdige Ehecomödie nicht auf.

* * *

Unsere rückhaltlose Bewunderung verdient aber das Buch, das Loti dem Schicksal jener Fischer gewidmet hat, die jährlich in kleinen Böten von der bretonischen Küste ausziehen, um in den Meeren von Island ihre Netze auszuwerfen. „Pêcheur d'Islande" ist Loti's bestes Werk, und die Uebersetzung von Carmen Sylva hat es auch in Deutschland weiteren Kreisen bekannt gemacht. Loti hat damit den Beweis geliefert, daß, entgegen seiner Behauptung, der Roman und nicht das persönliche Erlebniß seine eigentliche Kunstform sei. Meisterhaft ist das Leben in den Dörfern der Bretagne, meisterhaft die Stimmung, der Localton des ginsterbedeckten, sturmbewegten Strandes wiedergegeben. Es wäre vergeblich, wollten wir auch nur den Versuch machen, von dem eigenthümlichen Reiz dieser Dichtung etwas anzudeuten. Denn „Pêcheur d'Islande" ist, was Kunst der Darstellung anbetrifft, ein Gedicht. Die Schilderung der Sturmnacht im Islandmeer, wo Yann und Sylvester am Steuer aushalten, die Schiffsbegegnung im Nebel zwischen der „Marie" und der „Reine Berthe" sind Schöpfungen ersten Ranges. Sie flößen etwas von dem mystischen Schauer ein, den Wagner im „Fliegenden Holländer" zu wecken gewußt hat, so tief hat Loti die Gewalten der Natur durchschaut und gefühlt. Aufs denkbar Feinste sind die Contraste abgetönt zwischen der Monotonie des Fischerlebens im Eismeer beim Licht der Mitternachtsonne und dem angstbewegten Traume der Mädchenseele, die den Geliebten in der Ferne weiß; zwischen Stunden des höchsten Seelenfriedens und der Seligkeit in der Hütte und tobenden Winterstürmen auf See. Dabei kaum mehr Handlung, als es deren bedarf, um das Interesse des Lesers zu fesseln, und ohne eigentliche Verwicklung eine Steigerung des Romans, die uns darüber belehrt, daß wir es in Loti, neben dem Impressionisten, mit einem subtil berechnenden Künstler zu thun haben. Eine Lösung konnte Loti seinem Werke nicht geben. Das tragische Schicksal von Yann und Gaud wird immer wieder Menschenherzen treffen, „so lange die Fischer von Paimpol ihre Netze im Islandmeer auswerfen werden."

Loti ist der Erste gewesen, der das Mitgefühl des Publicums für die bretonischen Fischerfamilien angerufen hat. Des unendlichen Guten, das „Pêcheur d'Islande" gestiftet, hat M. Mézières in seiner Rede zu Loti's Empfang in der Akademie mit rühmenden Worten gedacht.

„Mon frère Yves" wäre dem vorangegangenen Werk an die Seite zu stellen, wenn nicht Längen, die man wiederum kaum missen möchte und Abschweifungen in die Wüstheit des Matrosenlebens die Schönheit des Buches beeinträchtigten. Bilder jedoch, wie der Abend in der bretonischen Hütte, wo zum Refrain der Ballade

Digitized by Google

„Nous étions trois marins de Groix“ die alte Mutter mit dem Spinnrade den Takt angibt, stehen an Kraft dem Besten nicht nach, das je geschrieben wurde.

* * *

„Ich habe nie ein Buch ‚componirt‘, ich habe nur geschrieben, wenn mein Geist von einer Idee heimgesucht war,“ sagt Loti in seiner akademischen Rede, „und es ist immer vielzuviel von mir selbst in meinen Büchern,“ fügt er hinzu.

Von dem ersten Auftreten Loti's an sind die französischen Kritiker darin übereingekommen, sein unbestreitbares Talent anzuerkennen; aber der Vorwurf, den er in seiner akademischen Rede sich selbst zu machen scheint, ist ihm auch von dieser Seite nicht erspart worden. Und wenn irgend Einer, so ist es Loti, der gegen die Vorschrift Flaubert's gefehlt hat, nach welcher „die persönliche Abwesenheit des Dichters“ von seinem Werke eine Hauptbedingung des dichterischen Schaffens sei.

Loti kann eben die Welt nicht anders betrachten als durch das Medium seiner eigenen Persönlichkeit. Wir verdanken dieser Anlage wohl einen großen Theil seiner ergreifenden Schilderungen, aber auch jene durchgehend melancholische Färbung derselben.

Die Grundempfindung, der wir in allen seinen Werken begegnen, faßt Loti selbst in die Worte zusammen: „eine mit Entsetzen gepaarte Bewunderung der Welt in ihrer wechselnden Unermeßlichkeit . . . . ein Nothschrei vor dem Tode.“ Wir begegnen ihr, sei es, daß Loti die verblichenen Gewänder verstorbener japanischer Kaiserinnen[1]) betrachtet, oder daß er uns eine unter der weißen Tünche schlafende orientalische Stadt[2]) malt. Es drängt sich dabei unwillkürlich dem Leser das Gefühl auf, daß er es hier nicht mit dem großen Leid der Menschheit zu thun hat, daß es vielmehr ein unbefriedigtes, sich selbstzerlegendes „Ich“ ist, das sich gegen sein eigenes Menschenschicksal auflehnt.

„Er selbst“ zu bleiben, ist Loti's ganzes Bestreben. Er drückt das sehr unumwunden in den an sich gerichteten Worten Plumkett's[3]) aus: „Ich erkläre mich für unfähig, Sie in irgend eine Classe von Schriftstellern einzureihen. Sie sind ganz persönlich Sie selbst, und Niemand wird Ihnen je einen Namen geben können. Man wird sich immer irren, sobald man eine bekannte Benennung auf Sie anwenden will.“

Wir können diese Ansicht nicht ganz theilen. Wenn Loti jede Zugehörigkeit zu irgend einer bestehenden Richtung ablehnt, so sehen wir doch, daß er Anspruch darauf erhebt, ein Idealist genannt zu werden, ja, er geht in seiner Antrittsrede so weit, dem Publicum eine neue Aera des Ideals zu verkünden. „Es gibt wieder Menschen, die gern in der Lectüre eines anständigen Buches Erholung suchen, eines Buches, in dem die Worte nicht gemein sind . . . .“

Ist denn wirklich Loti's Weltanschauung ideal zu nennen? Will Loti in „Mon frère Yves“, im „Roman d'un Spahi“ nur malen, keinen Schluß ziehen? Glaubt er nichts zu beweisen, wenn er in der Einleitung zu seiner marokkanischen Reise schreibt: „Warum sich so viel Mühe geben, Alles zu ändern, so viel neue Dinge zu verstehen und zu umfassen, da man doch sterben muß, da man sicherlich eines Tages irgendwo röcheln wird in der Sonne oder im Schatten, zu einer Stunde, die Gott allein kennt. Laßt uns lieber die Tradition unserer Väter bewahren, die scheinbar unser Dasein verlängert, indem sie uns fester an vergangene und kommende Menschen bindet. Laßt uns in einem unklaren Traum von Ewigkeit dahin leben, unbewußt der irdischen „morgen“. Mögen die alten Mauern in der Sommersonne bersten, mag das Gras auf unseren Dächern sprießen . . . . Laßt uns nur im Vorübereilen die Dinge genießen, die nicht trügen: schöne Geschöpfe, schöne Pferde, schöne Gärten und Blumenduft . . . .“

Wenn dies „der Weisheit letzter Schluß“ sein soll, so wissen wir freilich nicht, wie wir uns Loti's „Idealismus“ vorzustellen haben. J. T.

---

[1]) Japoneries d'automne.
[2]) Au Maroc.
[3]) Fleurs d'ennui.

Digitized by Google

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Der preußische Landtag ist am 9. November mit einer Thronrede eröffnet worden, in der im Anschlusse an eine kurze Schilderung der Finanzlage des Landes insbesondere die Grundzüge der geplanten Fortführung der Steuerreform dargelegt wurden. Hatte die Rechnung des Jahres 1891/92 wesentlich in Folge der Steigerung des Ausgabebedarfs bei den Staatseisenbahnen mit einem Deficit von mehr als 42 Millionen Mark abgeschlossen, so kann auch für das laufende Jahr nach den bisherigen Ergebnissen ein günstiger Abschluß nicht erwartet werden, da insbesondere die Einnahmen der Staatseisenbahnen unter der durch das Auftreten der Cholera verschärften Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse nicht unbeträchtlich hinter dem Voranschlage zurückbleiben. Als der bedeutsamste Gegenstand der Berathungen in dieser Session des preußischen Landtages wird in der Thronrede die Durchführung der im Jahre 1890/91 begonnenen Umgestaltung des staatlichen und communalen Steuerwesens bezeichnet. Diese Ziele gehen dahin: unter Beseitigung der Vorbelastung der Grundbesitzer und Gewerbtreibenden und unter stärkerer Heranziehung des vererblichen Besitzeinkommens im Gegensatze zum Arbeitseinkommen die staatlichen Steuerlasten anders als bisher zu vertheilen, sowie den Gemeinden neue Steuerquellen zu eröffnen, um zu einer „gerechteren" Vertheilung der Gemeindelasten unter wesentlicher Beschränkung der Zuschläge zur Einkommensteuer zu gelangen. In einer besonderen Denkschrift soll der Gesammtplan eingehend erläutert und begründet werden. Jedenfalls steht der preußische Landtag vor einem ebenso umfangreichen wie verwickelten Arbeitsexpensum, bei dem nicht außer Betracht bleiben darf, daß die verschiedenartigsten Interessen dadurch berührt werden. Es wird also wesentlich darauf ankommen, zwischen diesen Interessen in billiger Weise zu vermitteln.

Bezeichnend ist, daß die auswärtige Politik in der am 9. November verlesenen Thronrede mit keinem Worte gestreift worden ist. Man darf aber annehmen, daß diese Lücke bei der Eröffnung des deutschen Reichstages in vollem Maße ausgefüllt werden wird. Kommt es doch dann darauf an, die neue Militärvorlage zu begründen, durch welche die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres an Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten für die Zeit vom 1. October 1893 bis zum 31. März 1899 auf 492 068 Mann als Jahresdurchschnittsstärke festgesetzt werden soll, ohne daß die Einjährig-Freiwilligen in Rechnung kommen. Dieser Durchschnittsstärke liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß die Mannschaften der Fußtruppen im Allgemeinen zu einem zweijährigen activen Dienste bei der Fahne herangezogen werden. Wenn die Einzelheiten dieser Vorlage nach den verschiedensten Richtungen einer eingehenden Prüfung unterzogen werden müssen, so darf doch von Anfang an als gewiß gelten, daß die Frage der gesetzlichen und nicht bloß budgetmäßigen Einführung der zweijährigen Dienstpflicht, sowie die andere Frage hinsichtlich der sehr bedeutenden Kosten in den Mittelpunkt der parlamentarischen Debatten gerückt werden wird. Mit Rücksicht auf das europäische

Digitized by Google

Friedensbündniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn und Italien wird von militärischer Seite vielfach mit den eventuell den Streitkräften dieser Länder gegenüberstehenden Heeren Frankreichs und Rußlands exemplificirt. Unbestreitbar werden nun sowohl von französischer als auch von russischer Seite die größten Anstrengungen gemacht, die Armeen dieser Länder so stark und schlagkräftig wie nur irgend möglich zu gestalten. In Frankreich ist allerdings durch die geringere Bevölkerungsziffer gegenüber Deutschland eine gewisse Grenze gezogen, die nicht überschritten werden darf, ohne daß durch die gewaltsame Erzielung der Quantität eine minderwerthige Qualität herbeigeführt wird. Andererseits wird von den militärischen Sachverständigen in Deutschland geltend gemacht, daß bei uns vielfach durchaus brauchbares Material trotz des Princips der allgemeinen Dienstpflicht noch nicht zur Verwendung gelange. In dieser Hinsicht wird nun die Schwierigkeit darin bestehen, zwischen den militärischen Bedürfnissen und den finanziellen Kräften des Reiches einen Ausgleich zu finden, wobei die eventuelle Wirksamkeit des Dreibundes in gewissem Maße in Rechnung gestellt werden darf. Stimmen doch die durch den Augenschein gewonnenen Urtheile competenter Sachverständiger darin überein, daß insbesondere die italienische Armee durch rastloses Arbeiten in den letzten Jahren große Fortschritte erzielt hat.

In Italien haben am 6. November die durch die Auflösung der Deputirtenkammer nothwendig gewordenen Neuwahlen stattgefunden, deren Ergebnisse noch vor den am 13. November in sechzig Bezirken vollzogenen Stichwahlen einen anscheinend bedeutsamen Erfolg des Ministeriums Giolitti-Brin darstellten. Während die Regierung bereits dann über eine Mehrheit im Parlamente verfügen würde, wenn nur 255 ihrer Anhänger als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen wären, sind bereits am 6. November 320 ministerielle Candidaten gewählt worden, deren Anzahl durch die Stichwahlen einen weiteren Zuwachs erhalten hat, so daß die Regierungsmehrheit im Ganzen auf etwa 370 Mitglieder geschätzt werden darf. Obgleich die Opposition nicht ermangeln wird, wiederum von Wahlbeeinflussungen zu reden, erscheint doch besonders charakteristisch, daß gerade eine Anzahl radicaler Deputirten, die in den früheren Wahlkämpfen, trotzdem ihr Widersacher Crispi und dann Rudini dieselben „geleitet" haben, siegreich geblieben, jetzt von Anhängern der Regierung aus dem Felde geschlagen sind. Nicotera und dessen Parteigänger sind zwar zum größten Theile wiedergewählt; dies ändert jedoch nichts an der für die gegenwärtige Lage der inneren Politik Italiens höchst bezeichnenden Thatsache, daß die Gegner des europäischen Friedensbündnisses jenseits der Alpen eine schwere Niederlage erlitten haben. Da der italienische Ministerpräsident Giolitti und der Minister des Auswärtigen, Brin, keine Gelegenheit vorübergehen ließen, ohne zu betonen, daß die Wehrkraft des Landes durch die in Aussicht genommenen finanziellen Reformen nicht beeinträchtigt werden dürfe, hat das italienische Volk durch die Abstimmungen vom 6. und 13. November zugleich zu erkennen gegeben, daß es von der durch Cavallotti und Imbriani unablässig in den Vordergrund ihres politischen Programms gerückten Herabsetzung der italienischen Streitkräfte nichts wissen will. Allerdings darf nicht verhehlt werden, daß das Ministerium Giolitti nach wie vor sich einer schwierigen Situation gegenüber befindet, da es vor Allem darauf ankommt, das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen. Sehr zu statten kommt der Regierung der Aufschwung, den die Handelsbeziehungen Italiens durch die gesteigerte Ausfuhr genommen haben. Hier tritt deutlich zu Tage, daß der Abschluß der Handelsverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn dem Lande gute Dienste geleistet hat. Nunmehr werden auch die Klagen verstummen müssen, daß durch den Dreibund für Italien Opfer erwachsen, eine Behauptung, die allerdings von italienischen Staatsmännern verschiedener Parteien bereits durch den Hinweis entkräftet worden ist, daß das Land gerade auf militärischem Gebiete weit mehr in Anspruch genommen werden müßte, falls es nicht für gewisse Eventualitäten Schutz und Deckung von Seiten seiner Bundesgenossen fände.

Da in dem Berichte des Ministerrathes an den König mit Recht hervorgehoben wurde, daß gegenwärtig die wirthschaftlichen Fragen den ersten Rang einnehmen,

Digitized by Google

durch deren Lösung zur erfolgreichen Behandlung der socialen Probleme der Weg gebahnt werden soll, darf man den in Aussicht gestellten Vorlagen der italienischen Regierung mit Interesse entgegensehen. Als ein erfreuliches Symptom darf auch die fortschreitende wirthschaftliche Entwicklung im Lande selbst bezeichnet werden. Zugleich soll der Staatshaushalt für 1892—93 alle bereits in Vorschlag gebrachten Ersparungen sicher stellen, weitere ankündigen und eine Bürgschaft gegen jede Enttäuschung über die vom Staatsschatze mit Nothwendigkeit aufzubringenden Lasten bieten. Hier kommen insbesondere die effectiven ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für Heereszwecke in Betracht, die auf 246 Millionen jährlich festgesetzt werden sollen, während das gegenwärtige Kriegsbudget 241 300 000 Lire beträgt. Auf diese Weise glaubt die Regierung die Erfordernisse der nationalen Vertheidigung in Einklang mit der finanziellen Lage des Landes zu bringen. Andererseits wird betont, daß die finanziellen und wirthschaftlichen Schwierigkeiten nur in langen Jahren des Friedens behoben werden können. Wenn nun von Seiten der italienischen Regierung betont wird, daß sie auf den Frieden glücklicherweise rechnen könne und zu dessen Erhaltung stets beitragen werde, so wird hier gerade auf die Bündnißverträge mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn, sowie auf das eigene Bemühen hingewiesen, das gute Einvernehmen zwischen den Mächten aufrechtzuerhalten und Mißtrauen unter ihnen zu zerstreuen. Das Cabinet Giolitti hat jedenfalls durch sein bisheriges Verhalten sich vielfache Sympathien erworben.

Schwieriger hat sich die Lage des französischen Cabinets in jüngster Zeit gestaltet. Während in Frankreich der von Seiten der Clericalen gegen die republikanischen Einrichtungen geführte Kampf eine wesentliche Abschwächung erfahren hat, seitdem Papst Leo XIII. durch seine viel erörterten Kundgebungen zu Gunsten des Anschlusses an die zu Recht bestehende Regierungsform im versöhnlichen Sinne gewirkt, fehlt es im republikanischen Feldlager selbst nicht an Elementen, die auf eine Zersetzung der herrschenden Institutionen hinarbeiten. Obgleich die Regierung insbesondere unter der Präsidentschaft Carnot's unleugbare Fortschritte im Hinblicke auf die Befestigung dieser Institutionen erzielt hat, darf sie sich doch keineswegs verhehlen, daß von Seiten der Socialisten ernsthafte Gefahren heraufbeschworen werden könnten. In wie viele Gruppen sich diese Partei auch zersplittern mag, so braucht doch nur auf das Eindringen der Socialisten in eine ganze Reihe von Gemeinderäthen — derjenige von Paris selbst steht an der Spitze dieser Bewegung — hingewiesen zu werden, um zu zeigen, daß die französische Regierung in der That auf der Hut sein muß, wenn anders sie nicht schlimmen Ueberraschungen ausgesetzt sein will. Die Vorgänge im Grubenbezirke von Carmaux erscheinen hierfür besonders typisch. Dort ist bereits vor längerer Zeit ein Strike der Grubenarbeiter ausgebrochen, weil der zum Maire von Carmaux gewählte socialistische Arbeiter, Calvignac, von der Gesellschaft mit der Begründung entlassen worden war, daß er seinen Pflichten nicht nachgekommen sei. Mit der Arbeitseinstellung waren ernsthafte Ruhestörungen verknüpft, bei denen der Director der Gruben, Humblot, persönlich bedroht wurde, so daß die Behörden einschreiten mußten. Insbesondere verurtheilte der Zuchtpolizeigerichtshof von Albi eine Anzahl der im Strike befindlichen Arbeiter wegen dieser Ruhestörungen, bei denen auch das Eigenthum nicht verschont blieb, zu Gefängnißstrafen. Diese Vorgänge unterschieden sich zunächst nicht in charakteristischer Weise von denjenigen, die sich bei anderen Arbeitseinstellungen in Frankreich abzuspielen pflegen. Die socialistischen Führer waren jedoch sogleich bemüht, dem Strike in Carmaux ein politisches Gepräge zu geben, indem sie ohne Unterlaß betonten, daß das allgemeine Stimmrecht verletzt sei, da der zum Maire gewählte Arbeiter Calvignac von der Grubengesellschaft entlassen worden. Für jeden unbefangenen Beurtheiler leuchtet nun ohne Weiteres ein, daß das allgemeine Stimmrecht auch nicht das Geringste mit der Thatsache zu thun hat, daß ein Arbeiter, der seinen Pflichten als solcher nicht nachzukommen vermag, entlassen worden ist. In Frankreich bezeichnet jedoch das Wort suffrage universel eine Art Fetisch, so daß die öffentliche Meinung sehr leicht irregeführt werden kann,

Digitized by Google

wenn politische Agitatoren eine Verletzung dieser Grundlage aller politischen Freiheiten zu constatiren wissen.

Dahingestellt bleiben mag nun, ob die Grubengesellschaft von Carmaux die Sehne nicht allzustraff spannte, als sie den neugewählten Maire Calvignac nicht wieder in ihren Dienst einstellen wollte; die Regierung selbst war jedoch kaum in der Lage, in dieser Hinsicht Wandel zu schaffen, wenn anders sie nicht in Privatrechte eingreifen wollte. Trotzdem wußten die Widersacher des Ministeriums Loubet, unter denen insbesondere der schon längst nach der Erlangung eines Portefeuille ausspähende radicale Parteiführer Clémenceau sich hervorthat, in einem großen Theile der französischen Presse die Auffassung zu verbreiten, daß die Regierung an erster Stelle berufen sei, das in der Person des Maire Calvignac verletzte allgemeine Stimmrecht gegenüber der Grubengesellschaft von Carmaux zu schützen. Vor der unlängst vollzogenen Eröffnung der außerordentlichen Session der Deputirtenkammer kündigten denn auch politische Schwarzseher an, daß das Cabinet Loubet bei dieser Gelegenheit in die Brüche gehen würde. Sogleich in der ersten Sitzung der Deputirtenkammer zeigte sich jedoch ein Ausweg. Der Präsident des Ministerrathes, Loubet, selbst erklärte sich bereit, in dem Conflicte zwischen der Grubengesellschaft und den Arbeitern die Rolle des Schiedsrichters zu übernehmen, eine Aufgabe, die um so heikler erscheinen mußte, als das gesammte Cabinet durch einen ungünstigen Verlauf der Angelegenheit in Mitleidenschaft gezogen werden konnte. Allerdings entspricht es dem Wesen des Schiedsgerichtes, daß dieses, nachdem das Princip selbst anerkannt worden ist, von den streitenden Parteien genehmigt werden muß, selbst wenn die eine oder die andere, oder beide zugleich durch die getroffene Entscheidung nicht zufriedengestellt werden.

Von dieser Voraussetzung ging jedenfalls auch Loubet aus, als er seinen Schiedsspruch fällte. Nach diesem sollte Calvignac in seine Functionen als Arbeiter der Gesellschaft mit der Maßgabe wiedereingesetzt werden, daß ihm für die Zeit seiner Wirksamkeit als Maire ein regelrechter Urlaub gewährt werde. Ferner sollten von der Gesellschaft alle am Strike betheiligten Arbeiter wiederangenommen werden, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die von dem tribunal correctionnel von Albi verurtheilt worden sind. Was endlich die von den Grubenarbeitern geforderte Entlassung des Directors Humblot betrifft, so bestimmte der Schiedsspruch kurz und bündig: „Es liegt keine Veranlassung für die Ersetzung des Herrn Humblot vor." Findet man sich nun mit der Thatsache selbst ab, daß der französische Ministerpräsident überhaupt sich dem Schiedsrichteramte in einer privaten Angelegenheit unterzogen hat, auf die Gefahr hin, ein nicht unbedenkliches Präjudiz für die Zukunft zu schaffen, so muß man doch anerkennen, daß Herr Loubet die von ihm einmal übernommene Aufgabe mit Takt und Billigkeit durchgeführt hat. Weniger einverstanden kann man sich freilich mit den Erwägungsgründen erklären, durch die der Schiedsspruch motivirt wird. In diesen heißt es nämlich, nachdem hervorgehoben worden, daß die Entlassung Calvignac's durch seine Abwesenheit während mehrerer Wochen nicht gerechtfertigt sei, und daß er sich überdies im Besitz eines von dem Arzte der Gesellschaft ausgestellten regelrechten Urlaubsattestes befunden habe, wörtlich weiter: „daß diese Entlassung kurze Zeit nach der Wahl zum Maire und zum Mitgliede des Arrondissementsrathes mit Recht als ein Schlag gegen das allgemeine Stimmrecht (une atteinte portée au suffrage universel) erscheinen konnte, und daß demnach die Gesellschaft ihr Recht überschritten habe." Hier liegt unzweifelhaft der schwache Punkt des Schiedsspruches, dessen Erwägungsgründe von dem Tenor selbst kaum getrennt werden können. Allerdings ist in dem Documente mit keinem Worte erwähnt, daß es von dem Ministerpräsidenten ausgeht, vielmehr ist das vom 26. October datirte Aktenstück einfach Emile Loubet unterzeichnet; allein dieser ist eben der gegenwärtige Leiter der französischen Regierung. Hiernach werden sich die Socialisten nunmehr stets darauf berufen können, daß sie nur die Wahl eines der Ihrigen zum Maire oder zum Mitgliede des Arrondissements- oder Munizipalrathes durchzusetzen brauchen, um sich den „verhaßten Bourgeois" gegenüber bei einer Arbeitseinstellung eine vortheilhafte Position zu verschaffen.

Digitized by Google

Zugleich zeigte sich sofort von Neuem, daß die Führer der Grubenarbeiter durch die ihnen gemachten Zugeständnisse keineswegs befriedigt waren, wobei daran festgehalten werden muß, daß es den an sich weniger betheiligten Radicalen wie Clémenceau eben vor Allem darum zu thun war, dem Cabinet selbst Schwierigkeiten zu bereiten. So verlangten denn die von den Abgeordneten Clémenceau, Pelletan und Millerand vertretenen Arbeiter, nach wie vor dem Schiedsspruche, außer der Wiedereinstellung des Maire Calvignac auch diejenige sämmtlicher im Strike befindlichen Zechenarbeiter und die Absetzung des Directors Humblot. Die radicalen Abgeordneten übersahen nur, daß die Lage für die Regierung selbst nach dem Schiedsspruche eine andere geworden ist, als sie vor dem Beginn der außerordentlichen Session der Deputirtenkammer war. Hatten sich damals alle republikanischen Parteigruppen, etwa mit Ausnahme einiger ganz gemäßigten Elemente der Linken, durch das Schlagwort von der Verletzung des allgemeinen Stimmrechts gewissermaßen berauschen lassen, so ist später eine gewisse Ernüchterung eingetreten. Die öffentliche Meinung hat allem Anschein nach zu Ungunsten der Grubenarbeiter von Carmaux einen Umschwung erfahren, obgleich diese zur Rechtfertigung ihres eigenen Standpunktes das Princip der allgemeinen Solidarität anrufen, das verletzt würde, falls die zufällig verurtheilten Genossen von der Wiederherstellung des früheren Zustandes ausgeschlossen würden. Andererseits wird in den Erwägungsgründen des Schiedsspruches eine ganz bestimmte Unterscheidungslinie zwischen den bloß am Strike betheiligten Zechenarbeitern und denjenigen gezogen, die sich zu Ausschreitungen hinreißen ließen und deshalb durch den Gerichtshof von Albi verurtheilt worden sind. Was die ersteren betrifft, so hebt Herr Loubet ausdrücklich hervor, daß sie nur ein Recht ausgeübt haben, welches durch das Gesetz ihnen gewährt wird, „so daß sie von der Gesellschaft wiederangestellt werden müssen". Dieser Hinweis „quil's doivent être repris par la Compagnie" enthält ebenfalls ein nicht unbedenkliches Präjudiz für die Arbeitseinstellungen in Frankreich. Hinsichtlich der wegen der von ihnen begangenen Ausschreitungen verurtheilten Grubenarbeiter wird in dem Schiedsspruche geltend gemacht, „daß sie, indem sie zur Gewalt ihre Zuflucht nahmen, ihre Rechte überschritten und die Weigerung der Gesellschaft, sie wiedereinzustellen, begründet haben."

Die französische Deputirtenkammer hat denn auch mit vollem Rechte den Antrag auf Amnestirung der vom Gerichtshof zu Albi verurtheilten Grubenarbeiter abgelehnt. Dagegen glaubte die Regierung selbst so weit gehen zu dürfen, daß sie diese, insofern sie nicht bereits ihre Strafe verbüßt hatten, begnadigte, wobei hervorgehoben zu werden verdient, daß es sich im Ganzen um neun Personen handelt. Die Abgeordneten Clémenceau und Pelletan vermochten noch weitere Zugeständnisse zu erlangen, wie aus einer Unterredung hervorgeht, die sie in Gegenwart des Ministers der öffentlichen Arbeiten Bitte mit dem Ministerpräsidenten Loubet hatten. Hiernach werden vier der verurtheilten Grubenarbeiter von der Gesellschaft in Carmaux wiedereingestellt, während die übrigen fünf in die Dienste der Gesellschaft von Albi treten. Daß die Theilnehmer am Strike dessen Ausgang als einen Sieg betrachten, der durch öffentliche Kundgebungen und Revolutionslieder wie die „Carmagnole" gefeiert werden durfte, kann nicht überraschen.

Wie bedenklich es nun aber auch erscheinen mag, daß die Regierung in dieser Angelegenheit eine so wenig entschiedene Haltung bekundet, muß es doch andererseits der gerichtlichen Untersuchung vorbehalten bleiben, festzustellen, in welchem Zusammenhang die socialistische Bewegung in Carmaux mit dem jüngsten anarchistischen Verbrechen steht, das in Paris am 8. November verübt worden ist. Vor dem in der Avenue de l'Opéra dafelbst gelegenen Geschäftsgebäude der Grubengesellschaft von Carmaux fanden Polizeiagenten eine Bombe, die sie nach dem Polizeicommissariat der Rue des bons Enfants brachten, woselbst dann bei der veranstalteten Untersuchung eine verhängnißvolle Explosion erfolgte, durch die mehrere Personen sofort getödtet, andere lebensgefährlich verwundet wurden. Im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge kann es nicht Wunder nehmen, wenn französische Blätter selbst betonen, wie durch den Strike von

Digitized by Google

Carmaux die revolutionären Leidenschaften aufs Höchste angefacht worden seien. Nicht ohne der Regierung selbst Epigramme anzuheften, wird zugleich darauf hingewiesen, daß, während man auf der einen Seite Nachsicht und Langmuth geübt und Alles gethan habe, um die Gemüther zu beruhigen, die Nachfolger des Anarchisten Ravachol von den Theilnehmern am Strike zu Mitschuldigen gewählt und die Mitglieder der Verwaltung der Grubengesellschaft von Carmaux ungeachtet aller Zugeständnisse den Anschlägen der „dynamitards" ausgesetzt seien. Alsdann wird weiter ausgeführt, daß die Anstifter von Arbeitseinstellungen wie denjenigen von Carmaux nur den Untergang der Gesellschaft wollen. Aus der durch das jüngste anarchistische Verbrechen hervorgerufenen Aufregung erklärt sich die Heftigkeit der Sprache dieser Blätter, die unter Anderem zu dem Schlusse gelangen, daß die Anstifter solcher Strikes „wilden Thieren gleichen, die man unbarmherzig niederschlagen müsse". In der Deputirtenkammer hat noch an demselben Tage eine Interpellation stattgefunden, bei deren Beantwortung der Conseilpräsident Loubet im Namen der Regierung erklärte, daß diese ohne Erbarmen gegen die Urheber des Verbrechens vorgehen werde. Wenn dann ein socialistischer Abgeordneter erklärte, daß seine Parteigenossen mit den Anarchisten nichts gemein haben, so wird behufs Feststellung der wirklichen Schuldigen die gerichtliche Untersuchung abgewartet werden müssen. Die revolutionären Kundgebungen in Carmaux haben jedenfalls gezeigt, daß dort das Terrain für die anarchistischen Verbrechen geebnet worden ist. Die Majorität der Deputirtenkammer, die vor der Eröffnung der außerordentlichen parlamentarischen Session gegenüber den im Strike befindlichen Grubenarbeitern eine so sympathische Haltung an den Tag legte, konnte jedenfalls nicht umhin, in einer mit großer Stimmenmehrheit beschlossenen Tagesordnung das Vertrauen auf die Wachsamkeit der Regierung auszudrücken, nachdem sie den „barbarischen Act" gemißbilligt hatte. Die Regierung hat andererseits in der Deputirtenkammer am 10. November aus Anlaß der von ihr verlangten unverzüglichen Berathung des Gesetzentwurfs, durch welchen die Strafen für Preßvergehen, die sich auf Anreizung zum Mord und zur Plünderung beziehen, verschärft werden, die Vertrauensfrage gestellt. Der von dem Conseilpräsidenten selbst eingebrachte Antrag ist mit 298 gegen 182 Stimmen angenommen worden. Ob jedoch die Anarchisten bei ihrem verbrecherischen Treiben durch gesetzliche Bestimmungen bekämpft werden können, muß nach den Erfahrungen des letzten Jahres zweifelhaft erscheinen. Die Lage der französischen Regierung ist inzwischen durch die Panama-Angelegenheit, sowie die gegen den „großen Franzosen" Ferdinand von Lesseps und Genossen eingeleitete gerichtliche Untersuchung noch mehr complicirt worden.

In Belgien haben bei Gelegenheit der Eröffnung der Kammern Kundgebungen stattgefunden, bei denen das allgemeine Stimmrecht, das von den Grubenarbeitern in Carmaux in so unberechtigter Weise zur Rechtfertigung ihres Verhaltens angeführt wurde, ebenfalls die Losung bildete. Da in der Thronrede, die der König der Belgier am 8. November verlas, das allgemeine Stimmrecht keineswegs in Aussicht genommen wird, wiederholten die radicalen Abgeordneten von Brüssel unmittelbar nach dieser Verlesung denselben Ruf: „Vive le suffrage universel!" den König Leopold II. bereits zuvor bei der Fahrt durch die Straßen vernommen hatte. Um die Frage des Stimmrechts wird denn auch bei der geplanten Verfassungsrevision der hauptsächliche Kampf in den belgischen Kammern entbrennen.

Während in Europa am Horizonte der inneren Politik verschiedener Staaten dunkle Punkte wahrgenommen werden, bezeichnet die mit Sicherheit bevorstehende Wahl Cleveland's, des demokratischen Candidaten, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, um so mehr einen Lichtblick, als auch im Senate eine demokratische Mehrheit als gesichert gilt. So darf denn im Interesse der europäischen Handelsbeziehungen mit Amerika gehofft werden, daß die Mac Kinley-Bill, wie sie allem Anscheine nach wesentlich zum Sturze des extrem schutzzöllnerischen Régime beigetragen hat, sehr bald einer mehr den Grundsätzen des Freihandels entsprechenden Gesetzgebung Platz machen wird.

Digitized by Google

Literarische Rundschau.

Deutsche Culturgeschichte.

Deutsches Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Von Dr. Alwin Schultz. Zweiter Halbband. Wien und Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1892.

Wir haben im Juni-Hefte der „Deutschen Rundschau“[1]) den ersten Halbband von Schultz' Werk bei seinem Erscheinen angekündigt. Wenige Monate später ist der zweite Halbband gefolgt und das Werk liegt abgeschlossen in beiden Ausgaben vor, der großen von 42 Bogen mit dem wissenschaftlichen Apparat und der kleineren Familienausgabe von 29 Bogen.

Die Arbeit hält sich bis zum Schluß durchaus auf gleicher Höhe. Ein großer Theil des neuen Halbbandes beschäftigt sich mit dem Costüm. Hierfür sind gute Vorarbeiten vorhanden, und man sollte meinen, daß bei der entwickelten Kunst jener Zeit die bildlichen Vorlagen so reichlich sein müßten, daß kaum etwas zweifelhaft bleiben könnte; auch die literarischen Quellen sind schon früher vielfach herangezogen worden. Was aber an Schultz' Arbeit eigenthümlich und grundlegend ist für die weitere Forschung, das ist die kritische Untersuchung über den Werth dieser verschiedenen Quellen. Schultz betont, daß diejenigen bildlichen Urkunden, welche uns die sichersten zu sein scheinen, die Grabsteine und die datirten Bilder, doch nur einen beschränkten Theil der Tracht wiedergeben, die feierliche Festtagserscheinung, bei welcher die eigentlichen Modekleider ausgeschlossen sind. Dagegen zeichnen die Predigten gegen die Ueppigkeit der Tracht, welche sehr genaue Einzelheiten angeben und daher vielfach als Quellenschriften benutzt werden, oftmals nicht die Durchschnittstracht der anständigen Gesellschaft, sondern vielmehr Narrheiten, die sich in gewissen Kreisen geltend machen. Daher decken sich die Angaben dieser Predigten keineswegs immer mit den gleichzeitigen Monumenten. Eine zuverlässige Illustration des Trachtenwechsels bieten dagegen die ausgemalten Manuscripte, welche gleichzeitige und heroische Begebenheiten in der Tracht der Zeit darstellen, und auf diese legt Schultz daher den Hauptnachdruck.

Es hat wenig Perioden gegeben, welche so tolle Ausartungen der Tracht gezeitigt hätten, als gerade dieser Schluß des frommen Mittelalters; die Männer übertreffen noch die Frauen in der Erfindung abgeschmackter und dabei höchst unbequemer Kleidungsstücke. Die Tracht wird eng bis zur Schamlosigkeit, dann wieder an einzelnen Theilen zerfetzt und zerschlissen; die Männer gehen weibisch, mit nacktem Hals, bartlos und mit langen gekräuselten Locken, die Beinkleider sind straff bis zum Platzen, die Schuhe mit Schnäbeln von ungeheurer Länge versehen. Wer in solchem Anzuge hinfällt, kann sich kaum wieder erheben. Dieser Anzug ist noch dazu buntscheckig, das

[1]) Bd. LXXI, S. 462 ff.

Digitized by Google

eine Bein roth, das andere grün, das Wams ist quer getheilt oder in eine ganze Reihe von Farbenfeldern und -Streifen aufgelöst.

Die Frisur der Frauen wächst zu hörnerartigen oder wie hohe Zuckerhüte gestalteten Aufbauten. Gegen einzelne Ausgeburten, wie diese hohen Mützen, die Schnabelschuhe wird ein erbitterter Kampf geführt, nicht nur von der Geistlichkeit, welche übrigens die Moden mitmacht, sondern auch von Laien mit Ernst und Spott und gelegentlich großer Volkshetze. Erst mit dem sechzehnten Jahrhundert gewinnt wieder eine ernsthafte sittsame Tracht die Oberhand; die Gesinnung der Reformationszeit spiegelt sich auch hierin.

Es folgt bei Schultz die Schilderung der Feste. An stehenden Vergnügungen fehlte es selbst in den reichsten Städten; man war auf gelegentliche Veranstaltungen angewiesen und dann geneigt, diese gründlichst auszukosten: Schützenfeste, Kirchenfeste, feierliche Einzüge, Festmahle zu Ehren hoher Besucher werden unter größestem Pomp abgehalten, sodann die Turniere mit ihren nie fehlenden blutigen Episoden, als Schluß dieser Feste der Tanz auf der Wiese oder im Stadthaus.

Schultz läßt hier wie im ersten Halbband möglichst die Berichterstatter der Zeit selbst zu Worte kommen; den Chronisten jener Tage waren solche Feste eingehender Beschreibung werth; wir erfahren nicht nur die Zahl der Gäste, sondern auch genau, was und wie viel man aß und trank. Die Zahlen schwellen ins Ungeheuerliche; denn zu jedem Fürsten, den eine Stadt bewirthet, gehören zunächst die adligen Begleiter und dann der ganze Troß der Reiter, Reitknechte und Wagenfahrer, oft zu vielen Hunderten, die Alle untergebracht, beköstigt und wohl noch beschenkt sein wollen. Wir sind in der Zeit, da Adel und Fürsten arm waren, und selbst deutsche Kaiser es nicht verschmähten, von Stadt zu Stadt sich verpflegen und beschenken zu lassen, um ihren Hofstaat einige Monate lang auf Anderer Kosten zu unterhalten.

Neben den hieraus sich entwickelnden Staatsfesten gehen dann die Messen und Kirchweihen, die sich an den Heiligen-Kalender anschließen. Neujahr bringt Glückwünsche und Geschenke, Fastnacht die Maskenscherze, Pfingsten Maibäume und Tanz, Johannes Freudenfeuer, Frohnleichnam die Processionen, St. Veit die Bittfahrten für Krampfleidende (Veitstanz), St. Urban Weinfeste, St. Martin Gänseschmausereien, St. Nicolaus Kinderfeste. Merkwürdig genug ist es, wie viele Feste dieser Gewohnheiten sich bis in unsere Tage gerettet haben; den Rückblick nach der anderen Seite hin, mit der Frage, wie viel hiervon auf heidnisch germanische Tradition zurückzuführen ist, hat Schultz nicht gethan; er beschränkt sich hier, wie an allen Stellen, auf eine möglichst genaue Wiedergabe der wirklichen Vorgänge, ohne vergleichende Ausblicke. Es erscheint sodann vor uns der Beginn der dramatischen Kunst mit ihren geistlichen Spielen, die sich eng an die Kirche anschließen oder gar in der Kirche selbst aufgeführt werden. An die Kirchenfeste schließen sich die ganz weltlichen Kirchweihen mit ihren Gauklern und fahrenden Künstlern, den vorgeführten Riesen, Zwergen und Mißgeburten. Es ist erstaunlich, wie eng begrenzt das Programm solcher Veranstaltungen ist; die Beschreibung eines Seiltänzers des fünfzehnten Jahrhunderts, der vor- und rückwärts läuft, Personen im Sack über das Seil trägt, einen Stuhl mitnimmt u. s. w., könnte wörtlich für eine heutige Vorstellung wiederholt werden. Viel fremdartiger lesen sich für uns die Berichte über die Zubereitung des Essens und vor Allem die Zusammenstellung der Mahlzeiten. Dem Trinken ist ein nicht kleiner Abschnitt gewidmet; hier war Beschränkung geboten, denn das Material ist groß genug, um allein einen Band zu füllen.

Nach dem Leben im Frieden sehen wir noch das Leben im Kriege, das einem organisirten Räuberwesen verzweifelt ähnlich sieht; die verarmten Ritter und die angeworbenen Knechte nährten sich — und zwar im weitesten Sinne des Wortes — auf Kosten der Städte und Bauern, gleichviel ob Freund oder Feind. Auch der Anfang der neuen Kriegsführung mit Feuerwaffen erscheint bereits, sowie das Schiffswesen, welches sich damals zu seinen größesten Thaten zu rüsten beginnt.

Digitized by Google

Den Schluß bildet die Schilderung von Krankheit, Tod und Bestattung, welche sich in dem künstlerisch durchgebildeten Grabdenkmal verklärt.

So liegt nun das Werk abgeschlossen vor uns, mit nahezu siebenhundert sorgsam aus einem unendlichen Schatze von Vorlagen ausgewählten Abbildungen, eine wahrhaft monumentale Arbeit, im höchsten Grade geeignet, den Sinn für die deutsche Vergangenheit zu beleben und eine Fülle von Belehrung in unser Haus zu tragen.

Julius Lessing.

Jugendbriefe von Scheffel.

Episteln von Joseph Victor von Scheffel. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1892.

Die Veröffentlichungen aus Scheffel's Nachlaß schreiten rüstig fort, und was das Löblichste ist, sie bringen immer Besseres. Mit herzlicher Freude werden die Freunde von Scheffel's Muse diese Episteln lesen, die zu den Jugendwerken des fahrenden Sängers mannigfache Erläuterungen liefern. Das trefflich ausgestattete Buch beginnt mit den Säckinger Briefen, die an Eltern und Schwester gerichtet sind und in ihrer originell geprägten Sprache und der Anschaulichkeit der Schilderung schon Scheffel's volles Talent von der schönsten Seite zeigen. Wir sehen hier, wie Scheffel's „Trompeter" aus seinen Eindrücken in Säckingen am Oberrhein herauswuchs. Das Fridolinfest, der Hechtfang am See und der Besuch bei den Erdmännlein in der Haseler Höhle werden in Briefen in die Heimath geschildert, und wir lernen unmittelbar die Erfahrungen kennen, aus denen die bekannten Abschnitte in seinem „Sang vom Oberrheine" stammen. Wie unbefangen Scheffel auch die Schattenseiten der clericalen Volksleitung beurtheilte, wird hier Mancher, der ihn den Ultramontanen beizuzählen Miene machte, bestimmt ersehen können.

Die übrigen Episteln waren für die Heidelberger Freunde, zumal den „Engeren", bestimmt. Einen Bericht über eine Gotthardwanderung, die Scheffel mit Ludwig Häusser machte, mit all' den humoristischen Gesprächen, die zwischen den beiden geschichtskundigen Freunden gewechselt wurden, ist eine theuere Erinnerung auch an den zu früh geschiedenen Historiker. Vier weitere Nummern stammen aus Welschland und sprudeln von Jugendlust. Heute ist jenes Italien der munteren Künstler von Olevano eine bereits versunkene Welt. Uns gemahnt dieser Theil des Buches wie ein Nachhall aus dem Italien der Romantiker, und manchmal fällt uns Eichendorff's Taugenichts, manchmal Gaudy's Schneidergesell ein. Man lese in den römischen Episteln, wie die allem Gemachten abholden Künstler den lebenden Bildern bei dem Weihnachtsfeste in der glänzenden römischen Gesellschaft im Palazzo Simonetti aus dem Wege gehen und dann in Olevano selbst lebende Bilder stellen, wobei ein Tübinger Repetent als Laokoon figurirt und schließlich auch noch Saltorello tanzen muß, um von dem harmlos tollen Treiben eine Vorstellung zu gewinnen. Man bekommt Scheffel lieb aus diesen Episteln, und es wäre schade gewesen, wären sie dem Publicum vorenthalten worden.

A. H.

Digitized by Google

„Arthur Chuquet".

Zu meinem Artikel über diesen Historiker im November-Heft des laufenden Jahrganges (S. 240 ff.) möchte ich im Interesse der Vollständigkeit wie der Gerechtigkeit Folgendes nachtragen.

Einleitend machte ich die Bemerkung, daß zwar die Männer des Faches, und namentlich Historiker diesen Autor kennen, daß aber die deutsche Lesewelt noch sehr wenig von ihm gehört habe. Zu denjenigen Gelehrten, an welche ich im ersten Theil dieser Aussage denken durfte, gehört vor Allem Professor Hermann Hüffer, welcher in seinem Werke über Lombard (1891 bei Duncker & Humblot erschienen) an mehreren Stellen auf die ersten Bände Chuquet's verweist. Aber zur Zeit, als ich meine Studie im Juli dieses Jahres schrieb, wußte ich noch nicht, daß Herr Hüffer auch ganz in der gleichen Absicht wie ich sich mit Chuquet beschäftigte. Ende October vom Lande nach Berlin zurückgekehrt, erhielt ich von ihm die Nummern 206 und 207 der Beilage zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" (26. und 27. Juli), welche unter der Ueberschrift: „Zwei Geschichtschreiber der Revolutionszeit: Albert Sorel und Arthur Chuquet, I und II" sich die Aufgabe stellen, das deutsche Publicum mit den Arbeiten der Genannten bekannt zu machen. Herr Hüffer hatte durch einen gemeinsamen Freund vernommen, daß ich den betreffenden Artikel für die „Deutsche Rundschau" geschrieben und daraus Veranlassung genommen, mir seine Studie zuzuschicken. So dankbar ich ihm für diese liebenswürdige Aufmerksamkeit war, so war ich natürlich doch damals nicht mehr im Stande, in meiner Arbeit der seinigen zu erwähnen, wie ich es selbstverständlich gethan hätte, wenn mir die betreffenden Blätter rechtzeitig zu Gesicht gekommen wären. Dies nachzutragen, ist mir daher eine angenehme Pflicht, um so angenehmer, als ich die Freude habe, im Ganzen und in einer Fülle von einzelnen Aeußerungen mich mit Herrn Hüffer in Uebereinstimmung zu finden. Diese Uebereinstimmung geht sogar in Wirklichkeit noch weiter, als äußerlich zum Vorschein kommt; denn auch ich hatte ursprünglich mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" im Mai d. J. verabredet, Sorel und Chuquet in einer Studie zusammenzufassen, und habe nur bei näherem Angriff der Arbeit den Schwerpunkt auf Chuquet allein zu legen beschlossen, weil mir der Rahmen zu groß geworden wäre. — Erwähnt sei bei diesem Anlaß auch, daß, wie Herr Hüffer auf Chuquet, so dieser auf Hüffer verweist, und insbesondere auf dessen Beleuchtung der Goethe'schen Campagne in Frankreich, in welcher Hüffer schon 1883 (Goethe-Jahrbuch Bd. IV) hervorgehoben hat, wie correct, von kleinen Irrthümern abgesehen, Goethe's Erinnerungen sich an die Thatsachen anlehnen.

Berlin, Anfangs November. L. Bamberger.

Digitized by Google

Schreiben Ihrer Königl. Hoheit, der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königl. Prinzessin der Niederlande,

an Seine Excellenz, den Herrn Reichsgerichtspräsidenten a. D. **von Simson**, Präsidenten der Goethe-Gesellschaft.

Eure Excellenz haben mir wie dem Großherzog eine so hohe und innige Freude bereitet durch die von Ihnen ausgegangene schöne Kundgebung zu dem Feste, das uns durch Gottes Gnade vergönnt war zu feiern, daß es mich drängt, Ihnen den wärmsten Dank dafür nun schriftlich abzustatten, da es zu unserem Bedauern uns versagt war, diesen Dank Ihnen, wie wir es wünschten, als einem Anwesenden auszusprechen.

Die Zuschrift, welche Sie, mit so vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten vereinigt, an uns gerichtet haben, und die Gabe, in Deutschland wie im Auslande gesammelt, die Sie mir überreichen ließen, ist mir ein kostbarer Erweis der Zustimmung weiter Kreise, eine Ermuthigung, nach meinen Kräften fortzufahren in der Fürsorge für die literarischen Schätze, die mir anvertraut sind, und die ich als einen nationalen Besitz zu bewahren die Pflicht übernommen habe.

Dem Wunsche der Stifter entsprechend, werde ich die mir zur Verfügung gestellte Summe bei dem Bau des „Goethe- und Schiller-Archivs", den ich, mit Gottes Hülfe, auszuführen gedenke, zu einem besonderen Zwecke, etwa zur Ausschmückung des Inneren, verwenden. Ich ersuche Eure Excellenz, meinen wie des Großherzogs aufrichtigen Dank allen durch Mitwirkung und Spende Betheiligten zur Kenntniß bringen zu wollen. Daß Sie, bei angegriffener Gesundheit, selbst sich der Leitung dieser Angelegenheit so hingebend gewidmet haben, ist mir rührend zu denken und verpflichtet mich zu doppeltem Danke.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie sich bald, völlig wiederhergestellt, den Geschäften der Goethe-Gesellschaft mit gewohnter Frische mögen widmen können, verbleibe ich Euer Excellenz wohlgeneigte

Weimar, den 20. October 1892.

Sophie,
Großherzogin von Sachsen,
Königliche Prinzessin der Niederlande.

Zu der obigen Publication erlauben wir uns nachfolgende Bemerkung:

Unseres Erachtens sollten die Sammlungen der „Freunde Weimars" für das „Goethe- und Schiller-Archiv" nicht als abgeschlossen erklärt werden mit dem festlichen Tage, der den ersten Anlaß dazu gegeben hat. Das Interesse der Gebildeten, das überall, wo nur Deutsche wohnen, für die Sache geweckt worden ist, hat sich bei Weitem noch nicht erschöpft und sollte Gelegenheit finden, sich auch fernerhin zu bethätigen. Wir glauben im Namen aller Förderer des Unternehmens zu sprechen, wenn wir dem Wunsche Ausdruck geben, daß, was ursprünglich ein Act persönlicher Dankbarkeit und Huldigung war, sich zur nationalen Angelegenheit entwickeln und als solche fortleben möge.

Zur Entgegennahme von Beiträgen hat das Bankhaus Delbrück Leo & Co., Berlin, W., Mauerstraße 61/62 sich gern bereit erklärt.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Digitized by Google

Weihnachtliche Rundschau.

ϱ. **Ludwig Uhland's Gedichte.** Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von W. L. Arndt, G. Closs, G. Koch, H. Makart, G. Max, A. Zick u. A. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger.

Eine Prachtausgabe, des Dichters würdig, der, wie kaum ein anderer, dem Herzen des Volkes nahe steht, der für jegliches Empfinden in Ernst und Scherz einen Ton in seinem Saitenspiel hat, der die Liebe zum Vaterland in unvergänglichen Weisen gesungen und dessen Balladengestalten uns zu Begleitern durchs Leben geworden sind. Die Generation, deren Mitlebender Uhland war, wird bald gänzlich dahingegangen sein: aber seine Gedichte werden auch der folgenden frisch bleiben, wie der Frühling, der sich jährlich erneut, und traut wie die Heimath, deren Zauber über jedem seiner Verse schwebt. So lange der deutsche Wald und die deutsche Haide grünen, so lange das Blau der Berge die Sehnsucht des Wanderers lockt und ein freundliches Städtlein am Abend ihn gastlich aufnimmt: so lange werden Uhland's Lieder erklingen: sie sind mit dem deutschen Leben auf das Innigste verwachsen, und Alles, was uns als das Edelste deutschen Volksthums gilt, von den Träumen der Jugend und dem ersten, keuschen Erwachen bis zum dramatisch gesteigerten Ausdruck der Kraft und der heldenhaften That, findet sich in ihnen wieder. Einen solchen Dichter in einer künstlerisch so reichen und schönen Ausstattung erscheinen zu sehen, darf als ein frohes Ereigniß begrüßt werden: unter allen Weihnachtsgaben des diesjährigen Büchermarktes steht diese weitaus obenan, und wir zweifeln nicht, daß sie Licht und Freude verbreiten wird auf vielen Weihnachtstischen. Man empfindet sogleich, wenn man den prächtigen Hochquartband in die Hand nimmt, daß Alle, die zum Schmucke desselben beigetragen, die Zeichner, die Holzschneider, der Buchbinder und nicht am Wenigsten die Verlagshandlung selber mit dem Herzen bei der Sache waren und ihr Werk mit Liebe gethan haben. Glücklich die Jungeren, denen ein solches Angebinde zu Theil werden soll; uns aber, denen Uhland ein Leben lang schon theuer war, scheint er in dieser Ausgabe zum zweiten Male geschenkt, und noch einmal gleitet die Jugend an uns vorüber, indem wir in den feinen und sinnigen Bildern, die fast Seite um Seite in den Text seiner Gedichte verwebt sind, die Lieblingsscenen der eigenen Vergangenheit wieder erkennen.

ϱ. **Gedichte** von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1891.

Kruse's Freunde werden ihm für diese willkommene Gabe herzlich dankbar sein, die des Schönen und Eigenartigen viel bringt, so verschieden die Dichtungen auch nach Form, Inhalt und Umfang sind. Er selbst aber muß beim Hinblick auf die Sammlung von innigem Danke gegen das Geschick erfüllt werden, das ihm vergönnt hat, an eine frohe Jugend ein arbeitsvolles Mannesalter und in ungeschwächter Kraft und Frische einen heiteren Lebensabend zu reihen. „Die Klosterreise" und „Die Flüchtlinge" sind 1891 geschrieben und „Attika" 1837! Rührend und ergreifend sind vor Allem „Vevey", „Die Kaisergruft", „Vater und Sohn". Schauriq ist „Der Beifall der Welt", ungemein lieblich „Die gute Herrin", ein Dankpsalm das die wiedererlangte Sehkraft feiernde Gedicht „Neues Leben". Von den Distichen der „Reisebildchen" gefallen uns die nichtspitzigen am besten. Wer, wie Kruse, in Bonn studirt hat, wird ihm den schönen Gegensatz im „Drachenfels" nachempfinden:

„Regengewölk hängt über dem Strom und der düstern Ruine,
Die an die heiterste Zeit unserer Jugend uns mahnt."

In den „Flüchtlingen" führt uns der Dichter, wie in den „Seegeschichten", auf sein eigenstes Gebiet: denn das ist nun einmal das ihm wahlverwandte, poesievolle Meer. „Lieder" im engsten Sinne des Worts sind „Das venetianische Ständchen" und „Der Wachtelschlag": Dank dem Componisten, der sie in Musik gesetzt hat! Schwer wird's ihm nicht geworden sein: denn sie klingen, auch nur gelesen, schon wie gesungen.

λ. **Der Ordensmeister.** Eine deutsche Minne- und Heldenmär von Anton Ohorn. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

In der bekannten Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, die uns schon manch' ansprechende literarische Gabe gebracht, ist die Ohorn'sche Dichtung als neuester Band erschienen. Der Poet wandelt auf den Pfaden Julius Wolff's, hat sich aber trotzdem eine bemerkenswerthe Selbständigkeit zu bewahren gewußt, die uns an vielen Stellen seiner Dichtung erfreulich auffällt. Der Stoff zu letzterer ist, wie schon aus dem Titel hervorgeht, der buntbewegten Geschichte des deutschen Ordens entnommen, und zwar zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, wo der Orden in harten Kämpfen gegen die Polen lag: die unglückliche Schlacht von Tannenberg bildet den ergreifenden Hintergrund des Schlusses der Dichtung, die uns bald in markig-gestaltungsvollen, bald in lyrisch tief empfundenen Strophen wechselnde Bilder jener sturmreichen Epoche vorführt, mit welcher die Schicksale der Hauptpersonen dieser Minne- und Heldenmär eng verbunden sind. Ohorn weiß die deutsche Sprache formvollendet zu behandeln, und mit der Kunst des reichbegabten Dichters verbindet sich die des fesselnden Erzählers. Sein „Ordensmeister" wird viele Freunde und noch mehr Freundinnen finden.

λ. **Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1893.** Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1893.

Digitized by Google

In festlichem Gewande liegt wiederum der Cotta'sche Musen-Almanach vor uns, an dessen jährlich willkommenes Erscheinen wir uns schon ebenso gewöhnt haben, wie einstmals unsere Altvordern an das seiner Vorgänger. Auch dieser neue Jahrgang verräth in all' seinen Theilen den vornehmen literarischen Geschmack seines feinsinnigen Herausgebers, Otto Braun, einen Geschmack, den „unsere Jüngsten" in der Literatur kaum billigen werden, der aber die desto freudigere Zustimmung Derjenigen finden wird, welche das Dasein nicht im Schleier eines trüben Pessimismus erblicken und denen die Dichtkunst noch als eine Kunst erscheint, als eine klärende, versöhnlich stimmende, schönheitsdurchwehte. Sie werden an diesem Almanach ihre ungetrübte Freude haben: denn er bietet eine Fülle erlesener Dichtungen, die deutlich zeigen, daß hier gerade „das Beste gut genug war". Zwei größere Prosabeiträge, deren einer uns Marie von Ebner-Eschenbach als liebenswürdige Humoristin zeigt, machen den Inhalt des Bandes noch mannigfaltiger, unter dessen Mitarbeitern uns manch' neuer Poet begegnet, von dem wir für die Zukunft Gutes hoffen können.

ρ. **Blüthen und Perlen deutscher Dichtung.** Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Dreißigste, völlig neubearbeitete Auflage. Mit 20 Bildern in Holzschnitt nach Originalzeichnungen von Ferdinand Leeke und J. G. Füllhaas. Halle, Hermann Gesenius. 1892.

Von allen Anthologien, die wir kennen, hat diese das meiste Glück beim deutschen Publicum gemacht und nicht mit Unrecht. Seit etwa vierzig Jahren hat sie dreißig Auflagen erlebt und liegt hier in einer Prachtausgabe vor. Aus dem Kleinoctav hat sie sich in ein stattliches Hochquart verwandelt und von den ursprünglichen Zügen sind ihr wenige geblieben, außer dem schönen Gedicht, mit welchem der erste feinsinnige Herausgeber seine Sammlung „den deutschen Frauen" widmete. Damals waren die Dichter nach ihren Heimathgebieten eingetheilt, was allerdings eine gewisse Beschränkung und Ungleichheit ergab, andererseits aber z. B. die von Schiller für poesielos erklärte Weser wieder zu Ehren brachte, deren Sänger, Franz Dingelstedt, wir ungern in dieser Auflage vermissen. Die Reihenfolge der Dichter ist jetzt nach dem Alphabet und jeder, abgesehen von den Koryphäen, ungefähr mit der gleichen Anzahl von Seiten bedacht worden. Daß einige Dichter der früheren Auflagen verschwunden und an ihre Stelle neue getreten sind, liegt in der Natur der Dinge. Dennoch mögen wir den Wunsch nicht unterdrücken, manchen der hier Ausgeschiedenen in einer folgenden Auflage restituirt zu sehen. Im Ganzen darf man der Auswahl das Lob nicht vorenthalten, daß sie mit Umsicht und Geschmack getroffen worden ist und ein verständnißvolles Resumé der deutschen Lyrik von Goethe und Schiller bis auf unsere Tage gibt. Jeder einzelne Dichter erscheint durch das, was von ihm mitgetheilt wird, gut charakterisirt, und wenn wir z. B. von Platen etwas mehr, von Einem oder dem Anderen etwas weniger gewünscht hätten, so sind das Fragen, über welche die Ansichten leicht auseinandergehen. Der Richtung aber, in welcher das Werk fortgeführt, wird man rückhaltlos beistimmen: Nichts ist darin aufgenommen worden, was einem deutschen Mädchen, einer deutschen Frau darzubringen sich nicht ziemte. Festlich ausgestattet, würdig in ihrer ganzen Erscheinung, mit zwanzig Bildern geschmückt, von denen namentlich die landschaftlichen gelungen sind, werden auch künftig die „Blüthen und Perlen" den hervorragenden Platz in unserer Geschenkliteratur einnehmen, den sie so lange schon glücklich behauptet haben.

ρσ. **Deutsche Sagen.** Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Dritte Auflage, besorgt von Herman Grimm. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, R. Stricker. 1891.

Grimm's Deutsche Sagen, die in zwei Theilen zuerst 1816 und 1818 zu Berlin erschienen, waren ein im Sinne der romantischen Schule gedachtes und durchgeführtes Werk. In einer Art glanzreicher Unschuld und Heimlichkeit öffnet sich in ihnen das altdeutsche Leben. Keine Beschönigung, keine dem eigentlichen Wesen der Sage widersprechende Absichtlichkeit stört diese das Gefühl und den Geist gesund erhaltende Lectüre. — Den Deutschen Sagen der Brüder Grimm fiel ein eigenartiges Geschick. Literarhistorisch betrachtet, waren sie nur eine vielen voraufgehenden Sammlungen ähnliche Folge-Erscheinung. Sie wurden aber mit einem Schlage, unter gänzlicher Beseitigung ihrer Vorgängerinnen, der fruchtbare Grund und Boden, der eine heut kaum noch zählbare Menge ähnlicher Sagen trug, und auf dem die Sagenforschung sich entfaltete. Dahingegen war es den Grimm'schen Sagen damals nicht beschieden, in die tiefen Schichten des Volkes einzudringen. Denn ihr Erscheinen fiel in eine Zeit, wo nach der glorreichen Erhebung der Freiheitskriege immer mehr ein Gefühl allgemeiner Misere Platz zu greifen begann. Für ein begeisterndes Buch, wie die Deutschen Sagen, war kein Bedürfniß mehr. Sie kamen ein halbes Jahrzehnt zu spät und mußten dafür — bei Seite stehen. Erst, in den sechziger Jahren wurde die zweite, von Herman Grimm besorgte Auflage nöthig. Damals rüstete sich wieder unser Volk auf eine große Zukunft, und die Sagen fanden nun ein Publicum, wie es sich die Brüder Grimm wohl ehedem gewünscht hatten. Seitdem sind die Grimm'schen Sagen ein schon den Kindern mitgegebner Besitz des Volkes. In den Schulen liest man und begehrt man sie. Herman Grimm hat jetzt die Sagen zum dritten Mal herausgegeben, unter liebevoller Benutzung des Handexemplars seines Vaters und Onkels. Ihre neue Verfassung macht sie zu einem rechten Lesebuche für das Volk, mitzuwirken geeignet zu der idealen vaterländischen Gesinnung, in der die Zukunft Deutschlands fest gegründet ruht.

Digitized by Google

εσ. **Goethe's Mutter.** Ein Lebensbild nach den Quellen von Dr. Karl Heinemann. Dritte, verbesserte Auflage. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und vier Heliogravüren. Leipzig, O. Seemann. 1892.

Von allen Gaben der Goethe-Gesellschaft haben die Briefe der Frau Rath den hellsten einstimmigen Beifall gefunden: nicht sowohl die allgemach versiegenden Ergüsse an die Herzogin Anna Amalia, als die fortströmenden Mittheilungen an den Sohn und die Seinen. Gerade heute, wo das moderne Leben so Vieles nivellirt oder verbildet und wo die Literatur so manche verschrobene Weibsen heraufführt, wirkt diese urwüchsige Frohnatur mit unverwüstlicher Frische. Die beiden „Schriften" sind nachgedruckt worden, aber nicht widerrechtlich, wie einst Goethe's Dichtwerke; sogar in Reclam's Universalbibliothek, und wir freuen uns dessen, weil die rothen Heftchen weite Verbreitung sichern. Nun hat es Heinemann in Jahresfrist mit einem großen Buch zu drei Auflagen gebracht: gewiß gebührt ihm ein starkes Verdienst, obwohl partienweise die Kunst des Beschränkens, Verdichtens, Rundens empfindlich fehlt: gewiß haben die gut gewählten und zumeist trefflich ausgeführten Bilder (eine Familiengruppe der Goethes im Schäfercostüm danken wir H. Grimm) zahlreiche Käufer herbeigezogen — aber das nicht mittelbare, sondern unmittelbare Hauptverdienst hat doch Goethe's Mutter selbst mit ihrer wundervollen natürlichen Beredtsamkeit, den ungeschminkten Bekenntnissen einer sonnigen Weltanschauung, und ganz richtig läßt Heinemann, der übrigens jeder Auflage neue Sorgfalt widmet, diesen Muttermitz vollauf zu Worte kommen. Wir lauschen ihr so hingegeben, wie einst Bettina. Konnte die größte Briefkünstlerin Deutschlands, Caroline Schlegel, nach ihrer Auferweckung nur kleine Kreise, diese aber heftig für und wider interessiren, so erheitert und erbaut der Naturalismus der frohgemuthen Frankfurterin in Frieden alle Welt.

ρ. **Geschichte der deutschen Literatur.** Von Otto v. Leixner. Zweite neugestaltete und vermehrte Auflage. Mit 411 Textabbildungen und 50 theilweise mehrfarbigen Beilagen. Leipzig, Verlag und Druck von Otto Spamer.

Gern begrüßen und empfehlen wir ein Werk über die deutsche Literatur, welches in allem Wesentlichen den Ansichten huldigt, die auch für uns die maßgebenden sind; welches, unbeirrt von den Strömungen des Tages an den Ueberlieferungen unserer classischen Zeit festhält und diesen Standpunkt mit Ernst, mit Würde, mit Wärme vertritt. Otto v. Leixner beherrscht sein ungeheures Stoffgebiet mit großer Sicherheit; sein Wissen ist gediegen, seine Belesenheit erstaunlich und sein Urtheil freimüthig, selbständig, niemals schablonenhaft. Es steckt in diesem Werke von mehr als 1100 Seiten, eine Summe von ausdauerndem Fleiß und gewissenhafter Arbeit, welche man dann erst vollkommen zu würdigen im Stande sein wird, wenn man erwägt, über welch ein weites Gebiet es sich erstreckt: von den frühesten Zeiten deutschen Schriftthums bis zu der allerjüngsten der Gegenwart und der „Modernen". Auf der solidesten Grundlage hat Otto v. Leixner sein Werk aufgebaut und nach all seinen Theilen in den richtigsten Proportionen ausgeführt. Kaum irgend einen Namen von auch nur einiger Bedeutung wird man vermissen und bei jedem das Gefühl haben, daß der Verfasser ihn nicht nur vom Hörensagen, sondern wirklich kennt. Unabhängig von persönlicher Neigung und Abneigung, wie seine Kritik ist, wollen wir nicht in Abrede stellen, daß sie von einer gewissen Grundstimmung beherrscht wird, die wir aber, weit entfernt, sie zu tadeln, nur loben können, denn sie scheint uns berechtigt und hindert den Verfasser nicht, selbst über sie hinaus, tolerant zu sein. Sie wird niemals tendenziös, weder da, wo der Verfasser anerkennt, noch da, wo er ablehnt: aber sie transigirt und schwankt auch nicht, wo die Principien selber in Frage stehen. Für Leixner ist der bestimmende Maßstab bei jeder Erscheinung der deutschen Literatur, daß sie den deutschen Charakter, das deutsche Wesen nicht verleugne. Nicht daß er in irgend welchem engherzigen, confessionell oder politisch gefärbten Sinne diesen Gesichtspunkt geltend machte: vielmehr entspringt er aus dem vollen Verständniß der Expansion, welche der deutsche Geist und das deutsche Gemüth unserer Nationalliteratur gegeben haben. In dieser neuen Auflage, die sich auch sonst durch Erweiterung und Vertiefung von der früheren unterscheidet, ist zum ersten Male die Zeit von 1870—1880 und von 1880—1892 im Zusammenhange mit der Gesammtliteratur behandelt und der illustrative Schmuck derart bereichert worden, daß er durch vortreffliche Nachbildungen alter Schriften und Drucke (zum Theil in Farben und Gold), durch Facsimiles und eine ganze Portraitgalerie jetzt in der That einen integrirenden Bestandtheil des Textes ausmacht und ihn ebenso gefällig als wirksam erläutert. Wir hegen keinen Zweifel, daß, wie der Verfasser es gewünscht, sein Werk beitragen werde, die Liebe zur heimischen Dichtung und deutschen Art im deutschen Hause zu wecken, zu mehren und zu befestigen.

λ. **Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889—92** von Paul Güßfeldt. Zweite Auflage. Mit 26 Heliogravüren und 152 Holzschnitten nach Zeichnungen von Carl Saltzmann, mit einer Orientirungskarte. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

In verhältnißmäßig kurzer Frist ist die zweite Ausgabe des schönen Werkes nöthig geworden, das an dieser Stelle s. Z. eine eingehende Würdigung gefunden. Diese neue Auflage weist gegen die erste nicht nur eine, was viel sagen will, bessere Ausstattung auf, sie hat auch in Text und Illustrationen durch die Schilderungen der beiden letzten Kaiserreisen nach Norwegen eine bedeutende Vermehrung erfahren. Daß diese beiden letzten Reisen nicht ebenso eingehend behandelt wurden wie die zwei ersten, lag in der Natur des Gegenstandes; denn sehr richtig bemerkt der Verfasser in der Vorrede, daß derselbe Autor nicht zweimal dasselbe Land auf Grund persönlicher Erlebnisse be-

Digitized by Google

schreiben kann, weil die feinen Unterschiede der verwandten Landschaften wohl dem Gefühl, nicht aber dem Sprachausdruck zugänglich sind. Trotzdem enthalten die neuen Capitel eine Fülle fesselnder Beobachtungen und Beschreibungen, von denen wir hier die Darstellungen des Kaiserbesuches des Nordcaps (1891) und der vom Kaiser unternommenen Rennthier-Pürschen auf der Insel Andamnen, ferner der Wal-Jagd in den Gewässern bei Staaro (1892) speciell hervorheben, bei welcher Gelegenheit wir werthvolle Einblicke in das Wesen Kaiser Wilhelm's II. erhalten. Welch' lebhaftes persönliches Interesse der Herrscher an diesem Buche bekundet, geht deutlich aus verschiedenen Stellen dieser neuen Auflage hervor, die ohne Zweifel dieselbe freudige Aufnahme und Verbreitung wie die erste finden wird, zumal der Preis trotz der beträchtlichen Erweiterungen derselbe geblieben ist.

λ. **Helgoland.** Beschreibung der Insel und des Badelebens von Adolf Lipsius. Mit 48 Abbildungen. Leipzig, Adolf Titze.

In nicht zu weit gespanntem Rahmen erhalten wir eine gefällig abgefaßte Beschreibung der Insel, ihrer Geschichte, ihrer Bewohner, ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Verfasser ist ein warmer Naturfreund, das leuchtet immer wieder in den verschiedenen Abschnitten hindurch, die sich an einzelnen Stellen nur zu sehr in Kleinigkeiten verlieren, was darin seine Entschuldigung findet, daß der Autor ein langjähriger Badegast des grün-weiß-rothen Eilandes ist, an dem er mit stärksten Sympathien hängt. Mit Entschiedenheit tritt der Schilderer dafür ein, daß neben manchen nothwendigen Verbesserungen nichts von dem verloren gehen dürfe, was dem Helgoländer Leben seine besondere Anziehungskraft verleiht: „die Idylle" auf Helgoland muß erhalten werden, sonst sinkt es zu einer Sehenswürdigkeit herab! — Wer würde nicht denselben Wunsch hegen; wird er aber Erfüllung finden? Wir fürchten leider nein. Die Illustrationen sind nach Naturaufnahmen hergestellt und werden, wie der Text, allen Besuchern Helgolands die dort zugebrachten Stunden freundlich in die Erinnerung zurückrufen.

λ. **Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg.** Wohlfeile Lieferungsausgabe. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Zum ersten Male erscheinen Fontane's in ihrer Art classisch zu nennende „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" in einer wohlfeilen Ausgabe, welche die Anschaffung dieses ebenso frisch und anschaulich geschriebenen, wie historisch gründlichen Werkes den weitesten Kreisen gestattet. Dem neuerdings wieder energischer auftretenden Bestreben, uns vor Allem mit der Geschichte und Eigenart unserer engeren Heimath vertraut zu machen, kommt dieses Buch, wie kaum ein zweites, entgegen; in welch' charakteristischer Weise, das braucht hier nicht von Neuem erwähnt zu werden, zumal die „Deutsche Rundschau" die einzelnen Bände dieser Wanderungen bei ihrem jeweiligen Erscheinen eingehend besprochen hat. Es dürfte genügen, auf die Billigkeit und die bequeme Anschaffung (in Lieferungen oder Bänden) der obigen neuen Ausgabe hinzuweisen, um diesem Familienbuche gerade zur Festzeit die stärkste Verbreitung zu sichern.

λ. **Meyer's Kleiner Hand-Atlas.** Mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Conversations-Lexikon zusammengestellt in 100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1892.

Dieser handliche, auf allen Reisen zum Mitnehmen geeignete Atlas rechtfertigt den guten Ruf, welchen die deutsche Kartographie genießt, seine Herstellung in Stich und Druck ist ebenso musterhaft, wie seine Zuverlässigkeit vollkommen. Entsprungen der aus allen Berufskreisen an die Verlagshandlung ergangenen Anregung, das im Meyer'schen Conversations-Lexikon zerstreute werthvolle Kartenmaterial zu einem Ganzen zu vereinigen und als selbständigen Atlas auf den Markt zu bringen, hat das Werk noch mancherlei Vermehrungen und Verbesserungen erfahren, die besonders auf den praktischen Gebrauch Seitens der Gewerbetreibenden, Geschäftsleute, Zeitungsleser ꝛc. Rücksicht nehmen. Angenehm berührt es, daß ein bedeutender Procentsatz der Kartenblätter dem engeren Vaterlande gewidmet ist; von weiteren Vorzügen heben wir die Wiedergabe der Dampfer- und Kabelverbindungen hervor, die Karten der Schweiz, von Elsaß-Lothringen, von Schleswig-Holstein, Posen ꝛc. mit ihren Sprachgrenzen, nicht zuletzt die Pläne und Umgebungskarten der Weltstädte mit orientirenden Namenregistern. Meyer's Kleiner Hand-Atlas, der sich ebenso durch Gediegenheit wie Billigkeit auszeichnet, wird würdig seinen Platz neben dem Meyer'schen Kleinen Conversations-Lexikon einnehmen und darf als ein volksthümliches, gemeinnütziges Unternehmen im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden.

λ. **Im Wechsel der Monde.** Lieder-Auswahl von Rudolf Rößler. Berlin, Herm. J. Meidinger.

Vier kleine, in einem hübschen Kästchen vereinte Aquarell-Albums, wie sie der Verlag mit Vorliebe herausgiebt. Die zierlichen Heftchen bringen eine geschickte Auswahl von Liedern, welche die Eindrücke der Jahreszeiten schildern. Frühlingswonne, Sommerlust, Herbstesrauschen und Winterzauber betiteln sich die einzelnen Büchlein, deren sorgfältiger Illustrationsschmuck den poetischen Inhalt wirksam unterstützt. Die ansprechende Veröffentlichung dürfte namentlich denen willkommen sein, die für literarische Festgaben nicht viel ausgeben können oder — wollen.

λ. **Was der heilige Joseph vermag.** Von Jeanne Schultz. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becher. Illustrirt von E. Bayard. Stuttgart, J. Engelhorn.

Ein liebenswürdiges, ein ansprechendes Buch, wie deren der neuere französische Büchermarkt nur wenige hervorgebracht hat. Der Kern der Erzählung ist sehr einfach, es ist der kleine Roman eines jungen, auf einsamem,

Digitized by Google

halb zerfallenem Schlosse lebenden Edelfräuleins, die ihre Erlebnisse in Tagebuchform berichtet. Aber wie berichtet! Mit sonnigem Humor, in einer so freundlich-anheimelnden Färbung, in so köstlich origineller Wiedergabe, daß wir an dieser Art und Weise zu plaudern immer von Neuem unsere innige Freude haben und das Buch nur mit Bedauern aus der Hand legen, die schalkhafte, dabei menschlich so warm und tief empfindende Tagebuchschreiberin nicht noch auf ihren ferneren Lebenswegen begleiten zu dürfen. Die Erzählung ist sittlich durchaus rein, kein Wort, was nicht die wohlerzogenste „höhere Tochter" lesen könnte, und als Festgeschenk für junge Damen ist denn auch das Werk seinem Inhalt wie seinem Aeußern nach speciell geeignet. Die Illustrationen von Bayard sind von entzückender Feinheit und Grazie, kleine Meisterwerke, bewundernswerth mit dem Text harmonirend.

2. **O du selige Backfischzeit!** Bilder und Vignetten von René-Reinicke. Mit begleitenden Dichtungen von Frida Schanz. Leipzig, Adolf Titze.

Der deutsche Backfisch, wie oft ist er schon besungen, wie oft gemalt und auf der Bühne dargestellt worden! Das Thema aber scheint unerschöpflich zu sein und zeitigt fast alljährlich neue literarische Gaben, unter denen die obige den vornehmsten Platz behaupten dürfte. Aeußerlich in der Gestalt eines kleinen Prachtwerkes, vereinigt das von der bekannten Verlagsfirma in gewohnt reicher Weise ausgestattete Buch eine Reihe Reinicke'scher Zeichnungen, die uns anmuthig und lebenswahr Backfischchens kleine Leiden und große Freuden vor Augen führen und die zugleich von hohem künstlerischen Werthe sind; nicht minder literarisch werthvoll sind die begleitenden Gedichte von Frida Schanz, in denen sich letztere auf das Innigste vertraut mit dem wechselvollen Empfindungsleben „unserer Backfischchen" zeigt.

3. **Lieder und Bilder in Zeichnungen** von Bertha Bagge. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Der Romantik „blaue Blume" blickt uns aus diesen Zeichnungen an, die vielfach an diejenigen Schnorr's von Carolsfeld und Ludwig Richter's erinnern; mit erstaunlichem Fleiß und dem oft zu weit gehenden Bestreben, auch das Unbedeutendste in die Erscheinung treten zu lassen, gearbeitet, verrathen sie die begeisterte Naturliebe der Künstlerin, die sich auch in der Wahl der Gedichte von Eichendorff, Uhland, Wilhelm Müller, Rückert u. s. w. ausspricht.

Weihnachtsbüchertisch der Jugend.

Zahlreich haben sich auch diesmal wieder die literarischen Festgaben für unsere Jüngsten und Jungen eingefunden, in reicher Mannigfaltigkeit, auf jedes Alter, auf jeden Lesegeschmack Rücksicht nehmend, so daß in Folge der Zahl und Verschiedenheit vielen Eltern die Wahl schwer werden und ihnen der folgende kurze Führer durch die Fluth der neuen Jugendbücher nicht unerwünscht sein dürfte. An die ganz Kleinen, die mehr auf den Bilderschmuck als auf den Text sehen, wendet sich Julius Lohmeyer's, von B. P. Mohn sinnig illustrirtes Weihnachts-Märchenbuch: „Die Fahrt zum Christkind" (Glogau, Carl Flemming) in hübschen, theilweise von klangvollen Melodien (von Th. Krause) begleiteten Versen das Suchen des Christkindes Seitens eines Geschwisterpaares schildernd; auch zur Begleitung lebender Bilder eignen sich Verse wie Musik ausgezeichnet. Die alten lieben Märchengestalten begegnen uns von Neuem in der von Elisabeth von Beckendorff zusammengestellten Märchen-Sammlung „Aus dem Zauberland" (Berlin, Herm. J. Meidinger), selbstverständlich mit entsprechendem Bilderschmuck versehen. Aus eigenem Erfindungsborn schöpften W. Popper und H. Falk, von denen Ersterer in seinen „Märchen und Geschichten" (Leipzig, Ed. Wartig's Verlag) auf kleine und große Kinder, Letzterer mit seinen „Zauberkreisen" (Glogau, Carl Flemming) mehr auf die reifere Jugend Rücksicht nimmt; beide Verfasser wissen gefällig zu fabuliren und ihre Leser anhaltend zu fesseln. — Zunächst nun zu den Büchern für unsere jungen Damen. Da sind vor Allem vier Bände, die in Folge ihrer geschickten Auswahl eines entsprechenden Lesestoffes auf belehrendem wie unterhaltendem Gebiet in erster Linie zu nennen sind: Thekla von Gumpert's „Töchter-Album" (Glogau, Carl Flemming) liegt bereits im 32. Jahrgange vor, es zeigt im Text die alten Vorzüge, im illustrativen Schmuck wesentliche Verbesserungen; auf langjähriges Erscheinen kann auch der von Ottilie Wildermuth begründete und von ihren Töchtern Agnes und Adelheid fortgeführte „Jugendgarten" (Stuttgart, Union) zurückblicken, dessen diesjähriger, siebzehnter, Band von Neuem die sorgfältigste Auslese des der Jugend ersprießlichen Lesematerials erkennen läßt. Durch Vielseitigkeit, die kaum zu überbieten ist, überrascht wiederum der neue Jahrgang des „Kränzchens" (Stuttgart, Union), das mit Recht zu einem Lieblingsblatt der deutschen Mädchenwelt wurde; als ein kleines, anmuthiges Prachtwerk tritt das von dem gleichen Verlage schon im zweiten Jahrgange herausgegebene „Album der Mädchenwelt": „Maienzeit" auf, in welchem viele der hervorragendsten Dichter und Maler werthvolle Beiträge in Poesie und Prosa, sowie eine Reihe erlesener Kunstblätter vereinigt haben. — — Unter den Verfasserinnen der für unsere Mädchenwelt bestimmten Einzelbände mit größeren oder kleineren Erzählungen sind auch diesmal wieder Namen von bestem Klang vertreten. Brigitte Augusti macht ihre anhänglichen Leserinnen mit einer fremden Welt vertraut, indem sie unter dem Titel: „Unter Palmen" (Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn) eine Zahl farbenreicher Schilderungen aus dem Leben und der Missionsarbeit der Europäer in Ostindien vereinigt. Clementine Helm wird bei ihren zahllosen Freundinnen mit ihren Novelletten: „Frieda's Mädchenjahre" (Stuttgart, Carl Krabbe) die wärmste Aufnahme finden; auch Marie Silling, die sich durch ihre „Familie Schrötter" gut eingeführt, bietet eine neue Erzählung, „Lotte" (Leipzig, Georg Wigand), die, ohne in Moralpredigerei auszuarten, von tiefem sittlichen Empfinden erfüllt ist. Elisa-

Digitized by Google

beth Halden, welche eine Erzählung „Eva's Lehrjahre“ (Berlin, Herm. J. Meidinger) spendet, ist gleichfalls ihren Leserinnen eine liebe Bekannte, die in ihrem oben genannten neuen Werke den Werdegang der jungen Mädchenseele anmuthig zu schildern versteht: welchen Beifall die im gleichen Verlage erschienene Erzählung von Victor Wurm, „Treue Freundschaft“ gefunden, beweist am besten die dritte Auflage. Als Jugenderzählerin, und zwar mit großem Glück, tritt zum ersten Male M. von Reichenbach mit ihren „Verwaisten Herzen“ (Glogau, Carl Flemming) vor uns hin: die spannende Handlung und die psychologisch vertieften Personenschilderungen verrathen die erfolgreiche Romanschriftstellerin. Der gleiche, um die Jugendliteratur hochverdiente Verlag veröffentlichte noch vier weitere, für junge Mädchen bestimmte Bücher, und zwar: „Prinzessin Beate“ von Fanny Stöckert, „Guck-in-die-Welt“ von Frida von Kronoff, „Beatrice Morrice“ von Elise Maul, und „Nordische Geschichten“ von Auguste Groner; die Ausstattung der Bände ist ihres gediegenen Inhaltes würdig.

Nicht minder reichlich wie für das jugendliche schwache Geschlecht ist literarisch für das heranwachsende stärkere gesorgt. Denselben Beifall wie das oben erwähnte „Kränzchen“ bei den Mädchen findet „Der gute Kamerad“ (Stuttgart, Union) bei den Knaben; der sechste Jahrgang, ein starker Band von siebenhundert Seiten, zeigt uns in all' seinen Theilen, wie richtig die Herausgeber ihre Aufgabe erfaßt haben und wie sie in musterhafter Weise ihre Leser zu unterhalten und belehren, wie sie dabei das Angenehme und Nothwendige mit dem Nützlichen zu verbinden verstehen, damit aus dem jugendlichen Leser ein froher Bursche und rechter Mann werde. Ebenso werthvoll ist der rechtzeitig zum Fest abgeschlossene dreizehnte Jahrgang des „Neuen Universums“ (derselbe Verlag), der in leicht verständlicher Weise die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik und Industrie, überhaupt der in die Praxis tretenden naturwissenschaftlichen Forschung enthält, anschaulich bespricht und durch viele hundert Illustrationen erläutert. — Unter den Büchern für die reifere Knabenwelt hat sich seit einigen Jahren die Kolonial-Erzählung einen breiten Raum erobert. Als ihr bekanntester Vertreter darf C. Falkenhorst gelten, der auch diesmal wieder eine ostafrikanische Kolonialgeschichte: „Am Victoria-Nyansa“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) veröffentlicht hat: Falkenhorst's Vorzug ist, daß er nie das Bereich des Wahrscheinlichen verläßt und im Rahmen seiner Erzählungen ein charakteristisches Bild von Land und Leuten unserer Kolonialgebiete zu geben versteht, wodurch sich auch die obige Erzählung, in die unter Andern Stanley und Emin handelnd eingreifen, anerkennenswerth auszeichnet. E. von Wasmer wandelt auf den Pfaden des Ebengenannten mit seiner afrikanischen Sklavengeschichte „Unter den Sternen“ (Glogau, Carl Flemming), die fesselnde Scenen aus dem Leben der innerafrikanischen Stämme zu einem spannenden Ganzen vereinigt. In das Reich der Mitte führt uns Carl May mit seinem umfangreichen Jugendroman: „Der blaurothe Methusalem“ (Stuttgart, Union), Phantastik mit Humor verbindend in den Schilderungen der abenteuerlichen Fahrt eines deutschen Studenten nach China. Friedrich J. Pajeken, welcher lange Zeit in Amerika gelebt, giebt in erzählender Form unter dem Titel: „Das Geheimniß des Karaïben“ (Glogau, Carl Flemming) seine Eindrücke wieder, die er unter den Tropen Südamerikas gesammelt, wobei er sich von jeder Uebertreibung fern hält und ansprechende Schilderungen des Lebens unter den Tropen und der dortigen frembartigen Natur entwirft. Armand's als eines der besten Indianerbücher hinreichend bekannte „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten“ (Stuttgart, Union) liegen, prächtig ausgestattet, in dritter Auflage vor, und eines gleich starken buchhändlerischen Erfolges erfreut sich die von Arthur Springer nach dem Englischen bearbeitete Erzählung: „Die Goldsucher in Australien“ (Berlin, Herm. J. Meidinger). Auch die Beschreibungen unserer Flotte und unseres Heeres können bei der deutschen Jugend stets auf eine besondere Theilnahme rechnen, so J. H. D. Kern's packende Geschichten aus dem Leben deutscher Seeleute: „Unter schwarz-weiß-rother Flagge“ (Glogau, Carl Flemming), und die unter Mitwirkung militärischer Fachmänner von Oscar Höcker und Arnold Ludwig ebenso eingehend wie verständnißvoll geschilderte Entwicklung der deutschen Wehrkraft: „Jederzeit kampfbereit!“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn); der starke, sorgfältig illustrirte Band giebt eine geschichtlich aneinander gereihte Folge militärischer Bilder, die uns, von den ersten Anfängen unter dem Großen Kurfürsten, unsere Wehrmacht bis heutigen Tags vorführen. Das bedeutsame Werk verdient weit über die Jugendkreise hinaus Beachtung: seine Abbildungen beanspruchen mit Recht besonderen Werth. Den letzten deutsch-französischen Feldzug beschreibt Gustav Höcker in seinen „Zwei Jahren deutscher Heldenthums, 1870 und 1871“ (Glogau, Carl Flemming), eine frische, geschichtlich genaue Darstellung, geeignet, die Vaterlandsliebe im heranwachsenden Geschlecht zu pflegen und zu stärken; Illustrationen und Karten kommen dem Text zu Hülfe. Von patriotischer Gesinnung erfüllt ist ferner Ferdinand Sonnenburg's „Irnfried und Erwin“ (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn), eine kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Kaiser Heinrich's des Vierten, in spannender Fabel zeigend, was in wildbewegter, an bitteren Leiden reicher Zeit Kaisertreue und Bürgersinn vermögen.

Digitized by Google

so. **Goethe und die Brüder Grimm.** Von Reinhold Steig. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1892.

Herr Steig hat das Glück, seit ein paar Jahren an der Seite H. Grimm's in den Schatzkammern der jungen Romantik, die soviel noch Ungehobenes bergen und worin der Name Achim's von Arnim am hellsten leuchtet, zu schalten und walten. „Wie sich Verdienst und Glück verketten", bezeugen seine Ausgaben und Aufsätze und vor Allem jetzt dies mit ebensoviel sammelnder Sorgfalt angelegte, wie mit künstlerischer Freiheit ausgeführte liebenswürdige Buch, das keineswegs auf zünftige Kreise berechnet ist. In die Geburt der deutschen Philologie aus der Romantik führt es ein, nach Kassel und Heidelberg, Halle und Weimar: wie sich die Brüder, innig verbunden und doch jeder auf seine Eigenart, zu Goethe's Persönlichkeit und Dichtung stellen und wie man ihn, den Verehrtesten und Mächtigsten, für die Tendenzen und Organe der Romantik gewinnt oder zu gewinnen sucht, für „Des Knaben Wunderhorn" z. B., die Altdänischen Heldenlieder, die serbische Poesie, die Märchen und Sagen, eine große germanistische Gesellschaft, welche Aufnahme W. Grimm fand, inwiefern der Maler Ludwig Emil Grimm ganz dieser Romantik zugehört, was Goethe zu dem allen und zur Poesie Arnim's, Brentano's für und wider sagte oder auch nicht sagte und welche Niederschläge sein Verhältniß zu den Altdeutschen in seinen Werken fand, — das Alles, bis hin zur anmuthigen Ausbeutung der Graumatik Jacob's nach Seiten ihrer Goethe'schen Belege und Bezüge, wird hier vergegenwärtigt und unter manchen neuen Gesichtspunkt gebracht. Das Buch ist der rechte Commentar zu bekannten liebevollen Aufsätzen Goethe's und zu den Verdammungsurtheilen über den „Armen Heinrich" oder die „Gräfin Dolores" (an Reinhard), wie die Correspondenz mit Boisserée neben dem Manifest der (Weimarer) Kunst (Freunde) gegen die Nazarener gelesen werden muß. Inedita sind eingeflochten oder benutzt. Sehnsüchtig harren wir nun der verheißenen Arnim-Brentano-Grimm'schen Briefe. Sollte nicht auch eine Auswahl aus dem Radirwerk des Malers Grimm, den Porträts zumal, ein dankbares Publicum finden?

r. **Schiller's Dramen.** Beiträge zu ihrem Verständniß von Ludwig Bellermann. Zweiter Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1891.

Das Werk, von dem in diesen Blättern schon die Rede war, ist nun abgeschlossen. Der Verfasser stellt fest, daß er der historischen Erklärung nicht ablehnend gegenüber steht, und welcher Einsichtige sollte ihre wissenschaftliche Nothwendigkeit und Fruchtbarkeit verkennen, sie verschmähen, wenn sie Unklarheiten oder Widersprüche aus dem Werdeproceß heraus in's rechte Licht setzt? Die Literaturhistoriker sind aber durchaus nicht der ihnen oft zugeschobenen Meinung, zum Genuß jedes Kunstwerks sei eine umfassende Quellenkunde und Entstehungsgeschichte unerläßlich, sondern glauben allerdings, daß ein rechtes nationales Kunstwerk den Schlüssel des ästhetischen Verständnisses mit sich führe. Mitdenkende Leser, nicht bloß aus der reiferen Jugend, leitet der ausgezeichnete Schulmann als ein poetisch auffassender Erläuterer und Diener am Worte vom „Wallenstein" bis zum „Wilhelm Tell", immer die Handlung, die Charaktere, die Darstellung und anhangsweis eine Reihe schwieriger Verse entfaltend, meist mit strenger Beschränkung auf das vorliegende Drama, in der Polemik wohl zu aufmerksam auf kleine Geister, in der Rechtfertigung angegriffener Gestalten und Motive manchmal zu gestissentlich und moralisch-politisch; klar, reich an metrischen und sprachlichen Beobachtungen, eindringlich, wo es die Schicksalsfrage für den „Oedipus" und die „Braut" abzuwägen gilt, beim „Tell" auch auf Schiller's Vorstudien bedacht.

so. **Dante-Handbuch.** Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieri's. Von Dr. G. A. Scartazzini. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1892.

So überreich die Dante-Literatur der Gegenwart auch sein mag: Thatsache ist, daß wir keinen Ueberfluß an Büchern haben, welche als eine gute, zuverlässige Einführung in das Studium der Divina Commedia bezeichnet werden dürfen. Was nach dieser Richtung geleistet worden ist, gehört fast ohne Ausnahme einem jetzt überwundenen Stadium der Danteforschung an; so, um von den Engländern zu reden, Symonds' sonst so lesbare „Introduction to the Study of Dante" (2. A. Edinb. 1890): so aus unserer deutschen Literatur die, nach mancher Rücksicht auch heute noch mit Recht angesehenen, in ihren historischen Partien aber entschieden veralteten Werke Wegele's und Hettinger's; so vor Allem das in Italien einst weitaus verbreitetste und beliebteste Leben Dante's von Cesare Balbo und das neuere Pietro Fraticelli's. Seit Todeschini's bahnbrechenden Untersuchungen hat man allmälig sich der Einsicht erschließen müssen, daß das bisher in der einschlägigen Literatur erzählte Leben Dante's nicht viel mehr war als ein Roman. Bartoli und del Lungo in Italien, Scartazzini diesseits der Alpen sind vor Allen diejenigen, welche am meisten dazu beigetragen haben, das Leben Dante's frei von den fabelhaften Erfindungen späterer Jahrhunderte aufzuweisen. Wenn sich dabei herausgestellt hat, daß wir von diesem Leben eigentlich recht wenig wissen, so haben die Forschungen dieser Gelehrten, in Verbindung mit den ihnen vorausgegangenen bahnbrechenden Arbeiten Blanc's, Witte's u. A. doch das große positive Resultat, darzuthun, daß die Methode für die Erklärung des unsterblichen Gedichts endgültig festgestellt, der wahre Sinn der Allegorie im Wesentlichen erkannt und Seelengeschichte und Geistesentwicklung des Dichters im Ganzen und Großen klar gelegt sind. Scartazzini, der sein eigenes erstes Dantewerk (Biel 1869) nunmehr selbst als einen Roman bezeichnet, hat seine zu der Mehrzahl der Dantefragen völlig veränderte Stellung zunächst in den zwei vortrefflichen Bändchen der Höpli'schen „Manuali" (Milano 1883, Nr. XLII—XLIII) ausgesprochen; ausführlicher dann in den Pro-

Digitized by Google

legomeni zu seiner allen Dantefreunden unentbehrlichen Ausgabe der Divina Commedia (Leipzig 1890). Der letztgenannte Band war wie der Commentar zu der Ausgabe in italienischer Sprache gefaßt: das hier angezeigte „Dante-Handbuch" kann nicht als eine Uebersetzung, muß vielmehr als eine Neubearbeitung des nämlichen Gegenstandes bezeichnet werden, bei welcher die inzwischen aufgetretenen Nova der Dante-Literatur sorgfältig berücksichtigt wurden. So weit ist das Buch ein vollständiges Compendium der gesammten Dante-Wissenschaft geworden: ein Werk, welches seinem Urheber wie unserer deutschen Forschung alle Ehre macht und welches zweifellos als die beste, zuverlässigste Einleitung in das Studium des großen Florentiners erklärt werden muß. Hinsichtlich mancher Probleme, z. B. der Donna gentile, der Matelda, der Führer Virgil und Beatrice, werden nicht Alle dem Verfasser beistimmen: Alle aber, so scheint uns, müssen die unvergleichliche Hingabe desselben an einen bedeutenden und so Vieles umfassenden Gegenstand, sowie den Scharfsinn, und die rücksichtslose Ehrlichkeit anerkennen, welche Dr. Scartazzini zu diesem hohen Geschäfte mitgebracht hat: möge eine allgemeine und glänzende Anerkennung sein Verdienst belohnen.

γ. **Denkmäler der älteren deutschen Literatur** für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Herausgegeben von Dr. Gotthold Böttcher und Dr. Karl Kinzel. III, 2. III, 3. Halle, Waisenhaus. 1890. 1891.

Die vorliegende Sammlung verfolgt, wie es nach den beiden, uns vorliegenden Heften scheint, den Zweck, den höheren Lehranstalten die Einhaltung des durch die amtlichen Bestimmungen vom 31. März 1882 vorgezeichneten Unterrichtsganges im Deutschen zu erleichtern. Die Sammlung bietet demgemäß die hervorragendsten Werke der deutschen Literatur nebst den nöthigen Erläuterungen, die auf jede Seite unter den Text gesetzt sind. Auf I. (die Heldensage) und II. (historische Dichtung) folgen in III. die Hauptschriftsteller der Reformationszeit. Zunächst Hans Sachs und Luther. Von Letzterem werden 1) reformationsgeschichtliche und 2) vermischte Schriften weltlichen Inhalts geboten, darunter viele Fabeln, Sprüche und Briefe. Die Auswahl ist eine sehr umsichtige, so daß der Lehrer im Stande ist, den Schülern Luther nach allen seinen Hauptseiten vorzuführen und lebendig zu machen, wozu auch die Anmerkungen in zweckmäßiger Weise beitragen. Eine reichere Auswahl aus Luther's Kirchenliedern wäre indeß wohl zu wünschen gewesen, und wenn Luther's Bild als Junker Georg am Anfang von III, 2 mitgetheilt wird, so wäre es auch angezeigt gewesen, eins der anderen Bilder bei III, 3 beizufügen, da das erste Bild Luther's Aeußeres zwar gewiß in sehr charakteristischer Weise, aber doch nicht in der Gestalt wiedergibt, in der es in der Regel seinen Zeitgenossen erschien. Die Ausstattung der Sammlung ist einfach, aber gut. Alles in Allem können wir ihr im Interesse der nationalen Erziehung unserer Jugend nur eine weite Verbreitung wünschen.

γ. **Leben und Schicksale des Johann Amos Comenius.** Mit Benutzung der besten Quellen dargestellt von Anton Vrbka. Znaim, Fournier u. Haberler. 1892.

Am 28. März 1592 waren es dreihundert Jahre, seit Amos Komensky (Comenius), der berühmte Reformator des Jugendunterrichts, zu Ungarisch-Brod in Mähren geboren worden ist. Die Säcularfeier dieses Tages hat schon eine Reihe literarischer Erscheinungen hervorgerufen, unter denen die oben genannte keine der schlechtesten ist. Der Verfasser, ein mährischer Lehrer, hat zwar offenbar keine besonderen originalen Forschungen gemacht und dem Gegenstande keine völlig neuen Gesichtspunkte abgewonnen: aber er hat in der That die besten Quellen zu Rathe gezogen, er besitzt ein gesundes Urtheil und versteht es, die Gestalt des bedeutenden Mannes von dem Hintergrunde ihrer Zeit scharf und klar sich abheben zu lassen. Der Inhaber des Verlags, Karl Bornemann, der die „Comeniusstudien" ins Leben gerufen hat, verdient ebenfalls dafür Dank, daß er das Büchlein mit allerlei lehrreichen Bildern ausgestattet hat. Die, welche Oertlichkeiten veranschaulichen sollen, sind freilich meist etwas verschwommen ausgefallen; gut dagegen sind Comenius' Bilder selbst gerathen und die Proben, die S. 65 und 80 aus dem „orbis pictus" mitgetheilt werden, dienen in hübscher Weise dazu, dem Leser einen Begriff von diesem epochemachenden Buche zu geben. So kann man sagen, daß Vrbka's Schrift, die der Verfasser mit anmuthender Bescheidenheit bevorwortet hat, in der That ein geeignetes Hilfsmittel ist, um Leben und Sterben des großen Pädagogen kennen zu lernen, „aus dessen Fülle", wie einer seiner Beurtheiler sagt, „die Erziehungskunde heute noch schöpft".

γ. **Genealogischer Hand- und Schulatlas,** von Ottokar Lorenz, Professor an der Universität Jena. Berlin, W. Hertz. 1892.

Der Verfasser dieses Atlas sagt in der Vorrede, er sei schon an manche historische Arbeit froh herangetreten; noch bei keinem Buche aber habe er in gleichem Maße die Ueberzeugung gehabt, wie bei diesem, daß er etwas durchaus Nützliches und Nothwendiges gethan habe: denn langjährige Erfahrung habe ihm bewiesen, daß kein Mensch im Stande sei, auf einem anderen Wege als auf dem genealogischen zu wirklicher Kenntniß und präsentem Wissen historischer Dinge zu gelangen. Wolle Jemand warten, bis ihm auf dem Wege des Detailstudiums der persönliche Verlauf der Geschichte klar werde, so könne er leicht darüber siebzig Jahre alt werden. Man werde dabei an den braven Mann erinnert, welcher die Geographie durchaus nur durch das Bereisen der fünf Welttheile erlernen wollte. Lorenz gibt nun in dem Atlas zweiunddreißig Stammtafeln von den Karolingern bis zu den Hohenzollern und Wilhelm II. herab: er wünscht, daß der Schüler jeweils die Tafel vor Augen habe, von welcher der Lehrer gerade erzählt, und er ist überzeugt, daß da-

Digitized by Google

durch der Vortrag des Lehrers außerordentlich an Faßlichkeit gewinne, daß die bei der Geschichtsauffassung so verderblichen Zeitverwirrungen vermieden werden und daß der Schüler auch ohne Auswendiglernen — das Lorenz natürlich durchaus nicht verlangt, ja entschieden verwirft — sich nach und nach ein genaues Bild von der Aufeinanderfolge und wieder von der Gleichzeitigkeit der Geschlechter einpräge. Daß Lorenz seine Ansicht, die Geschichte müsse nach Geschlechterreihen zerlegt werden (vgl. Deutsche Rundschau, 1892, LXIX, 157), durch diesen praktischen Atlas verwerthbarer und einleuchtender machen will, bemerkt man wohl; das soll aber unsererseits durchaus nicht als Vorwurf gesagt sein. Auch wer die bisherige Eintheilung nach Alterthum, Mittelalter und Neuzeit beibehält, wird anerkennen müssen, daß der Atlas ein ganz vorzügliches Hilfsmittel zum Erwerbe solider historischer Erkenntniß ist und bei dem äußerst billigen Preis und der vorzüglichen Ausführung sollte es nicht schwer fallen, ihn in den Gymnasien und unter allen Geschichtsfreunden zu verbreiten. Wenn Lorenz in der Vorrede darüber Urtheile wünscht, ob er zu viel oder zu wenig geboten habe, so möchten wir manchmal eher das Letztere behaupten, obschon wir glauben, daß der erfahrene Praktiker in den weitaus meisten Fällen das Richtige getroffen hat. Wir vermissen z. B. auf Tafel VI, die Namhaftmachung Kunigundes, der welfischen Gemahlin Azzo's von Este; die normannischen Könige hätten bei Constanze ein Plätzchen finden sollen; Roger I. ist dabei statt Roger II. gesetzt: und so gelegentlich noch Einzelnes. Wer aber den durchschlagenden Werth des Lorenz'schen Atlas an einem lehrreichen Beispiel sehen will, der betrachte sich auf Tafel II. unten links das über Karl's des Großen Familie Beigebrachte und sage, Hand aufs Herz, ob er bisher von diesen Dingen eine auch nur halb so klare Vorstellung gehabt hat, als sie Lorenz hier mittelst einiger Striche und Namen gibt.

β. **Arthur Schopenhauer's Werke.** Mit Einleitungen, erläuternden Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Schopenhauer's in Auswahl herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. Leipzig, Verlag von Gustav Fock. 1891.

Die Aufgabe, „den wesentlichsten Inhalt und Kern der Schopenhauer'schen Werke" in zwei Bände zusammenzudrängen, die der Verfasser sich gestellt hat, ist sicherlich keine leichte. Er hat sie dadurch zu lösen versucht, daß er aus dem Schopenhauer'schen Hauptwerk nur die nach seiner Meinung werthvollsten und charakteristischsten Abschnitte herausgegriffen, und durch Einfügung der Preisschriften über die beiden Grundprobleme der Ethik, der Abhandlung „Ueber den Willen in der Natur" und einiger kleinerer Arbeiten metaphysischen, naturphilosophischen, ästhetischen und ethischen Inhalts an den entsprechenden Stellen ergänzt hat. Die Abhandlung „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" geht diesem Haupttheil gleichsam als erkenntnißtheoretische Einleitung voraus, und einige kleinere Arbeiten vermischten Inhalts, die meist den Parerga entnommen sind, folgen. Als das Bedenklichste dieser Anordnung erscheint uns, daß sie das Hauptwerk auseinanderreißt und dadurch den Totaleindruck desselben zerstört. Die zahlreichen Erläuterungen und die einleitende „biographisch-historische Charakteristik" sind den meisten Lesern gewiß willkommen.

αδ. **Die Anfänge der Nationalökonomie.** Vortrag, gehalten beim Antritt des akademischen Lehramts an der Universität Leipzig von August von Miaskowski. Leipzig, Duncker & Humblot.

Die vergleichend-geschichtliche Methode hat in der Nationalökonomie ihre Anwendung bisher hauptsächlich auf die Erforschung des wirthschaftlichen Lebens der Völker, seiner Processe und Organisationen selbst gefunden. Dagegen liegen bisher nur sehr wenige Versuche vor, jene Auffassung auch auf die volkswirthschaftliche Literaturgeschichte, auf die Ideen und Systeme anzuwenden. Um so dankbarer ist es anzuerkennen, daß Miaskowski bei seiner an so hervorragender Stelle gehaltenen Antrittsrede sich die Aufgabe gestellt hat, jene Methode an dem interessanten Beispiele der Anfänge der wissenschaftlichen Nationalökonomie zu bewähren. Ueber die wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse der in Frage kommenden Zeit (siebzehntes Jahrhundert) dem Fachmann Neues zu sagen, lag nicht in der Absicht des berühmten Verfassers: wohl aber bietet die anziehend geschriebene Abhandlung dem gebildeten Laien eine Fülle von Belehrung.

εσ. **Die Zukunft unseres Volkstheaters.** Zehn Aufsätze aus den Jahren 1882—1892 von Anton Bettelheim. Berlin, Fontane u. Co. 1892.

Der Freund und Biograph Anzengruber's führt hier das Wort, nicht im Sinne der Strudelköpfe, die unser Schauspiel auf den kindlichen Standpunkt des Hans Sachs zurückschrauben möchten, oder der Verkannten, die in Aufführung von kunstlosen Lutherdramen durch Dilettanten das Heil erblicken, oder der thörichten Bekämpfer der „Luxusbühne", die wohl gar schließlich ein paar französische Renner vor ihren stecken gebliebenen Karren spannen. Er geht von der Heimath der besten deutschen Volksstücke aus und blickt immer auf Wien, wo Anzengruber ein Jahrzehnt seiner Vollkraft keine Bühne hatte, obgleich es an sehr berufenen und willigen Darstellern nicht fehlte. Er knüpft an die große verpflichtende Ueberlieferung an, mustert neuere Stücke und zeigt, daß das „Deutsche Volkstheater" eben kein Volkstheater ist. Er verlangt Staatshilfe für ein Burgtheater des Volkes und entwirft ein besonnenes Programm des Spielplans und der Verwaltung. Nicht allen Anregungen können wir beipflichten, aber das Ziel muß erstrebt werden, der rechte Weg ist gewiesen.

Digitized by Google

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Arnold. — Ein neues Novellenbuch von Hans Arnold. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1892.

Aus den Papieren eines unbekannten Denkers. Herausgegeben von der Knoop'schen Societät zu Berlin. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz).

Barack. — Schnofe un Schbuße. Eine Sammlung heiterer Gedichte im Pfälzer Dialekt von Max Barack. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.

Berg. — Lieder von A. Berg. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Bestimmung. Roman von P. v. S. S. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.

Blüthgen. — Frau Gräfin. Roman von Victor Blüthgen. 2 Bde. Dresden u. Wien. Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1892.

Bonnet. — Im Banne des Löwen. Braunschweiger Erzählungen aus dem 12. bis 14. Jahrhundert. Von J. Bonnet. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1892.

Bormann. — Die Stunde kommt! Eine Erzählung von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Brennekam. — Der treue Jochen von Ellersell. Sage und Geschichte aus der Vergangenheit der Mark Brandenburg. Erzählt von Otto Brennekam. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1892.

Buchheim. — Deutsche Lyrik. Selected and arranged with notes and a literary introduction by C. A. Buchheim. London, Macmillan and Co. 1892.

Chiavacci. — Klein-Bürger von Groß-Wien. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben von Vincenz Chiavacci. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1892.

Collection of british authors. Tauchnitz edition. Vol. 2864/66: The diplomatic reminiscences of Lord Augustus Loftus. Two vols. Leipzig. Bernhard Tauchnitz. 1892.

d'Altona. — Der Neffe des Notars. Humoristische Erzählung von H. d'Altona. Mannheim. J. Bensheimer's Verlag. 1892.

David. — Prodieme. Erzählungen von J. J. David. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's. Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Zweiter (Schluß-)Band. Berlin. Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung). 1892.

Dietrich. — Friedrich der Freidige. Ruhmesblätter und Sagenklänge aus Thüringen von Adolf Dietrich. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Dopsch. — Das Treffen bei Lobositz (1. October 1756), sein Anlaß und seine Folgen. Quellenkritische Untersuchungen zur Geschichte des Kriegsjahres 1756 von Dr. Alfons Dopsch. Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria". 1892.

Droysen. — Geschichte Alexanders des Großen von Joh. Gust. Droysen. Vierte Auflage. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1892.

Dufmeyer. — Der Arbeiterkaiser. Trauerspiel in fünf Akten von Friedrich Dufmeyer. Berlin. Eduard Reetzel. 1892.

Ebner-Eschenbach. — Marie von Ebner-Eschenbach's Gesammelte Schriften. Mit dem Porträt der Verfasserin. 6 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

Eckardt. — Figuren und Ansichten der Pariser Schreckenszeit (1791—1794). Von Julius Eckardt. Leipzig. Duncker & Humblot. 1893.

Eggert. — Der Bauernjörg. Ein Sang aus Oberschwaben von Ed. Eggert. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1893.

Ein Jubiläum der lateinischen Bibel. Zum 9. November 1892. Tübingen, J. D. Heckenhauer'sche Buchhandlung. 1892.

Einiges Christenthum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen M. von Egidy's. Herausgegeben von Professor Lehmann-Hohenberg. 1. Heft. Kiel, Verlag der Volksschrift „Einiges Christentum." 1892.

Eisenhart. — Deutschlands Zukunft. Politische und religiöse Betrachtungen von Wolfgang Eisenhart. Halle a. S., Adolf Kegel. 1892.

Evers. — Brandenburgisch-Preußische Geschichte bis auf die neueste Zeit. Von Dr. Edwin Evers. Berlin. Windelmann & Söhne. 1892.

Finck. — Weltfremd — Weltfreund. Von Franz Nicolaus Finck. Leipzig. C. G. Naumann. 1893.

Fischer. — Grundzüge einer Socialpädagogik und Socialpolitik. Von Professor Dr. Karl Fischer. Eisenach. M. Wilckens. 1892.

Fontane. — Frau Jenny Treibel. Roman aus der Berliner Gesellschaft. Von Theodor Fontane. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Freihold. — Gedanken und Empfindungen von Ernst Freihold. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Frenzel. — Frauenrecht. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

Friedmann. — Der Todesring. Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrten-Novellen für Ungelehrte von Alfred Friedmann. Fünfte Auflage.

— Derselbe. Kirchenraub. Falsche Freundschaft. Zwei Arbeiternovellen. Fünfte Auflage.

— Derselbe. Der letzte Schuß. Die Erzählung des Henkers von Bologna. Ein Kind seiner Zeit. Drei Novellen. Zweite Auflage. Leipzig, Philipp Reclam jr.

Fritz. — Zu Thal. Gedichte (dritte Sammlung) von S. Fritz. Leipzig. Karl Reißner. 1893.

Froitzheim. — Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen von Dr. J. Froitzheim. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1892.

Fuhr. — Strafrechtspflege und Socialpolitik. Ein Beitrag zur Reform in Strafgesetzgebung auf Grund rechtsvergleichender und statistischer Erhebungen über die Polizeiaufsicht. Von Dr. Karl Fuhr. Berlin. Otto Liebmann. 1892.

Fulda. — Das verlorene Paradies. Schauspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Gall. — Von der Fluth überholt. Sprachgemälde von Julius Gall. Zweite Auflage. München. Verlag „Gegen den Strom". 1893.

Gerland. — 1810—1860. Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte, nach den Erinnerungen und Aufzeichnungen des Generalmajors Gerland und anderen Quellen dargestellt von Otto Gerland. Kassel. Max Brunnemann. 1892.

Gottesheim. — Einsame Sterne. Epische und lyrische Dichtungen von Rudolf Freiherrn von Gottesheim. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Gravelius. — Plaudergänge im Weltall. Sammlung gemeinverständlicher naturwissenschaftlicher Vorträge von Harro Gravelius. I. Band. Berlin. P. Stankiewicz. 1892.

Grotowsky. — Der große Kaiser im Deutschen Lied. Ein Gedenkbuch für Schule und Haus von Paul Grotowsky. Leipzig. Deutscher Verlag (Gerhard Bauer).

Grun. — Neu überzogen von Gustav Legerlotz. Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing. 1892.

Güßfeldt. — Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen in den Jahren 1889 bis 1892. Von Paul Güßfeldt. Mit einem Porträt des Kaisers nebst eigenhändiger Unterschrift, 26 Heliogravüren und 152 Holzschnitten nach Originalzeichnungen Carl Saltzmann's, sowie einer Orientirungskarte. Zweite wesentlich vermehrte Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Güßfeldt. — An den Hochalpen. Erlebnisse aus den Jahren 1858—1885. Von Paul Güßfeldt. Mit vier Illustrationen in Lichtdruck. Dritte Auflage. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1892.

Guy Valvor. — L'Antipape par Guy Valvor. Paris. Albert Savine. 1892.

Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Wollmer und Hugo Hoffmann. 10. Heft: Miller, Dr. D., Römisches Lagerleben. Mit einem Lagerplan. 14. Heft: Ziegeler, Dr. Ernst, Aus Sicilien. Mit 5 Abbildungen und 2 Karten. Gütersloh. F. Bertelsmann. 1892.

Handbücher der königlichen Museen zu Berlin. Kunstgewerbl. Museum. Gold und Silber von Julius Lessing. Berlin. W. Spemann. 1892.

Heath's Modern-Language Series: Goethe's Faust. Edited by Calvin Thomas. Vol. I. Boston. D. C. Heath & Co. 1892.

Heiben. — Leitfaden der gesammten Düngerlehre und Statik des Landbaues von Prof. Dr. Eduard Heiden. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage umgearbeitet von Dr. Hermann Grafe. Hannover. Philipp Cohen (W. Berliner). 1892.

Helgel. — König Ludwig II. von Bayern. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte von Carl von Heigel. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.

Herrmann. — Mein Schutzengel. Novelle von Otto Herrmann. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 18 2.

Holländer Land. — Die heilige Ehe. Ein modernes

Digitized by Google

Schauspiel in 5 Akten. Von Felix Holländer und Hans Land. Berlin. S. Fischer. 1893.

Hopfen. — Verdorben zu Paris. Roman in 2 Bänden von Hans Hopfen. Zweite Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Hörmann. — Neue Gedichte von Angelica von Hörmann. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.

Hutschenreiter. — Kgl. Erzählung von Hans Hutschenreiter. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Jacobowsky. — Werther, der Jude. Moderner Roman von Ludwig Jacobowski. Berlin. Max Hoffschläger. 1892.

Jacot. — Im annectirten Lande. II. Serie: Protestler. Von Pfarrer Jacot. Metz. Deutsche Buchhandlung (Georg Lang). 1892.

Jungbans. — Die Brautschau. Roman von Sophie Jungbans. Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Kirchbach. — Miniaturen. Fünf Novellen von Wolfgang Kirchbach. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Klapp. — Unsere jungen Mädchen und ihre Aufgaben in der Gegenwart. Ein Buch für Eltern und Töchter. Herausgegeben von A. Klapp. Berlin. v. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1892.

Königsbrun-Schaup. — Neue Märchen. Von Königsbrun-Schaup. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Kreibig. — Seelenwanderungen. Psychologische Novellen und Legenden von Josef Clemens Kreibig. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

La Divina Commedia di Dante Alighieri riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Milano. U. Hoepli. 1893.

Le Parti des politiques au lendemain de la Saint-Barthélemy: La Molle et Coconat par Francis de Crue. Paris. E. Plon, Nourrit & Comp. 1892.

Lieder und Sprüche von Hedwig Kym und Dr. Meta von Salis-Marschlins. München. A. Buchholz. 1892.

Lindau. — Hängendes Moos. Roman von Paul Lindau. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender. 1893.

Lindenberg. — Berliner Polizei und Verbrechertum. Von Paul Lindenberg (Th. Reclam's Universal-Bibliothek, 2967/68). Leipzig. Th. Reclam jr. 1893.

Löwe. — Frau Jutta — Die Pfarrkind. Eine deutsche Volkssage. Epos von Fritz Löwe. Offenbach a. M. Verlag der Seibold'schen Buchdruckerei, A.-G. 1892.

Matthes. — Im großen Hauptquartier 1870/71. Feldbriefe in die Heimat von Dr. P. Matthes. Mit Illustrern von H. Albrecht. München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck). 1892.

Meinhardt. — Das blaue Buch. Novellen von Adalbert Meinhardt. Berlin. Gebrüder Paetel. 1892.

Mentad. — Hohenstaufe und Wittelsbach. Historisches Charakterbild in fünf Aufzügen von Dr. J. Mentad. München. A. Buchholz. 1882.

Merkens. — Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Jena. Hermann Costenoble. 1892.

Meyer. — Der internationale Geldmarkt (1889—1891). Eine wirthschafts- und finanzstatistische Studie von Dr. Moritz Meyer. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1892.

Molière's Meisterwerke. In deutscher Uebertragung von Ludwig Fulda. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1892.

Morgen. — Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande von 1889 bis 1891. Von E. Morgen. Mit Abbildungen, einem Porträt und einer Karte. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1893.

Müller. — Bilder aus der neueren Geschichte von E. Müller. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.

Müller-Grote. — Die Malereien des Huldigungssaales im Rathhause zu Goslar von Gustav Müller-Grote. Mit Illustrationen und Lichtdrucktafeln. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Negri. — Nel presente e nel passato. Profili e bozzetti storici del Gaetano Negri. Milano. Ulrico Hoepli. 1893.

Negri. — Segni dei tempi. Profili e bozzetti letterari del Gaetano Negri. Milano. Ulrico Hoepli. 1893.

Riffen. — Naribo. Dichtung nach einer nordischen Sage von Marie Riffen. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Nordau. — Entartung. Von Max Nordau. Erster Band. Berlin. Carl Duncker. 1892.

Novellen-Bibliothek der Illustrirten Zeitung. Sammlung ausgewählter Erzählungen. Zwölfter Band. Leipzig. J. J. Weber.

Ompteda. — Drohnen. Moderner Roman von Georg Freiherr von Ompteda (Georg Cigetstorff). Berlin. F. Fontane & Comp. 1893.

Panentinš. — Kurländische Geschichten von Th. H. Panentinš. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.

Peez. — Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Ammanns von Hartwig Peez. Aus seinem Nachlasse. Zweites und Schluß-Bändchen. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1892.

Peter. — Schiller's Leben. Der reiferen Jugend erzählt von F. Peter. Halle a. S. Max Niemeyer. 1892.

Pietsch. — Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren. Von Ludwig Pietsch. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Pohjel. — Der Kobelt Ehre. Roman von Ludwig von Pohjel. Mannheim. J. Bensheimer. 1892.

Prem. — Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur von Dr. S. M. Prem. Leipzig. Renger'sche Buchhandlung (Gebhardt & Willisch). 1892.

Rachel. — Plebejerblut. Moderner Roman von Paul Rachel. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1893.

Reder. — Wotan's Heer. Eine Wäre aus dem Odenwald von Heinrich von Reder. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Rethwisch. — Der Urgeist. Eine Dichtung von Ernst Rethwisch. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Reuter. — Die Parien und ihre Schriften von M. Reuter. Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1893.

Reynolds. — Zur Aesthetik und Technik der bildenden Künste. Akademische Reden von Sir Joshua Reynolds. Uebersetzt von Dr. Eduard Leisching. Leipzig. C. E. M. Pfeffer. 1893.

Ristelhuber. — Strassbourg et Bologne. Recherches biographiques et littéraires sur les étudiants Alsaciens immatriculés à l'Université de Bologne de 1289 a 1562 par P. Ristelhuber. Paris. Ernest Leroux. 1891.

Roberts. — Majestät. Roman von A. Baron von Roberts. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1893.

Rodenberg. — Klostermann's Grundstück. Von Julius Rodenberg. Zweite Aufl. Berlin. Gebr. Paetel. 1892.

Rosegger. — Allerlei Menschliches von P. K. Rosegger. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1892.

Roth. — Tote Blätter. Skizzen von E. Roth. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Ruckert. — Toganachtsbeichtl. Lustia und arnsta Gedichter nach fränkisch'n Gerald von Alois Joseph Ruckert. Siebente, vermehrte Auflage. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.

Saar. — Schloß Kostenitz. Novelle von Ferdinand von Saar. Heidelberg. Georg Weiß. 1893.

Savi-Lopez. — Alpensagen. Von Maria Savi-Lopez. Illustrirt von Carlo Chessa. Deutsch von Alfred Ruhemann. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1893.

Schanz. — Vierblättter. Zweihundert Sprüchtropfen von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1893.

Scheel. — Allerlei Schülerurbilder. Federzeichnungen für Schul- und Kinderfreunde von J. J. Scheel. Hamburg. Conrad Kloß. 1892.

Schmidt-Cabanis. — Lachende Lieder von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin. R. Boll's Verlag. 1893.

Schmitz. — Zwei dramatische Dichtungen als Vorschau in die Entwicklung der Menschheit. Von August Schmitz. Leipzig. J. C. Findel 1892.

Schnitzler. — Anatol. Von Arthur Schnitzler. Berlin. Bibliographisches Bureau. 1893.

Schomacker. — Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomacker. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1893.

Schreiber. — Una. Naturalistische Studien einer Ideastin. Von Clara Schreiber. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Schubin. — „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht." Novellen von Ossip Schubin. Dritte Auflage. Berlin. Gebrüder Paetel. 1893.

Schulze-Smidt. — In Moor und Marsch. Roman aus dem Jahre 1812 von Bernhardine Schulze-Smidt. Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing. 1893.

Seidel. — Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. X. Band: Der Schatz, und Anderes. Leipzig. A. G. Liebeskind. 1893.

Digitized by Google

Steinbach. — Gedichte von August Steinbach. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Stern. — Katechismus der Allgemeinen Litteraturgeschichte von Dr. Adolf Stern. Leipzig. J. J. Weber's Verlag. 1892.

Stern. — Nebensonnen. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Illustrirt von Ernst Schlemer und Willy Oertel. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1892.

Storm. — Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. Zweite Auflage. 8°. Berlin. Gebrüder Paetel.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. V. Die deutschen Fortunatus-Dramen und ein Kasseler Dichter des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Paul Harms. Hamburg und Leipzig. Leopold Voß. 1892.

Tolstoj. — Leo N. Tolstoj's Gesammelte Werke. Band V VI: Krieg und Frieden. Berlin. Richard Wilhelmi. 1892.

Trinius. — Aus grünen Bergen. Skizzen aus dem Thüringer Walde von A. Trinius. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1892.

Vacano. — Das Herz der Gräfin und andere Novellen von E. M. Vacano. Dresden und Leipzig. Verlag des Universum (Alfred Hauschild). 1892.

Vacano. — Die Seufzerbrücke und andere Novellen von E. M. Vacano. Dresden und Wien. Verlag des Universum (Alfred Hauschild).

Verding. — Wie die deutschen Theater die Kunst fördern. Studie über Eingang, Aufnahme und Aufführung der dramatischen Production an Provinzialbühnen und Centren. Mit einer statistischen Uebersicht von Otto Verding. Berlin. Rich. Heinrich. 1892.

Villamaria. — „Ueberall Dasselbe". Novellen von Villamaria. Berlin. Gebrüder Paetel. 1891.

Vincke. — Zwei westfälische Geschichten. Erzählt von Gisbert Frhr. Vincke. Münster i. W. E. Obertüschen's Buchhandlung. 1892.

Volkmann. — Bildliche Darstellungen zu Dante's Divina Commedia bis zum Ausgang der Renaissance von Dr. Ludwig Volkmann. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1892.

Walle. — Lynar's Briefwechsel mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen (1576 bis 1592) von Peter Walle. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1892.

Warncke. — Gedichte von Paul Warncke. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag 1892.

Warum schreien unsere Kinder? Ursachen und deren Beseitigung des oft unerklärlichen und störenden Schreiens der Kinder. Von einem Kinderfreund. Dresden. Verlag der Druckerei Gloß. 1892.

Weigand. — Essays von Wilhelm Weigand. München. Carl Merhoff's Verlag. 1892.

Weigand. — Rügelieder von Wilhelm Weigand. München. Carl Merhoff's Verlag. 1892.

Weiß. — Volkssitten und religiöse Gebräuche. Eine culturgeschichtliche Studie von Bruno Weiß. Bremen. J. Kühmann's Buchhandlung (Gustav Winter). 1892.

Welzhofer. — Geschichte des Orients und Griechenlands im sechsten Jahrhundert v. Chr. von Heinrich Welzhofer. Berlin. Oswald Seehagen. 1892.

Westermann. — Der Junker aus dem Lausen. Ein Lied vom Rheinfall. Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1892.

Whitmann. — Das Reich der Habsburger. Eine kritische Studie von Charakteren und Thatsachen von Sidney Whitman. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung von O. Th. Alexander. Berlin. Carl Ulrich & Comp. 1892.

Windeck. — Im Spiegel der Zeit. Ein heimatlicher Liederstrauß von Hans von Windeck. Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1892.

Woenig. — Eine Pußtenfahrt. Bilder aus der ungarischen Tiefebene von Franz Woenig. Illustrirt von A. Klamroth. Leipzig. Karl Jacobsen.

Woermann. — Zu Zweien im Süden. Dichtungen von Karl Woermann. Dresden. L. Ehlermann. 1892.

Wolf. — Geschichten aus Tirol. Von Carl Wolf. Mit einem Vorwort von P. K. Rosegger. Innsbruck. A. Edlinger's Verlag. 1892.

Wundt. — Hypnotismus und Suggestion von H. Wundt. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1892.

Ziegler. — Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von Johannes Ziegler. Berlin. Verlag des Vereins der Bücherfreunde. 1892.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google